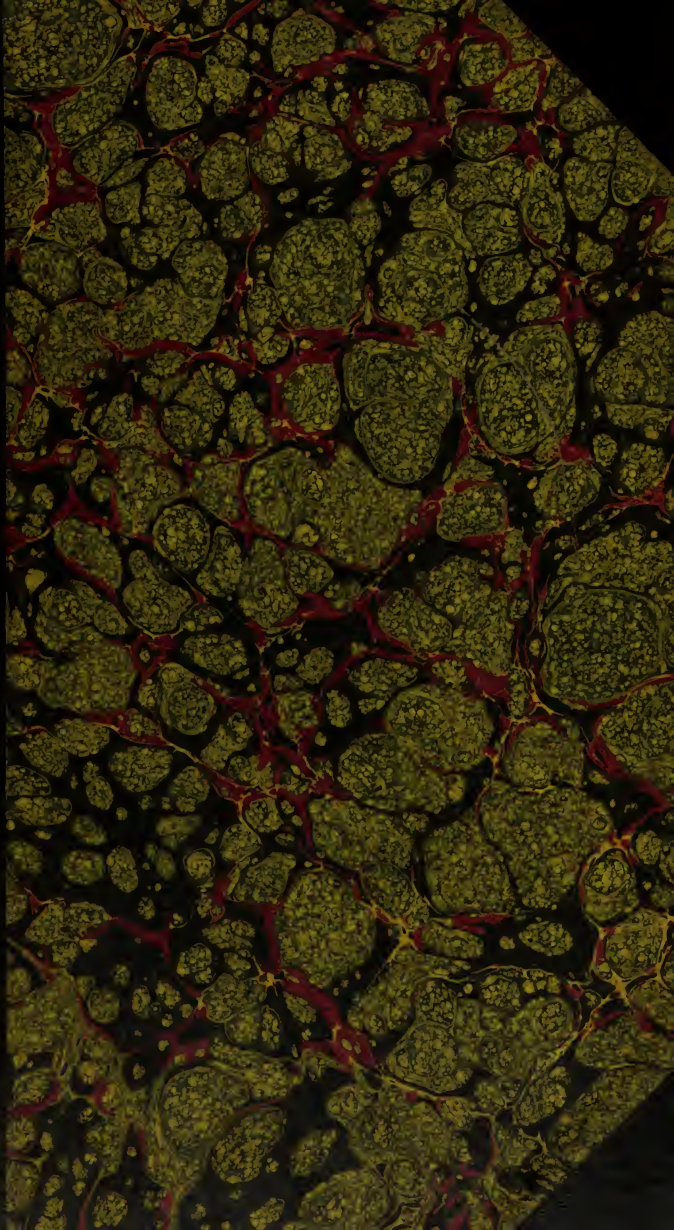


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received Dec. 1886.
Accessions No. 32907 Shelf No.

Deutſche Rundſchau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XLIV.

(Juli — Auguſt — September 1885.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amſterdam, Seyffardt'ſche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Baſel Louis Jenke's Buchh. — Boſton, Carl Schoenhof. — Brüſſel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapeſt, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobſen & Co. — Bukareſt, Sotſchek & Co. — Capſtadt, Michaelis & Braun. — Chriſtiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univerſitäts-Buchhandlung. — Konſtantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoeſt & Sohn. Milh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleſchal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobſen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'ſche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. New-York, Guſtav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Weſtermann & Co. — Odeſſa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fiſchbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Piſa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mozeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Waſſermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loeſcher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Milh. & D. Barkhaus. — Santiago, Inghirami & Brandt. — Stockholm, Samſon & Wallin. — Tanunda (Süd-Auſtralien), F. Baſedow. — Tiflis, C. Baerenſtamm. — Tolis, H. Ahrens & Co. — Valparaiſo, Inghirami & Brandt. — Warſchau, E. Wende & Co. — Wien, Milh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. Manz'ſche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchhandl. — Zürich, C. M. Ebell. Orell Füßli & Co., Sortiment (Albert Müller).

AP30
.N45
v.44

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierunddierzigsten Bande (Juli — September 1885).

		Seite
I.	„Gloria victis!“ Roman von **Ossip Schubin.** Drittes Buch. Viertes Buch I.—V.	1
II.	Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie. Mitgetheilt von **Albert Duncker.** I.	42
III.	Mommsen's Römische Geschichte. Von **Julian Schmidt.**	66
IV.	Die Verlegung des wirthschaftlichen Schwerpunktes. Von **F. X. von Neumann-Spallart**	81
V.	Gedächtnißrede auf Gustav Nachtigal. Gehalten von **Paul Güßfeldt** am 17. Mai 1885	103
VI.	Zur Baugeschichte von Florenz. Von Dr. **Otto Hartwig**	115
VII.	Die deutsche Seewarte. Von **Rees von Esenbeck,** Corvetten-Capitän a. D.	126
VIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Kraufe**	138
IX.	Zur Erinnerung an Ferdinand Hiller	149
X.	Politische Rundschau	150
XI.	Neuere Bismarck-Schriften	156
XII.	Literarische Notizen	159
XIII.	Bibliographie	160
XIV.	„Gloria victis!“ Roman von **Ossip Schubin.** Viertes Buch. VI.—XV. (Schluß.)	161
XV.	Ueber die Convention in der französischen Literatur. Von **Karl Hillebrand**	196
XVI.	Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie. Mitgetheilt von **Albert Duncker.** II.	209
XVII.	Rußland und England. Von **F. Heinr. Geffcken.** I.—V.	225
XVIII.	Goethe und Frau von Stein. Von **Erich Schmidt.**	256
XIX.	Eugen Neureuther. Eine Künstler-Biographie. Von Dr. **A. Schricker**	269

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Ein deutscher Gelehrter in Ungarn. Von Prof. Dr. **Oskar Asbóth**	288
XXI.	Aus dem Londoner Musikleben. Von **Theodor Krause**	296
XXII.	Die Goethe-Gesellschaft. Von **Otto Brahm**	302
XXIII.	Politische Rundschau	306
XXIV.	Dr. **Adolf Sydow**	313
XXV.	Die Londoner Gesellschaft	316
XXVI.	Literarische Notizen	318
XXVII.	Bibliographie	320
XXVIII.	Die vier Büßerinnen. Novellette von **Hans Hoffmann**	321
XXIX.	Friedrich der Große in seinem Verhältniß zu der Philosophie seiner Zeit und der Vorzeit. Von **E. Zeller**	336
XXX.	George Eliot. Von **Lady Blennerhassett**	362
XXXI.	Rußland und England. Von **F. Heinr. Geffcken.** VI.—VIII.	385
XXXII.	Johann Gutenberg und die Erfindung der Typographie. Von Prof. Dr. **F. X. Kraus**	410
XXXIII.	Ein Kindheitsidyll aus dem neueren Ungarn. Von **Ferd. Laban**	425
XXXIV.	Zu Salvatore Farina's „Corporal Sylvester"	452
XXXV.	Gordon's Tagebuch während der Belagerung von Khartum. Von **Albert M. Selß**	454
XXXVI.	Politische Rundschau	465
XXXVII.	Briefe über die neuere philosophische Literatur. Von **Georg von Gizycki.** I.	471
XXXVIII.	Ein französisches Werk über die deutsche Caricatur	475
XXXIX.	Literarische Notizen	477
XL.	Bibliographie	480

„Gloria victis!“

Roman

von

Ossip Schubin.

Drittes Buch.

I.

Schellengeklingel ... scharfer Hufschlag von fünf Goldfüchsen, die weit ausgreifend mit ihren leichten Füßen die Erde kaum berühren ... hartes Wagengerassel und eine hochaufgewirbelte Staubwolke, — Oswald Lodrin's Fünferzug, der in rasendem Tempo um eine Ecke in dem altmodischen Rautschiner Straßengewinkel biegt. Die Leute laufen zusammen, zwei fensterputzende Dienstmädchen beugen sich lebensgefährlich vor, um dem lustigen Gefährt nachzusehen, — zwei aus der Schule heimkehrende Buben bleiben stehen, geben mit kindischer Unbefangenheit ihrem Beifall Ausdruck, schwenken die Mützen und jauchzen. Freundlich lachend nickt ihnen Oswald zu. Ein glückliches Licht glänzt in seinen Augen, eine weiße Rosenknospe schimmert in seinem Knopfloch. Sein Schwiegervater in spe sitzt neben ihm auf dem Kutschbock, Georges auf dem Rücksitz.

Es ist der Tag vor den Landtagswahlen; Oswald, der soeben aus dem Rautschiner Schloß kommt, wo er verabredeter Maßen seinen Onkel abgeholt hat, um mit ihm auf die Bahn zu fahren, hat die Gelegenheit nicht versäumen können, seiner Braut den neuen Fünferzug vorzuführen. Lustig und beinahe festlich, als ging's zu einem Rennen anstatt zu einer Bahnstation, fliegen die fünf Pferde die Straße entlang — klick, klack, — klick — klack!

„Wir haben Eile, das Signal ist schon aufgesteckt,“ bemerkt Georges, sich etwas von seinem Sitz aufrichtend und durch die helle Luft zur Station hinüberzwinkernd.

„In der That — ist mir unbegreiflich!“ meint Oswald.

„Du hast so lange Zeit zum Abschiednehmen gebraucht,“ neckt ihn Georges. „Sieh' um zu, daß wir den Zug nicht versäumen; das Wohl der Monarchie hängt davon ab.“

„Hab' keine Angst," beschwichtigt ihn Oswald; „'s ist zwar ein Eilzug, aber wenn er uns kommen sieht, so wartet er doch!"

„Richtig! Ich bin ja in Oesterreich," lacht Georges und zuckt die Achseln.

Wie die Vögel gleiten die Goldfüchse dahin zwischen der uralten Pappelallee. Die Sonne glänzt auf dem einfachen, knappen Geschirr, auf der atlasglatten Haut der Pferde, lustige weiße und blaue Falter flattern über die ersten Armensünderblumen am Wegsaum. Wenige Minuten später hält Oswald vor dem, der österreichischen Manier gemäß, im häßlichen Schweizervillenstil erbauten Stationsgebäude.

„Sapristi! Der fährt auch zu den Wahlen," ruft Georges aus, da er Capriani's Equipage bemerkt.

„Na, der wird sein Licht nicht unter den Scheffel stellen," grollt Truyn.

„Und ich habe ganz vergessen, uns ein Coupé reserviren zu lassen! Hast Du daran gedacht, Onkel?" frägt Oswald.

„Nein."

Die Zeit drängt. Oswald's Jäger eilt, um die Billette zu nehmen — wie die Herren einsteigen wollen, stellt es sich heraus, daß sich in dem einen Coupé erster Classe eine Dame mit einer kranken Tochter befindet, während das andere von den beiden Capriani's, Vater und Sohn, besetzt ist.

Große Verlegenheit — Verdruß — die drei Herren, etwas hinter ihnen die beiden Jäger mit allerhand Reisenecessairs, Staubmänteln ꝛc. beladen, dazu Stationschef und Conducteur, stehen berathschlagend vor dem geduldig wartenden Eilzug.

„Ja, wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte, Herr Graf," entschuldigt sich der Stationschef ... „ich hätte freilich daran denken können, daß morgen die Wahlen sind ..." und er klopft sich auf die Stirn — „es bleibt absolut nicht die Zeit, einen Waggon anhängen zu lassen!"

Das dritte Läuten schwirrt durch die Luft ... der Conte Capriani steht in der offenen Coupéthür und grinst einladend zu den Herren herüber.

Phlegmatisch lächelnd schiebt Georges seine Virginia aus dem rechten in den linken Mundwinkel.

„Schließen Sie uns ein beliebiges leeres Coupé zweiter Classe auf," ruft Truyn finster, die Stirn runzelnd.

„Habe leider auch kein völlig leeres," erklärt der Conducteur; „aber dieser Herr steigt in der dritten Station aus."

„'s ist der Ochsenhändler aus Kamnitz," flüstert Oswald, nachdem er einen flüchtigen Blick in das Coupé geworfen, mit einer muthwilligen kleinen Grimasse seinem Onkel zu. Unbeirrt steigt dieser ein. Was soll ihn denn ein Ochsenhändler geniren? Er erinnert sich dessen sogar, ihn schon früher gesehen zu haben und knüpft ein Gespräch über die neuesten Fleischpreise mit ihm an — ein Gespräch, dem sich Oswald, der in allen landwirthschaftlichen Dingen ungemein orientirt ist, anschließt. Wie der Ochsenhändler aussteigt, ist er entzückt von der Leutseligkeit der Herrschaften, und überzeugt davon, daß man ihren Hochmuth fabelhaft übertreibt.

„Wenn das Coupé nur nicht so abscheulich nach heißem Leder röche!" ruft

Truyn, nachdem sich der Händler entfernt hat, ärgerlich aus — „und eine Cigarre hat der Mensch geraucht —“

„Daß unsereins in die Zweite einsteigt, um vor einem Börsianer zu flüchten, kömmt heutzutage öfters vor,“ sagt Georges, „ich frage mich nur, wann die Civilisation soweit gediehen sein wird, daß ein Börsianer sich in die Zweite stürzt, um uns auszuweichen!“

„Glaub' nicht, daß wir das erleben,“ sagt Oswald.

„Die Insolenz dieser Leute wächst ganz riesig,“ warnt Georges.

„Ist unsere Schuld, hätten wir nicht mit ihnen um das goldene Kalb getanzt, so würden sie sich jetzt nicht so breit machen,“ sagt Truyn sehr herb — „denkt an 73!“

„Hm! unser Götzendienst in der Richtung war einigermaßen naiv,“ sagt Georges humoristisch; „das goldene Kalb hat sich so dankbar für unsere Huldigungen gezeigt.“

„Sehr!“ brummt Truyn, „ich hab' mich diesen Huldigungen nicht angeschlossen, aber geschämt habe ich mich! Nun, lassen wir das gut sein. Darf denn übrigens der Capriani schon wählen? Er besitzt ja Schneeburg noch kein Jahr.“

„Gewiß nicht, aber hat er nicht ein anderes Gut in Nordböhmen?“ meint Georges.

„Ach, richtig,“ sagt Truyn. „Hm! . . . er wählt wohl mit den Liberalen?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach,“ erwidert Oswald, „tous les républicains ne sont pas canaille, mais toute la canaille est républicaine!“

„Ich glaube nicht, daß Capriani eo ipso zu den Liberalen gehört,“ wirft Georges ein; „meines Wissens hat er noch vor Kurzem mehreren Damen aus dem Faubourg St. Germain große Summen für kirchliche Zwecke zur Verfügung gestellt!“

„Das war, als er für den Jockey candidirte,“ entgegnet Oswald. „Man hat mir die Sache erzählt. Seitdem er blackboulirt worden ist, hat sich die Geschichte geändert. In Schneeburg baut er confessionslose Schulen und befaßt sich, wie ich höre, überhaupt sehr viel mit der allgemeinen Aufklärung.“

„Der Teufel hole mir diese allgemeine Aufklärung!“ stöhnt Truyn.

Oswald zuckt die Achseln. — „Ich werd' ihr keine Thräne nachweinen,“ sagt er, „hab' mich auch in dem ersten Taumel meiner Beglückungsversuche dafür interessirt, bis ich entdeckte, welch' armselige Sache sich hinter dem schönen Wort versteckt — allgemeine Vertheilung alter ranziger Bildungsbrocken, an denen sich das Volk Indigestionen holt, die mitunter in ein Gallenfieber ausarten. Den Horizont erweitert diese Art Wissens den Leuten doch nicht — sie reißt höchstens Löcher in ihre Illusionen.“

„Den Horizont erweitern — das fehlte noch!“ sagt der reactionäre Truyn. „Meiner Ansicht nach ist ein beschränkter Horizont für das Volk geradezu eine Bedingung des Glücks.“

„Mein Lieber, wenn Du solche Ansichten vertreten willst!“ ruft Georges halb lachend, halb entrüstet.

„Ach was, meine Ansichten stützen sich auf jahrelange Erfahrungen,“ be-

hauptet Truyn, „ich habe mein ganzes Leben lang auf dem Lande gelebt und kenne mein Volk besser, als so ein Herr Capriani, der da plötzlich von wer weiß wo herumtergeschneit kommt. Wir brauchen ein zufriedenes, gutgenährtes, warmgekleidetes Volk — ein Volk, das am Feierabend herzlich mit seinen Kindern tändelt, am Sonntag Vormittag andächtig in die Kirche geht und am Sonntag Nachmittag nicht zu viel raisonnirt."

„Ja, gewiß," bekräftigt Georges. „Ihr braucht vor allem Andern ein Volk, das Euch nicht in Eurem friedlichen Lebensgenusse stört. Das steht fest!"

„Ich bin ganz objectiv," versichert Truyn mit Ueberzeugung und Würde. „Sobald man mir beweist, daß das Gebahren dieser Herren Unruhstifter das Glück der Massen fördert, so strecke ich vor ihnen die Waffen."

„Glück! — Glaub's nicht recht, daß das Glück der Massen den Herrschaften gar so sehr am Herzen liegt, wie sie dergleichen thun," sagt Oswald, aus seinem Notizbuch aufblickend, in das er soeben mit großem Eifer hineinzukritzeln begonnen hat. „Das Glück ist immer conservativ, das würde ihnen nichts nützen. So gut ich's beurtheilen kann, ist's ihnen besonders darum zu thun, die Unzufriedenheit des Volks wach zu reizen." Damit beugt er sich von Neuem über sein Notizbuch. Seine Dichtung scheint ihm nicht recht von Statten zu gehn.

„Da hast Du recht!" ruft Truyn beifällig. „Die Unzufriedenheit des Volkes erwecken, darnach zielt ihr Streben. Die Unzufriedenheit des Volkes ist das große Werkzeug der ganzen Partei, und sie werden so lange daran herumschärfen, bis sie sich eines schönen Tages die Finger daran zerschneiden. Geschieht ihnen recht."

„Verurtheile die Abarten der Species, so viel Du willst," entgegnet Georges, „immerhin mußt Du anerkennen, daß die moderne Demokratie der Menschheit große Dienste erwiesen hat."

„Verité de monsieur de La Palisse!" murmelt Oswald, ohne aufzublicken.

„Bleib mir vom Leib' mit Deiner modernen Demokratie, ich habe sie in Frankreich kennen gelernt, Deine moderne Demokratie," donnert Truyn im höchsten Affect. Er schöpft einen tiefen, schaudernden Athemzug, steckt sich eine Cigarre an und sieht zum Coupéfenster hinaus, offenbar, um sich durch den Anblick seines heißgeliebten Vaterlandes von seinen politischen Sorgen zu zerstreuen.

Dies gelingt ihm jedoch durchaus nicht, denn, eh' nur eine Minute verflossen ist, wendet er sich schon wieder gegen Georges um, und ruft ingrimmig: „Ich freu' mich auf die nächste Generation, ich freu' mich auf ein Volk von ungebildeten Atheisten. Ich wünsche den Herren Unruhstiftern zur Strafe für das, was sie in dieser Generation angerichtet haben, nichts, als daß sie die nächste Generation regieren sollen."

„Ich glaube, sie wünschen sich selber nichts Besseres," sagt Oswald lächelnd.

„Das ist freilich wahr — sie kämpfen doch nur um die Oberherrschaft," brummt Truyn.

„Verzeih' mir, lieber Freund, für was kämpft denn Ihr?" frägt Georges.

„Für was wir kämpfen?" wiederholt Truyn und mißt ihn mit einem mitleidigen Blick ... „für was wir kämpfen? — Ich will Dir's sagen, für Kaiser und Vaterland, das heißt für die Ordnung, für das Recht, für den An-

stand der Monarchie, für die Heiligkeit der Familie, für die Pflege des Schönen und Edlen, für den ganzen Schatz von menschlichen Errungenschaften, den wir von der Vergangenheit übernommen haben und der Zukunft zu hüten verpflichtet sind — mit einem Wort, Georges — wir vertheidigen die Civilisation!“

„Schallender Applaus rechts — Oho! links, Redner wird beglückwünscht!“ scherzt Georges, dann sich zu Oswald wendend, der noch immer in seinem Notizbuch herumkritzelt, bemerkt er: „Wenn ich nicht irre, so hast Du Dich befleißigt, die Rede Deines Onkels zu stenographiren. Wir werden sie Otto Ilsenbergh schicken, sie wird ihm Freude machen.“

„Unsinn!“ sagt Oswald, „ich notire ein Telegramm.“

„In Versen?“ frägt Georges mit unschuldiger Miene.

„Georges! Ich erlaube mir als Familienoberhaupt um etwas mehr Respect zu bitten,“ lacht Oswald, ihm mit dem Finger drohend.

„Nun, ich dachte nur, weil Du gar so viel daran herumbesserst,“ erwidert Georges.

„Die Sache hat ihre Schwierigkeiten. Es handelt sich mir darum, daß mich Gabrielle verstehen möge, und die Telegraphenbeamten nicht. Ich bring's nicht zusammen.“

„Wenn Du Dich mit einem Glas Sherry stärken möchtest,“ proponirt Georges, indem er einen appetitlichen kleinen Victualienkorb aus dem Hutnetz herunterlangt, eine Flasche und drei Gläser auspackt.

Der Wein übt eine entschieden einschläfernde Wirkung auf die drei Reisegenossen. Die politischen Aufregungen Truyn's haben sich gelegt, und nachdem sie auf eine bessere Zukunft angestoßen, lehnen sich alle Drei stumm Jeder in seine Ecke zurück.

Truyn denkt an die liebe kleine Mittheilung, die ihm seine Frau heute ins Ohr geflüstert, als er früh — ganz früh mit ihr durch den Park wanderte, während die ersten schrägen Sonnenstrahlen durch die Büsche brachen und der Morgenthau auf den Wiesen blitzte. „Die ganze Erde sieht aus, wie von Freudenthränen verklärt,“ hatte seine junge Frau ihm zugeflüstert und gleich darauf selig in seine Schulter hinein geschluchzt und ihn gebeten, ihr eine große — „eine wirklich große Summe“ von ihrem Gelde zu geben, auf daß sie armen Leuten ein Vergnügen machen könne damit.

Dann verschleiern sich seine Gedanken: das schrille Durcheinander von Eisenbahnglocken und Locomotivpfeifen, schnarrenden Conducteurstimmen und dumpfem Wagenrasseln rückt immer weiter in die Ferne, die letzten Eindrücke verblassen, anstatt der Erinnerung an den grünen Park von Rantschin gleitet ein grauer römischer Straßenwinkel durch seine Seele und ein Zug vermummter Fackelträger, die einen Sarg begleiten, — dann wechselt das Bild, der römische Straßenwinkel verwandelt sich in eine hohe Halle von so tragischem Ernst, daß die Sonnenstrahlen ihr Lächeln verlieren, eh' sie durch die hohen Fenster dringen und, blaß und traurig durch die Dämmerung schwebend, zu Füßen von uralten Standbildern dahin sterben. Erstaunt blickt er um sich, frägt sich, wo er sich befindet, ob in der Mediceergruft, ob zwischen den Grabmälern der schwermüthig grauen Kirche von Santa Croce — doch nein! jetzt besinnt er sich — der

Bargello ist's und der weiße Marmor, welcher dort so lebens- oder vielmehr so todeswahr und schauerlich schön aus dem weihevollen Halblicht entgegenleuchtet, lang hingestreckt mit festen, fast scharfen Contouren und der edlen Magerkeit energisch feuriger Jugend — das ist der todte Adonis von Michel Angelo — die idealste Verkörperung des in seiner Blüthe geknickten Menschenfrühlings. — Und plötzlich huscht's wie Rauch und rothes Lichtgeflacker um das weiße Bildwerk — die vermummten Fackelträger stehen daneben, schwermüthige Trauerchöre durchtönen die Halle — wer ist's, der dort liegt, zwanglos hingestreckt mit dem unbeschreiblichen Zauber einer schönen jungen Leiche, die der Tod plötzlich aus dem Leben herausgerissen, eh' das Gift der Krankheit an dem armen Körper gezehrt und ihn verunstaltet hat? . . .

Truyn zuckt zusammen, erwacht, sein Herz klopft ihm bis in den Hals hinauf — mein Gott! wie hat er nur etwas so Entsetzliches träumen können! Da sitzt Oswald ihm gegenüber, die Augen halb geschlossen, eine verglimmende Cigarette in der Hand. Sein Gesicht trägt den eigenthümlichen Ausdruck absoluter Befriedigung, den man so oft an Leichen beobachten kann, den jedoch außer den Todten nur die wenigen Gottbegnadeten tragen, welchen es vergönnt war, den Himmel auf Erden zu schauen! — Truyn kann ein Gefühl peinlicher Beängstigung nicht überwinden.

„Ich bitte Dich, Ossi, mach' die Augen auf," ruft er.

„Was gibt's?" frägt Oswald unbefangen.

„Nichts," sagt Truyn, „nur . . ." In demselben Augenblick hält der Zug.

„Pernik!" schreit der Conducteur, „zehn Minuten Aufenthalt!" worauf er die Coupéthür öffnet und die Herrschaften unterthänigst frägt, ob es nicht gefällig wäre, in ein anderes Coupé zu steigen?

II.

Pernik ist ein Knotenpunkt von mehreren Bahnlinien; zwei Züge, die, aus verschiedenen Bädern kommend, hier auf den Anschluß des Prager Zuges warten, laden in Pernik ihre Last von Badegästen aus, die die Cur bereits absolvirt haben. Damen mit welken Gesichtern und welken Blumenbouquets irren durcheinander, suchen irgend ein unfindbares Handgepäckstück, oder ihre Kammerjungfer; Männer kauen mit vollen Backen, vergessen über dem ersten Schinkenbrödchen mit Wonne die diätetischen Beschränkungen, in welche sie sich die Zeit der Curdauer über fügen mußten; die Locomotiven dampfen und zischen wie große Ungeheuer, die bei einem Wettlauf den Athem verloren haben, die Sonnenstrahlen brechen sich an den flachen Dächern der Waggons — die ganze Atmosphäre riecht nach Kohlenstaub und heißem Eisen.

Ringsum herrscht ein Gepolter von beladenen Handwagen, die über die Schienen gerollt werden — von Waggons, die die Linien wechseln, Frischwasser- und Perniker Bierverkäufer und Zeitungsausträger preisen ihre Waaren an.

Von dem dienstbeflissenen, voraneilenden Conducteur geleitet, von den das Handgepäck nachschleppenden Jägern gefolgt, wandern die drei Conservativen durch den allgemeinen Wirrwarr und stoßen plötzlich beinahe mit einem jungen Manne zusammen, der, die Hände in den Taschen seines Lodenrocks, so kerzen-

gerade, ohne je nach rechts oder links ab- oder auszuweichen, durch die Menge schreitet, wie die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau.

„Pistasch!“ ruft Oswald.

„Ah! Ich dachte mir's, daß ich Euch irgendwo treffen würde.“

Dann plaudern sie Alle durcheinander und fragen Das und Jenes. Plötzlich wendet sich Pistasch: „Guten Tag!“ ruft er dem Conte Capriani zu, der ihm mit großer Verbindlichkeit und ausgestreckter Hand entgegen kommt.

Oswald und Truyn halten sich sehr steif, sehen sehr gerade vor sich hin und schreiten an Pistasch und Capriani vorüber in ihr Coupé.

„Ich begreif' den Kamenz nicht,“ sagt Truyn, nachdem sie sich installirt haben, während Georges sich ein Glas Perniker Bier in das Coupé reichen läßt — Oswald aber, beide Ellenbogen auf der Fensterbrüstung, die Conferenz zwischen Pistasch und dem Börsianer aus der Vogelperspective beobachtet.

Das dritte Läuten schwirrt durch die Luft — Börsianer und Edelmann nehmen mit einem Händedruck Abschied, worauf Pistasch mit der Frage: „Habt Ihr Platz für mich?“ an das Coupé der drei Conservativen herantritt.

„Platz hätten wir schon, aber wir wissen nicht recht, ob wir Dich bei uns aufnehmen sollen — Du Renegat!“ ruft Oswald ihm lustig zu, indem er den Arm hinausstreckt, um den Riegel der Coupéthür aufzuschieben. „Fährst Du auch zu den Wahlen nach Prag?“

„Nein,“ sagt Pistasch träge — „das könnt' mich haben bei der Hitze. Ich fahr' zu dem Rennen — aber ich werd' wählen!“

„Heutzutage darf man die Sache wirklich nicht mehr derartig auf die leichte Achsel nehmen,“ sagt Truyn steif, — „die Zeiten werden ernst!“

„Bah! mir ist's Wurst, wer im Reichsrath drinnen sitzt — er existirt in Oesterreich ohnehin hauptsächlich nur für die Journalisten,“ gibt Pistasch gleichmüthig zur Antwort.

Noch vor wenigen Jahren hat Truyn selber den Reichsrath als einen Circus für politische Akrobaten definirt — nun aber gewinnen seine politischen Ansichten von Tag zu Tag an Consistenz.

Interesse an der Politik kommt Männern seiner Art meistens zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahr — um dieselbe Zeit, wo ihr Geschmack am Champagner dem am Bordeaux zu weichen beginnt. Die Menschen incliniren fast alle um zwei verschiedene Perioden herum zur Politik — in ihrem Lebensfrühling und in ihrem Lebensherbst.

Das, worüber Truyn noch vor zehn Jahren spöttelte, ist ihm heute heiliger Ernst. „Man muß doch seinem Vaterlande gegenüber seine Ueberzeugung vertreten!“ ruft er aus.

„Hat denn wirklich noch Jemand Ueberzeugungen, politische mein ich?“ frägt Pistasch, „meine Ueberzeugung ist: mit uns geht's zu End' — aber so lang ich leb', wird's schon noch dauern — das Weitere ist mir gleichgültig!“

„So lautet also Dein neuestes Credo?“ ruft Truyn entrüstet.

„'s ist ein sehr altes Credo, Onkel,“ meint Georges, „wenn ich nicht irre, war's der Fundamentalglaubensartikel jenes melancholischen Allonge-Perücken-

Salomon's, der in Frankreich unter der Regierung Voltaire's allerhand unheilige Allotria trieb . . . Après nous le déluge!"

„Ludwig XV. meinst Du?" frägt Truyn.

Pistasch aber sagt: „Du bist schauderhaft gelehrt geworden im Auslande, Georges — — mir scheint, Du bereitest Dich vor, in dem socialen Kataklysma, das uns in Aussicht gestellt wird, Deine interessante Persönlichkeit als Geschichtsprofessor zu verwerthen."

Indessen rasselt der Zug weiter — vorbei an Hutweiden, die von schmalen Wassergräben durchfurcht sind, an Rübenfeldern mit welkenden Blättern, an Dörfern mit zerzausten Strohdächern und zusammenbrechenden Kieferholzzäunen, auf denen rothe und blaue Wäschestücke trocknen und hinter denen Sonnenblumen mit gelben Strahlen um pechschwarze Sammtgesichter blühen. Nirgends eine Spur von romantischer Ueberschwänglichkeit, weder in Bezug auf Berge, Wässer noch Vegetation, überall eine Art nüchterner, kleinbürgerlicher Brauchbarkeit.

Eine staubweiße Straße krümmt sich zwischen dünnstämmigen Zwetschenbäumen hin und her, ein kleines Zeltwägelchen, mit zwei durstig die Zungen herausstreckenden Kötern bespannt, holpert darüber hin, inmitten eines Kleefeldes hält ein Arbeiter, vom Anblick des vorüberjausenden Zuges magnetisirt, im Mähen inne und gafft mit weit aufgesperrtem Munde der Eisenbahn nach.

Truyn hat sich in die Lectüre einer „Presse" vertieft, die er mit beiden Händen vor sich ausgebreitet hält. Oswald, Georges und Pistasch haben indessen auf einem über ihre Knie ausgebreiteten Plaid einen Spieltisch improvisirt und eine Partie Tarok begonnen.

„Was gibt's denn Neues, Onkel?" frägt Oswald die Karten mischend.

„Die Einfuhr von Hadern und Lumpen in die österreichischen Häfen ist verboten und in Rußland ist irgendwo ein Jude erschlagen worden," antwortet Pistasch aus dem Stegreif, während Truyn, in seine Lectüre vertieft, die Frage überhört hat.

In diesem Moment entgleitet die Zeitung seinen Händen.

„Was hast Du?" fragen die jungen Leute.

„Wips Seinsberg ist plötzlich gestorben!" ruft Truyn.

„Armer Teufel!" sagt Oswald mit dem allgemein gehaltenen Mitleid, das man Leuten entgegenbringt, die Einem nicht besonders sympathisch waren. „Es war ein guter Kerl — aber nicht sehr charakterfest . . .! Seit seiner Heirath bin ich übrigens nicht viel mit ihm zusammengekommen."

„War er denn verheirathet?" frägt Truyn, welchem Wips Seinsberg im Auslande einigermaßen aus den Augen gekommen ist.

„Der hat in die Finanz geheirathet," sagt Oswald kurz.

Merkwürdig! In anderen Ländern heirathen die Töchter der Finanz in den Adel — in Oesterreich heirathen die Söhne des Adels in die Finanz!

„In die Finanz?" wiederholt Truyn gedehnt und Pistasch frägt: „An was soll er denn gestorben sein?"

„'s ist nicht näher angegeben," sagt Truyn, die Notiz in der Zeitung noch einmal prüfend.

„Hm! . . . das scheint verdächtig!" sagt Pistasch.

III.

Die Wahlen sind vorüber. Pistasch hat allen bürgerlichen Großgrundbesitzern die Hände gedrückt und überhaupt in der hochmüthigen Familiarität, mit welcher er naive bürgerliche Herzen zu bezaubern versteht, das Erstaunlichste geleistet. Truyn hat sich von politischen Glaubensgenossen über die böhmischen Zustände unterrichten lassen und Oswald sehr viele herzliche Gratulationen entgegen genommen. Er ist eine von jenen allgemein beliebten Persönlichkeiten, vor denen selbst Neid und Mißgunst die Waffen strecken. Seine Lebensbahn hat bis heute dem Triumphzug eines jungen Königs geglichen — wo er sich zeigt, wird illuminirt und werden ihm Blumen gestreut.

Nach den Wahlen ist Truyn mit einigen, nach langer Zeit wiedergefundenen alten Fremden zu dem Bignon von Prag diniren gegangen — Georges, Pistasch und Oswald haben im „schwarzen Roß“, dem Hôtel, in welchem sie abgestiegen sind, die Mahlzeit mit jugendlicher Lieblosigkeit abgefertigt. Dann hat sich Georges aufgemacht, um in verschiedenen Winkeln von Prag alte Erinnerungen aufzustöbern. Denn, wenn Oswald's Vater stets in Wien sein Winterquartier aufzuschlagen pflegte, so hatte im Gegentheil der jüngere, ärmere Bruder seine Residenz in der verhältnißmäßig bescheidenen Moldaustadt.

Den Zuckerbäcker, bei dem er die ersten Schulden gemacht, sucht er auf, wandert träumerisch durch die grauen Höfe des alten Gymnasiums, in dem er, da die Hofmeister nicht mehr mit ihm fertig zu werden vermochten, die letzten zwei Jahre öffentlich studirt hat, schreitet über die malerische Carlsbrücke auf die Kleinseite hinüber — die uralte Kleinseite, das Prager Adelsviertel, welches der Kaiserburg fromm und andächtig zu Füßen kauert, wie ein grauhaariges Kind, das noch immer an Märchen glaubt. Dort, auf einem der unregelmäßigen schiefwinkligen Plätze, zwei langen, schmalen Kirchenfenstern gegenüber, steht der kleine Palast, in dem Georges seine Knabenjahre verbracht, und den sein Vater schließlich an einen reichen Essigfabrikanten verkauft hat. Er erkennt das hübsche kleine Palais kaum mehr, — die alten Stuccaturen sind grell rosa getüncht, und ein Selchfleischhändler hat seinen Laden im Erdgeschoß.

„Tempora mutantur!“ murmelt Georges. — —

— — —

Bei herabgelassenen Rouleaux in einem großen, verhältnißmäßig kühlen Zimmer, mit grau umwölkten Spiegeln in abgenützten Goldrahmen, messingbeschlagenen Commoden und grünen Sammetmöbeln, liegt Oswald in einem Fauteuil und lacht lustig über ein etwas verfängliches Abentener, welches ihm Pistasch aus seiner allerjüngsten Vergangenheit erzählt.

Jetzt ist Pistasch an eines der drei Fenster des Salons getreten und das Rouleaux halb hinauf rollend, sieht er auf die Straße.

Die Front des „schwarzen Rosses“ geht auf den Graben hinaus, den Corso von Prag.

Wer durch tückische Schicksalsfügungen während dieser unerträglichen Zeit in der Stadt festgehalten wird, schleppt sich zu der späten Nachmittagsstunde über das brennende Pflaster.

Studenten im Cerevis und mit großdeutschen Burschenallüren, geputzte Frauenzimmerchen, gebückte Beamte, hie und da ein desperater Pudel, der mit den Vorderpfoten an seinem Maulkorb herumkratzt, ein Officier, der den Säbel schleppt, Fiakerkutscher, die auf dem Trittbrettchen ihrer Wagen zusammengekauert schlafen, während ihre Pferde mit auseinander gespreizten Vorderbeinen und die Nase im Hafersack von den „schönen Zeiten" träumen, wo sie noch zwischen den feurigen Sporen eines lustigen Cavalleristen gezittert haben — die „schönen Zeiten", deren Hauptreiz für Fiakerpferde ebenso, wie für vernünftige Wesen darin gipfeln mag, daß sie gänzlich vorüber und halb vergessen sind.

Auf Allen lastet die Hitze drückend, erschlaffend.

„Seit wann bist Du denn eigentlich mit diesem Capriani bekannt?" frägt aus einigem Nachdenken heraus Oswald den leichtlebigen Pistasch.

„Ich kann Dir's beim besten Willen nicht sagen," gibt dieser zur Antwort. „Er hat mir einmal eine Gefälligkeit erwiesen, ohne mich zu kennen, außer vom Sehen, und dann ... dann ist er eines Tages mit irgend einem kleinen Wunsch zu mir gekommen und hat sich auf die mir geleistete Gefälligkeit berufen."

„Seitdem steht Ihr mit einander in freundschaftlichem Verkehr?"

„Ist nicht so arg," erwidert Pistasch die Achseln zuckend — „aber, was willst Du, er zieht mich zu Rath wegen seiner Pferde, — seine Ambition ist, einmal ein Derby zu gewinnen; — und ich ziehe ihn zu Rathe puncto der Verwerthung meiner Capitalien, Kauf von Actien ꝛc. . . ."

„Und Ihr haut Euch gegenseitig übers Ohr?" meint Oswald lächelnd.

„Bis jetzt bin ich im Vortheil," versichert Pistasch — „auch steht mir eine Sinecure als Präsident der Grünwald-Seebacher Actiengesellschaft in Aussicht."

„Bei der Du natürlich gar nichts zu thun hast, als dem Publicum Vertrauen einzuflößen und Geld einzustreichen —", sagt Oswald.

„Beiläufig," erwidert Pistasch phlegmatisch.

Oswald trommelt mit den Fingern auf den Armlehnen seines Fauteuils. Er sitzt jetzt ganz gerade und sieht sehr ernst aus.

„Nimm Dich in Acht, Pistasch; wer sich mit Hunden niederlegt, steht mit Flöhen auf!"

„Du bist ein reactionärer Pedant," brummt Pistasch — „bin ich etwa der erste, der sich unter die Finanz mischt? Bärenfeld, Calmonsky, Hermsdorf — das sind noch ganz andere Leute als ich, und stehen ihre Namen nicht an der Spitze von allerhand Consortien und Banken?"

„Leider!" sagt Oswald. „Dieser Charlatan von Capriani hat's Euch allen angethan. Alle wollt Ihr diesem Herrn Alchemisten die Goldfabrikation ablernen. — Nichts werdet Ihr lernen, die Finger werdet Ihr Euch verbrennen und damit basta! Ich denke, der Fall mit dem alten Malzin sollte Dich hinreichend gewarnt haben."

„Ah! Malzin war ein so unpraktischer Mensch, faßte Alles vom idealen Standpunkt auf!" entgegnet Pistasch.

„Um so besser," ruft Oswald heftig aus, „dem hat er es auch zu verdanken, daß er bei dieser ganzen Transaction nur *sein Vermögen* eingebüßt hat. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehr uns dieses Hineinpfuschen in Speculationen

schadet! Es untergräbt unsern ganzen Stand. Wir sind ohnehin nicht viel mehr, als eine romantische Ruine. So lange es den Ruinen glückt, dem Publicum Respect einzuflößen, so lange bleiben sie stehen. Haben sie einmal ihren Nimbus verloren, so heißen sie zweckloses Gerümpel und werden als solches hinweggeräumt. Was uns erhält, ist das strenge Ehrenprincip, das wir im Blute haben, und die Verachtung des ordinären Geldgewinns. Der Hochmuth, ohne ritterlichen Hintergrund, ist eine schäbige Specialität, und wenn . . .“

Indem klopft's an der Thür, der Kellner tritt ein und präsentirt Oswald eine Visitenkarte.

„Le comte Alfred de Capriani,“ liest Oswald — „das wird an Dich sein,“ meint er, ohne die unter dem Namen hingekritzelten Worte zu lesen, verächtlich, und reicht Pistasch die Karte.

„Nein,“ sagt Pistasch, — „es handelt sich um Dich . . . da lies . . . ‚bittet den Herrn Grafen Lodrin um eine kurze Unterredung‘.“

„Merkwürdige Zudringlichkeit!“ grollt Oswald; dann mit einem Achselzucken trägt er dem Kellner auf, den Conte hereinzuführen.

„Du empfängst ihn also doch?“ sagt Pistasch.

„Mein Gott, ja!“ erwidert Oswald lächelnd, „er hat mir eben auch eine Gefälligkeit erwiesen; mein lieber Pistasch, und kommt jetzt, seinen Lohn einzufordern. Es gibt Leute, die mit ihren Gefälligkeiten Wucher treiben, wie mit ihrem Gelde. Ich werde Dir später die Geschichte erzählen!“

„Gut! jetzt Adieu — in einer halben Stunde hol' ich Dich zum Theater ab — sie ist gar nicht übel, die Giulietta als Gretchen!“

Damit entfernt sich Pistasch — eine Minute später tritt Capriani ein.

IV.

Es gibt zweierlei Arten, seinen Hochmuth zu zeigen: die Art des Grafen Pistasch und die Oswald's.

Pistasch empfängt eine ihm unliebsame Persönlichkeit, die Cigarre zwischen den Zähnen, die Hände in den Taschen, — Oswald hingegen legt bei solchen Gelegenheiten die musterhafteste, aber unnahbarste Höflichkeit an den Tag.

Er begrüßt Capriani mit einem leichten Kopfnicken und lässig hingeworfenem Wort, ladet ihn ein, Platz zu nehmen und setzt sich ihm gegenüber, er erwartet natürlich, der Conte werde mit geschäftsmäßiger Zeitausnützung sogleich von dem, was ihn hierher geführt, zu reden beginnen — nein! — der Conte bleibt stumm, heftet nur starr die großen Augen auf ihn. Warum sind Oswald diese Augen so unangenehm, — warum ist es ihm zugleich, als habe er diese Augen schon früher an irgend einer ihm sehr nahestehenden Persönlichkeit gesehen? Es spricht nichts Böses aus ihnen — im Gegentheil spricht in diesem Moment aus ihnen überhaupt nichts als die intensivste Bewunderung. Diese aber ist nicht nach Oswald's Geschmack. Sich dazu herbeizulassen, mit dem Conte Capriani von Geschäften zu reden, mag seine nothwendigen Gründe haben. Sich von ihm bewundern zu lassen, scheint ihm vollständig unnütz. So bricht er denn selber zuerst das Schweigen.

„Sie haben mir eine große Gefälligkeit erwiesen," beginnt er trocken, „es wird mich freuen, mich Ihnen erkenntlich zeigen zu können."

„Ach, eine so geringfügige Kleinigkeit, wahrlich nicht der Rede werth," versichert Capriani; „es war mir unendlich angenehm, Ihnen einen Beweis von der aufrichtigen Sympathie geben zu dürfen, welche ich von jeher für Sie gehegt habe."

„Wirklich toll . . ." denkt der junge Mann bei sich. Laut aber sagt er trocken: „Ich muß gestehen, daß mir diese Sympathie einigermaßen räthselhaft ist — übrigens, hm . . . glaube ich, daß Sie eine geschäftliche Angelegenheit hierher geführt hat?"

„Gewiß!" erwiderte Capriani — „aber die geschäftliche Angelegenheit war nur ein erwünschter Prätext — stellen Sie sich vor — war mir, dem Geschäftsmann par excellence — bloß ein Prätext, meinen persönlichen Gefühlen für Sie . . ."

„Die Zudringlichkeit dieses Menschen übersteigt alle Begriffe," denkt Oswald, und sagt: „Ich bitte Sie, in Betracht zu ziehen, daß ich . . . hm . . . leider nicht über meine Zeit verfüge . . . daß es in Folge dessen besser wäre, zur Sache zu kommen. Ich glaube zu errathen, um was es sich handelt. Graf Malzin hat mich unlängst in Ihrem Auftrage von Ihren Wünschen in Kenntniß gesetzt. Es handelt sich, scheint mir, darum, Ihre Eingabe um eine Eisenbahnconcession beim Ministerium zu unterstützen, wobei die Trace der bereits projectirten Bahn, Ihren Anforderungen entsprechend, modificirt werden sollte . . . nicht?"

„Eine Kleinigkeit . . . eine Kleinigkeit!" sagt Capriani, eine compendiöse Karte von Böhmen aus der Tasche ziehend und auf dem Tisch ausbreitend, der zwischen ihm und Oswald steht.

„Hier geht die alte Trace, hier . . . und hier . . ." erklärt er, mit dem Finger auf der Karte herumfahrend.

Aufmerksam und die Brauen etwas zusammenziehend folgt Oswald den Wendungen dieses schlaffen, gelben Zeigefingers. Leise murmelt er vor sich hin: „Pernik, Zwilnek, Minkau . . . diese Trace erscheint mir in jeder Weise den augenblicklich dringendsten Bedürfnissen des Landes entsprechend — wollen Sie mich nun über die von Ihnen gewünschten Aenderungen unterrichten."

Wieder setzt sich der Zeigefinger Capriani's in Bewegung.

„Teßln, Schneeburg, Bärenfeld."

Oswald's Gesicht verfinstert sich.

„Durch diese Trace würde der X—er Kreis unverantwortlich verkürzt," bemerkt er.

„Sie sind im X—er Kreis begütert," sagt Capriani rasch und unbedacht. Vorsichtig und diplomatisch in geschäftlichen Unterhandlungen, wie er ist, reicht seine Vorsicht doch nur so weit, wie sein Verständniß der menschlichen Natur. In den Kreis seiner Berechnungen sind bis jetzt nur die menschlichen Schwächen gefallen, aus denen Vortheil zu ziehen er stets die größte Meisterschaft an den Tag gelegt hat. An edle, ohne jeglichen Hinterhalt uneigennützige Anschauungen glaubt er nicht, hält sie für Heuchelei, im besten Fall für hergebrachte Formen,

guten Ton. Nicht eine Ahnung hat er davon, wie ärgerlich seine Worte Oswald's empfindliches Ohr berühren. „Sie sind im X—er Kreis begütert, Herr Graf . . .“

Oswald's Lippen zucken verdrießlich. — „Ich denke, das ist Nebensache,“ erwiderte er kurz und scharf.

„Durchaus nicht!“ versichert Capriani; „um nichts in der Welt würde ich Ihre Interessen schädigen. Sie liegen mir beinahe so sehr am Herzen wie die meinen —“

„Das ist doch wirklich . . .“ beginnt Oswald zornig zwischen den Zähnen murmelnd, — dann jedoch, mühsam seine Ungeduld bemeisternd, sagt er eisig und leicht auf die noch immer vor ihm ausgebreitete Landkarte klopfend: „Sie haben mir . . . hm . . . unlängst eine Gefälligkeit erwiesen, und es wäre mir eine Genugthuung, mich Ihnen möglichst rasch erkenntlich zeigen zu können. In diesem Falle aber scheint es mir leider nicht thunlich, Ihren Wünschen zu entsprechen. Die von Ihnen projectirte Trace finde ich äußerst ungünstig für das Land. Uebrigens bin ich bereit, einen Sachverständigen zu Rathe zu ziehen.“

Dem Cröfus zuckt das Blut in den Fingerspitzen — Oswald's blasses, stolzes Gesicht hat etwas ungemein Erbitterndes, Demüthigendes für ihn. Oswald's idealen Standpunkt begreift er nicht — begreift überhaupt nur den Hochmuth, der aus des jungen Mannes Worten klingt, und bäumt sich dagegen. Und plötzlich erinnert er sich mit einer Art Wollust der Geldverlegenheiten, in welchen Oswald sich befinden soll. Es ist der einzige Punkt, in welchem er ihm gegenüber seine Superiorität geltend machen, ihm die Spitze bieten kann. „Mit einem Sachverständigen . . . leere Formsache! . . .“ sagt er mit rauher, veränderter Stimme — „seien wir aufrichtig . . . die Interessen des Landes sind in dieser ganzen Sache von geringfügiger Bedeutung. Es sind Privatinteressen im Spiel — Ihre und meine. Ich gebe es zu, der X—er Kreis wird durch die neue Trace geschädigt, dafür aber gewinnt Tornow ungemein. Im Uebrigen — diese Kleinigkeiten sind nicht zu verachten, nicht einmal für einen Grafen Lodrin. Die Trace geht zum großen Theil über ganz unproductiven Boden auf Ihren Herrschaften, mein ‚lieber Graf‘ — Sie haben in Bezug auf den Preis dieser Gründe nur ein Wort auszusprechen und ich stehe Ihnen vollständig zur Verfügung.“

Einen Augenblick herrscht lautlose Stille. Mit böse aufleuchtendem Blick starrt Oswald den Conte an.

Man hört das Ticken der Taschenuhren der beiden Herren, der schleppende Tritt der Fußgänger tönt von der Straße bis herauf. Dann sagt Oswald verächtlich und deutlich: „Die Verwerthung meiner Hutweiden ist mir ganz gleichgültig — der Aufschwung des allgemeinen Wohlstandes nicht. Uebrigens sprechen wir — Sie und ich — nicht dieselbe Sprache, und könnten darum wohl noch sehr lange weiterreden, ohne einander zu verstehen. Es scheint mir deshalb unnütz, diese Unterredung fortzusetzen.“ Hiermit erhebt er sich.

Capriani aber bewegt sich nicht von der Stelle und gibt dem jungen Manne ruhig seinen Blick zurück. Das Blut kocht in seinen Adern. Es ist fast wie triumphirender Spott, der ihm um die Lippen schleicht — fast wie eine Drohung, die aus seinen Augen spricht.

„Sie weigern sich also, im Ministerium ein Wort zu Gunsten meines Projects fallen zu lassen?“ sagt er langsam und höhnisch.

„Entschieden!“ erwidert Oswald kurz.

Den Kopf leicht zurückgeworfen, die Uhrkette um den Zeigefinger gewickelt, blinzelt er zu dem Krösus herab. Er ist einer von den Wenigen, die der Hochmuth kleidet.

Ist's möglich, daß selbst Capriani, der nüchternste, geldgierigste aller Menschen dem Zauber seiner Persönlichkeit unterliegt?

Plötzlich springt er auf, greift nach der Landkarte, zerknittert sie in der Hand, wirft sie zu Boden und tritt darauf.

„Ich könnte es durchsetzen — und es ist mein Lieblingsproject,“ ruft er aus — „aber was liegt d'ran, ich gebe es auf, der Alfred Stein kann's thun! Millionen stampf' ich in den Boden Ihnen zu Lieb'...! Ihnen zu Liebe — Graf Oswald!“

Eine furchtbare Erregtheit strahlt aus seinen Blicken — er streckt dem jungen Mann beide Hände entgegen.

Zornig tritt Oswald einen Schritt zurück. Ist dieser Mensch dem Irrenhause entsprungen?

Indem öffnet sich die Thür.

„Nun Ossi?“ ruft Pistasch — „ah!“ den Conte erblickend ... „bitte sehr um Entschuldigung ... ich störe.“

„Nein,“ sagt Oswald bestimmt, ohne Capriani anzusehen, „wir sind fertig.“

Der Conte verbeugt sich und tritt zurück. An der Thüre jedoch wendet er sich um und sagt:

„Dürfte ich Sie bitten, Herr Graf, Ihrer verehrten Frau Mutter einen Handkuß von mir auszurichten? Denn, wenn sie auch den Conte Capriani nicht kennt — an den Doctor Alfred Stein wird sie sich wohl noch erinnern.“ Damit verschwindet er.

Oswald greift nach einer Karaffe Wasser, die auf einem graumarmornen Pfeilertischchen unter einem Trumeau-Spiegel steht. Dabei trifft sein Blick in den Spiegel...

Es schleicht ihm etwas über den Rücken ... langsam und eiskalt. Er schenkt sich ein Glas Wasser ein und leert es auf einen Zug.

„Was hast Du?“ frägt Pistasch.

„Nichts!“ antwortet Oswald sehr langsam mit der Stimme eines Schwerträumenden.

„Die Unterredung mit diesem ... diesem Schuft hat mich aufgeregt. Mir ist... als sei mir eine Spinne über das Herz gekrochen!“ —

V.

„Ich möchte doch wissen, ob man rauchen darf?“

Diese impertinente kleine Bemerkung macht Pistasch zum dritten Mal, während er in dem Tempel nationaler Kunst Umschau hält. Es ist ein kleiner Interimstempel, weder unzweckmäßig noch geschmacklos, aber in der rapid ober-

flächlichen Bauart eines fast über Nacht constrnirten Cirkus ausgeführt und bis auf den letzten Platz mit czechischen Musikliebhabern gefüllt.

In einer Parterreloge sitzen die vier Herren: Truyn und Georges an der Logenbrüstung, Pistasch und Oswald im Hintergrund. Es wird „Faust und Margarethe“ gegeben. Die Ausstattung ist etwas primitiv und der Tenor verschnupft; die Hauptrolle aber wird von einer italienischen Primadonna gesungen, welche nicht nur eine prachtvolle Stimme, sondern auch ein paar ungewöhnlich schöne Augen hat.

Es ist während des dritten Zwischenactes, daß Pistasch, nachdem er der Sängerin enthusiastisch applaudirt hat, seine kleine Bemerkung macht.

„Hast Du Lust, hinausgeworfen zu werden?“ frägt Georges.

„Ich sprach im unschuldigsten Ernst,“ versichert Pistasch.

Kurz darauf erkennt er in einem jungen Mann, der soeben in die anstoßende Loge eingetreten ist, einen Doctor juris, mit dem er vor einigen Jahren als Comitémitglied in einem Wohlthätigkeitsball in Verkehr getreten war, reicht ihm über die Logenwand die Hand, erkundigt sich huldvollst nach dem Befinden einer tauben Tante, talentirten Schwester, und einer boshaften Hauskatze des Doctors, alles dies im fehlerlosesten, hochböhmischen Idiom, wodurch er seinen Ruf als durchaus leutseliger und nationalgesinnter Cavalier wieder auf Jahre hinaus gesichert hat. —

Truyn sieht sehr würdig aus und äußert wiederholt seine große Freude über die Fortschritte, welche seine geliebten Landsleute binnen der letzten fünfzehn Jahre gemacht haben und sowie darüber, daß es mit der nationalen Sache so rüstig vorwärts geht.

Einmal versucht er, sich des böhmischen Idioms in der Conversation zu bedienen, erregt jedoch dadurch nur die Heiterkeit seiner Zuhörer.

Oswald ist schweigsam und blaß.

„Was fehlt Dir denn, mein Alter?“ frägt Truyn, seine müde Haltung, seine schwarzumränderten Augen mit besorgtem Blicke prüfend.

„Ich bin nicht recht beisammen,“ murmelt Oswald.

„Wenn Du Dir nur keine Krankheit geholt hast,“ sagt Truyn besorgt.

„Bah! Die Unterredung mit Capriani wirkt bei ihm nach,“ meint Pistasch. „Ich für meinen Theil begreife nicht, wie das, was ein solcher Mensch sagt oder nicht sagt, den geringsten Eindruck auf Dich machen kann.“

„'s ist eben nicht Jeder ein so großer Philosoph wie Du,“ wirft Georges hin und streift dabei mit einem ebenfalls sehr besorgten Blick seinen Vetter.

Indem öffnet sich die Thür — ein schlanker, brauner Mann tritt ein. „Guten Abend, wie geht's?“

Es ist Sempaly — Sempaly, ernster als früher, sonnverbrannt und mit geschärften Zügen und abgespannt vor sich hinblinzelnden Augen.

Er ist zur Hochzeit seines Bruders aus dem Orient heraufgekommen. Fürst Sempaly hat sich vor einigen Tagen mit Nini Jatinsky vermählt. — Heitere Willkommsworte schwirren durcheinander, dann erkundigt man sich natürlich nach dem neuen Paar und Truyn erzählt, wie sehr ihn diese Vermählung gefreut hat.

„Ich freu' mich auch daran," sagt Sempaly mit mehr Wärme, als man ihm gewöhnlich zutrauen möchte. „'s ist ihnen Beiden zu gratuliren, Nini war immer ein lieber Kerl und ist heute hübscher, als sie je war, und einen noblereu Charakter als meinen Bruder habe ich in dieser Welt nicht gefunden."

„Mich wundert nur eins," bemerkt der indiscrete Pistasch, indem er Sempaly neugierig anblinzelt, „Dein Bruder ist doch schon seit fünf Jahren Wittwer, und daß er viel Zeit damit verloren hätte, der verstorbenen Fürstin nachzutrauern, steht nicht anzunehmen. Warum hat er denn sein Glück so lange hinausgeschoben?"

„Ich kann Dir keine Auskunft darüber geben," sagt Sempaly, mit den Achseln zuckend.

Truyn aber meint lächelnd: „Es hing vielleicht nicht ganz von Oskar ab. Möglicher Weise könnte Dir Nini etwas Näheres darüber sagen."

„Ihr werdet ja auch bald eine Hochzeit feiern. Wie Einem die Jugend über den Kopf wächst," sagt jetzt Sempaly, dem darum zu thun scheint, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „wenn Einem die Aehnlichkeit mit seiner Mutter nicht dermaßen in die Augen springen würde, so hätte ich Deinen Schwiegersohn in spe kaum erkannt. Ich gratulire" — Oswald die Hand entgegenstreckend — „gratulire von ganzem Herzen. Nun," sich brüsk nach Truyn umwendend, „wie geht's zu Haus?"

„Gut," erwidert Truyn etwas befangen.

„Küss' Deiner Frau und Tochter die Hand von — Einem, der nicht genannt sein will," sagt Sempaly herb.

Eine kurze Pause folgt; dann bemerkt er: „Was sagt Ihr denn zu dem Selbstmorde Seinsberg's?"

„Selbstmord?" ruft Truyn auffahrend.

„Das wußtet Ihr nicht?" frägt Sempaly.

„Ich witterte so etwas," sagt Pistasch.

„Aus welcher Veranlassung?" frägt Truyn.

„Zu intime Bekanntschaft mit dem Conte Capriani," muthmaßt Pistasch.

„Du scheinst den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, Pistasch," sagt Sempaly, dem Theater den Rücken kehrend und in die Loge hinein sprechend. „Es ist schrecklich, wie Viele von uns jetzt kurz nacheinander dem Speculationsfieber zum Opfer gefallen sind."

„Mit uns geht's zu End'!" sagt Pistasch.

„Hör' doch einmal auf mit Deinem abgedroschenen Refrain," entrüstet sich Truyn.

„Nun, Georges hat dieselbe Idee, und Ossi scheint sich bereits an unsern entmuthigenden Ansichten angesteckt zu haben," spöttelt Pistasch; „er äußerte heute, wir wären nichts mehr, als eine romantische Ruine."

„Ach, in Oesterreich steht die Ruine noch fest," entgegnet Truyn idealistisch reactionär wie immer; „freilich müssen wir daran denken, den alten Bau den Bedürfnissen des Jahrhunderts gemäß umzugestalten."

„Meinst Du?" sagt Sempaly herb, indem er seinen Schnurrbart durch die Finger gleiten läßt. „Willst Du etwa das Colosseum zu einem Gasometer um-

bauen? Ich für meinen Theil bin nicht sehr eingenommen für die praktische Verwendung historischer Monumente. Bah! — Laß uns, wie wir sind. Eine Zeit lang wird die Ruine doch noch stehen und die rings um sie her aus der Erde schießende neue, praktisch-moderne Architektur einschüchtern mittelst ihrer zeitgeschwärzten Unbrauchbarkeit, und dann ... beim nächsten Erdbeben — — krach — — (er macht eine kurze charakteristische Handbewegung) Die, welche am meisten an uns herumzupfen, werden's erst nach dem Umsturz einsehen, welch' großes Stück Poesie und Civilisation unter unsern Trümmern begraben liegen wird! — Mit uns geht's zu End', aber ... was kommt nach?“

„Was nachkommt? — Ich denk', das zeigt sich deutlich genug,“ meint Georges ruhig, „allgemeine Herrschaft Capriani!“

„Da thust Du dem Capriani doch zu viel Ehre an,“ entgegnet Truyn.

„Laß gut sein,“ sagt Sempaly, „er ist gefährlicher, als Du glaubst. Mir ist es geradezu unheimlich, zu sehen, wie er sich an uns drängt, wie er uns haßt, und was er gegen uns vermag.“

„Ich möchte nur wissen, wie er binnen so kurzer Zeit so viel Geld zusammen zu scharren vermochte,“ seufzt Pistasch.

„Ich hörte einmal, daß er, wie Sulla und verschiedene andere große Männer, seine rasche Carrière der Protection der Damen verdanke; — er soll in dieser Richtung maßloses Glück gehabt haben und in Kreisen, wo es nicht zu vermuthen stand,“ sagt Sempaly.

„So ein garstiger Kerl wie der!“ Der schöne Pistasch zuckt ungläubig die Achseln.

„Nun ...“ Sempaly blinzelt in seiner eigenthümlichen Weise weit vor sich hin; dann den Schnurrbart drehend, sagt er mit dem schwermüthigen Cynismus, der eine seiner Eigenthümlichkeiten ist: „Es gibt gewisse plumpe Nachtfalter, die ein ganz besonderes Geschick besitzen, in schwülen Gewitternächten den Thau von müden Blumen zu streifen!“

Jetzt fährt Oswald, der indessen das ganze Gespräch schweigend hat an seinem Ohr vorüber gleiten lassen, zornig auf: „Ich kann solche vage Anschuldigungen nicht vertragen, — man hat nicht das Recht, eine ganze Reihe ungenannter Frauen mit einem Verdacht zu beschmutzen, der ... der ...!“ — von dem stammenden, forschenden Blick Sempaly's verwirrt, verstummt er.

„Was fällt ihm denn ein?“ frägt Sempaly, sich im Kreise umsehend.

„Ein Bräutigam hat es nicht gern, wenn man das weibliche Geschlecht abfällig beurtheilt,“ sagt Georges.

„Qu'à cela ne tienne!“ erwidert Sempaly, „der Bräutigam von Gabrielle Truyn sollte über derlei Empfindlichkeiten erhaben sein. Gabrielle stammt aus dem Erdenwinkel, den der liebe Gott mit einem Engelsflügel zugedeckt hielt, während der Teufel sein Gift über die Schöpfung verspritzte. Glücklich, wer solchem Mädchen begegnet!“

„Du kennst sie ja gar nicht,“ meint Truyn, dessen Augen übrigens von befriedigtem Vaterstolz strahlen.

„Ich habe sie als Kind gekannt,“ sagt Sempaly langsam, „und ich weiß, wer ihre Erziehung vollendet hat!“

Einen Moment schweigen sie Alle, dann beginnt Truyn:

„Ich muß Dir übrigens eine gottvolle Geschichte erzählen, Nicki; denke Dir nur, heuer im Frühjahr in Paris ließ Capriani eines schönen Tages durch die Närrin, die Melkweyser — um Gabrielle's Hand anhalten! Was sagst Du dazu?"

„Unglaublich!" ruft Sempaly aus.

„Nicht wahr?" schmunzelt Truyn, der die Geschichte immer mit besonderem Vergnügen erzählt, und sich zu Oswald wendend: „unsre Gabrielle und der Sohn des Conte Capriani — es ist zum Todtlachen!"

Doch Oswald bleibt stumm.

„Du scheinst Lust zu haben, Deinen Rivalen au grand tragique aufzufassen," spöttelt Pistasch, ihn durch sein Monocle fixirend.

„Ich höre die Geschichte wenigstens zum zehnten Male," braust Oswald auf.

„Du bekommst einen irritablen Schwiegersohn, Truyn, das muß ich sagen," wirft Sempaly spöttisch hin.

In diesem Moment ruft Pistasch, dessen Sucht sich populär zu machen, immer nach neuen Opfern ausschaut, einem sehr langen, rothköpfigen jungen Mann, der sich im Parquet langsam gegen die Bühne vorgedrängt hat, über Sempaly und Truyn hinüber „Guten Abend" zu. Mit verzückten Augen, und mehrmals hinter einander nickend, erwidert der Rothkopf den Gruß.

„Wer ist denn das?" frägt Georges.

„Der Concipist, der heute mit bei der Wahl fungirte — ein alter Bekannter von mir," sagt Pistasch.

Oswald's Blick streift den Rothkopf. Schon heute bei der Wahl hat er denselben Menschen in ihm erkannt, dem er damals in jener dumpfigen Wirthsstube die Reitpeitsche in das Gesicht geschlagen. Heute früh hat dies Wiedersehen keinerlei Eindruck auf ihn gemacht; jetzt aber . . .

„Um Gotteswillen, wie siehst Du denn aus!" ruft Truyn.

„Mir ist wirklich recht miserabel," sagt Oswald, schwer sprechend, die Hand an der Stirn; „laßt Euch nicht stören, ich gehe nach Haus!"

„Du machst mir Sorgen, Kind," ruft Truyn; „warte einen Augenblick, ich gehe mit Dir."

„Aber ich bitte Dich, Onkel, es ist wirklich nicht der Mühe werth, ich finde wohl einen Fiaker —" wehrt ihm Oswald mit gereizter, unnatürlicher Stimme.

Doch Truyn, von jeher sehr besorgt um Alle, die ihm nahe stehen, läßt sich nicht so schnell beschwichtigen, und die Zwei verschwinden mit einander.

„Was hatte denn Lodrin heute?" frägt Sempaly, der nun Truyn's Platz einnimmt; „ich konnte mich gar nicht in ihn hineinfinden. Vor acht Jahren, da ich ihm zum letzten Male in Wien begegnete, war er ein so lustiges, aufgewecktes Bürschchen . . ."

„Nun . . ." Pistasch schöpft einen tiefen Athemzug, „er fängt eben auch an, durch die Phylloxera zu leiden."

Den Rest der Aufklärung liefert Georges, da Pistasch sich lebhaft mit Versuchen beschäftigt, den Siebel, der in ein paar zu engen Stiefeln unbeholfen auf der Bühne hin und herhüpft, durch ganz kleine perfide Grimassen aus der

Contenance zu bringen. Ueber diesem interessanten Zeitvertreib vergißt er alles Andere. —

VI.

„Du weißt wirklich nicht, was Du willst,“ sagte Truyn staunend, da Oswald zum dritten Mal binnen eines Tages seine Abfahrt von Prag anders bestimmt hatte. Nachdem er mit Truyn am Tage nach der Wahl dem ersten Rennen beigewohnt, hatte er nichts davon hören wollen, mit Georges und Pistasch zu dem zweiten Rennen zu bleiben. Es war ausgemacht gewesen, er solle mit Truyn voraus nach Hause fahren — dann hatte er angefangen zu zögern und zu schwanken, hatte endlich telegraphisch den Wagen, welcher ihn auf der Bahn abholen sollte, abbestellt und ein plötzliches Interesse an zwei Pferden aus dem ?...schen Gestüt, deren Tüchtigkeit zum ersten Male auf die Probe gestellt werden sollte, an den Tag gelegt. Endlich aber waren ihm die Pferde wieder gleichgültig geworden, und zu Truyn's großem Erstaunen hatte er im letzten Augenblicke Truyn seine Absicht erklärt, doch mit ihm nach Hause zu fahren.

„Du lässest mich wohl nach Tornow fahren, Onkel ... oder soll ich um Pferde telegraphiren?“ fragte Oswald.

„Gott bewahre! Du kannst Dich erst bei uns aufhalten, eine Tasse Thee in Rautschin nehmen — dann lass' ich Dich weiter expediren — Du launenhafter Mensch Du!“ gibt ihm der Onkel zur Antwort, und so fahren sie denn mitsammen auf die Bahn, durch den stillen Sommermorgen.

Die Gassen sind menschenleer. Nur Straßenkehrer arbeiten mit mächtigen Wasserspritzen den Staub nieder. Die Fiakerräder dröhnen laut über das unebene Pflaster an glänzenden Caféhäusern und Ladenfenstern, und schließlich an dem schönen neuen böhmischen Nationaltheater vorbei, bis der gellende Lärm endlich auf dem Holzboden der Kettenbrücke erstirbt. Die Kettenbrücke befindet sich wie gewöhnlich in Reparatur, was den Fiaker am Vorwärtskommen hindert, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er mit einem Bataillon Infanterie und zwei neuen, grauen Viehwaggons in Conflict geräth; und sie riecht nach faulenden Sägespähnen und heißem Theer, was der Würze der Morgenluft nicht unwesentlichen Eintrag thut. Aber diese kleinlichen Uebelstände genügen nicht, um Truyn aus der Stimmung zu bringen, ihm das Vergnügen zu verderben, welches ihm der Anblick seiner Vaterstadt verschafft.

Schiefergrau, mit silbernen Glanzlichtern, fließt die Moldau zwischen den duftig grünen Inseln dahin, pittoresk und schwerfällig mit zeitgeschwärzten Standbildern auf dem breiten Geländе; wie die naive Illustration zu einer alten Chronik wölbt die mittelalterliche Königsbrücke, mit dem praktisch modernen Kettenunding parallel laufend, ihre ernsten Bogen über das Wasser.

Alles beherrschend, zwischen stolzen Palästen und einem unvollendeten gothischen Dom, blickt die Kaiserburg vom Gipfel des Hradschins herunter auf ihr mit schwankenden Linien und grünlich übertönten Farben in die Wellen gezeichnetes Spiegelbild. Die Morgensonne brennt in den fünf rothen Glassternen vor dem grünen Johannes auf der Karlsbrücke, und rechts und links, weit, weit, mit immer winzigeren, durch die Ferne verkleinerten Einzelnheiten und träume-

risch verschwimmenden Contouren zeichnen sich die Ufer des Flusses wie eine langgedehnte, in violettem Duft verklingende Farbenmelodie.

„'s ist doch eine schöne, eine herrliche Stadt!" schwärmt Truyn.

„Pistasch sagte gestern, Prag sei ein ödes Nest," gibt ihm Oswald trocken zur Antwort — „Ihr mögt Beide Recht haben — es kommt auf den Gesichtspunkt an!"

Die kleine Phrase fällt scharf und ernüchternd in Truyn's Enthusiasmus hinein, wie eine Eispille in siedendes Wasser.

Erstaunt und beinahe etwas ärgerlich mustert er seinen zukünftigen Schwiegersohn. Da er aber unendlich weniger empfindlich als gutmüthig ist, so verwandelt sich seine Irritation beim Anblick Oswald's in besorgtes Mitleid. „Wo Du Dir das nur geholt haben magst?" bemerkt er kopfschüttelnd.

„Du lieber Himmel, was denn?" frägt Oswald.

„Ja, wenn ich's wüßte!" sagt Truyn — „irgend ein Wechselfieber oder einen leichten Anfall von Gelbsucht — 's ist für einen Menschen in Deinem Alter und mit Deiner Constitution eben kein Unglück; aber jedenfalls wird Deine Mutter mir Vorwürfe machen wegen Deines schlechten Aussehens!" Dann stellt sich Truyn in dem Fiaker auf, um noch einmal den Hradschin zu bewundern, worauf er sich mit einem befriedigten Seufzer niedersetzt und eine Cigarre ansteckt.

Oswald hat gewiß ebenso viel Poesie in den Adern wie Truyn und ist auch bis jetzt noch nie an einem Sommermorgen über die Kettenbrücke gefahren, ohne sich an der Schönheit der böhmischen Hauptstadt zu erfreuen. Heute aber erscheint ihm Alles anders — häßlicher als sonst. Die Welt hat sich für ihn verändert seit vorgestern.

Das menschliche Gemüth ist wie ein Spiegel und es kömmt auf die Beschaffenheit des Spiegels an, wie das, was vorübergleitet, darin wiederstrahlt; der eine Spiegel zeigt gelb, der andere grün, der dritte ganz undeutlich und verschwommen, — der eine zieht in die Länge, der andere in die Breite, und hat der Spiegel einen Sprung bekommen, so zeigt er Alles verzerrt.

VII.

Zinka und Gabrielle sind Beide auf der Bahn, um Truyn abzuholen. Sie sind heiter, herzlich und wunderhübsch. Ihr Anblick, ihr lustiges Geplauder reißen Oswald anfänglich aus seiner Mißstimmung heraus. Ganz plötzlich beim Thee, der diesmal, den Ankömmlingen zu Ehren, die Form einer ausgibigen Stärkung angenommen hat, überfällt ihn das peinliche Unbehagen von Neuem.

Da er öfters scherzend mit seiner Pünktlichkeit im Besorgen von Damencommissionen zu prahlen pflegte, so hatte ihm Jella vor seiner Abreise nach Prag die Reparatur einer mit bunten Steinen besetzten Goldschnalle von ungarischer Arbeit auf die Seele gebunden.

Als sie ihn aber frägt: „Und wie steht's mit meiner Schnalle, hast Du sie mitgebracht, oder wann schickt sie der Goldschmied?" da zuckt er plötzlich zusammen — „Verzeih' . . . ich hatte ganz vergessen!" murmelt er.

Jella sieht ihn groß an — „Vergessen . . . meine Commission?" ruft sie aus.

„Mein Gott! Ich bin doch nicht der erste Mensch, der einmal etwas vergißt,“ stößt Oswald ärgerlich hervor.

Zum ersten Mal hat er seiner Braut ein unfreundliches Wort gesagt! —

Befremdet und verletzt blickt sie vor sich nieder. Truyn aber, welcher, so lange Oswald lustig und wohlauf ist, allerhand an ihm zu mäkeln und zu rügen findet, ergreift jetzt, da er ernstliche Besorgnisse um seine Gesundheit fühlt, seine Partei. —

„Hab' ein wenig Geduld mit ihm, Kamerad,“ beschwichtigt er sein Töchterchen; „ihm ist nicht wohl — sieh ihn nur an, einem Menschen, der so aussieht, nimmt man nichts übel. Wenn er wieder am Fleck ist, zanken wir ihn Beide zusammen aus und tüchtig!“

„Sei nachsichtig, Jella,“ bittet Oswald, ihr beschämt und gerührt die Hand entgegenstreckend — „ich habe eine unerträgliche Migräne, Onkel! Willst Du so freundlich sein, anspannen zu lassen — ich möchte nach Hause fahren.“

VIII.

Der Weg von dem Rautschiner Schloß nach Tornow führt quer durch das Städtchen, über den Marktplatz, an dem Wirthshaus „Zur Rose“ vorbei.

Unwillkürlich heftete Oswald den Blick auf die nüchterne Façade des Hauses. Geziert und geschniegelt mit schmutzigem Frack und nackten rothen Füßen in den an den Hacken niedergetretenen Lederschuhen stand auch diesmal der Kellner in der Durchfahrt wie an jenem verregneten Frühlingsnachmittag, als Oswald in die Schenkstube geflüchtet war, um sich zu erwärmen.

Sollte ihn denn Alles immer wieder an die abscheuliche Scene erinnern?... In Prag hatte er gewähnt, das häßliche Gefühl, welches die Begegnung mit Capriani bei ihm zurückgelassen, schnell überwinden zu können, wie man eine nervöse Uebelkeit überwindet, die Einen bei einem ekelhaften Anblick befallen hat. Aber nein! Nun dauerte das schon den dritten Tag und er konnte nicht damit fertig werden — im Gegentheil, sein anfängliches Mißbehagen nahm immer deutlicher Gestalt an.

Natürlich gönnte er seinem Verdacht nicht das Wort, schämte sich seiner, nannte ihn eine idée fixe — das Resultat einer Nervenirritation, die ihm von einem leichten Sonnenstich, den er sich unlängst geholt, zurückgeblieben war — aber fertig werden konnte er nicht damit. Eine Fülle von Erinnerungen an kleine, in seine fernste Kinderzeit zurückdatirende Erlebnisse glitten durch seine Seele, deuteten höhnend alle auf einen Punkt. Es faßte ihn an der Kehle — am Herzen; immer unerträglicher steigerte sich seine Pein. Er hätte aus dem Wagen herausspringen und sich auf die Straße niederwerfen und mit dem Kopfe gegen die Erde schlagen mögen vor Angst, vor Scham, vor Entsetzen!

Zum ersten Mal kam er ungern nach Hause zurück; zum ersten Mal fürchtete er sich vor dem Wiedersehen mit seiner Mutter. Es verschaffte ihm eine Art Erleichterung, sich zu sagen, daß sie auf seine Ankunft nicht vorbereitet — ihm nicht entgegen kommen würde. Er grub die Hände fest ineinander und sah sich um, er wollte durch den Anblick bestimmter äußerer Gegenstände die bösen

Trugbilder aus seiner Seele scheuchen. Aber das, was er um sich herum sah, war häßlich und drückend.

Das Laub an den Bäumen war welk und verstaubt. Das Getreide lagerte in regengepeitschter Verworrenheit, von seiner eigenen Ueppigkeit verdorben, halb faulend am Boden. Die Landwirthe erinnerten sich keines Jahres, das glänzendere Resultate versprochen und schlechtere aufzuweisen gehabt hätte.

Im Schlosse angelangt konnte er es nicht über sich gewinnen, nach seiner Mutter zu fragen, sie aufzusuchen. Wie hätte er auch sollen, so lange seine Seele voll so schwüler Abscheulichkeit war! Er ging in sein Zimmer hinauf. Das erste, worauf sich seine Augen hefteten, war die weiße Todtenmaske an der Wand. Ein Schwindel überfiel ihn, eine rothumränderte schwarze Wolke schien vor ihm aus dem Fußboden heraufzusteigen. Er riß das Fenster auf. Die Luft, die aus dem Park zu ihm herauf drang, durch den Sonnenuntergang gekühlt, von dem Duft süßer Blumen gewürzt, erfrischte ihn — er athmete leichter.

Da schlug etwas weich und einschmeichelnd an sein Ohr — die Stimme seiner Mutter! ... Ein nervöses Zittern durchfuhr ihn vom Scheitel bis zur Fußsohle. Wie süß, wie edel war doch diese Stimme!

„So, mein alter Freund, mein kluger, schöner Liebling! — Brav, mein Alter, brav!“

Zärtlich tändelnd schwebten diese Worte durch die Stille zu ihm. Er beugte sich vor ... dort saß sie in einem großen Garten-Fauteuil aus Korbgeflecht und spielte mit seinem Neufundländer. Der hatte die mächtigen Vordertatzen auf ihre Knie gestützt und nahm sich allerhand Vertraulichkeiten mit ihr heraus.

Ihre volle, vornehme Gestalt, von weichen, schwarzen Falten umflossen, hob sich ab gegen einen Hintergrund von üppig blühendem, blaßvioletten Phlox. Stumm beobachtete er sie; der schöne, friedliche Ausdruck ihrer Züge, der tiefe Wohllaut ihrer Stimme, die zärtlich gleitenden Bewegungen, mit denen ihre Hände über den Kopf und Hals des Hundes hinspielten — Alles sprach ihn an. Er konnte gar nicht müde werden, diese Hände zu beobachten. Schlank und zart, daß ein achtzehnjähriges Mädchen sie ihr hätte neiden mögen, hatten sie noch etwas mehr, als ihre äußere Schönheit, etwas Anschmiegendes, Rührendes, was die Hände junger Mädchen oder auch kinderloser Frauen nie haben. Es waren echte Mutterhände, — Hände, denen das Genie der schmerzlindernden Liebkosung inne wohnt; und Oswald gedachte der Zeit, da er schwer krank gelegen und diese weißen, verwöhnten Hände ihn mit unermüdlicher Geduld und unübertrefflicher Geschicklichkeit Tag und Nacht bedient hatten; — er fühlte sie noch einmal an seinen wunden, müden Gliedern herabgleiten.

Und diese Heilige — seine Mutter, seine herrliche, unvergleichliche Mutter — war er im Stande gewesen, durch solch' widerlichen Verdacht zu beschimpfen! Er! ...

Ohne sich weiter zu besinnen eilte er in den Park hinab. Schon von fern erblickte er sie. Der Hund lag jetzt still zu ihren Füßen; die Hände im Schoß saß sie da, und in ihren halbgeschlossenen Augen schimmerte der Blick der Träumer, der bald stumpf, bald fernspähend, immer mehr oder weniger sieht,

als ihn umgibt. Als ihn sein Hund kommen hörte, wedelte er erst unruhig mit dem Schweif und sprang dann, laut und freudig bellend, an ihm empor.

„Ossi!“ Die Gräfin streckte die Arme nach ihm aus. Einen so warmen Ton freudiger Ueberraschung hatte nicht einmal seine Braut zu seiner Begrüßung gefunden; und wie sie ihn an sich hielt und küßte, da war's ihm, als habe ihm Gott selbst die Hand aufs kranke Herz gelegt und es geheilt. Von seinem bösen Zustand war ihm nichts übrig geblieben, als ein Gefühl zorniger Beschämung.

„Du kommst um einen Tag früher, als Du beabsichtigtest,“ rief sie und küßte ihn zärtlich. „Nun, ich beklage mich nicht, ich bin um ein paar Stunden reicher, als ich glaubte.“

„Wie so, Mama?“

„Verstehst Du mich denn nicht? Weißt Du's wirklich noch nicht, daß ich die drei und dreißig Tage vor Deiner Hochzeit — die letzten Tage, während deren Du noch mir gehörst — zähl', und von jedem traurig Abschied nehm'? — Laß Dich doch ansehn — ja, mein armes Kind, wie kommst Du mir denn zurück, Du siehst ja aus, als hättest Du eine Krankheit durchgemacht!“

„Ich fühlte mich auch recht elend, ganz abscheulich elend, die ganze Zeit meiner Abwesenheit hindurch,“ gestand er, schwer sprechend und ohne sie anzusehen. „Onkel Erich prophezeite mir die Gelbsucht oder ein Wechselfieber — es wird nichts daraus — ich bin wieder wohl!“

„Dein Aussehen spricht nicht dafür,“ sagt die Gräfin mit dem Kopf schüttelnd. „Nimm Dir doch einen ordentlichen Fauteuil, Du sitzest hier gar so unbequem.“

Er hat sich auf einen niedrigen Schemel zu ihren Füßen niedergekauert.

„Nein, Mama, laß mich nur,“ entgegnet er lächelnd; „mein Platz ist ganz gut, und jetzt sage mir doch, an was dachtest Du denn gerade, als ich herbeitrat? Deine Gedanken kleideten Dich so schön!“

„Mußt Du Alles wissen?“ erwidert sie scherzend. „Ich dachte gar nichts, ich träumte von ...“ sie versetzt ihm einen leichten Schlag auf die Wange — „von meinen Enkeln,“ flüstert sie.

„So ... also völlig ausgesöhnt mit meiner Heirath?“

„Man lernt sich in das Unvermeidliche fügen und ... und ... es wäre wirklich gar zu lieb, einen dicken, herzigen Miniatur-Ossi verhätscheln zu können!“

Er sagt kein Wort, beugt sich nur etwas vor und zieht den Saum ihres Kleides an seine Lippen. —

„Du Narr!“ weist sie ihn zurecht.

Wie er aufsieht, bemerkt sie, daß seine Augen voll Thränen stehen. „Was hast Du nur?“

„Einen schwachen Moment hab' ich, wie Du siehst,“ sagt er, mühsam scherzend; dann sehr innig: „Vor Dir schäme ich mich dessen nicht. Seiner Schlechtigkeit schämt man sich vor Denen, die man liebt, mehr als vor allen Andern auf der Welt — seiner Schwäche schämt man sich nur vor Gleichgültigen!“

Immer blasser werden die Nachtviolen, immer süßer, wie ein stummes Gebet, ringt sich ihr Duft zum Himmel empor; über dem Rasen schimmert es dunkelnd und die schweren Lindenkronen werden schwarz.

Von dem Städtchen herüber schwirrt das Aveläuten durch die Luft.

Die Gräfin faltet die Hände — sie ist fromm geworden in letzterer Zeit!

Eine große Müdigkeit überkommt Oswald — die Müdigkeit, welche eine plötzlich gehobene Nervenanspannung starken, von den härtesten physischen Strapazen unbeeinflußbaren Naturen hinterläßt. Er lehnte den Kopf an das Knie seiner Mutter. Er denkt daran, wie er einmal als zwanzigjähriger Bursche nach einer herben Herzensenttäuschung zu ihr geflüchtet war. Da hatte er auch den Kopf auf ihr Knie gelegt und war eingeschlummert, zum ersten Mal nach langen schlaflos durchfieberten Nächten. Er denkt daran, wie sie ihn damals, ohne ihre eigene Unbequemlichkeit zu berücksichtigen, hat schlafen lassen, Stunden lang, nur um seine Ruhe nicht zu stören. Und an viel anderes Zärtliches und Aufopferndes ihrerseits denkt er. Sie fährt ihm übers Haar. Da ist's ihm, als möchte er jetzt so sterben — ja sterben, hundertmal lieber sterben zu ihren Füßen mit dieser seligen Andacht im Herzen, als noch einmal die grenzenlose Pein der letzten drei Tage herunter leben müssen! —

Viertes Buch.

I.

Was hatte den Conte Capriani eigentlich bewogen, seinen Sommeraufenthalt in Oesterreich zu nehmen?

Seine Frau und Kinder langweilten sich in diesem Exil unsäglich — und er — er verzehrte sich vor heimlicher Bitterkeit!

Er hatte der Erde, auf der er barfuß gelaufen war, imponiren wollen — aber es war Alles anders, als er es sich gedacht hatte — Alles! —

Er vertrug das österreichische Klima nicht; nein, er vertrug es entschieden nicht! Anstatt des berauschenden Triumphgefühls, in dem er unbedroht sich wiegen zu können gehofft, quälte ihn von früh bis Abends eine Empfindung nörgelnder Demüthigung. Sein Hochmuth erkrankte, schrumpfte ein — selbst seine Habe kam ihm plötzlich klein vor. —

Sein Reichthum war flüssiger, verwendbarer, als der der österreichischen Aristokraten. Aber was galten seine in der Luft schwebenden Millionen gegen diesen beinahe unerschütterlichen und seit Jahrhunderten in heimischer Erde wurzelnden Besitz!

— — —

Auf einer kothdurchweichten Straße, mit großen, braunweißen Flecken von halb in die Erde hineingesickertem Frühlingsschnee an den Rändern, war er vor langen, langen Jahren einmal einer auf hohen Schneckenfedern hängenden altmodischen grünen Carosse nachgerannt, und hatte sich auf die rückwärtige Achse des Wagens niedersetzen wollen. Der bärtige Kutscher — ein dicker, patriarchalischer Kutscher mit einem breiten Pelzkragen — wandte sich um und hieb mit der Peitsche nach ihm, so daß er erschrocken die Achse fahren ließ und in eine Pfütze niederfiel. Ein pausbackiges Kindlein, das aus dem Wagenfenster herausguckte, beugte sich weit vor, um ihn zu sehen und lachte ohne alle Bosheit, aber

laut und herzlich, wie gesunde Kinder über etwas Komisches lachen. Der junge Alfred gerieth außer sich vor Wuth, und wie ihn Niemand mehr sehen konnte, drohte er dem Wagen mit der geballten Faust.

Damals reichte sein Neid nicht weiter, als bis zu einer grünen Caroſſe mit einem großartig bepelzten Kutſcher, der barfüßige Gaſſenbuben von dem Wagen herunter peitſchen durfte. Wie viele Meilen hatte sein Neid seitdem zurückgelegt, wie viele Gaſſenbuben hatten seine Kutſcher seitdem von *seinen* Equipagen heruntergepeitſcht und dennoch wollt' es ihm manchmal bedünken, als sei er im Grunde noch immer nicht viel weiter als an dem laufeuchten Frühlingstag, da er in die Pfütze gefallen und von dem muthwilligen Büblein ausgelacht worden war.

Armer Leute Kind, war er als Knabe ob seiner auffallenden Schönheit von einer böhmiſchen Gutsbeſitzerin, und zwar ſeltſamer Weiſe von der Eigenthümerin der obenerwähnten grünen Caroſſe, bemerkt worden. Er galt in der kleinen Dorfſchule für den beſten Schüler und die Gutsbeſitzerin nahm ſich ſeiner an. Er wurde der Spielkamerad ihrer ſtolzen, gutmüthigen, faulen Kinder. Nach und nach nahm er an ihren Lehrſtunden Theil, machte Fortſchritte. Man klopfte ihm auf die Schultern, lobte ſeinen Fleiß und langſam erbettelte und erſchmeichelte er genügende Protection, um in Wien ſtudiren zu können. Seine Exiſtenz während der Studienjahre war qualvoll. Er hatte weder die Stumpfheit noch den Idealismus, welche die Armuth erträglich machen. Dafür hatte er die Zähigkeit und die Schlauheit, welche die Armuth überwinden. Zu jeder heimlichen Niedrigkeit bereit, trug er äußerlich eine gewiſſe moraliſche Vornehmheit zur Schau und war Meiſter in dem, was ein geiſtreicher Franzoſe „le Charlatanisme du désintéressement“ genannt hat. Von Natur ſehr ſybaritiſch und für allerhand Genüſſe von lebhafter Empfänglichkeit, zeigte er ſich, ſobald es ſich um die Erreichung ſeiner Zwecke handelte, muſterhaft enthaltſam. Er verſtand es, ſich mit Aufmerkſamkeiten überhäufen zu laſſen, ohne für einen Schmarotzer zu gelten, die Menſchen auszunützen, ohne ſich ihnen zu Dank zu verpflichten.

Das, was ihm am Anfang ſeiner Lebenslaufbahn außer ſeiner Schönheit am meiſten Vorſchub geleiſtet, war ſeine Fähigkeit, *die verſchämten ſchlechten Neigungen der Menſchen zu wittern und ihnen ſchmeichelnd Vorſchub zu leiſten*, wobei er jedoch immer die Maſke mitleidiger Humanität trug.

Seine ärztliche Praxis hatte ihm ſociale Geſichtspunkte eröffnet, welche ihm ſonſt wahrſcheinlich für immer verſchloſſen geblieben wären. Er hatte dieſe Praxis eine Zeit lang an ſehr faſhionablen Orten und vornehmen Clientinnen ausgeübt, bis ihn ſeine Verbindung mit einem reichen ruſſiſchen Mädchen dieſer Art des Erwerbes enthoben, und ſeinen ſpeculativen Geiſt auf andere Bahnen gelenkt hatte.

Das urſprüngliche Vermögen ſeiner Gattin verſchwand bald in dem von ihm hinzu erworbenen.

Immer raſtlos, oft gewiſſenlos, hatte er ſeine Millionen zuſammengeſcharrt, den Leuten das Geld aus der Taſche herausmagnetiſirt. Seine Geldgier war nicht kleinlicher Art, ſondern hatte beinahe etwas Heroiſches. Der Reichthum

war nicht sein Ziel, sondern bei ihm ein Mittel zum Zweck, eine Waffe, eine Macht.

In Paris hatte diese Macht ihre Wirkung nicht verfehlt. In Oesterreich aber imponirte er doch nur Leuten, an denen ihm nichts gelegen war.

Er wurde täglich reizbarer, verbitterter. Was nützten ihm seine Millionen gegen die österreichische Aristokratie, die, nachdem sie lange mit träger Vornehmheit ihre ganze Last von Traditionen — die Liberalen nannten sie „Vorurtheile“— aus einem Jahrhundert in das andere, und quer durch alle nivellirenden Unternehmungen des Zeitgeistes hinter sich her geschleppt, sich endlich, nachdem ihr das Herumzupfen der Berufenen und Unberufenen an ihren letzten officiellen und nicht officiellen Prärogativen lästig geworden, auf die Insel der ewigen Exclusivität geflüchtet hatte, von wo aus sie, durch eine chinesische Mauer befestigt, das rings um sie herum wühlende revolutionäre Treiben erhaben ignorirte.

Viel war ihm bereits geglückt, sollte es ihm nicht glücken, in die chinesische Mauer eine Bresche zu sprengen?

Sein ganzes Streben hatte darnach gezielt.

Er war einer von Denen, die zerstören möchten, was sie nicht erreichen können. Durch tausenderlei blendende Lockungen hatte er getrachtet, die Geldgier der „Hochgeborenen“, wie er sie nannte, zu reizen und durch diese schnöde, erniedrigende Gier das strenge Ehrenprincip zu lockern, welches die österreichische Exclusivität zusammenhielt. Einen Aristokraten zum Gauner zu stempeln, war ihm eine größere Genugthuung, als ihn zum Bettler zu machen.

In der Richtung hatte er hier und da elende kleine Triumphe erlebt. Aber er war zu ehrgeizig, zu hellsehend, um sich auf die Länge der Zeit viel durch diese läppischen Siege befriedigt zu fühlen.

— — —

Ein einziges furchtbares Bewußtsein hatte ihm manchmal Trost gebracht— aber seit Kurzem hatte auch dieses Bewußtsein etwas von seinem besänftigenden Zauber verloren.

Als ihn Kilary bei seiner Rückkehr von Prag sehr ironisch gefragt, ob es ihm denn wirklich gelungen, Oswald Lodrin um den Finger zu wickeln, da hatte der Conte etwas verlegen geantwortet: „Wir sind noch nicht fertig mit einander, aber ich glaube, das, was ich ihm gesagt habe, wird nachwirken.“

Das wiederholte er sich beständig, wenn er mit verschiedenfarbigen Bleistiften Zeichen neben die Geschäftsbriefe oder telegraphischen Depeschen machte, die täglich massenhaft bei ihm einliefen. „Es wird nachwirken!“

II.

Es ist Abend in Tornow im Salon. Lau und duftgeschwängert schwebt die Nachtluft durch die offenen Fenster. Das eintönige, schneidende Zirpen der Grillen dringt bis hinein. Sie scheinen es sich zur besonderen Aufgabe gemacht zu haben, das Schluchzen einer Nachtigall zu übertönen.

Die Lampen verbreiten ein discretes mildes Licht, mehr als die Hälfte des ungeheuren Gemachs steht im Finstern.

Die Gräfin Lodrin beugt sich über einen Stickrahmen, an dem sie sich damit beschäftigt, das Zinsenburg'sche Wappen auf einen Atlaßpolster zu sticken.

Oswald, Georges und Pistasch, welcher verabredeter Maßen nach Ablauf der Rennen mit Georges nach Tornow gekommen, debattiren sehr heftig über einen falschen Start. Oswald ist der Ruhigste von den Dreien, — von Zeit zu Zeit schweift sein Blick zu seiner Mutter hinüber.

Wohl hat er es über sich vermocht, seine häßliche idée fixe von sich abzuschütteln, hat seine alte freundliche Heiterkeit wieder erlangt; aber von Zeit zu Zeit, urplötzlich, ruckweise, hat ihn doch noch manchmal ein Gefühl kalter, zusammenkrampfender Bangigkeit durchzuckt. Dann hat er sich stets zu seiner Mutter geflüchtet — in ihrer Nähe haben die abscheulichen Anfechtungen über ihn keine Macht.

Bisweilen hat ihn eine Art wahnwitzigen Dranges überkommen, ihr den Gruß Capriani's auszurichten, sie zu fragen, ob sie den Doctor Stein wirklich gekannt habe, und sie zu beobachten ... Im letzten Moment aber hat er das nie über sich gebracht, sondern sich immer geschämt, seiner schimpflichen Schwäche auch nur in soweit nachzugeben. —

Nachdem sie über den falschen Start nichts mehr zu sagen gefunden, sind Georges und Pistasch über die praktischste Art des Pferdebeschlagens an einander gerathen. Dieses interessante Thema steht ihnen offenbar bedeutend näher, als die höhere Politik, und absorbirt sie so vollständig, daß sie es anfänglich Beide nicht merken, als die Gräfin sich nach irgend einem verlegten Gegenstande umthut und sich schließlich auf die Erde bückt.

Nur Oswald steht auf und frägt: „Was suchst Du, Mama?“

„Ein Strähnchen rother Seide.“

Die beiden anderen Herren finden es natürlich jetzt ebenfalls nöthig, ihre Dienste anzutragen, kommen aber zu spät, da Oswald das Strähnchen bereits entdeckt und aufgehoben hat.

Ihr Sportsgespräch ist jedoch dadurch aus dem Geleise gekommen.

„Mimi Dey war heute bei mir. Ich habe sie aufgefordert, Donnerstag bei uns zu diniren.“

„Kommt Elli Rhoeden auch?“ frägt Oswald.

„Die ist ja, wenn ich nicht irre, nach Kreuznach abgereist,“ meint Pistasch.

„Ja,“ sagt die Gräfin, „auf die ist leider nicht zu rechnen, aber die Klette werdet Ihr wahrscheinlich genießen. Mimi wird zwar ihr Möglichstes thun, damit sie zu Hause bleibt, kann jedoch nichts Gewisses versprechen.“

„Lebt sie denn noch immer, die Kantharyde?“ frägt Georges staunend.

„Na und ob — hat auch noch immer denselben colossalen Appetit,“ berichtet Pistasch phlegmatisch — „ich glaube, sie bereitet sich darauf vor, Finanzminister in Oesterreich zu werden — ihr Genie zur Steuereinhebung entwickelt sich von Jahr zu Jahr glänzender. Leider ist ihr Wirkungskreis in der Richtung ein sehr enger und beschränkt sich nur auf ihre intimsten Freunde.“

„Sie scheint schon wieder ein neues, sehr interessantes finanzielles Unternehmen angezettelt zu haben,“ erzählt lächelnd die Gräfin, „sie spielt einen Sophapolster aus.“

„Ah! den berühmten Negerkopf," sagt Pistasch, „an dem stickt sie schon seit zwei Jahren und verkauft alle drei Monate neue Loose auf dies Gewinnstobject."

„Eh' ich's vergesse," spricht die Gräfin halb vor sich hin, „möchtest Du nicht Fritz schreiben, ob er übermorgen zu Tisch kommen will, Ossi, wir sind ja ganz unter uns. Er wird sich zu Hause fühlen und es freut mich immer, wenn ich ihn, und sei's auch nur auf ein paar Stunden, aus seiner Trostlosigkeit herausreißen kann."

„Ich war gestern bei ihm," meint Georges, „es geht rapid bergab mit seiner Gesundheit. Er erkundigte sich lebhaft nach Dir, Ossi, und erwähnte, daß Du ihn schon lange nicht besucht habest."

„Ossi meidet Schneeburg aus Furcht vor einem Zusammenprall mit der Phylloxera vastatrix, an der wir, wie er prophezeit, noch Alle zu Grunde gehen werden," spottet Pistasch.

Oswald ist aufgestanden, um seine Cigarrette an der Lampe anzuzünden, seine Hand zittert ein ganz klein wenig. „Ich werde Fritz schreiben, Mama," sagt er, „ich habe ihn in letzterer Zeit wirklich ein wenig vernachlässigt!"

III.

„Unser armer Graf Fritz geht ein!" Das sagte der alte Doctor Swoboda jedesmal, wenn er aus Schneeburg nach Rautschin zurückkam und sich im Wirthshause aufhielt, um ein Glas Bier zu trinken. — Er erzählte das dem Herrn Alexander Cibulka, der sich lebhaft für Schneeburg interessirte.

„So, je nun — er verliert ohnehin nicht viel am Leben," erwiderte Eugène Alexander — „wenn ich meine Existenz von Almosen fristen müßte, wie er, so würde ich mich erschießen!" — Dabei fuhr sich Herr Cibulka mit seinen kurzen, stumpfen Fingern unternehmend durch sein üppiges Haar. Er war sehr stolz auf derartige kaltblütige Aeußerungen, die er, weiß Gott warum, als ‚großstädtisch' bezeichnete. „Und was macht denn der Conte Capriani?" fuhr er fort, „und die reizende Ad'lin' — ein süperbes Geschöpf, eh! . . ." Eugène Alexander warf mit affectirter Miene ein Kußhändchen in die Luft hinaus.

„Weiß nicht," brummte der alte Doctor — „stehe nicht im Verkehr."

„Ah, richtig," sagte Herr Cibulka mitleidig — „Sie stehen nicht im Verkehr, ich hatte ganz vergessen, Sie stehen nicht im Verkehr . . .!"

Eugène Alexander Cibulka war der Einzige in der ganzen haute volée des Städtchens, welcher die Ehre genossen, einmal, und zwar zu einem Déjeûner bei Capriani geladen worden zu sein. Er bildete sich nicht wenig darauf ein. Er bezeichnete dieses Déjeûner als eine unvergeßlich „glänzende Episode" in seinem grauen Leben, und schwärmte davon in den lyrischsten Ausdrücken. Was ihm eigentlich so gut daran gefallen, wäre schwer zu sagen gewesen. Madame Capriani hatte ihn beim besten Willen nicht verstanden — vielleicht, weil er vor lauter eingesprengten Complimenten seine Phrasen nicht zu Ende brachte — und hatte in Folge dessen ihre ganze Conversation mit ihm auf ein paar kleine Höflichkeitsformeln beschränkt; Adeline hatte nur französisch gesprochen, um ihn von vornherein von der Conversation auszuschließen, und da er ihr das Taschen-

tuch aufgehoben, hatte sie ihm so hochmüthig gedankt, als ob sie eigentlich erwartet habe, daß er es ihr auf einem Präsentirteller reichen solle, — und der Conte hatte sich erlaubt, ihn bei jeder Speise mit Variationen über dasselbe Thema zum Essen zu nöthigen, nämlich: „Greifen Sie nur zu — das bekommen Sie doch nicht alle Tage!“

Die moderne Cultur hatte ihn entschieden schlecht behandelt; aber das hatte nur dazu beigetragen, ihn von ihrer ausgezeichneten Vornehmheit vollständig zu überzeugen.

Es gab nur ein Beiwort, welches seiner Ansicht nach die neuen Einrichtungen in Schneeburg einigermaßen charakterisirte, und das lautete: „Grandios!“

Vor zwei Jahren, in der allerletzten Malzin'schen Zeit, hatte er auch einmal bei irgend einem Anlaß in Schneeburg gespeist. Der alte Graf war ihm mit etwas förmlicher, aber ausgezeichneter Höflichkeit begegnet, er hatte ihn durch alle Thüren vorausgehen lassen und sich aufs Verbindlichste bemüht, Gesprächsstoffe zu finden, in denen ihn nichts verletzen konnte. Er war damals entschieden besser behandelt worden in Schneeburg, als jetzt. Dennoch hatte er nicht von Schneeburg geschwärmt. Im Gegentheil, er hatte achselzuckend erzählt, daß es sehr bürgerlich zugehe bei dem Grafen Malzin, — im Uebrigen hatte er sich beklagt, daß der Graf so leise spreche, daß man ihn gar nicht verstehen könne, und darüber, daß er zu wenig zu essen bekommen habe.

Er hatte damals, trotz der Höflichkeit des Grafen und trotz der Einfachheit seines Hausstandes eine Kluft gefühlt zwischen sich und dem Schloßherrn von Schneeburg, und es kam ihm vor, als hätten die Millionen Capriani's ihn an der persönlichen Superiorität der ehemaligen Besitzer Schneeburgs gerächt. Das freute ihn. Es schmeichelte seinem Eigendünkel, wenn er Capriani das Schneeburger Schloß — Niemand wußte warum — wegwerfend ein kleines hunting box nennen, und wenn er ihn sagen hörte: „Sie, Malzin — à propos — haben Sie schon an meinen Sattler geschrieben? Beeilen Sie sich doch — Sie sind von einer Unpünktlichkeit! ...“ und wenn der Conte, nachdem Fritz sich zurückgezogen, sich plötzlich zu ihm, zu Cibulka, wendete und vertraulich bemerkte: „ist mir eigentlich eine Last, dieser Malzin, aber was wollen Sie — versorgen muß ich ihn doch!“

Eugène Alexander, dieses schlechteste und beschränkteste Exemplar einer schlechten und beschränkten Gattung, murmelte, sich servil die Hände reibend: „Herr Graf sind sehr großmüthig — freilich, Herr Graf können's thun. Armer Teufel! Dieser Malzin thut mir wirklich leid!“ —

Ja, armer Teufel fürwahr! — Der alte Doctor hatte recht, mit Fritz ging's zu Ende. Jeden Nachmittag um dieselbe Stunde schüttelte ihn das Fieber — er sah wie eine wandelnde Leiche aus. Besonders beim Sprechen schob er die Unterlippe zurück, und dann nahm sein Gesicht die harten und schmerzverzerrten Linien an, welche die Primitiven in das Gesicht des sterbenden Christus zu zeichnen pflegten. Bis zum Hinsinken müde, plagte ihn dennoch beständige Rastlosigkeit und er schleppte sich, so lange ihn seine schwachen Kräfte trugen, durch Wald und Flur. Dabei setzte er sich freilich öfter und immer öfter auf einen Feldrain oder auf die Stufe an dem Sockel eines Heiligenbildes oder Kreuzes,

um auszuruhen, sah weit vor sich hin, und wiederholte sich mit jener übertriebenen Bewunderung, welche die Menschen für Alles haben, was ihnen entrissen worden, ein um das andere Mal, daß Schneeburg unbedingt die schönste Herrschaft in Böhmen sei. Wenn er über die goldgelben Stoppeln schritt, kamen ihm überall die Schnitter entgegen und wanden ihm, lachend und schöne Reden hersagend, ein Strohband um die Füße, der alten slawischen Sitte gemäß. Er erwiderte hierauf mit einem freundlichen Scherz und löste sich mit einem Trinkgeld aus, das eher seinen alten Gewohnheiten, als seinen neuen Vermögensumständen entsprach.

Das Volk war ihm treu geblieben, für Bauern und Tagelöhner war er noch immer „unser Herr Graf". Wo er sich zeigte, liefen sie ihm nach und küßten ihm die Hände und die Ellenbogen, und segneten ihn tausendmal. Ehemals hatte er gegen diese oft zudringlichen Liebesbezeugungen manchmal ungeduldig protestirt; jetzt ließ er sie sich gerne gefallen. Er kannte die Leute fast alle beim Namen, und ließ sich häufig in ein Gespräch mit ihnen ein; dann klagten sie jedesmal über die neue Herrschaft. Es ging ihnen eigentlich ganz gut unter der neuen Herrschaft — aber sie klagten doch, um ihrem Herrn Grafen ein Vergnügen zu machen.

So anhänglich sich ihm das Landvolk zeigte, so auffässig war ihm das neue Beamtenpersonal. Nicht einen einzigen der alten Diener hatte der Conte in Schneeburg behalten, sondern alle ohne Pension ihres Dienstes entlassen. Der Gedanke, daß es so kommen könnte, hatte dem verstorbenen Grafen Malzin noch die letzten Lebensaugenblicke vergällt. Er hatte gebeten für seine Leute, und da er nichts als vage Versprechungen erreicht, sich vorgenommen, durch seine Protection Etwas für die Armen zu erwirken; aber der Tod hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Viel getaugt hatte vielleicht keiner von ihnen, sie hatten die Wirthschaft schlampig geführt und Alles so recht gemüthlich gehen und wachsen lassen, wie es eben gehen und wachsen wollte. Contractlich war keinem ein Gnadengehalt zugesichert, und die Verhältnisse auf Schneeburg waren zu einem Pensionsfond überhaupt nicht großartig genug gewesen, aber nie war Jemand wegen zunehmenden Alters oder aus physischer Gebrechlichkeit entsprungener Dienstesuntauglichkeit entlassen worden. Meistens auf der Herrschaft aufgewachsen, bot man Allen Gelegenheit, ihr Leben auf irgend eine Art dort zu beschließen. Und nun war Schneeburg plötzlich von ihnen „gesäubert" worden — so drückte der Conte sich aus.

Einige von ihnen verfielen in das tiefste Elend — Fritz erfuhr es, und die Beschämung, seine Leute nicht versorgen zu können, nagte ihm am Herzen.

In Schneeburg regierte indeß ein neues Personal, ein Personal von blutjungen, modern gesinnten Leuten, die mustergültige Ackerbauschulen absolvirt, sehr correcte Ansichten über künstlichen Dünger und Tiefackerung und — unabhängige politische Meinungen hatten.

Anfänglich hatte sie Fritz, wenn er an ihnen vorüberkam, mit jener freundlichen Zuvorkommenheit gegrüßt, die er gegen alle Untergebenen an den Tag zu legen pflegte; sie aber dünkte diese Herablassung, in Anbetracht seiner Umstände, lächerlich, sie spöttelten mit einander über ihn und seinen herablassenden Gruß.

Er bemerkte es zwar nicht gleich, aber doch nach einem Weilchen. Von da ab wich er ihnen von Weitem aus. Sie aber fuhren fort zu spötteln und rücksichtslos aufzuräumen, aufzubauen, umzustoßen . . .

Während Fritz müde in seinem düsteren Zimmer zwischen seinen schäbigen Reliquien saß und seinem Töchterchen eine französische Lection gab, oder dem Bübchen die Buchstaben zeigte, hörte er das scharfe Klick-klack, mit welchem die Demolirhauen die freilich längst morsch und mürbe gewordenen Mauern der alten Wirthschaftsgebäude aus einander rissen, und jeder Schlag traf tief in sein armes, wundes, unvernünftiges Herz!

Auch das Benehmen des Conte gegen ihn wurde täglich schlimmer; besonders, seitdem er von den Wahlen zurückgekehrt war. Jeden kleinlichen Aerger, der ihn traf, mußte Fritz entgelten. Natürlich! Fritz war das einzige Mitglied „der Kaste“, an dem der Conte seinen Zorn auslassen konnte. Seine Brutalität hätte Fritz wohl noch ertragen; was ihn aber außer alle Fassung brachte, das war, wenn der Conte seine biedere Miene annahm und, unter der Maske einer freundschaftlichen Gesinnung für ihn, sich erdreistete, allerhand indiscrete Fragen an ihn zu stellen und ihn bittere Pillen schlucken zu lassen.

„Du lieber Gott, wie lange wird es dauern, eh' ich den Gipfel des Calvarienberges erreiche?“ fragte er sich manchmal. —

Heute hatte er endlich wieder einen Lichtblick gehabt, hatte aus Tornow einen warmen herzlichen Brief Oswald's mit einer Einladung zu dem projectirten kleinen Familiendiner erhalten. „Verzeih', daß ich so lange nicht bei Dir war,“ endete das Briefchen Oswald's, „aber bedenke, was ich Alles zu thun habe. Im Schloß geht's drunter und drüber, wegen eines gewissen „bevorstehenden Ereignisses“ ꝛc. Trotzdem würden wir uns herzlich freuen, Dich jetzt einmal ein paar Tage bei uns zu behalten. Doch das wollen wir morgen besprechen.“

Natürlich hatte Fritz die Einladung angenommen. Daß ihm seine Frau eine Scene machen werde deshalb, das wußte er — aber, das war ihm so gleichgültig! . . .

Indessen freute er sich auf den morgigen Tag, und verfügte sich, nachdem er dem Tornower Boten seine Antwort übergeben, in den Park hinab.

Es war einer der ersten Augusttage. Auf die sintfluthlichen Regengüsse im Juni und Juli war eine erstickende Schwüle gefolgt. Fritz fühlte sich von der Luftbeschaffenheit zugleich aufgeregt und ermattet, ohne die Hitze so recht zu spüren. Seine Krankheit war bereits so weit vorgeschritten, daß er bei einer Temperatur von beinahe dreißig Grad Réaumur mitunter Frostschauer spürte. Wie gewöhnlich, suchte er im Parke die dunkelsten und schattigsten Wege auf; die, wo er sicher zu sein glaubte, Niemandem zu begegnen und ungestört seinen harmlosen Träumereien nachhängen zu können.

Er kam an einen kleinen Teich, der zwischen stolzen alten Fichten dalag, verschlafen, gläsern glatt wie ein Spiegel, den die Nixen dem blauen Sommerhimmel entgegen hielten.

Hohe Binsen mit kupfrig braunen Spitzen umstanden sein Ufer, und große, weiße Wasserrosen mit flachen grünen Blättern schwammen auf seiner Fläche.

Alles war still. Nicht nur die ihrer stolzen Natur gemäß wenig zur Geschwätzigkeit neigenden Fichten verharrten im strengen Schweigen, nein, auch die Laubbäume waren heute zu träg, um wie gewöhnlich flüsternde Gespräche mit einander zu führen. In stummer Müdigkeit senkten sie die Blätter erdenwärts. Kein Vogel sang, kein Zweiglein regte sich — still, wie im strengsten Winter war's ringsum. Die ganze Natur lag da, regungslos ohne Pulsschlag, ohne Hauch, wie in einer unheimlich schweren Ohnmacht.

Fritz setzte sich auf eine Bank von roh zusammengezimmerten Birkenhölzern und blickte träumerisch vor sich hin. Wie gewöhnlich, wenn er allein war, dachte er weit zurück und lächelte über Etwas, das längst vorüber war. Er erinnerte sich dessen, wie er einstens als Kind von dem kleinen Gärtnerbuben hatte lernen wollen, Kieselsteine über der Wasserfläche hintanzen zu lassen. Er hatte es nicht getroffen, seine Steine waren immer direct ins Wasser geplumpst. Er erinnerte sich dessen, daß hier ganz knapp neben dem Teiche ehemals ein kleiner Pavillon gestanden mit einem moosübergrünten Schindeldach, das auf vier Kiefernstämmen ruhte. Als Kinder hatten die kleinen Malzins darinnen Robinson gespielt.

Das Sommerhäuschen stellte das Fort dar und wurde von den Wilden belagert. Vielleicht existirte es nicht mehr — vielleicht hatte es Capriani wegräumen lassen. Das hätte Fritz leid gethan. —

Er erhob sich, um es zu suchen. — Es war noch da; dort schimmerte der vergoldete Halbmond von dem Giebel des alten Schindeldachs zwischen den Bäumen zu ihm herüber. Als er näher trat, hörte er reden. Schon wollte er umkehren — da erkannte er die Stimme seiner Frau und die des Conte. Aufgebracht trat er hinzu. Aber er fand nichts, was ihn eigentlich berechtigt hätte, einen Eclat zu machen. Charlotte saß da mit einer Handarbeit, der Conte plauderte mit ihr — das war Alles.

Ein widerwärtiges Lächeln glitt über das Gesicht des Conte, als Fritz mit seinem blassen, zuckenden Antlitz unter das Dach des Sommerhäuschens trat. „Gut, daß wir Sie sehen," rief Capriani ihm kaltblütig und ohne die geringste Verlegenheit an den Tag zu legen entgegen, „setzen Sie sich zu uns, wir beschäftigten uns soeben mit Ihnen."

„So, sehr freundlich," murmelte Fritz, sich auf die Bank niederlassend, wobei er seiner Frau einen strengen Blick zuwarf.

„Es handelt sich um Ihre Kinder. Hm! mein lieber Malzin" — der Conte streichelte sich seinen langen Backenbart. „Haben Sie bereits etwas für diese kleinen Wesen zurückgelegt?"

Fritz sah zu Boden. „Wie hätte ich denn können?" entgegnete er tonlos.

„Nun, von Ihrem jetzigen Gehalt könnten Sie immerhin etwas ersparen," sagte der Conte mit Nachdruck.

„Sie scheinen ganz zu vergessen, daß ich meinen jetzigen Gehalt erst seit ein paar Monaten bezieh'," antwortete Fritz herb.

Der Conte biß sich in die Lippen. „Ho, ho!" rief er, „bin ich Ihnen wieder einmal zu nahe getreten? Ich meine es gut mit Ihnen, wahrhaftig, ich

mein's gut mit Ihnen. Sagen Sie mir doch, wie denken Sie sich eigentlich die Zukunft Ihrer Kinder?“

Fritz zuckte die Achseln — „ich weiß nicht — die armen Würmer werden sich wohl selber weiterhelfen müssen,“ erwiderte er mit zitternder Stimme.

„Da haben Sie gewiß die Absicht, ihnen eine tüchtige Erziehung und die Möglichkeit an die Hand zu geben, sich ihr Brot zu erwerben,“ bemerkte der Conte. „Das ist achtungswerth. Nun ... erlauben Sie mir nur die Frage, wie wollen Sie das anfangen?“

Fritz fuhr sich mit seiner schmalen Hand, der blassen, durchsichtigen Hand der Brustleidenden, matt über die Stirn. „Mein Töchterchen hoffe ich in Hernals unterzubringen,“ fing er an, „wo sie zur Erzieherin herangebildet wird.“

„Hm!“ Der Conte machte ein unzufriedenes Gesicht — „scheint mir unpraktisch — sehr unpraktisch. Sie lernt zu viel Prätensionen in Hernals, zu wenig verwendbare Tüchtigkeit. Bedenken Sie Ihre Verhältnisse, mein Lieber, bedenken Sie Ihre Verhältnisse ... wir werden noch darüber reden. Und was gedenken Sie mit Ihrem Söhnchen anzufangen?“

„Ach, der Franzi ist wirklich noch so klein,“ sagte Fritz kurz, um das Gespräch abzubrechen — der triumphirende, herabdrückende Ton des Conte war ihm unerträglich. Er fühlte sich wie mit Brennnesseln gepeitscht.

„Um so mehr müssen Sie seine Zukunft bedenken,“ bohrte der Conte in ihn hinein, „sei's auch nur für den möglichen Fall, daß Sie plötzlich abberufen würden.“

„Wohl wahr! Nun,“ sagte Fritz und seufzte — „hoffentlich lebe ich doch noch lange genug, um ihn in eine Cadettenschule placiren zu können — einen Stiftplatz werd' ich dann wohl für ihn durch meine Verbindungen erhalten.“

Der Conte lachte verächtlich auf. „Da erkenn' ich Sie ganz,“ rief er, „da spricht der hochmüthige Schlendrian Ihrer Kaste wieder einmal aus Ihnen. Sie werden schon vernünftiger werden mit der Zeit, mein Lieber. Ich habe mir schon etwas ausgedacht für den Franzi — Ihre Frau ist ganz einverstanden damit.“ Charlotte, welche indessen völlig in ihre Handarbeit vertieft geschienen, nickte.

„Die Gräfin hat überhaupt eine sehr vernünftige Art, der Situation ins Gesicht zu sehen,“ fuhr der Conte fort; „ja ... verzeihen Sie mir, mein Lieber, aber sie hat mehr praktischen Verstand in ihrem kleinen Finger, als Sie im ganzen Kopf. — Den Franzi bringen wir in einem Schnittwaarengeschäft unter. Diese Thätigkeit ist weder ungesund, noch anstrengend, und wenn es Ihnen widerstrebt, ihn hier in Oesterreich eine derartige Stellung einnehmen zu lassen — ich fände das, aufrichtig gesagt, kleinlich, ich denke in dieser Hinsicht größer, moderner — nun, so will ich schon dafür sorgen, daß er in Paris im Louvre oder im Printemps unterkommt; ein Commis bringt es manchmal in diesen großen Geschäften bis zu einem Einkommen von fünfzehn bis zwanzig Tausend Francs!“

Fritz war aufgesprungen; mehrmals hatte er es versucht, dem Conte in die Rede zu fallen, aber die Stimme hatte ihm versagt. Das Blut sauste

ihm in den Ohren und wogte wild in seiner Brust, wie ein heißer, entfesselter Strom.

„Mein Sohn!“ röchelte er heiser — „mein Sohn, Commis in einem Schnittwaarengeschäft! — lieber bring' ich ihn um!“ . . .

Er fühlte einen furchtbaren Drang gegen die Brust, dann etwas, wie eine plötzliche Erleichterung. Mit einem Male wurde er todtenbleich, mit bläulichen und grünlichen Schatten um Augen und Schläfen. Er tappte um sich, wie Leute, die eine Katastrophe kommen fühlen — er wußte nicht mehr, was er suchte. Endlich griff er mechanisch nach seinem Taschentuche, hielt's an den Mund und brach zusammen. — —

IV.

Die Lodrins diniren während der heißesten Sommermonate und en petit comité immer früh, weil sie die kühleren Nachmittagsstunden zum Spazierengehen frei behalten wollen. Das Diner am Donnerstag ist um zwei Uhr. —

Fritz hat im letzten Moment absagen lassen, ohne den Grund seines Nichtkommens besonders anzugeben.

Die Klette hatte natürlich nicht bewogen werden können, zu Hause zu bleiben. Mit ihrer geraden Grenadierhaltung und ihrem enormen Réticule, das zugleich ihre Handarbeit, ihre Coiffure und Raum für mitzunehmende Geschenke enthält, erscheint sie neben Mimi Dey, welche lebhaft und gutmüthig der Gräfin Lodrin zum zehnten Male versichert, daß Ossi und Gabrielle unstreitig das schönste Brautpaar in Oesterreich sind und Zinka sehr herzlich, vielleicht mit ein wenig betonter Herzlichkeit begrüßt. Dank des Nachahmungstriebes, der die Welt regiert, sind alle Damen der Umgebung in Bezug auf ihre Haltung gegen Zinka dem ausschlaggebenden Beispiel der Gräfin Lodrin gefolgt. Mimi Dey hat neulich im Kreise mehrerer, sie über die „Erich Truyn“ ausforschender Bekannten geäußert: „Zinka ist eine Dame wie ich,“ und dieser inhaltsschwere Ausspruch hat das Seinige dazu gethan, Zinka's gesellschaftliche Stellung endgültig zu befestigen.

Pistasch beobachtet Zinka neugierig; da er aber bekanntlich seine große Insolenz mit einem nie fehlenden Tacte verbindet, so merkt er sehr bald, woran er mit ihr ist und richtet sein Benehmen darnach.

Wie gewöhnlich, wenn sie sich nicht im engsten Familienkreise befindet, bleibt sie ziemlich still, läßt nur hie und da mit ihrer weichen Stimme eine kleine Bemerkung in die Conversation einfließen, sieht sehr hübsch aus und macht den Eindruck, an alles Andere eher zu denken, als an ihre Schönheit — mit allen Leuten mehr beschäftigt zu sein, als mit sich.

Die zwei großen Tagesneuigkeiten sind, daß der junge Capriani gestern mit seinem Viererzug umgeworfen hat, und daß in einem Dorf neben Schneeburg eine alte Wittwe ermordet worden ist.

Das Umwerfen des Viererzugs bereitet natürlich den Herren das allergrößte Vergnügen; sie äußern nur fast einstimmig ihr Erstaunen darüber, daß diese Katastrophe so lange auf sich warten ließ; der Mord in Karlowitz eröffnet Truyn ein weites Feld für moralisch-socialpolitische Betrachtungen. Da dieser

Mord der erste ist, welcher seit Menschengedenken in der ganzen Umgegend verübt worden, so zögert er nicht einen Augenblick, das schauerliche Geschehniß einzig und allein dem depravirenden Einfluß zuzuschreiben, welchen Capriani auf die Gegend ausübt.

Es gibt vielleicht keinen Uebelstand von einem Mord bis zu dem Ausbruch einer Epidemie, den Truyn nicht bis zu einem gewissen Grade dem geheimen Einfluß des Conte Capriani beimessen möchte. Oswald, der doch eine ziemlich lustige Laune mitgebracht hat, wird nach und nach einsilbig.

„Dem Capriani müssen die Ohren klingen,“ ruft er schließlich, seine Irritation nicht mehr beherrschend, aus; „könnt Ihr denn von nichts Anderem reden, als von diesem Strick!“

„Gönn' uns doch das unschuldige Vergnügen,“ erwidert Truyn gutmüthig.

Pistasch aber sagt: „ich begreife nicht, warum Dich das nervös macht. Der Name Capriani wirkt auf Dich, wie auf andere Menschen das Wort Cholera.“

Oswald verfärbt sich und Georges bringt einen Toast aus auf das Brautpaar.

Nach Tische, während Herren und Damen im Salon rauchen und den Kaffee nehmen, benutzt Pistasch augenblicklich die Gelegenheit, sich eine Art tête-à-tête mit seiner Cousine Mimi Dey zu verschaffen, um allerhand über Zinka zu erfahren, worüber er die Lodrins doch nicht so geradezu hat ausfragen können. — „Ist das die gewisse Sterzl, die in Rom von sich hat reden machen? ... Die Sterzl, welche ... ꝛc. ꝛc. — eine sehr nette Person, ganz charmant!“

Es fängt an, Mode zu werden, Zinka charmant zu finden! —

Inzwischen sitzt die Heldin des oben erwähnten römischen Romans neben der Gräfin Lodrin auf einem kleinen Divan in einer schattigen Ecke des ungeheueren Salons und flüstert ihr leise zu: „Weißt Du's schon?“

„Natürlich! Ossi hat's durch Deinen Mann erfahren — ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück!“ antwortet die Gräfin leise und die Hand der jungen Frau in die ihre nehmend.

„Und Du begreifst, wie unendlich ich mich freu',“ flüstert Zinka erröthend und sich die Thränen aus den Augen reibend.

Die Gräfin lächelt ihr schönes, ernstes Lächeln und nickt bejahend. Zinka rückt noch ein wenig näher an sie heran. „Wer sollt's auch besser begreifen, als Du,“ flüstert sie.

Sie fühlt eine unbeschränkte Verehrung für die Gräfin — das vertrauliche Du, womit sie diese gleich beim Anfang ihrer Bekanntschaft angeredet hat, kommt noch immer nicht ganz leicht von ihren Lippen — sie hat auch noch nicht aufgehört, jede Freundlichkeit Wjera Lodrin's als eine besondere Gnade und liebe Auszeichnung zu betrachten. Ihre kindliche Bescheidenheit und Deferenz der älteren Dame gegenüber kleidet sie sehr anmuthig.

„Wenn ... wenn mir der liebe Gott einen Sohn bescheren sollte,“ flüstert

sie jetzt sehr leise und tief erröthend, „so möchte ich von Dir lernen, ihn zu erziehen!“ —

Gräfin Wjera legt ihr freundlich die Hand auf die Schulter. „Dein Mann wird Dir in der Richtung mehr lehren können, als ich,“ erwidert sie ihr. „Daß Ossi gut ausgefallen, verdank' ich dem lieben Gott mehr, als mir.“

„Und verdankst Du's auch dem lieben Gott ganz allein, daß Ossi stets so fromme, andächtige Verehrung für seine Mutter behalten hat?“

Die Gräfin läßt den Arm von Zinka herabgleiten. Erschrocken sieht die junge Frau zu ihr auf.

„Es ist nichts,“ sagt Wjera mühsam lächelnd — „ein Schmerz im Herzen — es wird gleich vorübergehen.“

Indessen frägt Mimi Dey, welche sich mit Pistasch den beiden Damen nähert, nach dem Grunde der plötzlichen Blässe Wjera's. Da ihr diese das und jenes zur Antwort gibt, schlägt Mimi die Universalmittel des Grafen Mattei vor, in welche sie das unbedingteste Vertrauen setzt.

Sobald die Klette merkt, daß das Gespräch eine medicinische Wendung nimmt, rückt sie näher an die Gruppe heran. „Wjera, ich habe ein ausgezeichnetes Recept, ein Arzt in der Schweiz hat es mir einmal gegeben — Tropfen, die Alles heilen, wirklich Alles!“

„Von Scropheln bis zur unglücklichen Liebe,“ versichert Pistasch. Er kennt das Wunderrecept und weiß, daß die Klette eines ihrer zahlreichen finanziellen Kunststückchen darauf basirt.

„Ein merkwürdiges Mittel fürwahr, Wjera, und Du, Mimi, könntest auch davon profitiren — Zinka, Dich mach' ich speciell darauf aufmerksam,“ ruft die Klette, „ich habe wahre Wunderkuren damit erzielt. Soll ich Euch etwas davon bereiten lassen?“

„Bemüh' Dich nicht, Carolin,“ entgegnete ihr der boshafte Pistasch; „ich habe noch zwei oder drei Liter von Deinem Wunderbalsam vorräthig und stelle ihn mit Vergnügen den Damen zur Disposition.“

„Wie Ihr wollt, ich dränge mich nicht auf,“ sagt die Klette ärgerlich — worauf sie den berühmten Negerkopf aus ihrem Réticule herauszieht und mit außerordentlicher Energie und sehr langen Fäden ein schwefelgelbes Glanzlicht in seine ebenholzfarbige Nase zu sticken beginnt. —

V.

Die große Hitze des Tages ist vorüber. Die Nachmittagssonnenstrahlen weben breite, weich verschimmernde Goldstreifen in das graugrüne Zwielicht des mit verfärbter flandrischer Verdure verkleideten Salons, mitten zwischen das reizende Durcheinander der Möbel. —

Weltvergessen plaudernd steht das Brautpaar neben einem kleinen Tischchen, auf dem eine ganze Garbe von rothen Jaqueminot-Rosen aus einer großen blauen Sèvres-Vase herausblüht — eine Vase, welche die entmuthigende Form einer Graburne hat und gegen deren dunkelblauen Grund sich in pedantischen Empire-Schnörkeln eingefaßte Medaillons mit bunten Blumen abheben.

Oswald und Gabrielle haben sich soeben dahin vereinigt, die Vase beinahe so häßlich zu finden, wie das pompöse Unding, welches als Denkmal der Napoleonischen Großmuth in der Bibliothek des Vatican steht.

„Mamas russische Verwandte haben eine unbegrenzte Leidenschaft für blaue Sèvres-Vasen und grasgrüne Malachit-Tische auf vergoldetem Dreifuß,“ erzählt Oswald. „Hinauswerfen kann man doch ein gut gemeintes Geschenk nicht! —“

Dann plaudern sie von ihrer zukünftigen Einrichtung, von der Hochzeitsreise, die sie in den Orient machen wollen, und lächeln dann plötzlich über eine Episode, die noch in die allererste Zeit ihrer jungen Neigung fällt — die schöne Frühlingszeit in Paris.

Plötzlich sagt Gabrielle mitten aus ihrem Gespräch heraus: „Jetzt bist Du wieder gemüthlich, — aber bei Tisch, wie Du so finstere Gesichter machtest, da fürchtete ich mich ganz ordentlich vor Dir.“

„O Du närrische kleine Person, wie kannst denn Du Dich vor mir fürchten?“

„Du meinst, ein großer Löwe wie Du sei ja doch immer zu nobel, um einen armen kleinen King Charles anzufallen!“

Zu dieser Bemerkung schüttelt er nur den Kopf — „'s ist mir nie eingefallen, Dich mit einem King Charles zu vergleichen,“ versichert er.

„Also mit was denn?“ die Augen groß und leuchtend zu ihm aufschlagend.

„Forderst Du ein Compliment heraus, Jella?“ neckt er sie.

„Ein Compliment von Dir?“ sagt sie beinahe verletzt. —

„'s war nicht so bös' gemeint — ich will Dir's auch sagen, womit ich Dich am liebsten vergleiche,“ flüstert er, näher an sie heranrückend, sehr leise, „mit einer weißen Lilie, Jella — gerade so bist Du, weiß und rein, mit einem goldnen Herzen tief in der Brust!“ —

Ihre dunkelblauen Augen glänzen von zärtlichen Freudenthränen.

„O Jella, wenn Du nur wüßtest, wie gern ich Dich jetzt in die Arme schließen, Dir Deine lieben Thränen aus den Augen küssen möchte! Aber ...!“ mit einem Achselzucken sieht er sich um.

„Ach, es sieht uns Niemand zu,“ meint sie muthwillig.

Das ist ganz richtig, denn die Damen sind soeben vollauf damit beschäftigt, Pistasch mit seiner letzten Eroberung zu necken, und Truyn und Georges sind wieder einmal über die innere österreichische Staatspolitik an einander gerathen; dennoch erschrickt Gabrielle, kaum daß die Worte gesprochen sind, sogleich vor ihrer Kühnheit, und da Oswald, sie lustig anblinzelnd, flüstert: „Sag' mir das nicht zweimal, Jella,“ wendet sie sich ab.

„Wie der Papa schreit!“ bemerkt sie, das Gespräch geschwind auf ein anderes Gebiet hinüber lenkend.

Und in der That klingt Truyn's Stimme ziemlich laut, während er die inhaltsschweren Worte spricht: „Das Volk zu schützen vor dem Einfluß ehrgeiziger politischer Speculanten und vor seiner eigenen Unvernunft, das ist unsere Mission!“

„Er ist wirklich in Feuer gerathen,“ gibt Oswald zu — „sollen wir nicht versuchen, ihn zu besänftigen, Jella?“ Und mit dem jungen Mädchen auf die beiden Politiker zugehend, proponirt Oswald: „Hättest Du nicht vielleicht Lust, einen Rubber zu machen, ehe Du an die Erfüllung Deiner Mission gehst, Onkel?“

Truyn, welcher ein ebenso altersgemäßes Faible für Whist, wie für Politik besitzt, nimmt den Vorschlag an. Die Damen werden höflich aufgefordert, sich an der Partie zu betheiligen, aber nur die Klette meldet sich; da Pistasch sich sehr energisch gegen ihre Partnerschaft wehrt, so spielen die vier Herren mitsammen.

Die Sonnenstrahlen werden schräger und schräger, einer von ihnen leuchtet jetzt mitten durch das rothe Rosenbouquet in der häßlichen Sèvrevase hindurch. Die Rosen glühn wie große seltsame Edelsteine.

Ein Wagen hält. „Wer kann denn das sein?“ sinnt Gräfin Lodrin.

Es ist die Baronin Melkweyser. Nachdem sie alle Anwesenden begrüßt und die Herren gebeten hat, sich in ihrem Spiel nicht unterbrechen zu lassen, sinkt sie neben der Gräfin Lodrin auf einen Fauteuil.

„Ich hoffe, ich stör' Euch nicht,“ ruft sie aus. „Ich konnt's wirklich nicht mehr aushalten dort drüben! Ich bin ganz außer mir!“

„Ah!“ Mimi Dey lächelt boshaft. „Ich kann Dich nicht so sehr bedauern, als Du's zu erwarten scheinst, Zoë; ich dachte mir sogleich, Du würdest es einmal bereuen, als ich hörte, daß Du bei diesen curiosen Leuten zu Besuch bist.“

„Was willst Du?“ meint die Melkweyser kleinlaut genug und mit den Achseln zuckend, „ich stehe mit diesen Caprianis schon seit längerer Zeit in Beziehungen. In Paris machen sie ein großes Haus!“

„Wirklich?“ frägt Mimi — „geht irgend Jemand hin?“

„O ja, sogar gekrönte Häupter,“ sagt Zinka — „und besonders Prinzen von Geblüt, wenn sie in cognito reisen.“

„O die — die gehen sogar zu Mabille,“ meint Mimi, „ja, vielleicht existirt eine gewisse Aehnlichkeit zwischen . . .!“

„Nein, nein,“ erwidert Zoë, „es herrscht ein ziemlich anständiger Ton — neulich hat Capriani sogar Jemanden hinausgewiesen, der sich ohne Einladung zu präsentiren erlaubte!“

„Wirklich?“ sagt Zinka, „das ist schon ein großer Fortschritt, aber ist es wahr, daß bei diesem letzten Ball weder die älteste verheirathete Tochter noch der Schwiegersohn Capriani's erschienen ist?“

„Ja,“ gesteht Zoë. „Mit solchen Unverschämtheiten imponirt Larotière seinem Schwiegervater.“

„Nun dann,“ ruft Mimi.

„Ich behaupte nicht, daß nur ausschließlich die Elite bei diesen Bällen erscheint. C'est toujours le monde à côté, wie man in Paris sagt — aber — mein Gott, bisher waren mir die Caprianis immer so nützlich, sie haben mich mit Aufmerksamkeiten überschüttet, hier jedoch werden sie sogar unangenehm gegen mich.“

„Vielleicht haben Deine Leistungen im Vaterland nicht ganz ihren Erwartungen entsprochen,“ sagt Mimi — „Pistasch theilte mir mit, Du seist nach Schneeburg berufen worden, um die Caprianis in die österreichische Gesellschaft einzuführen. War das nur ein schlechter Witz, oder . . .“

„Ich hatte wirklich versprochen, mein Möglichstes . . .“

„Meine liebe Zoë . . .!“ ruft Mimi Dey entsetzt, „hattest Du denn Dein Oesterreich ganz vergessen?“

„Nein, vergessen hatt' ich's nicht, nur dachte ich mir, Ihr hättet Euch in diesen letzten fünfundzwanzig Jahren doch einigermaßen zeitentsprechend verändert. Aber nein, Ihr seid entschieden dieselben geblieben. Wann werdet Ihr's denn endlich aufgeben, Euch mit einem dreifachen Cordon gegen die Außenwelt abzusperren?“

„Bis wir davon überzeugt sind, daß keine verdächtigen Individuen über die Grenze zu uns herüber kommen,“ sagt Mimi; „unser Kreis ist ohnehin groß genug, und wenn wir einen Externen bei uns aufnehmen sollen, so haben wir wohl das Recht, uns vorher davon zu überzeugen, ob er eine Acquisition ist oder nicht!“

Diese wohlgesetzte kleine Rede wird von der Gräfin hauptsächlich zur Erbauung Zinka's gehalten, was dieser natürlich nicht entgeht. Ruhig lächelnd blickt sie vor sich hin. —

„Ich habe keine Vorurtheile,“ sagt die Klette kühn; „ich bin vollkommen bereit, mich bei Capranis einführen zu lassen.“

„Ja, Du bist ein großer Philosoph,“ versichert Mimi Dey, ihr ernsthaft auf den Rücken klopfend, „das wissen wir.“

„Ich werde nicht ermangeln, Capriani die mannigfachen Vortheile klar zu machen, welche ihm Deine Bekanntschaft bietet,“ sagt Zoë trocken. „Und nun muß ich mich noch in aller Eile einer Commission entledigen. Am liebsten möchte ich mich aus dieser Bekanntschaft ganz herausschrauben; da ich aber nun schon einmal in den Klauen dieses Geiers bin, so muß ich ihn so lange wenigstens, bis sich meine Finanzen unter seiner Leitung erholt haben, bei guter Laune erhalten. Und da habe ich denn ein Anliegen an Dich, Wjera — Du könntest mir einen großen Gefallen erweisen!“

Gräfin Lodrin hat sich bisher an dem Gespräch gar nicht betheiligt, sondern arbeitet, anscheinend in ihre eigenen Gedanken versunken, mit den großen hölzernen Nadeln an ihrer beliebten Wollstrickerei herum. Zinka, welche sie aufmerksam und besorgt beobachtet, findet sie auffallend blaß. „Einen Gefallen? — inwiefern?“ frägt sie jetzt.

„Es handelt sich um Dein Service von „alt Wien“, an dessen Completirung Dir von jeher so viel gelegen war. Die Hälfte davon ist in Schneeburg und in Capriani's Hände übergegangen. Da Capriani durch mich erfuhr, daß Du — hm, gerade an diesem Service hängst — so forderte er mich — wie Du eingestehen mußt, sehr liebenswürdiger Weise auf, Dir seine Hälfte anzubieten.“

Immer eifriger klappert die Gräfin mit ihren großen Holznadeln, aber sie erwidert kein Wort.

„Du würdest mir wirklich einen sehr großen Gefallen thun, Wjera,“ dringt die Melkweyser in sie — „schon vor drei Wochen hat er mich darum angegangen, Dir den Vorschlag zu machen, und heute habe ich mich endlich dazu entschlossen. Du bringst mich in die größte Verlegenheit, wenn Du von dem Service nichts wissen willst.“

Jetzt legt Wjera mit einer kurzen, heftigen Geberde ihre Arbeit nieder und wirft den Kopf zurück. Ihr Gesicht ist weiß und hart, wie aus Marmor gemeißelt, aber ihre Augen glühen unheimlich; Zinka erinnert sich nicht, etwas

Schöneres noch etwas Stolzeres gesehen zu haben, als dieses Gesicht in diesem Moment.

„Welchen Preis verlangt Dein Herr Capriani für das Service?" frägt sie kurz.

„Preis? ... Preis? — Er würde sich glücklich schätzen, es Dir unentgeltlich zu Füßen zu legen!" —

„Ossi, Du renoncirst," ruft Pistasch am Spieltisch, zwei Levées hinter einander ausbreitend.

„Er spielt sehr zerstreut," bemerkt Truyn.

„Einem Bräutigam muß man Einiges zu Gute halten," entgegnet ihm Georges begütigend und mischt die Karten.

Indessen hört Oswald seine Mutter, gegen die er mit dem Rücken sitzt, sagen: „Ich finde die Zudringlichkeit Deines Monsieur Capriani etwas stark. Sage ihm de ma part, daß ich jederzeit bereit bin, ihm das Service abzukaufen, und sei's auch um einen sehr hohen Preis; daß es aber nicht meine Gewohnheit ist, Geschenke von Leuten anzunehmen, mit denen ich in keinem socialen Verkehr stehe, noch zu stehen wünsche!"

„Aber, mein Gott! da habe ich wieder einmal die Hälfte meiner Botschaft vergessen, Wjera," sagt, sich aufgeregt vor die Stirn schlagend, Zoë. „Er hoffte ausdrücklich, Du würdest in dieser kleinen Aufmerksamkeit nichts sehen, als einen Beweis ehrfurchtsvoller Verehrung von einem bescheidenen Anhänger und ehemaligen Diener — er wage nicht zu sagen Freund — Deiner Familie. Er behauptet, Dich und Deinen Mann während der Zeit, welche Ihr vor einem halben Menschenalter an der Riviera zubrachtet, ärztlich behandelt zu haben und meinte, wenn Du auch den Conte Capriani nicht kennst — des Doctors ... ja den Namen habe ich vergessen — aber des Doctors würdest Du Dich wohl noch erinnern."

„Am Ende ist's der Stein!" ruft die Klette aus.

„Das war der Name," bejaht Zoë.

„Den hab' ich ja gekannt," erzählt die Klette lebhaft. „Du mußt ihn von mir grüßen — er practicirte in Nizza, wo ich damals den Winter verbrachte mit der Orczinska. Die Damen rissen sich um ihn, er war ein bildschöner Mann damals. Er hatte ein hygienisches Corsett erfunden, alle Damen trugen das hygienische Corsett. — Du mußt ihn auch gekannt haben, Wjera? Ich möchte darauf schwören, daß ich ihn damals, als Du mit Deinem verstorbenen Mann den Winter an der Riviera verbrachtest, bei Euch traf."

„Er berief sich darauf, daß er Deinen Mann behandelt habe," sagt Zoë.

Eine kurze — ganz kurze Pause folgt — dann sagt die Gräfin scharf und deutlich: „Es ist möglich, aber es interessirt mich nicht, und Du kannst ihm von mir ausrichten, daß ich mich dessen nicht erinnere!"

„Wie Dich der Zorn verjüngt, Wjera," lacht Mimi Dey — „wenn Du Dich ärgerst, so sprüht Dir noch immer der alte Teufel aus den Augen!"

„Ein wahres Vergnügen, mit Dir Whist zu spielen, Ossi!" ruft zu gleicher Zeit Truyn, der indessen Oswald's Partner geworden ist — „fünf Stich hast Du vergeben. Ich hatte den Slam in der Hand."

„Wie konnte ich ahnen, daß Du in Carreau etwas hast!"

„Ich hatte ja invitirt.“

„Treff.“

„Nein, Carreau! Sieh' nur nach.“

„Findet Ihr nicht, daß Offi, wenn er so finstere Gesichter macht, dem jungen Capriani auffallend ähnlich sieht?“ bemerkt Pistasch.

Alle Fassung verlierend, wirft Oswald die Karten auf den Tisch.

„So nimm Dich doch zusammen, Offi!“ ermahnt Truyn.

„Na, mit Dir darf man sich doch nicht den geringsten Scherz erlauben; Du bist empfindlich wie ein Bürgerlicher,“ brummt Pistasch.

„Sagen wir lieber reizbar, wie ein gekröntes Haupt,“ sagt Georges lachend. „Les extrèmes se touchent.“

„Ich glaube schon wahrhaftig, es ist das Wiederauftauchen Eures alten Familiengespenstes, welches Deine Nerven letzterer Zeit in Aufruhr gebracht haben muß, Offi,“ erwähnt Pistasch harmlos.

„Von welchem Familiengespenst sprichst Du?“ frägt Oswald heiser.

„Habt Ihr denn mehrere?“ frägt Pistasch; „ich weiß nur von Eurer lachenden Blinden — und mein Jäger erzählte mir heute beim Anziehen, man höre sie wieder lachen. Der Schloßverwalter theilte es ihm mit!“

„Mir hat der Gärtner heute davon gesprochen,“ sagt Georges, „ich aber erklärte ihm, seit dem Jahr achtundvierzig gäbe es keine Gespenster mehr; Gespenster seien eine vormärzliche Institution, und da er ein strebsames Individuum und von freisinniger Richtung ist, so erwiderte er mir hierauf, das habe er sich schon selbst gedacht.“

„Blödsinniger Aberglaube!“ murmelt Oswald; dann sich mühsam fassend, ruhig, aber kreideweiß, frägt er: „Wollt Ihr noch einen Rubber machen?“ —

(Schluß folgt.)

Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie.

Mitgetheilt
von
Albert Duncker.

Was schreiben, theurer Schatte,
Wir auf dein Mal von Erz?
„Seht an den Mann, er hatte
Für unser Volk ein Herz." Simrock.

Im Frühlinge des Jahres 1840 war Emanuel Geibel nach zweijährigem Aufenthalte in Griechenland nach seiner Vaterstadt Lübeck zurückgekehrt. Einige Monate später erschien bei Alexander Duncker in Berlin die erste Ausgabe seiner Gedichte, während er bisher nur einzelne Lieder in Chamisso's und Schwab's Musenalmanach und in anderen Sammelwerken veröffentlicht hatte. Den Verlust einer früher in Verlag gegebenen Sammlung, die 1838 im Manuscript sammt den bereits fertig gedruckten Bogen beim Brande der Hänel'schen Officin in Magdeburg ein Raub der Flammen geworden war, hatte der junge Poet im Vertrauen auf seine Schaffenskraft mit den gleichmüthigen Worten entgegen genommen: „Ein Bändchen lyrischer Verse mehr oder weniger, das bedeutet jetzt gar nichts."

Welche nachhaltigen Eindrücke die auf hellenischem Boden verlebten Jahre in Geibel's Seele zurückgelassen hatten, ist an seinen Liedern bis in sein Greisenalter hinein zu erkennen. Zu den ersten Früchten jener unter dem ewig blauen Himmel des Südens verbrachten Tage gehörten die in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde Ernst Curtius nach der Heimkehr herausgegebenen „Classischen Studien", metrische Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern, die 1840 zu Bonn bei Eduard Weber erschienen. Die Distichen der Widmung, am 11. Oct. 1839 in Athen von Geibel verfaßt, galten der Königin Amalie von Griechenland.

Die erste wiederum in Lübeck verbrachte Zeit erfüllte nicht die Erwartungen des jugendlichen Dichters. So glänzend wenige Jahre nachher der Erfolg seiner Lieder war, so langsam brach sich nach dem Erscheinen der ersten Sammlung

ihre Anerkennung Bahn; um so langsamer, als es Geibel verschmähte, für sie die Gunst der tonangebenden Kritiker demüthig zu erbitten. Das Gefühl, welches ihn im elterlichen Hause beschlich, daß er noch keine gesicherte Stellung in der Welt gefunden habe und genöthigt sei, den praktischen Beruf des Schulmannes weiter zu verfolgen, dem er schon in Athen als Erzieher der Kinder des russischen Gesandten Katakazi obgelegen hatte, kämpfte in ihm mit dem Bewußtsein, daß er zum Dichter geboren sei, aber nur dann etwas Bedeutendes leisten werde, wenn sich seine Individualität frei und ungehemmt entfalten könne. Die Rücksicht auf seine schon betagten Eltern mochte auch nicht ohne Einfluß auf seine ernste Stimmung sein. Dazu kam noch, daß um dieselbe Zeit seine Jugendliebe zu einem schönen Mädchen aus angesehener Lübecker Familie ihr jähes Ende fand[1]). Von jenem Abschnitte seines Lebens sagte Geibel selbst nicht lange nachher in der an Ernst Curtius gerichteten Octave „Auf dem Anstand", anknüpfend an die gemeinsamen Erinnerungen aus Griechenland und ihre dort gemeinsam empfundene Sehnsucht nach der Vaterstadt:

„Ein Luftschloß baut' ich für mein Zukunftleben;
So golden war's. Die Brust schlug heimathwärts —
Ach, wenig hat die Heimath nun gegeben,
Ein Liederbuch und ein verwundet Herz."

Trüb ging dem fünfundzwanzigjährigen Dichter der Winter in Lübeck dahin. Noch ehe er den entscheidenden Entschluß über den künftigen Lebensweg gefaßt hatte, traf ihn ein neuer Schlag durch den Tod seiner geliebten Mutter, die in ihrem dreiundsechzigsten Jahre am 7. April 1841 nach kurzem Krankenlager starb. An ihr, die nimmermehr in dem Glauben an den dichterischen Genius ihres Sohnes wankend geworden, verlor er die feste Stütze, deren sein nach Ruhe und Trost verlangendes Herz bedürftig war. Dem hochgebildeten vortrefflichen Vater Emanuel's, der selbst durch den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin tief gebeugt war, entging der Seelenzustand des Sohnes nicht. Auch er dachte von dem Talente, das sich schon in den ersten poetischen Producten desselben offenbart hatte, viel zu hoch, als daß er ihn gerade jetzt auf einen Weg gedrängt hätte, den Emanuel ohne Neigung zu betreten schien. Von der Zeit, die jeden Schmerz lindert, hoffte er Heilung der doppelten, dem Sohne geschlagenen Wunde. Einem bewährten Freunde klagte er brieflich sein Leid über den Kummer, der das Gemüth Emanuel's ergriffen hatte und zu verdüstern drohte.

Dieser Freund war der Freiherr Karl von der Malsburg auf Schloß Escheberg in Hessen, das etwa drei Meilen nordwestlich Kassels, eine Stunde südlich der Malsburg, der heute in Trümmern liegenden Stammburg des gleichnamigen Adelsgeschlechts, gelegen ist. Herr von der Malsburg war durch seine Vermählung mit einem Fräulein von Heintze, deren Eltern das eine Stunde von Lübeck gelegene Gut Niendorf besaßen, in Beziehungen zu Holstein und zu Lübeck gekommen, hatte während des Aufenthalts bei seinen Verwandten in Niendorf auch öfters die nahegelegene alte Hansestadt betreten und war dort mit einigen hessischen Landsleuten bekannt geworden, die eine geachtete Stellung in

[1]) S. darüber W. Deecke, „Aus meinen Erinnerungen an Emanuel Geibel". Weimar. 1885. S. 25 ff.

Lübeck einnahmen. Zweifellos der geistig bedeutendste darunter war der Pastor der reformirten Gemeinde Johannes Geibel, der Vater des Dichters. Malsburg lernte ihn als einen Geistlichen von ausgezeichneter Wirksamkeit und vorzüglichen Kanzelredner schätzen. Johannes Geibel war 1776 zu Hanau geboren, schon als junger Candidat zu einer Hauslehrerstelle in Kopenhagen und von dort 1797 als Prediger nach Lübeck gekommen, wo er fünfzig Jahre hindurch eine segensreiche amtliche Thätigkeit ausübte. Von Zeit zu Zeit hatte er auf Ferienreisen sein hessisches Geburtsland aufgesucht. Auf diesen Reisen war er schon 1828 und später noch wiederholt der Gast des Freiherrn in Escheberg gewesen. Bereits in dem genannten Jahre begegnet man seinem Namen im Escheberger Fremdenbuche, in das dreizehn Jahre später Emanuel Geibel auch den seinigen einschrieb. In der unmittelbar an das Schloß stoßenden Kapelle, deren Eingang das Malsburgische Wappen schmückt, der springende rothe Löwe im goldenen Felde mit drei silbernen Rosen im blauen Felde, hatte Pastor Geibel gepredigt. Es war ihm bei seinen Besuchen bekannt geworden, daß Escheberg literarische Schätze, besonders an Werken spanischer und italienischer Dichter, in einer von dem älteren Bruder des Freiherrn gesammelten Bibliothek besaß. Dieser ältere Bruder, Ernst Otto von der Malsburg, der Schul- und Universitätsfreund der Brüder Grimm[1]), hatte sich als Uebersetzer des Calderon und einiger Dramen des Lope de Vega verdient gemacht. Auch veröffentlichte er eigene Gedichte, die stark den Einfluß der jüngeren romantischen Schule verrathen. 1824 war er, erst 38 Jahre alt, gestorben. Sein um vier Jahre jüngerer Bruder Karl, 1790 geboren, war schon sehr früh in hessische Kriegsdienste getreten und hatte dann nach Errichtung des Königreichs Westphalen im Heere desselben eine rasche und glänzende Carrière als Cavallerieofficier gemacht, die ihm schon mit 24 Jahren den Grad eines Oberstlieutenants erwarb. Er hatte an den Feldzügen in Spanien und Rußland theilgenommen und für die darin bewiesene Tapferkeit mehrfache Ordensauszeichnungen, darunter auch das Ritterkreuz der Ehrenlegion, empfangen. Nach der Wiederherstellung des Kurfürstenthums, bei der jeder vormals hessische Officier sich gefallen lassen mußte, mit der Charge, die er 1806 bekleidet hatte, wieder in die neugebildete kurfürstliche Armee eingereiht zu werden, verzichtete er auf erneuten Dienst in derselben und lebte auf seinen Gütern, deren Hebung er sich eifrigst angelegen sein ließ. Doch blieb er dem geselligen Leben Kassels, wo er im Winter oft verweilte, keineswegs fremd, und stand auch zum Hofe durch die ihm vom Kurfürsten Wilhelm II. verliehene Kammerherrnwürde in Beziehungen. Heiteren lebhaften Geistes, mit offenem Blick für alles Schöne und Edle begabt, ein warmer, allezeit liebevoller Freund junger aufstrebender Talente in Literatur, Kunst und Wissenschaft, so erscheint Karl von der Malsburg als der würdige Sprosse seines alten Geschlechts, das seit Jahrhunderten dem Hessenlande viele tüchtige Männer gab.

Auch dem Hause des Freiherrn war das Leid nicht fern geblieben. Nach mancherlei Schicksalen, die ihn und seine Familie schon früh betroffen hatten, mußte er den Schmerz erleben, seine zweite Gattin, die ihm fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, geschenkt hatte, dahinscheiden zu sehen, ehe die Kinder

[1]) Vgl. mein Buch „Die Brüder Grimm" S. 12 f. und 23.

noch den Knaben- und Mädchenjahren entwachsen waren. An seiner Schwiegermutter Henriette von Heintze, einer geborenen von Blome aus Holstein, fand er eine treue Stütze in der Erziehung seiner mutterlosen Kinder. Die alte Dame, welche in ihrer Jugend durch verwandtschaftliche Beziehungen zu Kreisen Weimars der geistigen Atmosphäre nahe getreten war, in der Goethe und Schiller glänzten, übte durch ihre hohe Bildung auf das Leben in dem hessischen Edelsitze einen unverkennbaren Einfluß aus. Gemeinschaftlich mit der älteren Tochter des Freiherrn, Henriette, die 1841 im vierzehnten Lebensjahre stand, wurde eine gleichalterige Verwandte, Adelheid von Baumbach, im Malsburgischen Hause erzogen; die Brüder waren alle drei jünger als Henriette. So war der Familienkreis beschaffen, in den Emanuel Geibel, ihm selbst ganz unerwartet, eintrat.

Karl von der Malsburg hatte auf den Brief des alten Lübecker Freundes, worin der Sorgen gedacht war, die ihn wegen der Zukunft seines Sohnes erfüllten, mit einer Einladung Emanuel's nach Escheberg geantwortet. Der Dichter hatte sich seit seiner Heimkehr aus dem Süden eingehend mit spanischer Literatur beschäftigt. Da boten die Bücherschätze der Escheberger Bibliothek dem jungen Gelehrten vortreffliche Gelegenheit, seine Kenntnisse zu bereichern. Ihre Neuordnung von kundiger Hand, die der Freiherr erbat, mußte dem Freunde dieser älteren Literatur eine hocherwünschte Abwechselung in dem einfachen Leben auf dem waldumgebenen Schlosse gewähren. Dankbar nahm Pastor Geibel das gütige Anerbieten an, noch dankbarer Emanuel, dem eine innere Stimme verkündete, daß die in Escheberg verlebten Tage für seine dichterische Entwicklung von hoher Bedeutung werden sollten. In seinem von Natur frohen und leicht beweglichen Herzen machten die traurigen Empfindungen jetzt einer hoffnungsvollen, bald sogar freudigen Stimmung Platz. Damals dichtete er das schöne Wanderlied:

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt."

Das Lied, welches in wunderbarer Weise den Volkston traf, ist ein Gemeingut unserer Nation geworden, wie nur wenige Erzeugnisse der neueren Lyrik. Späterhin hat Geibel zwar mit poetischer Freiheit die Entstehung desselben in seine Bonner Universitätszeit verlegt. In dem Gedichte

„Ich fuhr von St. Goar
Den grünen Rhein zu Berge" [1])

läßt er Studenten mit frohem Gesang auf dem Strome an seinem Kahne vorüberfahren. Er lauscht den Tönen, da hört er sein eigenes Lied, das er einst vom Wandern sang:

„Ich sang's vor manchem Jahr,
Berauscht vom Maienscheine,
Da ich gleich jenen war
Student zu Bonn am Rheine."

Wir dürfen aber der Versicherung Karl Goedeke's, des Freundes und Biographen des Dichters, trauen, der mit Bestimmtheit erklärt, daß das Wanderlied auf

[1]) Gesammtausgabe III, 76.

dem Wege von Lübeck nach dem benachbarten Landhause Krempelsdorf, dem Wohnsitze der Geibel nahbefreundeten Familie Nölting, gedichtet worden sei, als die Hoffnung auf die Reise nach Eschenberg die Brust Emanuel's schwellte. Das Lied erschien, und zwar ganz in der Gestalt, worin es nachher in die Sammlungen seiner Gedichte Aufnahme fand, so viel ich in Erfahrung bringen konnte, zuerst im zweiten Jahrgange des von Franz Dingelstedt begründeten und nachher von Friedrich Oetker redigirten „Salons" in Kassel am 4. Mai 1842.

Die Stelle, welche Geibel ihm nachmals in den 42 „Liedern als Intermezzo" anwies, die er zwischen dem ersten und dem zweiten Buche der „Jugendgedichte" einschaltete, ist sehr belehrend für die Sinnesänderung, welche sich nach der Einladung Malsburg's in ihm vollzog. Diese 42 Lieder sind überhaupt als ein dichterisches Selbstbekenntniß anzusehen, das Herzensgeheimnisse des Dichters aus der Zeit nach seiner Rückkehr aus Griechenland und während der in Eschenberg verbrachten Tage enthält. Das 40. Lied

„Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen,
Doch wenn es wieder grünt, wo weil' ich dann?"

führte ursprünglich den Titel „Herbst in Eschenberg". Aber auch an vielen anderen Stellen seiner Poesien sind die Gefühle, welche damals seine Seele bewegten, zu erkennen. Wie viel Dichtung, wie viel Erlebtes dabei zu Grunde liegt, kann und wird kein sterblicher Mund mehr entscheiden.

Nach Pfingsten 1841 traf Doctor Emanuel Geibel auf dem Malsburgischen Schlosse ein. Er fand die liebevollste Aufnahme. Der Freiherr wurde ihm ein väterlicher Freund; bald fühlte er sich wohl und heimisch in dem traulichen Familienkreise. Der Inhalt der Bibliothek zeigte sich als besonders werthvoll für seine Studien altspanischer Romanzen, und die herrlichen Wälder und Berge, die das Schloß umgeben, boten ihm der poetischen Eindrücke so viele, daß der Dichter in ihm so mächtig ward, wie nur je zuvor, und eine Anzahl seiner schönsten Schöpfungen entstanden. Mit inniger Dankbarkeit gedenkt er noch in späteren Jahren des Umschwungs, der damals mit ihm vorging. In der Elegie „Die Lachswehr", die er nach einem an der Trave bei Lübeck gelegenen Garten, einem Schauplatze seiner Jugenderinnerungen, benannte, sagt er 1857 von jenen Tagen:

„Bestürmt von Zweifeln rang ich damals, o wie oft
Umsonst nach Klarheit in mir selbst! Verfehlt erschien
Mir all mein Streben, Täuschung selbst der Muse Ruf,
Der immer wieder lockend an mein Herz erging:
Und wenn ich dann, von haft'ger Arbeit tief erschöpft,
Hier Stille suchte, fand ich heiße Thränen nur,
Wie sie auf öder Klippe weint, wer scheiterte.
Doch Rettung sandte mir ein Gott. Du riefest mich,
Mein wackrer Malsburg — Segen deiner Gruft dafür! —
Gastfreundlich in dein waldumrauschtes Eschenberg,
Und dort auf sonn'gen Höh'n mich lüftend, losgelöst
Vom kleinen Druck des Lebens, lernt' ich mächt'ger bald
Die Flügel rühren und der eigenen Kraft vertraun."

Es liegt nicht in meiner Absicht, eine Schilderung der von Geibel in Eschenberg verlebten Monde und eine Würdigung der poetischen Erzeugnisse, die sie

reisten, hier zu geben, um so weniger als Karl Goedeke in seiner 1869 zu Stuttgart erschienenen, bis 1852 reichenden Biographie des Dichters, die hoffentlich bald einen abschließenden Theil erhält, dieser Zeit schon ausführlich gedacht hat. Zu Eschenberg schuf Geibel zwölf Gedichte, welche er als „Zeitstimmen" bezeichnete. Eine Einleitung in klangvollen jambischen Octonaren geht ihnen voraus, worin der Dichter, der seither nur von „Lust und Liebe" sang, seinen Entschluß bekundet, theilzunehmen an den Kämpfen der Gegenwart. Nach mehreren Einzelauflagen stellte er die „Zeitstimmen" später unter Vornahme einiger Veränderungen in der achtbändigen Gesammtausgabe seiner Werke hinter das vierte Buch der „Jugendgedichte", das er „Eschenberg. St. Goar. 1842—1843" überschrieb. Seine 1843 in Berlin erschienenen „Uebersetzungen spanischer Volkslieder und Romanzen" sind gleichfalls als eine Frucht des Aufenthalts in Eschenberg anzusehen. Dort entstand ferner sein erstes Drama „König Roderich". Die sechs ersten Scenen des dritten Aufzugs, welche die Landung Tarik's an der spanischen Küste schildern, wurden vom Dichter schon im Februar 1842 im Kasseler „Salon" veröffentlicht, während das ganze Trauerspiel erst 1844 bei Cotta in Stuttgart erschien. Bekanntlich sah Geibel das Stück später als verfehlt an und nahm es deshalb nicht in die Gesammtausgabe seiner Werke auf. Am „Salon", der auch aus Adolf Ebert's Feder eine sehr anerkennende Besprechung der „Zeitstimmen" brachte und damals einen Sammelpunkt junger Poeten, wie Dingelstedt, Ernst Koch, S. Mosenthal und Anderer bildete, betheiligte sich unser Dichter auch durch mehrere sonstige Beiträge. Seines im Mai 1842 darin erschienenen „Wanderliedes" wurde schon oben gedacht. Im October 1841 veröffentlichte er dort die Uebersetzungen zweier neugriechischen Volkslieder, später von ihm „Hirsch und Reh" und „Die Küsse" benannt, im December zwei als „Nachtlieder" bezeichnete Gedichte, die er nachmals unter die „Lieder als Intermezzo" aufnahm. Das zweite „Mein Herz ist wie die dunkle Nacht" blieb fast unverändert, während das erste „Nun ist der Tag versunken" in der Form „Nun ist der Tag geschieden" wesentliche Verbesserungen erfuhr. Das Lied „Vorüber", beginnend mit dem Verse „O darum ist der Lenz so schön", das er später seinen in Lübeck und Bonn von 1834 bis 1835 verfaßten Jugendgedichten einreihte, ist gleichfalls im „Salon", im Januar 1842, veröffentlicht. „Die Johannisnacht, eine serbische Geschichte" war ein kleiner Beitrag in Prosa, den jenes belletristische Blatt im März desselben Jahres von ihm brachte. Auch das bekannte Gedicht „An Georg Herwegh", gegen dessen „Lieder eines Lebendigen" gerichtet, das 1843 in der zweiten Auflage der „Zeitstimmen" seinen Platz unter diesen erhielt, dichtete er im Februar 1842 auf dem hessischen Schlosse. Es ist bekannt, wie wenig würdig Herwegh darauf mit dem gegen Freiligrath und Geibel geschleuderten „Duett der Pensionirten" antwortete.

Die „Zeitstimmen", 1841 bei Friedrich Aschenfeldt in Lübeck verlegt, waren als Zeichen dankbarer Anhänglichkeit dem Freiherrn von der Malsburg gewidmet. Letzterer gab sich auch, wiewohl vergeblich, Mühe, eine Aufführung des „König Roderich" auf dem Kasseler Hoftheater durchzusetzen. Wir werden nachher aus Emanuel Geibel's eigenen Worten ersehen, daß diese Versuche, an anderen Orten und vom Dichter selbst unternommen, von keinem besseren Erfolge

begleitet waren. „König Roderich“ ist nur einmal, im October 1846 zu Weimar, und zwar klanglos, über die Bretter gegangen.

Auch zu mancherlei Gelegenheitsgedichten boten die in Eschenberg und seiner Umgebung verlebten Monate Anlaß. Ich verdanke die Kenntniß mehrerer derselben, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind, der gütigen Vermittlung des Freiherrn Hans von der Malsburg, des jetzigen Besitzers des Schlosses.

Zum 31. August 1841 waren Mitglieder der Malsburg'schen Familie und mit ihnen ihr junger Lübecker Gast in das Pfarrhaus des nahegelegenen Dorfes Ober-Elsungen zum Geburtstag der Frau Pfarrer Zülch eingeladen. Es erregte großen Jubel, als Doctor Geibel an der Festtafel das nachstehende Gedicht zu Ehren der Gefeierten vortrug:

„Es wimmelt heut' in Deinen Pforten
Von frohen Gästen ein und aus,
Sie kommen her von allen Orten
Und tragen Segen in Dein Haus.
Zu Ehren Deinem Freudentage
An bunten Gaben nicht gebricht's,
Nur ich, ein Gast von eignem Schlage,
Ich komme, doch ich bringe — nichts.

Sonst, wer mit Gaben nicht versehen,
Bringt einen Wunsch mit freiem Muth
Und wenn's in Reimen kann geschehen,
So klingt das eben doppelt gut.
Ein freundlich Wort, und ist's auch leise,
Vom Herzen kommt's, zum Herzen spricht's,
Nur ich, ein Gast von eigner Weise,
Ich komme, doch ich wünsche — nichts.

Nichts störe Deines Hauses Frieden,
Nichts trübe Dir das heit're Herz,
Nichts sei zum Kummer Dir beschieden,
Nichts hab' zu thun mit Leid und Schmerz.

Und willst Du rechte Freud' ertheilen
Auch dem Verfasser des Gedichts,
So nimm als Glückwunsch diese Zeilen
Gutwillig auf und tadle — nichts.“

Dagegen zeigen den Poeten in ernster Stimmung die Verse, welche er als Erwiderung auf die Vorwürfe niederschrieb, die in Eschenberg gegen eins seiner früheren Lieder erhoben wurden. Eine Gouvernante im Malsburgischen Hause, Fräulein Auguste Heß, konnte sich mit dem Inhalte des allerdings recht sentimentalen Gedichtes „Herbstgefühl“ [1]) nicht einverstanden erklären. Den Grundgedanken desselben zeigt schon die Anfangsstrophe:

„O wär' es bloß der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht,
Doch das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht.“

[1]) Gesammtausgabe I, 72.

Deshalb richtete Fräulein Heß an den Dichter mehrere strafende poetische Zeilen. Einige Stellen daraus mögen hier folgen:

„Das Alter macht nur Haare bleich,
Raubt nur der Wangen Pracht,
Das Herz bleibt an Gefühlen reich,
Kennt nicht der Jahre Macht.

Sie rauben nur die Leidenschaft;
Es wird im Geiste hell,
Das Herz behält die alte Kraft,
Ein ewig junger Quell.

Es welkt, es stirbt der Körper nur,
Es bleibt die Seele jung,
Sie findet stets des Frühlings Spur
In der Erinnerung.

Wem wahre Lieb' das Herz erfüllt,
Der liebt im Herbste noch,
Und ändert sich der Liebe Bild,
Die Liebe bleibt ihm doch."

Geibel, dem auf diese Verse hin die Erinnerung an vergangene trübe Stunden nur zu lebhaft auftauchte, bat darauf die Angreiferin um Verzeihung für den schwermüthigen Augenblick, in dem sein getadeltes Gedicht entstanden war. Seine „Antwort" lautete:

„O wüßtest Du, was echter Schmerz
In schwerer Stunde heißt,
Wenn blutend sich das bange Herz
Vom bangen Herzen reißt;

Du hättest mir den Augenblick,
Den finstern, leicht verziehn,
Da Liebesglück und Liebeslust
Mir als ein Traum erschien.

Und sprach ich, daß das Herz verblüht
Mit Lenz und Sonnenschein:
Es war aus bebendem Gemüth
Ein Ruf der Angst allein.

Es war ein dunkler Schatten nur,
Der durch die Seele zog,
Nur eine Wolke, welche mir
Die Stirne trüb umflog.

Ich weiß wie Du: der Puls der Welt
Kann nimmermehr vergehn,
Und wenn die Erd' in Trümmer fällt,
Die Liebe muß bestehn.

Sie ist der Himmel, ist die Luft,
Drin unser Wesen lebt,
Der Paradiesesrosenduft,
Der unsern Geist umwebt.

Die Sonn' ist sie, die morgen scheint,
So wie sie gestern schien —
Drum laß' die Wolke immerhin
An ihr vorüberziehn."

Als im September 1841 der Geburtstag Malsburg's gefeiert wurde, verschönerte Geibel das Familienfest durch Aufführung eines kleinen von ihm gedichteten Gelegenheitsstücks, worin auch die Malsburgischen Kinder mitwirkten. Das Stück, dessen Manuscript in Escheberg nicht mehr vorhanden ist, ging von der Gegenwart aus und knüpfte an die napoleonischen Erinnerungen des Freiherrn an, von denen dieser mit Vorliebe zu erzählen pflegte. Der Inhalt des Festspiels soll nach der Versicherung dabei Mitwirkender keineswegs ein so ernster gewesen sein, als der Prolog erwarten läßt, der sich, wie es scheint, allein erhalten hat. Geibel behandelte in diesem Prolog ein damals vielbesprochenes und von den Poeten vielbesungenes Ereigniß: die Ueberführung der Gebeine Napoleon's von St. Helena nach Paris, die im December 1840 zur Ausführung gelangt war. Seine Verse lauteten:

„Von Allen, die emportrug ihr Jahrhundert,
Die mächtig in des Schicksals Rad gefaßt,
Ward Keiner so wie Du geschmäht, bewundert,
Ward Keiner so wie Du geliebt, gehaßt.

Ein schöner Heros warst Du Deinem Volke,
Ein Halbgott schrittst Du Deinem Heer voran,
Dem Feinde schleust Du des Verderbens Wolke,
Ein Frevler dem Besiegten, ein Tyrann.

Was kümmert's Dich? Es eilt die flücht'ge Stunde,
Es sinkt des Hasses, sinkt der Liebe Kleid,
Ihr Urtheil spricht mit unbestochnem Munde
Der Menschheit große Richterin — die Zeit.

Was Du gethan, es strahlt in der Geschichte,
Was Du gefehlt, hat abgebüßt Dein Loos —
Unsterblich wirst Du leben im Gedichte,
Du warst der Mann des Schicksals, Du warst groß.

Du wolltest steigen, mochten Tausend bluten,
Doch stiegst Du, wie der Nil, der Welt zum Glück,
Und wie die Fruchtbarkeit dem Land die Fluthen,
So ließest Du die Freiheit uns zurück.

Dir frommt' es nicht, ob von der Welt geschieden
Dein Leib auf ödem Felseneiland lag,
Ob jetzt im stolzen Dom der Invaliden
Mit Pomp bestattet ward Dein Sarkophag.

Dort trauerten in trüben Nebelflören
Die schroffen Klippen einsam um Dich her,
Zu Deinen Füßen sang in Feierchören
Die Todtenlieder Dir das heil'ge Meer.

Es schatteten die Weiden in den Thalen,
Ein grüner Baldachin, auf Dich herab
Und prächtig warf das Abendroth die Strahlen
Wie einen Purpurmantel auf Dein Grab.

Hier ruhst Du unter vaterländ'schem Himmel,
Die treuen Fechter schlafen um Dich her,
Und über Dir erbrauset das Gewimmel
Der Stadt Paris gleichwie ein zweites Meer.

Schlaf' sanft! -- Was auch im Zeitenlauf zerstiebe,
Drei Dinge bleiben fest Dein Eigenthum,
Drei Dinge — Deines schönen Frankreichs Liebe,
Der immergrüne Lorbeer und der Ruhm."

Eins der schönsten Geschenke, die Geibel nachmals dem Hause Malsburg als Gegengabe für so viele erwiesene Freundlichkeit überreichte, besteht ohne Zweifel in der zehnten des „Buchs Elegien".

„Nahe dem Hange des Bergs, den hundertjähriger Eschen
Wipfel umschatteten, lag halb im Verborgnen das Schloß,
Altersgrau, doch würdig geschmückt und wohnlich im Innern,
Groß nicht, aber dem Gast freundlich, wie keines im Land.
Neben dem springenden Leu'n drei Rosen am Thor der Kapelle
Zeigte das Wappen und rings dufteten Rosen umher;
Denn weit dehnte der Garten sich hin, von rauschender Waldnacht
Nur und dem Spiegel des Teichs drüben im Thale begrenzt."

Das 1879 entstandene Gedicht gehört zu den größten Zierden des fünften Bandes der „Gesammelten Werke" [1]). Seine Verse voll süßen Wohllauts führen uns in das gastliche Schloß in unnachahmlicher Weise ein. Von dem kleinen traulichen Zimmer im oberen Stock schaut der Dichter, aus dem geistig belebten Kreise guter und edler Menschen in die Stille zurückgekehrt, hinaus in die Nacht:

„Während die Sichel des Monds über den wipfelnden Höh'n
Schimmernd in Duft hinschwamm und die Nachtigallen vom Wald her
Schmetterten, wie ich es nie früher noch später gehört."

Er fühlt sich neugestärkt, muthig auf der Bahn vorwärts zu schreiten, die er begonnen, und schließt mit den dankerfüllten Worten:

„Tröstlicher Hoffnung voll dann sann ich hinaus in die Zukunft,
An das bezwungene Leid dacht' ich, das herbe, zurück.
Doch es versank schon fern; und ich dankte den himmlischen Mächten,
Die mir die Freistatt hier treu mich behütend gewährt,
Als ich zu scheitern gemeint und ich bat: Vollendet das Werk nun
Und dem Geretteten gebt gnädig zum Wollen die Kraft!"

Aber noch mit einer anderen, seither der gebildeten Welt unbekannten Gabe beschenkte der Dichter das Haus seines Mäcens. Es sind die Briefe, welche er an Karl von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie richtete. Durch die Güte des Königlichen Kammerherrn und Vice-Marschalls der altheſſischen Ritterschaft, Herrn Dr. jur. Hans Freiherrn von der Malsburg auf Escheberg, des Sohnes von Geibel's Freunde, war mir auf meine Bitte verstattet, Einsicht und Abschrift von ihren Originalen zu nehmen. Die Hoffnung möchte vielleicht keine ungerechtfertigte sein, daß die hier erfolgende Veröffentlichung dieser Briefe, die Herr von der Malsburg mit dankenswerther Freundlichkeit erlaubte, einen Beitrag zu dem Lebensbilde Emanuel Geibel's liefern wird, der in den Tausenden und abermals Tausenden deutscher Männer und Frauen, die ihn lieben und verehren, die Gefühle der Begeisterung für den unvergeßlichen Sänger, der zugleich einer der edelsten Menschen war, nur noch steigern wird.

Man wird nicht erwarten, daß ich die Briefe nach ihrem vollen Wortlaute

[1]) V, 98 ff.

bringe. Ich glaubte mich auf den Abdruck der Stellen beschränken zu sollen, die allgemeineres Interesse darbieten. Wo es erforderlich schien, sind kurze, zum Verständniß der Situation dienende Bemerkungen vorausgeschickt oder in Anmerkungen die nothwendigen Erklärungen gegeben. Auch für einen Theil des Inhalts dieser Anmerkungen, namentlich soweit sie Familiennachrichten betreffen, habe ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Hans von der Malsburg zu danken. Die meisten Briefe sind übrigens so gehalten, daß es selbst für den, der den Lebensgang des Dichters nicht näher kennt, keines verbindenden Textes des Herausgebers bedarf. Meine bisherige Darstellung dürfte wohl für den Zweck ausreichen, den Leser mit der Lage Geibel's im Sommer 1841 und den Persönlichkeiten bekannt zu machen, in deren Umgebung er damals verweilte.

Der Aufenthalt des Dichters in Escheberg währte beinahe ein Jahr. Obgleich Geibel sich schon weit früher zum Abschiede rüstete, ließ er sich doch durch das wiederholte liebenswürdige Bitten und Drängen Malsburg's bewegen, so lange zu bleiben. Mit ihm unternahm er auch während jener Zeit mehrere Ausflüge nach Kassel, Arolsen und nach Bergheim zu dem Grafen von Waldeck. Auch der Grundsteinlegung des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde wohnten sie bei, gastfreundlich aufgenommen von Emanuel's ältestem Bruder Friedrich, der damals als Erzieher der Lippe'schen Prinzen am Hofe zu Detmold lebte. Ein größerer Abstecher führte den Dichter im April 1842 auf einige Wochen nach Marburg, Frankfurt und Hanau. In Hanau war eine Schwester seines Vaters an den Uhrmacher Schlicht verheirathet. Schon im Herbste 1835 hatte Emanuel als Student von Bonn aus die Hananer Verwandten in ihrem Hause „Zum silbernen Engel" in der Sterngasse besucht und durch sie die Umgebung der Stadt kennen gelernt. Damals betrat er auch das nahegelegene Dorf Wachenbuchen mit dem Stammhause der Familie Geibel, aus dem 1775, ein Jahr vor der Geburt des Vaters des Dichters, sein Großvater Johann Friedrich Geibel nach Hanau gezogen war. In einem der „Lieder aus alter und neuer Zeit"[1]), das mit den Versen beginnt:

„Im Herbste, wann die Trauben glühn
Und froh die Keltern schallen"

hat Emanuel jenes Haus „Zur Lilie", ein vormaliges Wirthshaus, verewigt, wo „sein Urahn Most für durst'ger Wandrer Kehlen schenkte". Dort singt er:

„Denn kam ich auch am Ostseestrand
Das Licht der Welt zu suchen,
Mein Stammhaus steht im Frankenland,
Im Dorf zu Wachenbuchen."

Die von Escheberg unternommene Reise diente auch dem Zweck, unterwegs in Marburg den Professor der abendländischen Literatur Victor Aimé Huber kennen zu lernen, der längere Zeit in Spanien gelebt und sich durch seine spanischen Skizzen bekannt gemacht hatte. Eine von Huber verfaßte Anzeige der „Zeitstimmen" machte dem Dichter die persönliche Bekanntschaft des Gelehrten wünschenswerth. Malsburg begleitete seinen jungen Freund bis Marburg. Von

[1]) Gesammtausgabe III, 46 f.

dort war Emanuel dann über Frankfurt nach Hanau gereist. Aus Hanau rührt der erste Brief des Dichters an den Freiherrn her.

1.

Hanau, den 17. April 1842.

„Schon seit einigen Tagen bin ich in Hanau, und so beeile ich mich denn, nachdem die erste Zeit, die ich mit Visiten bei Verwandten und dem Wiederaufsuchen alter Freunde und Bekannten zubringen mußte, glücklich überstanden ist, Ihnen von mir und meinem Treiben Nachricht zu geben. Ich nehme mir dabei Ihre eigene vortreffliche Erzählungsweise zum Muster und beginne demnach mit dem Augenblicke, da ich im „Ritter" zu Marburg noch halb schlaftrunken von Ihnen Abschied nahm. Noch denselben Morgen ging ich abermals zum Professor Huber, und nachdem wir bereits in den vorigen Tagen über mancherlei Allgemeines uns gegenseitig ausgesprochen, trug ich ihm meine besonderen Wünsche und Anliegen theils wegen meiner spanischen Arbeiten, theils wegen des Roderich vor. Huber ging freundlich auf Alles ein, und forderte mich sogleich auf, zu weiterer und bequemerer Mittheilung für ein Paar Tage meine Wohnung in seinem Hause aufzuschlagen, ein Anerbieten, das ich natürlich mit Dank annahm. So führte ich denn mit ihm und seiner recht liebenswürdigen aber kränklichen Frau[1]) für kurze Zeit eine Art von abgeschiedenem Klosterleben, das von keinem weiteren Umgange irgendwie unterbrochen ward. Morgens setzte ich mich durch Copiren in Besitz einer Menge für mich wichtiger spanischer Manuscripte, die Huber theils in Spanien selbst gesammelt, theils aus schwer zugänglichen Büchern abgeschrieben hatte; Nachmittags gingen wir meine Uebersetzungen durch, der Abend gehörte der Poesie. Für den Roderich gewann er größeres Interesse, als ich es von dem stets ruhigen, etwas abgeschlossenen Mann erwartet hatte; er ging lebhaft auf Alles ein und sagte mir endlich: „Ich würde an dem Stücke gar nichts auszusetzen haben, wenn Sie mich nicht selbst zur gründlichsten Kritik aufgefordert hätten, und auch dann nicht, wenn ich nicht glaubte, es dürfe nur mit dem höchsten Maßstabe gemessen werden. So aber scheinen mir noch einige Aenderungen wünschenswerth; um den schönen Schluß und die Worte des Erzbischofs am Ende zu rechtfertigen, muß uns schon *im Laufe des Stücks* das sittliche Verderben des Volks deutlicher vorgeführt werden. Sie können das leicht herbeiführen, indem Sie die Berathungsscene noch weiter ausmalen und irgendwo am passenden Platze eine Volksscene einfügen. Das ist indessen nur für den Druck; für die Aufführung möchte ich kaum etwas geändert haben; das große Publikum weiß ohnedies von solchen Dingen wenig oder nichts."

Nach einer wohldurchschlafenen Fahrt langte ich am Dienstag Morgen in Frankfurt an. Die Stadt war noch still und dämmerig, und ich eilte durch die leeren Straßen dem englischen Hofe zu, wo ich die im Wagen glücklich begonnene Ruhe mit aller Bequemlichkeit im Bette fortsetzte. Als aber endlich die Sonne hell in die Fenster schien, machte ich mich auf, und mein erster Weg ging ins Hôtel der Mecklenburgischen Gesandtschaft, wo ich meinen Freund Schack aufsuchen wollte. Diesmal war ich nicht glücklich; Schack hält sich allerdings für gewöhnlich in Frankfurt auf, war aber vor wenigen Tagen in diplomatischen Angelegenheiten nach Paris gereist. Von seiner Wohnung ging ich zu *Beuermann*[2]), der mich zuvorkommend empfing und mich zu seinem Schwager, dem Theaterdirektor *Meck* führte; beide hatten mein Stück gelesen, beiden hatte es zugesagt, aber der Sommer meinten sie, sei keine günstige Zeit, um es in Scene zu setzen; das Sommerpublikum bestehe größtentheils aus durchreisenden Fremden, die in die Bäder gingen oder daraus zurückkehrten, für solche seien Opern oder kleine Lustspiele das Beste; zur Herbstmesse aber, wenn das einheimische gebildete

[1]) Auguste, geb. Klugkist aus Bremen. Uebrigens überlebte sie ihren 1869 zu Wernigerode verstorbenen Gatten.

[2]) Damals an der Redaction der „Oberpostamtszeitung" betheiligt. Er war einige Jahre vorher auch in Kassel als Journalist thätig gewesen.

Publikum sich von den Land- und Gartenhäusern wieder in die Stadt gezogen, suche man ohnedies nach neuen Stücken; dann solle denn auch, wenn nicht ganz besondere Schwierigkeiten sich noch fänden, der Roderich und zwar ohne große Kürzungen und mit Glanz gegeben werden. Wie weit sich einem solchen Versprechen trauen läßt, weiß ich nicht; indessen schien mir Meck ein einfacher treuherziger Mann, und Bauermann, mit dem ich später noch öfter zusammen war, versicherte mich noch beim Abschiede: „Seien Sie ganz ruhig, Ihr Stück wird zuverlässig gegeben; nur verlieren Sie die Geduld nicht, und lassen Sie sich um Gotteswillen mit keinem Einzelnen der mitspielenden Schauspieler ein. Dadurch haben Sie es in Cassel verdorben, die Schauspieler sind mehr oder weniger alle Egoisten, denen an ihrer Rolle Alles, am Stücke, am Ganzen der Handlung gar nichts liegt."

2.

Frankfurt a. M., Sonntag den 24. April 1842.

„So sitze ich denn wieder im Gasthofe zu Frankfurt; draußen über Häusern, Fluß und Gärten liegt die warme klare Frühlingsnacht, und das lustige Volk schwärmt singend und klingend durch die mondhellen Gassen. Schräg gegenüber ist ein Fenster offen, und aus den rothen durchscheinenden Vorhängen dringen mit dem gedämpften Kerzenglanz einzelne rollende Passagen eines Fortepiano in die Dämmerung hinaus und zu mir herüber. Es sind die wohlbekannten Töne der Cachucha und Sie selbst können leicht denken, welche Bilder, welche Erinnerungen dabei in meiner Seele wach werden. Da muß ich schreiben, muß an Sie schreiben, wenn mir auch eigentlich der Stoff zu einem Briefe gebricht. Ich kann's eben nicht lassen, und wenn auch das, was ich aufs Papier werfe, nichts ist als ein Lebenszeichen, als ein nochmaliger Dank für so viel liebevolle Theilnahme, wie Sie mir geschenkt, für so viel Schönes, was ich unverdient durch Ihre Güte erleben durfte. Wie oft habe ich in diesen freundlichen Tagen voll Wärme und Sonnenschein Ihrer und des schönen Escheberges gedacht, wie oft bedauert, daß es mir versagt war, sie dort zu verleben, Morgens Sie auf Ihrer Chaussee aufzusuchen[1]) und dabei die tausend Stimmen des erwachenden Waldes zu belauschen, Abends mit Ihnen und den Ihrigen zu plaudern und mir beim Weine erzählen zu lassen.

Aber ich will gegen mein Schicksal nicht undankbar sein und nicht klagen. Mein Aufenthalt in Hanau war recht angenehm; die Leute haben mir viel Liebe erzeigt, fast zu viel, so daß ich oft ganze Tage kaum einen Gedanken für mich ausdenken konnte. Ich, meinestheils, fand mich so gut es gehen wollte, in ihre Interessen, aber es waren nicht mehr die meinen. Mir kam das oft vor, als müßte ich mich in einen alten lieben Rock, mit dem ich einst viel durchgemacht, nach Jahren wieder hineinzwängen, und ich that es gutwillig und gern; es war ja nicht seine Schuld, daß er mir unterdeß zu eng geworden war. Ich fand Alles wieder, wie ich es vor sieben Jahren verlassen, dieselben Gesichter, dieselben Gewohnheiten, genau dieselbe Denkungsweise, nur hier und da war eine volle Rose geweckt, ein Knöspchen zur vollen Blume ausgewachsen. Aber ich selbst war ein Anderer; nicht mehr der ausgelassene eben angehende Student, sondern ein angehender Mann.

Noch ein Paar Tage, oder wenigstens noch Einen muß ich hier im lebenslustigen Frankfurt verweilen, da es sich für die künftige Aufführung des Roderich immer besser und sicherer zu gestalten scheint; auch räth man mir dringend, das Stück so bald als möglich nach Stuttgart und Wien zu senden. Doch davon mündlich mehr und ausführlicher! Von hier denke ich auf kurze Zeit nochmals nach Marburg zu gehen, wo ich mit Huber noch einiges abzuthun habe. Leider sind aber alle meine Pläne so von mancherlei Zufälligkeiten abhängig, daß ich den Tag meiner Rückkunft unmöglich schon mit Sicherheit angeben kann — — —."

[1]) Malsburg beschäftigte sich sehr viel mit dem Bau von Straßen durch seine großen Waldungen.

Am 1. Mai 1842 traf Geibel wieder in Escheberg ein. Bald nahte nun die Zeit, wo er von dem Schlosse und Allem, was ihm dort lieb geworden war, Abschied nahm. Julius Rodenberg, der selbst ein Jahrzehnt später der Gast Karl's von der Malsburg war und gleich Geibel, Franz Kugler und Friedrich Bodenstedt im Escheberger „Poetenstübchen" gewohnt hat, veröffentlichte im vorjährigen Juniheft dieser Zeitschrift in einem innig empfundenen, dem Andenken des heimgegangenen Sängers geweihten Aufsatze das kleine schöne Gedicht „Leb' wohl, du grüne Wildniß", das Emanuel am 22. Mai in das Fremdenbuch des Malsburgischen Hauses einschrieb. Als der Dichter im Jahre zuvor die Schwelle des Schlosses überschritten hatte, ahnte er nicht, daß das Scheiden aus diesen Räumen für ihn ein so schweres und schmerzliches werden sollte. Aber mannhaft bezwang er, was sein Herz tief bewegte. Er konnte es, denn auch für ihn war ja das Wort geschrieben, dessen Wahrheit Goethe selbst erlebt hatte, als er es seinem Tasso in den Mund legte:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide."

Aus solcher Stimmung entsprang nachher das kleine Gedicht Geibel's, das er mit „Muth" bezeichnete. Das darin abgelegte Gelübde hat er treu erfüllt.

„O Herz, laß ab zu zagen,
Und von dir wirf das Joch!
Du hast so viel getragen,
Du trägst auch dieses noch.

Tritt auf in blanken Waffen,
Mein Geist, und werde frei!
Es gilt noch mehr zu schaffen
Als einen Liebesmai.

Und ob die Brust auch blutet,
Nur vorwärts in die Bahn!
Du weißt, am vollsten fluthet
Gesang dem wunden Schwan."

Die Gefühle der wärmsten Dankbarkeit, welche ihn gegen Malsburg und seine Familie beseelten, treten besonders in dem Briefe hervor, den er bald nach seiner Wiederankunft in Lübeck an den Freiherrn richtete. Eine Stelle dieses Schreibens wird unzweifelhaft bei den Kennern seiner Dichtungen besondere Beachtung finden. In den Worten, die ihm der Anblick der noch rauchenden Brandstätte Hamburgs entlockt, findet sich schon der schöne Gedanke ausgesprochen, der in der zweiten Strophe des 1843 gedichteten „Liedes am Rhein" voller wiederklingt. Dort bringt Geibel auf dem Drachenfels dem Vaterlande den Becher mit den Versen dar:

„Dir sei's, o deutsches Volk, gebracht,
Dem Einen, großen, wundervollen,
So weit der Himmel um dich lacht,
Und über dir die Donner rollen!
Was kümmert's mich, auf Stein und Holz
Wie deiner Wappen Farben streiten!
Ich meine dich, das jüngst noch stolz
In Hamburgs Brand zusammenschmolz,
Korinthisch Erz für alle Zeiten."

3.

Lübeck, den 1. Juni 1842.

„Schon früher würde ich Ihnen geschrieben haben, wenn ich in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthaltes irgend Zeit und Muße dazu hätte finden können. Aber jetzt, da ich eben wieder eingerichtet bin und Alles den alten regelmäßigen Gang nimmt, darf ich nicht länger zögern, Ihnen zu berichten, wie es mir ergeht, und wie ich, wenn ich mich auch in das neue Leben und Treiben einigermaßen gefunden habe, doch immer mit Sehnsucht und Freude an die schöne wahrhaft erquickende Zeit in Escheberg zurückdenke, für die ich ewig Ihr Schuldner bleiben werde. Ich fühle es jetzt deutlicher als jemals: wenn etwas aus mir werden kann, wenn mein Geist in rascherem Fortschritt sich zu entwickeln anfängt, so sind Sie es zunächst, dem der Dank dafür gebührt, Sie, indem Sie mir Alles gewährten, was ein Poet nur bedarf: Muße und Geselligkeit, Sorglosigkeit und Freiheit in schöner Natur, Theilnahme und was mehr noch sagen will — ein freundschaftliches Vertrauen. Daß Sie mir dies und ein freundliches Andenken auch ferner schenken möchten, ist der innigste Wunsch, der mich jetzt beseelt und ich hoffe, Sie lassen mich nicht umsonst darum bitten.

Sie wissen, daß ich jenen Abend, da ich von Ihnen Abschied nahm, bei Elvers[1]) zubrachte. Man drang in mich, etwas aus dem Roderich zu lesen und ich durfte es nicht abschlagen. Aber mir war nicht darnach zu Muthe, ich habe nie schlechter gelesen, und ich freute mich, als die Uhr drei Viertel auf Elf schlug und mich zum Aufbruche mahnte. Bald darauf rollte unser Postwagen zum Thore hinaus, außer mir nur ein einziger Passagier darin. Es war eine seltsame Nacht; die laue von Blüthen gewürzte Luft strich durch den Wagen, hoch über den Bergen stand der Mond, die Ferne dämmerte in silbernem Nebel. Mir war's, als hört' ich durch das Gerassel der Räder die Bäume rauschen und hier und da aus dem tiefsten Blätterdunkel eine Nachtigall schlagen und Rauschen und Nachtigallschlag verwob sich wunderbar mit meinen Gedanken, die noch immer in Escheberg waren. So versank ich endlich in tiefen Traum, der mit wechselnden Bildern grün und kühl durch meinen Sinn zog, wie ein freundlicher Abschiedsgruß der schönen letztvergangenen Zeit. — Als ich wieder erwachte, fuhren wir eben durch die lange Weender Straße in der guten Stadt Göttingen. Die Sonne war schon munter und vergoldete mit frühen Strahlen die Giebel der stillen Häuser; die Herrn Studiosen aber lagen noch in den Federn und schliefen ihre geistigen Anstrengungen oder den gestrigen Rausch aus; die Gassen waren leer; nur hier und da schlüpfte ein schlaftrunkener Aufwärter mit rother Nase und weißem verbrauchtem Filzhut, das kleideraufklopfende Rohrstöckchen in der Hand, wie ein Schatten längs den Häusern hin. Beim Posthofe wurde eilig gefrühstückt; dann blies der Postillon: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus: Ade! Und vorwärts gings in den frischen thauigen Morgen hinein. — —

Gegen Abend kamen wir nach Hannover, wo ich meinen athenischen Freund Hausmann[2]) aufsuchte und fand. Es war ein eigenthümliches Wiedersehen. Vor zwei Jahren hatten wir auf dem Molo des Piräus von einander Abschied genommen, ich, heimwehkrank nach Deutschland, in der Brust den Wunsch nach Ruhe und stiller Beschränkung, er voll fröhlicher Sehnsucht ins Weite hinaus, voll Jugendmuth und Uebermuth, jedem Gedanken an häusliches Wirken und Schaffen entfremdet. Jetzt fand ich ihn wieder als Chef einer großen Handlung, friedlich eingebürgert und im sicheren Hafen, während mein Lebensschiff noch immer unstät und schwankend auf den Wellen treibt. Mochte aber vieles anders geworden sein, die alte Zuneigung und Freundschaft war dieselbe geblieben. Er ließ mich nicht fort, und so verlebten wir einen fröhlichen Abend und einen angenehmen Tag miteinander, in den sich tausend schöne Bilder aus unserer griechischen Zeit glänzend und buntfarbig hineinwebten.

[1]) Christian Friedrich Elvers, damals Oberappellationsgerichtsrath in Kassel.

[2]) Karl Hausmann aus Hannover hatte in einem Handelshause zu Athen „mehr der Erholung als der Beschäftigung wegen", wie Goedeke sagt, eine Zeit lang eine Stelle bekleidet.

Am nächsten Abend ging es weiter nach Hamburg zu. Schon bei der Ueberfahrt von Harburg war die fürchterliche Verwüstung zu gewahren; zwei Thürme fehlten als Zacken in der Krone der Stadt. Aber drei ragten noch stolz und unversehrt, und drei Thürme sind seit alter Zeit Hamburgs Wappen und Wahrzeichen gewesen. Ich will Sie nicht mit einer neuen Schilderung der grauenhaften Zerstörung ermüden; Sie werden zur Genüge davon gelesen haben. Aber mir ward doch das Herz schauerlich bewegt, als mein Weg mich über die Brandstätte zur Post führte, und als ich mich in dem ungeheuern Trümmerhaufen kaum zu finden wußte. Fürwahr, es wäre ein Schauspiel für Alle, die auf ihr irdisches Gut trotzen, und stolz vermeinen, der Himmel wäre ihnen zu nichts Nutze, da doch aller Reichthum wie ein Rauch ist vor der Gewalt des Herrn. Erfreulich aber ist es wiederum, wie aus allen deutschen Gauen die Hülfe rasch und willig herbeifließt, und wie die hochwehende Flamme Hamburgs zum rothen Banner wurde, bei dem Deutschland abermals seine Einheit beschwört.

Die Chaussee zwischen Hamburg und Lübeck ist jetzt fertig und wirklich vortrefflich. Nach sechsstündiger Fahrt langte ich in meiner alten Vaterstadt an, die ich nicht ohne die widerstreitendsten Empfindungen betrat. Welcher Mensch, der seine Heimath wirklich liebt, sollte sich nach längerer Abwesenheit nicht freuen, die Straßen, die Häuser wiederzusehen, die ihm so viel schöne Jugenderinnerungen zurückrufen, und auf denen doch stets ein leiser Schimmer von den vergangenen Freuden zurückblieb? So schlug auch mir das Herz höher, als ich bei den grünschattigen Wällen vorbei durch das düster gewölbte Thor einfuhr, und die prächtigen Thürme gewahrte, und den klangvollen Schlag ihrer Glocken vernahm; aber zugleich drückte ein ängstlich beklommenes Gefühl meine Seele; ich war mir bewußt, daß ich dem sonst so lieben Ort geistig entfremdet sei. Jeden Gedanken der Art aber verscheuchte für's erste der Empfang meines Vaters, der sich meiner Rückkehr von ganzem Herzen freute. Das war ein gegenseitiges Fragen und Erkundigen ohne Ende; er war innig gerührt über die viele Güte, die Sie mir, die Sie ihm bewiesen haben. Daß er Ihnen auf Ihren so überaus freundlichen und zuvorkommenden Brief noch immer nicht geantwortet, drückt ihn schwer; aber es ist ihm bisher wahrlich kaum möglich gewesen und Sie müssen es ihm eher als jedem Andern nachsehen. Früher hat ihn das hier in der Nähe natürlich noch viel stärker wirkende Hamburger Ereigniß so in Anspruch genommen, daß jeder andere Gedanke davor in den Hintergrund treten mußte; jetzt hat er in den nächsten Tagen die Confirmation im Leithoffschen Institut zu vollführen, was ihm täglich mehrere Stunden wegnimmt, so daß der Rest seiner Zeit kaum für die Amtsgeschäfte hinreichen will. Sobald sich aber diese außergewöhnliche Anhäufung von Arbeiten gemindert haben wird, wird er Ihnen selbst seinen innigsten Dank aussprechen und, wie ich hoffe, zugleich seinen Entschluß melden, daß er von Ihrer liebenswürdigen Einladung Gebrauch machen werde. Mir wenigstens sagte er: Wenn nicht ganz besondere Hindernisse eintreten, so würde es mir die größeste Freude sein, meine Ferien diesmal in einem so ausgezeichneten Kreise und in so herrlicher Natur zubringen zu dürfen.

Mir geht es hier einstweilen gut, d. h. so gut es einem Menschen ergehen kann, der aus dem grünen frischen Walde plötzlich wieder in das öde unerquickliche Stadtleben hineingeschleudert wurde. Den Tag über arbeite ich, wie sonst; den Abend oder doch einige Abendstunden bringe ich gewöhnlich in Krempelsdorf zu, das mit seinen lieben Menschen und hohen Lindenbäumen mein Trost ist, und wo ich mir nächstens ein Arbeitsstübchen einrichten werde. Mein Roderich hat dort den lebhaftesten Anklang gefunden; jetzt mache ich ernsthafte Studien für die Nibelungen und übersetze aus dem Spanischen.

Den Bahia habe ich bei Herrn Lang bestellt, und wird derselbe nächstens bei Ihnen eintreffen. — Fritz Heintze[1]), der mir wohl gefällt, hat sich über das inhalt-

[1]) Neffe des Freiherrn. Er starb vor einigen Jahren auf seinem Gute Hagen bei Kiel.

schwere Vielliebchen außerordentlich gefreut und wird den freundlichen Geberinnen [1]) bald selbst schreiben.

Und nun grüßen Sie Alle von mir, die einen Gruß von mir wollen; Groß und Klein von Ihrer würdigen Schwiegermutter bis auf den kleinen sonnverbrannten Steinklopfer Otto [2]) und behalten Sie mich so willig in freundlichem Andenken, wie ich Escheberg und Alles was damit zusammenhängt."

Im Anfange des folgenden Briefes ist unschwer die poetische Betrachtung zu erkennen, von der Geibel nachmals in einem seiner bekannteren Lieder ausging. Das Zurückträumen in eine kühle Schlucht des Escheberger Waldes mit allen Phantasien, die sich an ein solches Lager im weichen Moose knüpfen, haben unbestreitbare Aehnlichkeit mit den drei ersten Strophen des „Waldmärchens", seinem Gelübde, „der Fei der Waldesgründe, der Sagenpoesie" nie untreu zu werden. Die Entstehung desselben setzt Goedeke etwa ein Jahr später, in die Zeit des Verweilens des Dichters zu St. Goar.

Der so wundervoll geschilderte Besuch Uhland's in Lübeck erfolgte auf dessen Reise nach Berlin und Kopenhagen, die auch in anderen Städten, besonders in Kiel, begeisterte Ovationen für den schwäbischen Sänger im Gefolge hatte. Wer dächte bei der Schilderung des Lübecker Rathskellers nicht an Geibel's 1845 gedichtete „Septembernacht" und die prophetischen Worte von Deutschlands Auferstehung und einer neuen deutschen Flotte, die der Dichter der Erscheinung Jürgen Wullenweber's in jenen uralten Räumen in den Mund legt!

4.

Lübeck, den 14. August 1842.

„Das ist ein heißer wolkenloser Sommer dieses Jahr! Ich werde jeden Morgen an Griechenland erinnert, wenn er mir wieder so heiter und blauängig ins Fenster sieht und der helle Sonnenschein breit auf die gegenüberliegenden Giebel fällt. Aber freilich — mehr zum Genießen als zum Schaffen ist diese Zeit geeignet, und ich will nicht leugnen, daß ich mich oft nicht ungern einer Art südlicher Trägheit hingebe, die im Sinnen und Träumen sich gefallend, phantastische Wolkenschlösser baut, oder im Gebiete der Erinnerung genußsüchtig umherschweift. Wäre ich noch bei Ihnen in Escheberg, ich hätte mir längst irgendwo im Wald eine kühle Schlucht ausgesucht, am Boden mit weichem kurzem Moos bedeckt, oben von mächtigen Buchen überschattet. Da wollt' ich in den heißen Stunden liegen, und über mir die warmen Lichter in den Laubwipfeln spielen sehen und leise leise den Faden meiner Gedanken fortspinnen. Es müßten sich hübsche Märchen und zauberhafte Geschichten erfinnen lassen in der duftigen Waldstille, wenn droben die Blätter in der blauen Mittagsschwüle schlaftrunken zittern, und kein anderes Geräusch das weite Schweigen unterbricht als das flüchtige Rascheln der Eidechse im Grase oder das eintönige Hämmern des Spechtes.

Nun muß ich freilich auf ein solches Naturleben verzichten, und bin einstweilen auf Krempelsdorf angewiesen; aber auch das hat seine eigenthümlichen Reize. Fehlen auch Berg und Wald, so bleiben doch die hohen schattigen Bäume, der schilfumkränzte Teich mit darüberschwebender Weinlaube, und dahinter die frischen Wiesen, auf denen Abends der weiße Nebel zieht, immer ein ganz hübscher, wenn auch beschränkterer

[1]) Den Fräuleins Henriette von der Malsburg und Adelheid von Baumbach.

[2]) Der jüngste Sohn des Freiherrn. Er war damals sechs Jahre alt. Otto von der Malsburg starb im 24. Lebensjahre 1859 als Lieutenant im österreichischen Dragoner-Regimente Toscana zu Pesth. Die scherzhafte Bezeichnung als „Steinklopfer" bezieht sich auf das oben erwähnte Gelegenheitsstück Geibel's zum Geburtstage des Freiherrn, worin den drei kleinen Söhnen Malsburg's Rollen als Steinklopfer an den Chausseen ihres Vaters zugetheilt gewesen waren.

Hintergrund für unsere ländlichen Erholungen. Und dazu das fröhliche kindervolle Haus; die freie, vielseitige nur von der Sitte beherrschte, und eben darum anmuthig hin und herspielende Unterhaltung; die schönen Abende voll Musik und Heiterkeit — ich müßte undankbar sein, wenn ich so viel Gutes und Liebes nicht freudig anerkennen wollte.

Aber freilich! Das wird auch bald sein Ende haben. In kurzem werden Röttings verreisen nach Sachsen, Oesterreich, ins Bad nach Gastein — ich verliere am meisten dabei; ihr Haus ist das einzige, mit dem ich hier verkehre. Der Umgang mit meinem Vater gewährt mir viel, unendlich viel, aber der ist auf wenige Stunden beschränkt, und ich bedarf so sehr des Lebens in einer Familie. Ich fürchte, es wird für mich eine ziemlich trostlose Zeit werden.

Neulich war Uhland hier[1]); das brachte selbst die ruhigen Lübecker in Bewegung. Im Rathsweinkeller wurde dem Dichter Abends ein kleines Fest veranstaltet. Sie kennen ja jene langen hallenden Gänge, wo sich majestätisch Faß an Faß reiht, und die Blume des Weins die kühle Luft durchwürzt; jene traulichen Gemächer, wo die alterthümlichen Eisennageln vom Gewölbe herabhangen und der Kamin in buntem Steinschnitzwerk zierlich ausgemeißelt ist; jene langen braunen Eichentische, die dereinst aus den letzten hanseatischen Kriegsschiffen gezimmert wurden, und über deren mächtige Tafeln jetzt statt der brausenden Meereswoge der Schaum des perlenden Champagners spritzt — das Alles war an jenem Abend in feierlichem Glanze zu schauen, ein fröhliches Gedränge strömte durch die langen hellen Räume und die Gesänge der Liedertafel klangen mit dem Geläute der Becher in die Wette. Hier war der Dichter wieder einmal ein Zauberer geworden; nicht nur, daß er die gewöhnlich öden und stummen Hallen mit buntem wogenden Leben angefüllt hatte — es war mehr — eine Art schwärmenden Jubels hatte die ganze Versammlung ergriffen, und hundert Herzen, die sich vielleicht seit Jahren jedem erhebenden Eindrucke verschlossen hatten, thauten auf, und wagten es, wieder frei und froh und poetisch zu schlagen. — Ich hatte Uhland schon am Tage vorher gesprochen, er war mir zuerst häßlich von Gesicht und etwas einsylbig in der Rede erschienen, aber an diesem Abend hatte der Glanz der Seele, der auf seinen unebenen Zügen lag, jedes Unangenehme weggenommen, und seine Stimme wuchs nach und nach zum metallenen Klange. Wie gerne hätte ich Sie da bei uns gehabt! Ich bin überzeugt, auch für Sie würde die allgemeine Freude eine rechte Erquickung gewesen sein, und unter den vielen Trinksprüchen, welche ausgebracht wurden, würde der Malsburgische sicher nicht gefehlt haben.

Berlin, den 1. Sept. 1842.

So weit, mein hochverehrter Gönner, schrieb ich Ihnen vor vierzehn Tagen in Lübeck, in der Absicht, den Brief durch Fräulein Krause[2]) an Sie gelangen zu lassen. Allein er kam nicht zu Ende; die Furcht vor mehreren fast ganz einsamen Monaten und noch mehr die Aufbruchsunruhe des Röttingschen Hauses ließen alle alte Reiselust in mir wach werden, und so entschloß ich mich kurz, und reiste mit, wenigstens bis nach Berlin, wo ich nun bereits seit mehr als acht Tagen mich aufhalte. Man hat mich hier mit großem Wohlwollen und vieler Freundlichkeit aufgenommen; dennoch will's mir nicht recht behagen; die Natur hat gar zu wenig gethan, und der Sand weht von außen nicht bloß in die Straßen hinein, sondern auch in die Gemüther. Es ist wahr, es ist hier viel Großes beisammen, aber der Egoismus hält die Geister ängstlich auseinander; die edlen Erze liegen gesondert in den Winkeln, anstatt daß die Begeisterung sie zu Einem Glockenmetall ineinander schmelzen sollte, das die Welt

[1]) Die Reise Uhland's, auf welcher der Besuch in Lübeck erfolgt sein muß, wird von seinen Biographen Gihr, O. Jahn und Notter ins Jahr 1841 gesetzt. Es ist mir nicht gelungen, diesen Widerspruch mit der Angabe Geibel's aufzuklären.

[2]) Eine Gouvernante der Töchter des Freiherrn.

weithin erfreuen könnte mit seinem mächtigen Laut und eine neue morgenrothe Zeit einläuten über Deutschland und Europa.

Was meinen Roderich betrifft, so hatte Tieck, der mich mit großer Freundlichkeit empfing, ihn zwar hier und dort gerühmt, in seiner unpraktischen Weise indessen gar nicht daran gedacht, ihn bei der Intendanz wirklich einzureichen. So kam ich denn gerade zu rechter Zeit, um das Versäumte nachzuholen, und habe nun gute Aussichten, wenn gleich durchaus keine Gewißheit, da dennoch Vieles von mancherlei Zufälligkeiten abhängt.

In anderer Beziehung traf ich es mit meiner Reise nicht glücklich; Kugler ist mit seiner Frau zu seinen Aeltern nach Stettin gereist, auch manche andere meiner Freunde sind nicht zur Stelle. Dafür hatte ich freilich destomehr Zeit für alle Geschäftssachen, habe auch bereits mit meinem Buchhändler wegen meiner spanischen Uebersetzungen abgeschlossen, die, wie eine zweite Auflage meiner Gedichte, zum Beginn des nächsten Jahres erscheinen werden.

Und nun schließlich meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem 7. September, dem Tage, den Sie als Ihren zweiten Geburtstag festlich zu begehen pflegen, an dem die Schlacht zum zweiten Male Sie feierlich zum Ritter schlug[1]). Möge dieser Tag auch diesmal Ihnen ein fröhliches Jahr beginnen, möge die unverwüstliche Jugend, die in Ihrem ganzen Wesen lebt, noch lange Ihnen treu bleiben, möge Ihnen der Himmel bis in ein spätestes Alter den frischen kühnen Muth zu allem Großen, den Sinn für alles Schöne erhalten und im Kreise Ihrer edlen Familie Ihnen die ungetrübtesten Tage gewähren. Und wie denn jeder auch an sich denkt, so lassen Sie mich den Wunsch hinzufügen, daß Ihr Herz mir auch ferner die alte Theilnahme und Freundschaft, auf die ich mit Recht stolz bin, nicht versagen wolle. — — —".

Diesem Briefe lag das folgende Ghasel bei:

Zum siebenten September 1842.

„Wär' ich Sultan: senden wollt' ich ein Kameel zu Deinem Fest,
Und mit seinem Gold belüd' ich's, mit Juwel zu Deinem Fest;
Wär' ich König: mit den höchsten Würden überhäuft' ich Dich,
Und den schönsten Orden brächte mein Befehl zu Deinem Fest;
Wär' ich Herzog nur von Naxos, wo ich einst so selig trank,
Schickt' ich Wein vom blaumfloss'nen Archipel zu Deinem Fest.
O ihr Träume, meine Träume, warum wiegt ihr gar so leicht!
Weil ich nichts vermag: beinahe säh' ich scheel zu Deinem Fest.
Aber nein! Doch hab' ich etwas, was Du nicht verschmähen wirst,
Und so schick' ich denn mein Herz Dir ohne Hehl zu Deinem Fest;
Und wie treu es Dir ergeben und wie dankbar Dir es schlägt
Heut' und immer: das verkünde dies Ghasel zu Deinem Fest."

5.

Das nachstehende Schreiben berührt zuerst die wiederholten vergeblichen Versuche des Dichters, seinen „König Roderich" an verschiedenen größeren Bühnen, darunter auch der zu Dresden, zur Aufführung zu bringen, und fährt dann fort:

Lübeck, 30. October 1842.

„Mein Aufenthalt in Dresden hat mir eine angenehme Erinnerung zurückgelassen. Der schöne stattliche Ort mit seinen Kirchen und Schlössern, die reizenden wald-

[1]) Da der 23. September, der eigentliche Geburtstag Malsburg's, 1824 der Todestag seines einzigen Bruders geworden war, hatte der Freiherr von da an die Feier auf den 7. September verlegt. Dieser Tag war für ihn um so bedeutungsvoller, als er an ihm 1812 in der Schlacht an der Moskwa nur wie durch ein Wunder dem Tode entgangen war. Der Druck seiner dicht über ihn hinwegsausenden Kanonenkugel hatte ihn vom Pferde gerissen und eine Strecke weit fortgeschleudert, wo er längere Zeit bewußtlos liegen blieb.

gekrönten Höhen, die sich in lieblicher Abwechselung über dem stolzen Elbstrom dahinziehen, die schönen Ausblicke auf die mächtigen Felsenhäupter der sächsischen Schweiz, die leise im blauen Dufte der Ferne verschwimmen — dazu der unermeßliche Reichthum ausgesuchter Kunstschätze, und der Verkehr mit Menschen, die ich bei längerer Anwesenheit liebgewinnen könnte — alles das brachte einen überwältigenden Eindruck auf mich hervor, und ich kann nicht läugnen, daß der Wunsch, Dresden möge für die Zukunft einmal mein Aufenthaltsort werden, sich seitdem öfters in meiner Seele geregt hat. — — —

In Lübeck hat sich jetzt der Kammerherr von Rumohr angekauft und niedergelassen, und da der freilich etwas wunderliche aber geistreiche und liebenswürdige Mann mich mit großem Wohlwollen an sich gezogen hat, so hat mein Umgang dadurch eine angenehme Erweiterung gewonnen. Ich muß wöchentlich mehr als einmal den Mittag oder Abend bei ihm zubringen, sein Gespräch ist anziehend und belehrend, und da er gerne redet und ich gerne lerne, so kommen wir vortrefflich mit einander aus. Auch habe ich ihm manche von meinen Arbeiten mittheilen müssen, für die er sich mit Wärme und Einsicht interessirt und die fast immer zu seiner Zufriedenheit ausgefallen waren — — —."

6.

Lübeck, Januar 1843.

„Sie werden denken, ich habe Sie und Eschenberg und alle mir erzeigte Liebe und Freundlichkeit vergessen, weil ich so lange nichts von mir hören ließ, und selbst beim Jahreswechsel nicht einmal meinen herzlichsten Glückwunsch sandte. Aber dennoch habe ich gerade in dieser Zeit Ihrer und Ihres ganzen Hauses so viel gedacht, wie nimmer; das Schreiben jedoch schob ich seit drei Wochen auf, weil ich auf die officielle Bestätigung einer Nachricht wartete, welche auch Sie gewiß mit freundlicher Theilnahme aufnehmen werden, da sie für mein ganzes ferneres Leben von entscheidendem Einfluß ist. Vorgestern ist nun jene Bestätigung angelangt, und so darf ich Ihnen denn mittheilen, daß der König von Preußen mir „zur ungehemmteren Fortsetzung einer poetischen Laufbahn" ein Jahrgehalt ausgesetzt hat, das, wenn auch nicht groß, doch hinreichend ist, um mir ein freies und unabhängiges Leben zu sichern. Wie sehr mich dies ganz unerwartet eintretende Ereigniß ergriff und bewegte, mögen Sie sich denken. Ich kann's nicht läugnen, ich war in der letzten Zeit oft befangen und verzagt gewesen; ich hatte, von den Umständen gedrängt, mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Richtung meines geistigen Lebens, die ich am liebsten verfolgte, gänzlich aufzugeben; denn darüber war ich längst mit mir einig, daß weder in der Wissenschaft noch in der Poesie mit getheilter Kraft irgend ein Platz zu erringen sei; mit innerem Widerstreben hatte ich mich entschlossen, den Roderich als mein letztes Werk anzusehen, und im neuen Jahre nur auf dem Felde der Sprachforschung und der fremden Literaturen zu arbeiten — da kommt dieses Glück über mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel, wie ein feuriger Wegweiser, der mich auf der liebgewonnenen Bahn vorwärts ruft, und mir das zur Pflicht macht, was ich bisher mit gränzenloser Hingebung, wenn auch nicht immer ohne bange Zweifel und Besorgnisse getrieben.

So bin ich denn nun in den Stand gesetzt, ganz Poet zu sein, und bei Gott, ich will's. Ich will ein redlicher Kämpfer sein in dieser verworrenen Zeit für das, was ich als groß und heilig erkannt habe, will nicht rechts, nicht links sehen, sondern der innersten Ueberzeugung getreu das Schwert des Geistes führen. Ich fühl' es wohl, ich werde einen schweren Stand haben, denn mein Glauben ist nicht der Glauben der Menge, und die Freiheit, die ich verfechte, dünkt vielen eine Thorheit. Aber „Vorwärts" ist mein Wort und wenn ich auf meinem Wege unterliegen sollte, so will ich wenigstens fallen, wie der Fähnrich, der sich noch blutend in sein Banner hüllt. Das ist mein Gelübde.

Und nun Ihnen, mein lieber hochverehrter Freund, und allen den Ihrigen einen freundlichen Gruß zum neuen Jahre und meinen heißesten Segenswunsch. In der

Stunde, da das alte Jahr sich vom neuen schied, in dem Augenblicke, da die zwölf Schläge mit ehernem Schall feierlich vom Thurme durch die lauschende Stille dröhnten, habe ich nach Escheberg gedacht, und mein Becher galt Ihnen und Ihrem Hause. Wie gerne wäre ich da wieder in das kerzenhelle Zimmer getreten und hätte Ihnen Auge in Auge meine innigsten Wünsche für den neubeginnenden Zeitabschnitt ausgesprochen! Es war so schön das vorige Mal.

Wohin ich mich zum Frühjahr wenden werde, ist noch unbestimmt, da jene Huld des Königs durchaus mit keiner Forderung verbunden ist, und mir die Wahl meines Aufenthaltsortes verstattet. Nur so viel ist gewiß, daß ich nicht hier bleibe; am liebsten habe ich bisher an den Rhein gedacht, und wenn Freiligrath den nächsten Sommer wieder in St. Goar zubringen sollte, so könnte das für mich entscheidend werden. Ich suche eine schöne Umgebung und ein Paar Menschen von gleichem Interesse, mit denen ich umgehen könnte. Wohin ich aber auch gehen mag, das lebendige Andenken an die schöne bei Ihnen verlebte Zeit und die dankbare Erinnerung, daß Ihre Güte mir zuerst eine freie und kräftige Entwickelung des Geistes möglich machte, wird mich überall begleiten — — —."

7.

Lübeck, den 16. Febr. 43.

„Wenn ich in meinem letzten Briefe an Sie voraussetzte, die günstige Wendung, die mein Schicksal plötzlich genommen, würde auch Sie zu froher Theilnahme bewegen, so hatte ich mich darin nicht getäuscht; Ihr liebevolles Schreiben vom 25. vor. Monats, für welches ich Ihnen meinen wärmsten Dank sage, ließ mich deutlich erkennen, wie Sie in Ihrem Herzen noch immer ein Plätzchen für mich übrig haben, ein Plätzchen, dessen Besitz mich mit freudigem Stolze erfüllt.

Wie lieb ist es mir, daß auch Ihnen meine Absicht zusagt, fürs Erste, wenigstens für den künftigen Sommer, meine Wohnung am Rheine aufzuschlagen. Dort zwischen Burgen und Rebenhügeln, zwischen dunkeln Felswänden und hellen sonnigen Städtchen voll Glockengeläut muß sich schon leben und dichten lassen; mein Herz wird groß vor Sehnsucht, wenn ich nur daran denke, und je näher die Zeit der Erfüllung heranrückt, desto unruhiger und ungeduldiger strebt mein Sinn in die Ferne. Ich habe sonst den Winter stets gerne gehabt mit seinen langen geselligen Abenden, mit seinen freundlichen Dämmerstunden voll Vertraulichkeit und Märchenlust; aber dies Jahr will mir der Schnee nicht gefallen; er brennt mir unter den Füßen und ich möchte auf die erste beste Höhe steigen und die Schwalben rufen und die Schneeglöckchen, und den lustigen Frühling selbst, daß sie bald, bald kämen.

Ich habe leider in dem letzten halben Jahre viele Zeit verloren, theils weil der innere Kampf zwischen dem Drange des poetischen Berufes und mancherlei allzupeinliche Gegenvorstellungen des Verstandes und des Gewissens mir auf die Länge die ruhige Heiterkeit versagten, aus welcher jede größere poetische Schöpfung hervorgehen muß; theils weil meine Lübecker Verhältnisse gar zu wenig Aufforderung und Ermunterung zu dichterischen Versuchen mit sich brachten. So hab' ich auch nur hin und wieder ein kürzeres Gedicht hinwerfen können — nun, ich will's am Rhein redlich nachholen.

Was Sie mir über die Richtung meiner Gedichte schreiben, hat seine Richtigkeit. Ich bin auch versucht zu glauben, daß das Kräftige hauptsächlich mit mein Fach sei. Aber dennoch müßte ich kein Dichter sein, wenn ich mich deshalb dieser Richtung ausschließlich hingeben wollte. Es ist zwar in der neuesten Zeit sogar von ganz tüchtigen Kritikern behauptet worden, nur die politische Lyrik, nur der poetische Kampf für bestimmte Tendenzen der Zeit habe Werth, aber eben diese Behauptungen haben mir bewiesen, wie wenig diese Herrn das Wesen der Poesie begriffen haben. Der Dichter soll vor allen Dingen ein ganzer *Mensch* sein; und so gehört allerdings ein gutes Stück seines Herzens seinem Vaterlande und dem Streben und Ringen seiner Zeit; aber darum soll nicht ausgeschlossen sein, was ihn sonst rührt und bewegt; seine

innersten Freuden und Schmerzen, seine Anschauungen der Natur in ihrem Blühen und Welken, seine eigenthümlichsten Neigungen und Abneigungen. Erst der Gegensatz, erst die wechselnde Verbindung gibt dem Ganzen seinen Reiz. Die rothe Nelke ist gewiß eine schöne Blume, aber möchten Sie einen Kranz von rothen Nelken ohne Grün, ohne andere Farben dazwischen? Ein Dichter, der nur der Politik huldigt, kommt mir vor, wie ein Geigenspieler, der alle Saiten seines Instruments bis auf eine einzige abgeschnitten hat, und nun auf dieser allein sich hören läßt. Herwegh hat sie freilich wie ein Paganini gespielt, aber ich fürchte auch, es ist bald zu Ende mit seinen Melodien. — Darum lassen Sie mich immerhin allen Kritikern zum Trotze auch hin und wieder in den alten sanfteren Weisen singen — das Meer im Sturm ist nur um so großartiger und gewaltiger, je stiller und heiterer es vorher blaute und das Licht des Mondes wiederspiegelte und die Sterne des Himmels. — Meine Gedichte und die Zeitstimmen, beide in zweiter stark vermehrter Auflage, sowie die Uebersetzungen aus dem Spanischen erscheinen zur Ostermesse und sind bereits längst im Druck — — —."

8.

St. Goar, 6ten Juni 1843.

Wie soll ich Ihnen meinen Schmerz aussprechen über das unglückliche Zusammentreffen von Umständen, welches mir die längstersehnte Freude raubte, Sie wieder einmal von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen. Am 24. Mai Morgens reisten Sie von St. Goar ab; am 24. Abends kam ich an, nicht ahnend, daß wir uns so nahe gewesen, und erst aus den Erzählungen meines Freundes Freiligrath erfahrend, welch ein Wiedersehen ich durch meinen verlängerten Aufenthalt zu Bonn verscherzt habe. Es ward mir schwer, mich darüber zufrieden zu geben. Ihren Brief durch Herrn Lange, dessen Sie in Ihren bei Freiligrath gütigst für mich zurückgelassenen Zeilen erwähnen, habe ich leider weder in Lübeck noch hieher nachgesandt erhalten, und kann Ihnen deshalb auf keine der in demselben gestellten Fragen Antwort geben.

Wie gerne ich auf meiner Reise hieher den Weg über Eschebergs genommen hätte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Allein bei der nahe bevorstehenden Einsegnung Ihrer beiden jungen Damen mußte ich jeden Besuch, jede Störung oder Aufregung für unpassend und übel angebracht halten, und so beschied ich mich und fuhr an den ferne winkenden Bergen des Habichtswaldes vorüber, Tag und Nacht durch, bis der breite Spiegel des Rheins in der Morgensonne schimmernd vor mir lag. In Bonn blieb ich ein Paar Wochen, leider Einen Tag zu lang; vorher hatte ich nur in Hamburg und Bremen längere Rast genommen.

Jetzt bin ich hier schon eingelebt und fühle mich wohl und frisch in der neuen Umgebung. An Freiligrath habe ich einen Freund gefunden, wie ich ihn brauchte, offen für alle meine Interessen, von poetischem Geiste, liebevollem Herzen und ehrenhafter Gesinnung. Ich weiß recht wohl, daß Neider und Buben sich in der letzten Zeit nicht wenig bemüht haben, ihn bei dem Publikum zu verdächtigen; und ich selbst will nicht läugnen, daß er einen übereilten Schritt gethan hat[1]). Aber einen Menschen, von dem wir sonst nur Gutes und Edles wissen, auf dessen Leben und Wirken noch kein Flecken zu bringen war, wegen einer einzigen solchen Übereilung (die ich noch dazu für sehr verzeihlich halte, denn wie hatte Herwegh in seinem trunkenen Uebermuth dazu herausgefordert!) ohne weiteres zu verdammen und zu brandmarken, das zeugt entweder von partheiischer Verblendung, oder von eigener innerer Kleinlichkeit und Gemeinheit, die sich hämisch daran freut, nun auch an einem gesunden Körper einmal einen wunden Fleck zu finden. Dem guten, dummen, immer bestimmbaren Publikum, welches die in hundert Blättern ausgesprengten Redensarten papageyenhaft nach-

[1]) Der poetische „Brief" Freiligrath's an Herwegh ist gemeint, der im Januar 1843 erschien und das Verhalten des „Lebendigen" gegen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in schärfster Weise geißelte.

plappert, verzeih' ichs gern; es ist ja leider einmal nicht anders, aber jene Tagblattschriftsteller, die es versuchten, einen ganzen Mann wie Freiligrath mit in ihren Sumpf hinabzuziehn, die sich nicht scheuten, ihm die schmutzigsten Motive unterzuschieben, verdienen nichts anders, als die innigste Verachtung jedes frei und edeldenkenden Mannes. Glauben Sie nicht, daß ich partheiisch bin, ich habe so gesprochen, als ich Freiligrath noch nicht persönlich kannte, und würde eben so sprechen, wenn die Sache umgekehrt läge und man mir Herwegh's persönlichen Charakter verdächtigen wollte.

Doch wohin gerath' ich! Ich schreibe ja glücklicherweise für keine Literaturzeitung; und Sie haben sich den Mann ja auch selbst angesehn, und werden seine ungeheuchelte Herzlichkeit, sein offenes und freies Wesen auch an dem Einen Tage liebgewonnen haben. Daß Sie mir bei ihm und bei seiner feinen angenehmen Frau ein so unverdient gutes Zeugniß ausgestellt, dafür meinen herzlichsten Dank sowie noch mehr für Ihre freundlichen Bemühungen wegen des Roderich bei Herrn v. Dalwigk. Doch möcht' ich erst einmal die Darmstädter Bühne sehen, und freilich wär es dann das Beste, wenn ich dem Intendanten das Stück selbst lesen könnte. Wir, d. h. Freiligrath, seine Frau und ich vor Allem harren mit Sehnsucht Ihrer baldigen Wiederkunft an den Rhein. Ich blicke nach jedem Dampfer aus, ob kein Kammerherr heraussteigen wird. Der Weg ist ja jetzt so leicht zurückgelegt. Darum lassen Sie nicht zu lange auf sich warten! — — —"

9.

St. Goar, den 3. Sept. 1843.

„Unter dem frohen und lieben Kreise der Glückwünschenden, welcher Sie am 7. September, als am selbstgewählten Feiertage, freudig umringen wird, möchte ich auch diesmal nicht fehlen, obwohl ich, bereits mit dem Einpacken für eine süddeutsche Reise[1]) beschäftigt, mich nur mit wenigen Zeilen vertreten kann. Möge Ihnen auch dies Jahr ein Jahr des inneren und äußeren Segens, ein Jahr des rüstigen Schaffens und Gelingens, ein Jahr der befriedigten Ruhe im Kreise der Ihrigen werden, so daß Sie am Schlusse desselben mit heiterem Blick in die Vergangenheit, mit hoffnungsvollem in die Zukunft schauen.

Man erzählt in alten Sagen, daß vor Zeiten bei solchen Festen die Fee des nahen Waldes, von silbernen Schleiern umwallt, in die von Gästen erfüllte Halle getreten sei, und Pforten und Fensterflügel mit weißer Hand berührend, einen Segen darüber ausgesprochen habe, daß nichts Unheiliges durch sie Einlaß finden möge. Leider sind jetzt die Feen verschwunden, sei es, weil wir so außerordentlich aufgeklärt und vernünftig geworden sind, daß die zarten poetischen Naturen sich vor uns fürchten, sei es daß vom vielen Stubenhocken und Bücherlesen unsere Augen so sich abstumpften, daß wir den durchsichtigen Elfenleib nicht mehr gewahren können — genug, sie sind verschwunden und nur die Dichter hören noch zuweilen in süßen Träumen den Saum ihres Silbergewandes rauschen.

Mein Glückwunsch aber möchte heute die Stelle eines solchen Zauberweibes vertreten; lassen Sie ihn gewähren und seinen Spruch thun über die Schwelle Ihres Hauses:

„Euch, ihr guten Geister, wink' ich allen,
Tretet ein in dieses Schlosses Hallen!

Kommt, herangelockt von meinem Liede,
Hoffnung, Liebe, stiller Herzensfriede.

Schwinge dich vom Himmel, frommer Glaube,
Nist' auf der Kapell' als weiße Taube.

[1]) Er folgte der Einladung nach Weinsberg zu Justinus Kerner, den er am Rhein kennen gelernt hatte.

Tritt herein, o Mitleid, hold Erbarmen,
Schönster Segen ist der Dank des Armen.

Komm Gesundheit, jede Stirne küsse,
Jede Wange, daß sie blühen müsse.

Aber mit den guten, mit den frommen,
Dürfen auch die *muntern* Geister kommen.

Witz und Scherz im Kleid von bunten Lappen
Laßt erklingen eure Schellenkappen,

Sollt den Winterabend froh verkürzen,
Sollt das Mahl mit euren Sprüngen würzen,

Sollt, wenn hell des Festes Kerzen glänzen,
Zur Musik den goldnen Wein kredenzen.

Einzig jene, welche Unfug treiben,
Jene Geister sollen draußen bleiben:

Krankheit, die den Leib mit Schmerzen kettet,
Sorge, die den Müden schlaflos bettet;

Mißverständniß, das da Zwiespalt stiftet,
Mißmuth, der den Trunk im Glas vergiftet;

Zorn, der Schlimmes thut in blinder Eile,
Und der Thorheit Mutter: Langeweile.

Weicht, ihr finstern Geister von den Schwellen,
Aber segnend zieht herein ihr hellen;

Zieht herein und füllet diese Hallen,
Gott zum Ruhm', den Menschen zum Gefallen.

Also sprech' ich meinen Zauber leise,
Gib, o Herr, daß er sich stark beweise!"

(Schluß im nächsten Heft.)

Mommsen's Römische Geschichte.

Von

Julian Schmidt.

„Anderweitige Obliegenheiten," schreibt Mommsen November 1856 in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Römischen Geschichte, „machen es dem Verfasser unmöglich, das Werk so rasch als er es wünschte zu fördern." Es sind nahezu dreißig Jahre her, daß Deutschland, und man darf wohl sagen die gebildete Welt Europa's, mit Sehnsucht auf die Erfüllung des Versprechens harrt, das doch in dieser Entschuldigung liegt. Immer schwächer wurde die Hoffnung, und als vor sieben Jahren bei der Feier seines sechzigsten Geburtstages Mommsen unter dem scherzhaften Titel „Römische Geschichte, vierter Band" seinen Freunden eine kleine Broschüre schenkte, mit dem Goethe'schen Motto: „gerne hätt' ich fortgeschrieben, aber es ist liegen blieben!" da glaubten die Meisten auf die Vollendung des großen Werks verzichten zu müssen. Vielleicht, meinten sie, traut sich Mommsen nicht mehr die jugendliche Frische zu, mit welcher er das Werk begann, und fürchtet, den rechten Ton nicht wieder zu finden! Um so freudiger war die Ueberraschung, als etwa vor einem Jahr sich die Kunde verbreitete, die Fortsetzung stehe doch in Aussicht. Sie ist nun erschienen, zwar nicht der vierte, aber der fünfte Band, die Provinzialgeschichte während der Kaiserzeit von Cäsar bis Diocletian[1]). Mit dankbarer Befriedigung müssen wir diese Abschlagszahlung begrüßen, die uns die weitere Vollendung verheißt: es kommt wohl manchmal vor, daß man einen ersten Band schreibt und den zweiten ungeschrieben läßt, aber daß man einen fünften herausgibt, und keinen vierten folgen läßt, wäre doch zu sehr gegen alle literarische Usancen.

Wie geht es zu, daß in der Vollendung des Werks eine so lange Pause eintrat? Die Frage muß bestimmter formulirt werden, da sonst die Antwort leicht wäre: Mommsen hat in den dreißig Jahren eine Reihe hochwichtiger monographischer Arbeiten veröffentlicht, die ihn zur Ausarbeitung seines historischen Werkes nicht kommen ließen. Das Wunderbare ist nur: wie diese enorme

[1]) Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Fünfter Band. Die Provinzen von Cäsar bis Diocletian. Mit zehn Karten von H. Kiepert. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1885.

künstlerische Kraft sich soweit bändigen konnte, den Trieb des Schaffens zurück zu halten. Denn ich spreche wohl die allgemeine Ueberzeugung aus, daß die Römische Geschichte zu den Leistungen unserer Literatur gehört, in denen das künstlerische Können unserer Nation sich am stärksten bethätigt hat.

Ich erkläre es mir aus einer Doppelnatur in Mommsen's Art und Bildung. Das Unternehmen der Römischen Geschichte war nicht seine eigene Eingebung, er begann sie auf den Wunsch seines späteren Schwiegervaters Carl Reimer, eines der edelsten und einsichtsvollsten Buchhändler, deren wir uns rühmen können. Er wurde durch den Erfolg einigermaßen überrascht, und wußte nicht recht, ob er denselben ganz correct finden könne. Daß er sich seiner Kraft wohl bewußt war und mit der vollen unmittelbaren Freude des Schaffens arbeitete, zeigt sich auf jeder Seite seines Buchs, er zweifelte jedoch daran, ob der Beifall, der offenbar dem Künstler galt, nicht einigermaßen die Würde des Gelehrten und Forschers beeinträchtigte; ob das sogenannte gebildete Publicum zu der lauten Acclamation berechtigt wäre? Es wird das den Meisten wunderlich klingen; aber der gelehrte Kreis, in dem sich Mommsen bewegte, gehörte einer sehr strengen Richtung an, und ich kenne wenigstens Einen darunter, der bei jedem wirklich erscheinenden Buch, so sehr er es sonst schätzen mochte, doch den leisen Verdacht nicht unterdrücken konnte, der Goldgehalt sei mit etwas Dilettantismus legirt, namentlich wenn es schön geschrieben war; der es seinem Mitforscher im Stillen verdachte, seine Perlen vor die „Gebildeten" zu werfen, und damit zu entweihen.

Ein wenig von diesem Gelehrtenstolz steckt auch in Mommsen. Ungefähr in der nämlichen Zeit, da der erste Band der Römischen Geschichte erschien, äußerte er in einer kleinen Abhandlung: der Forscher könne dem Publicum die Aepfel der Hesperiden zwar zeigen, aber nicht geben. In diesem unzweifelhaft richtigen Satz scheint mir sich doch eine gewisse Ungerechtigkeit gegen die Thätigkeit des Künstlers im Gegensatz zur Thätigkeit des Forschers zu verstecken. Der nämliche Satz gilt auch vom Maler oder Bildhauer: auch sie können die Aepfel der Hesperiden wohl zeigen, aber nicht geben. Deshalb werden doch ihre Werke Jahrtausende fortdauern. Der Geschichtschreiber hat eine ähnliche Aufgabe wie der Landschaftsmaler; Beide arbeiten nach gegebenem Material, aber das Beste müssen sie aus ihrem eigenen Innern hinzuthun, sie müssen eine andere Gabe haben zu sehen und darzustellen, als der gewöhnliche Beschauer. Nur der wirkliche Gelehrte und Forscher wird ein classisches Geschichtswerk schaffen, denn mit der bloßen Arbeit nach dem Hörensagen kommt auch bei dem größten schriftstellerischen Talent nur ein unfruchtbares und im Grunde leeres Werk heraus; aber ebenso wenig wird der bloße Gelehrte dazu im Stande sein.

Was hat in der Geschichte die Forschung eigentlich für einen Zweck? Auf die Naturwissenschaft angewandt würde die Frage thöricht sein, denn in der Naturwissenschaft wird durch Feststellung jeder einzelnen Thatsache immer zugleich ein ewiges Gesetz festgestellt; die Erscheinungen, welche sie untersucht, sind bleibender Art, sie wiederholen sich stets. Das kann man von historischen Thatsachen nicht behaupten. Sie stellen Erscheinungen dar, die niemals wiederkehren, die im Grunde auf ewig vorbei sind, wenn man sie gewahr wird. Den historischen Weltgang gesetzlich zu ordnen, hat man verschiedentlich versucht, aber

noch ist es den „Geisteswissenschaften“ nicht gelungen, ein Gesetz zu finden, das Alle überzeugte. Während der Naturforscher gerade durch die strengste Methode dem Causalnexus, d. h. der Verbindung der einen Thatsache mit der andern wenigstens bis zu einer gewissen Grenze auf die Spur kommt, muß der Geschichtschreiber zu demselben Zweck Mittel anwenden, die außerhalb seiner eigentlichen Methode liegen.

Deshalb bleibt es doch rühmenswerth, wenn die Forschung immer neue Thatsachen aufspeichert; wenn sie es ermittelt, wie viel Dutzend Dynastien Aegypten oder China regiert haben; die Wissenschaft will Alles wissen, was gewußt werden kann, und möglicher Weise kann aus der Combination dieser Thatsachen mit andern etwas Neues entdeckt werden. Werthvoll ist jede Erweiterung des Wissens, aber von sehr verschiedenem Werth. Um so werthvoller wird sie sein, je mehr sie sich auf historisches Leben bezieht, d. h. auf ein Leben, das werth und fähig ist, dargestellt zu werden, theils wegen seiner Bedeutung an sich, theils wegen seiner Causalverbindung mit Vergangenheit und Zukunft in dem Gesammtbilde des Menschengeschlechts.

Zu den historisch wichtigsten Theilen der Geschichte gehört die römische, als die Vermittlerin zwischen zwei Culturwelten; alle modernen Völker stehen auf ihrem Boden. Diesen gründlich zu untersuchen, ist der einzige Weg, der zum Verständniß der Weltgeschichte führt. Es ist von dem größten Werth, daß wir Alles, was von Inschriften, Münzen und sonstigen Zeugnissen des realen Lebens aufbewahrt ist, wie unscheinbar es auch im Einzelnen aussehe, zusammenstellen und ordnen, weil wir nur auf diesem Wege das wirkliche Leben und seinen Zusammenhang erkennen. Mommsen hat sich das größte Verdienst erworben, indem er dies große Werk anregte, förderte, endlich im höchsten Stil leitete. Er hat dadurch in der gelehrten Welt eine Stellung gewonnen, wie kaum ein anderer Mann in Europa (Ranke gehört in eine ganz andere Gattung); er ist in dieser bestimmten Specialforschung eine Autorität, gegen die Niemand einen Widerspruch wagen würde, er ist in Italien zu Hause und bekannt wie in Deutschland; er ist bei seiner äußerst stark ausgesprochenen deutschen und selbst schleswig-holsteinschen Eigenheit ein rechter Weltbürger.

Aber zur Krönung seiner Studien und Forschungen gehört die Darstellung. Hätte er dieselbe einem späteren Künstler überlassen, so hätte er ihm zwar ein vorzügliches Material überliefert, aber die Ausführung Händen anvertraut, die im gewissen Sinne aus der zweiten Hand arbeiteten. Daß er sich entschlossen hat, noch in seinem höheren Alter das Werk selbst in die Hand zu nehmen, wird nicht bloß uns, seinen Zeitgenossen, sondern der Nachwelt zu Gute kommen, für welche er zugleich einer der würdigsten Repräsentanten unserer Bildung, unseres Wissens und Könnens sein wird.

Man schreibt im sechzigsten Jahr nicht wie im dreißigsten; man schreibt zuweilen besser, aber immer anders. Recht absichtlich betont Mommsen das Bewußtsein dieses Unterschiedes. „Mit Entsagung,“ sagt er am Schluß der Einleitung zum fünften Bande, „ist dies Buch geschrieben, mit Entsagung möchte es gelesen sein. Im Einzelnen fesselndes Detail, Stimmungsschilderungen und Charakterbilder hat es nicht zu bieten.“ —

Das bezieht sich zunächst auf den Gegenstand des vorliegenden Bandes, der eine gewisse Entsagung nothwendig macht; es spricht aber zugleich eine etwas veränderte Auffassung von der Aufgabe der Geschichtschreibung aus. Ich hoffe, daß Mommsen darin nicht zu radical verfahren wird, sobald ihm der vierte Theil eine reichere Entfaltung seiner Kunst verstattet. In den Stimmungs- und Charakterbildern mag er sparsamer werden, aber in der plastischen Darstellung der Zustände und ihres inneren Zusammenhangs erwarten wir die Wiederaufnahme der alten Methode. Ohnehin wird, selbst wenn er es anders meinte, sein angeborenes unverlierbares Talent ihn dazu nöthigen.

Die meisten Leser der ersten Bände freilich wurden hauptsächlich von den Charakterköpfen angezogen, und in der That gibt es wenig Geschichtschreiber der alten und neuen Zeit, in denen die Charakterköpfe und Physiognomien so gut herauskommen. Sulla und Marius, Cato und Cicero: wer hätte ihre Porträts nicht mit Entzücken betrachtet, sie fest im Gedächtniß eingeprägt! Es soll damit nicht gesagt sein, daß man dem Urtheil immer beipflichten müßte; es liegt z. B. in der Art, wie Cicero abgebildet wird, eine gewisse Undankbarkeit von Seiten des Geschichtschreibers, der doch aus seinen Briefen und Reden mehr über das wirklich römische Wesen gelernt hat als aus allen Münzen und Inschriften der Welt. Vielleicht hat Mommsen auch in späteren Jahren seine Urtheile einigermaßen geändert; aber selbst wenn das der Fall war, billige ich es vollkommen, daß er seine Porträts gelassen hat, wie sie waren. Denn es sind Kunstwerke, die für sich leben, die den Reichthum an Farbe theils dem Bedürfniß des Geschichtschreibers, die Dinge deutlich und anschaulich zu sehen, theils aber auch der subjectiven leidenschaftlichen Erregung verdanken, mit denen er ihnen gegenübertrat, und die er nicht abschwächen durfte, wenn nicht zugleich die Farbe verlieren sollte.

Wenn die Porträts der Kaiserzeit etwas anders ausfallen sollten, so liegt der Grund vielleicht darin, daß Mommsen sich in seiner eigenen Weise schon zu stark vorgearbeitet findet. Der Pinsel des Tacitus z. B. ist von einer ähnlichen Macht wie der seinige. Von den Helden der Republik, namentlich aus der Ciceronischen Zeit, sind viel einzelne Züge aufbewahrt, und man weiß viel von dem, was sie gethan und gelitten haben; diese einzelnen Züge hat Mommsen als Künstler zusammengefaßt, und einen Kern gefunden, der auch dann zu einer Gestaltung führt, wenn er nicht völlig in die Mitte trifft. In der Zeit des Tacitus dagegen stößt er auf fertig ausgeführte Porträts, die eine mehr reflectirende Behandlung nöthig machen werden. Sonst wird es an Charakterköpfen gewiß nicht fehlen, und diese werden an Interesse dadurch nichts einbüßen, daß sie in den Mittelpunkt der Welt gestellt sind. Der Hofklatsch der Kaiserzeit mag noch so widerwärtig sein; die Figuren, mit denen derselbe sich beschäftigt, haben doch eine große Wichtigkeit, nicht bloß für die Entwicklung des römischen Staatslebens, sondern auch für das Aufkeimen einer neuen Weltreligion.

Aber Mommsen will die Charakterköpfe der neuen Bände mehr hinter den allgemeinen Grundgedanken zurückdrängen, der den Zusammenhang der Kaiserzeit bestimmt.

Dieser Grundgedanke ist schon in seiner Darstellung der Republik energisch entwickelt, und hat die echten Freunde der Geschichte zu gleicher Bewunderung angeregt als seine Porträtmalerei. In dem Zusammenhang und Gegensatz dieses Grundgedankens wird sich der Vergleich des alten und neuen Werks am besten begründen lassen.

Der Grundgedanke, von dem Mommsen in den drei ersten Bänden seiner Römischen Geschichte ausging, ist folgender.

Rom trat keineswegs, wie es die alten Legenden erzählen, als fremdes Element in Italien auf, das es äußerlich unterworfen hätte, sondern es war der concentrirte Ausdruck des italischen Stammes, welcher durch seine Natur eine Verfassungs- und Machtentwicklung provocirte, wie sie in Rom, seiner bedeutendsten Stadt, ihm geleistet wurde. Niebuhr's Untersuchungen über die Form altrömischer Stammverfassung, von der in der Blüthezeit des römischen Staats nur noch wenig Spuren vorhanden waren, läßt Mommsen als gleichgültig bei Seite, und geht nicht auf die rechtlichen Fictionen der Verfassung, sondern auf ihren thatsächlichen Zustand ein. Er gibt sich nicht die Mühe, aus dem verwirrten Gewebe der Sagen ein zusammenhängendes Gemälde zu entwickeln; dagegen sieht er die Natur der Localität an, und fragt sich, welche Zwecke die ersten Erbauer, wer sie auch sein mögen, gehabt haben können, sich gerade dort niederzulassen? und was dieser Niederlassung einen so ungeheueren Erfolg in der Entwicklung des italischen Staatslebens verschafft hat? Ferner studirt er die älteste Gesetzgebung und die ersten uns urkundlich aufbewahrten Staatsverträge, und fragt sich, auf welche Art des sittlichen Lebens und der bürgerlichen Thätigkeit diese Gesetzgebung schließen läßt? Er kommt zu dem Resultat, daß Rom eine Handelsstadt, das Emporium Latiums war. Der Tiber ist Latiums natürliche Handelsstraße, seine Mündung an dem hafenarmen Strande der nothwendige Ankerplatz der Seefahrer. Zum Entrepot für den Fluß- und Seehandel und zur maritimen Grenzfestung Latiums eignet sich kein Platz besser als Rom, das die Vortheile einer gesicherten Lage und der unmittelbaren Nachbarschaft des Flusses vereinigte, das über beide Ufer des Flusses bis zur Mündung gebot, das den den Tiber oder den Anio herabkommenden Flußschiffen ebenso bequem gelegen war, wie bei der damaligen mäßigen Größe der Fahrzeuge dem Seefahrer, und gegen Seeräuber größeren Schutz gewährte, als die unmittelbar an der Küste gelegenen Orte. Daß Rom, wenn nicht seine Entstehung, doch seine Bedeutung diesen commercielleu und strategischen Verhältnissen verdankte, davon begegnen uns denn auch weiter zahlreiche Spuren, die von ganz anderem Gewicht sind, als die Angaben historischer Novelletten.

Die Erweiterung des römischen Staats durch Aufnahme der Vollbürger anderer Städte und durch Ackerbaucolonisirung rief jene festgekittete, von einem nationalen Inhalt getragene Eidgenossenschaft ins Leben, an deren fester Haltung selbst die großen Entwürfe eines Pyrrhus und Hannibal scheiterten. Dem Geschlechterregiment der Vollbürger standen die Halbbürger, insofern sie von einzelnen Geschlechtern abhängig waren, als Clienten, insofern man sie als Masse auffaßte, als Plebs gegenüber. Die dem Servius Tullius zugeschriebene Verfassungsreform, die ursprünglich eine rein militärische Bedeutung hatte, und deren weitere

Entwicklung sucht Mommsen nach den Perioden der Umwallungen der Stadt chronologisch zu ordnen. Durch die allmälige Erweiterung des Staats änderte sich der Sinn der Verfassung; in einer Zeit, wo theoretisch die Souveränetät der Volksversammlungen auf die Spitze gestellt war, waren diese praktisch ohne Bedeutung und spielten im Wesentlichen die Rolle des englischen Souveräns, während die wirkliche Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung ausschließlich in den Händen des Senats lag.

Die natürliche Aufgabe Roms war die Vereinigung Italiens zu einem Gesammtstaat, die Griechen in Unteritalien und die Gallier in Oberitalien mit eingerechnet. Zu dieser Aufgabe reichte die republikanische Verfassung Roms, seine Landwehr und seine Bürgerofficiere aus.

Italien war der römischen Herrschaft einverleibt und schien nicht bloß durch äußere Unterwerfung, sondern durch patriotische Gesinnung mit der Hauptstadt verbunden. Die auswärtigen Feinde waren niedergeschlagen, Rom hatte keinen gefährlichen Gegner mehr zu fürchten; der Standesunterschied zwischen den Vollbürgern und den Plebejern hatte sich ausgeglichen, die Zügel der Regierung waren in den festen Händen des Senats, der durch seine Haltung während der punischen Kriege sich populär gemacht; die demokratischen Formen, die daneben bestanden, waren praktisch unschädlich. Ein großes heroisches Zeitalter hatte Rom mit dem Glauben an seine Unbesiegbarkeit genährt, und dieser Glaube war die sittliche Substanz des Staats.

Wie kam es nun, daß dieses glänzende Zeitalter ein so schnelles Ende nahm?

In der gewaltigen Erweiterung des römischen Reichs seit den punischen Kriegen lag zugleich der Keim des innern Verfalls. Alle Maximen der bisherigen Regierung waren darauf berechnet, daß der römische Staat sich nicht über den Umfang Italiens ausdehne. Der Aufgabe, die Provinzen mit dem Staatsorganismus zu verbinden, war die herrschende Aristokratie nicht gewachsen; sie gab nur einflußreichen Familien Gelegenheit, sich durch Ausplünderung der Unterworfenen oder durch leichten Grenzkrieg schnell zu bereichern. Bald wurden stehende Heere erforderlich, die von dem Zusammenhang des römischen Lebens immer mehr getrennt, immer mehr an die Person des Feldherrn geknüpft wurden. Die Herrschaft Roms in den Provinzen war nicht einmal im Stande, ihre eigenen Angehörigen gegen Land- und Seeräuber zu schützen. Auch die Umwandlung Italiens in einen römischen Staat hatte nicht völlig durchgeführt werden können. Das Gemeinwesen war lediglich die Stadt; was außerhalb derselben lag, nahm an dem politischen Leben keinen Theil. Je mächtiger die herrschenden Familien in Rom wurden, je tiefer sanken die italischen Städte in die Reihe der Unterdrückten herab.

Die Zustände waren haltbar, so lange die Regierung unumschränkt in den Händen des Senats war; sobald aber der hauptstädtische Pöbel anfing, sich seiner Macht bewußt zu werden, und den rechtlichen demokratischen Formen eine praktische Anwendung gab, wurde diese ungegliederte Masse ein Spielball in der Hand dreister Demagogen. Der freie Bauernstand war zum großen Theil verschwunden, der große Grundbesitz war überwiegend in den Händen einzelner Familien, die ihn als Plantagenbesitzer durch Sclaven anbauen ließen; das Land-

proletariat war noch gefährlicher als das hauptstädtische. Neben der herrschenden Aristokratie des Senats hatte sich ein zweiter Stand gebildet, die Capitalisten, die, aller patriotischen Gesinnung baar, die Staatsverfassung lediglich zu ihren Speculationen ausbeuteten. Sie gingen mit dem Senat Hand in Hand, so lange dieser ihren Zwecken diente, waren aber schnell bereit, sich der Opposition anzuschließen, sobald ihnen Förderung ihrer Interessen verheißen wurde.

Die bürgerlichen Zustände konnten nur gebessert werden, theils durch eine ins Große ausgeführte Colonisation, wodurch das Proletariat wieder in einen arbeitsamen Bauernstand verwandelt wurde, theils durch Ausdehnung des Bürgerrechts über Italien. Das erste scheiterte an dem Widerstand jener großen Plantagenbesitzer, die den formalen Rechtsanspruch des Staats auf ihre durch langen Besitzstand aus Domänen in Privateigenthum verwandelten Güter nicht zugaben; das zweite an dem Widerstand des hauptstädtischen Pöbels, der einer so ausgedehnten Concurrenz nicht günstig war. Als aber in den Kriegen, die unmittelbar auf die punischen folgten, die Unfähigkeit und Selbstsucht der herrschenden Classe die bisherige Achtung untergraben hatte, mußte der Versuch dennoch gemacht werden. Er ging zunächst von einem conservativen Staatsmann, von Tiberius Gracchus aus. — Die Auftheilung der Domänen konnte durchgeführt werden, ohne eine Aenderung der bestehenden Verfassung. Es war eine ernste Verwaltungsfrage, bei der, wie man auch entschied, schwere Uebelstände sich herausstellten. Zwar das Eigenthum ward nicht verletzt. Anerkanntermaßen war der Staat Eigenthümer des occupirten Landes und gegen ihn lief nach römischem Landrecht die Verjährung nicht; aber der Jurist mochte sagen was er wollte, dem Geschäftsmann erschien diese Maßregel als eine Expropriation der großen Grundbesitzer zum Besten des Proletariats. Noch gefährlicher als das Ziel war der Weg, den Gracchus einschlug: wer gegen den Senat eine Verwaltungsmaßregel durchsetzte, der machte Revolution. Es war Revolution gegen den Geist der Verfassung, als Gracchus die Domänenfrage vor das Volk brachte. Die souveräne Volksversammlung war eine Masse, in welcher unter dem Namen der Bürgerschaft ein paar Hundert oder Tausend von den Gassen der Hauptstadt zufällig aufgegriffene Individuen handelten und stimmten.

„Wenn man diesen Massen den Eingriff in die Verwaltung gestattete, und dem Senat das Werkzeug zur Verhütung solcher Eingriffe (die tribunicische Intercession) aus den Händen wand, wenn man gar diese Bürgerschaft aus dem gemeinen Säckel sich selbst Aecker sammt Zubehör decretiren ließ, wenn man einem Jeden, dem die Verhältnisse und sein Einfluß beim Proletariat es möglich machten, die Gassen auf einige Stunden zu beherrschen, die Möglichkeit eröffnete, seinen Projecten den legalen Stempel des souveränen Volkswillens aufzudrücken, so war man nicht am Anfang, sondern am Ende der Volksfreiheit angelangt."

War es in dem Handel des Tiberius Gracchus wider die ursprüngliche Absicht des Führers zu Gewaltacten gekommen, so ging sein Bruder und Nachfolger im Volkstribunat mit Bewußtsein auf die Revolution aus. Er erkannte, daß es zwischen der Volkspartei und der im Senat vertretenen Regierung, die den nothwendigsten Reformen einen zähen Widerstand entgegensetzte, keine Vermittelung gab. Er erkannte ferner, daß er von seiner Partei, dem hauptstädtischen Pöbel,

wohl die Fäuste, aber nicht die Köpfe brauchen könne, daß die Stellung eines Führers der Demokratie, eines Volkstribuns nothwendig die Form der Alleinherrschaft suchen müsse, und in diesem Sinn handelte er. Das Unternehmen scheiterte, und es zeigte sich, daß neben dem Senat und dem Volkstribunat sich eine dritte Macht gebildet habe, der die endliche Entscheidung anheim fallen müsse.

Die zahlreichen und schweren Kriege fern von der Hauptstadt hatten die darin beschäftigten Truppen mehr und mehr von der Heimath gelöst, und ihnen eine Selbständigkeit verschafft, die in der Hand eines glücklichen, entschlossenen Feldherrn Rom selbst gefährlich werden mußte. Es gelang der demokratischen Partei, einen solchen Feldherrn, Marius, in ihre Interessen zu ziehen. Er bewirkte eine militärische Revolution in Rom, konnte aber mit derselben nichts Dauerndes schaffen, da er ohne jede staatsmännische Begabung war. Ein anderer Feldherr, Sulla, der Führer der entgegengesetzten Partei, stellte durch eine Reihe von Blutthaten nominell die alte Verfassung wieder her, und das Volk, der ewigen Unruhen müde, ließ sich seine Proscriptionen gefallen. Eine dauernde und über seine Lebenszeit fortzusetzende Alleinherrschaft herzustellen, hatte er nicht die mindeste Lust. Aber der ganze Zusammenhang der Ereignisse drängte darauf hin. Die Armeen hatten ihre Macht erkannt und wenn nicht die vollständigste Anarchie im Staat, die vollständigste Wehrlosigkeit nach außen hin einreißen sollte, so mußten die sämmtlichen Armeen Roms unter eine einheitliche Leitung kommen.

Nach mehrjährigen Bürgerkriegen gelang es Cäsar, über seine Mitbewerber Herr zu werden und Rom eine Verfassung zu geben, die an die alten Formen anknüpfte und doch der neuen Dimension des Staats gerecht wurde. Es war die Verfassung, die sich drei Jahrhunderte lang zum Segen des römischen Reichs erhalten hat, die für einige Jahre unterbrochen durch die Ermordung Cäsars, ganz in seinem Geist von Augustus erneuert wurde.

Wenn Mommsen in den drei ersten Bänden seiner Geschichte nachgewiesen hat, daß eine solche Verfassungsveränderung nothwendig kommen mußte, so stellt er sich in dem neuen Band die Aufgabe, nachzuweisen, daß trotz aller Thorheiten und Rasereien, die aus ihr entsprangen, sie die einzige war, die das Reich erhalten konnte.

In dem Kaiserthum seit Cäsar und Augustus lassen sich drei wesentliche Functionen unterscheiden: das Volkstribunat, das Imperium und die Stellung innerhalb des Senats. Als Tribun war der Kaiser officieller Vertreter des Volks, und als solcher wie seine Vorgänger unverletzlich; als Imperator hatte er den Oberbefehl über sämmtliche Armeen, der unumgänglich nothwendig war, um die Ruhe und Ordnung im Innern und die Sicherheit nach Außen zu erhalten; durch seine Stellung innerhalb des Senats behielt er Fühlung mit der alten Aristokratie und konnte die conservativen Elemente des Staats um sich sammeln. Freilich kam es zwischen dem Vertreter des Volks und dem Senat zuweilen zu Meinungsverschiedenheiten, bei denen schließlich doch das Imperium den Ausschlag geben mußte.

Wenn nun zu diesen drei Functionen des Kaiserthums sich allmälig eine

vierte gesellte, aus der die meisten späteren Geschichtschreiber ihre Anklagen gegen das ganze Zeitalter geschöpft haben, ich meine die officielle Vergötterung des Kaisers, so war auch diese durch die mitwirkenden Umstände begründet. Sie hatte zunächst einen politischen Zweck: die Auflehnung gegen den Kaiser sollte als schwerstes Verbrechen gebrandmarkt werden. Sie lag auch nicht außerhalb der allgemeinen Culturverhältnisse. Der altrömische Cultus dauerte fort; aber durch die nahe Berührung erst mit den Griechen, dann mit den Orientalen hatten sich allmälig neue religiöse Begriffe eingebürgert. Vorbereitet durch die Dichter, war die griechische Mythologie in Rom populär geworden; man hatte die griechischen Götternamen zum Theil den altrömischen substituirt, aber damit hatte zugleich die Idee von der Weltregierung eine andere Farbe gewonnen. Denn die griechischen Götter, so sehr man sie auch romanisirte, d. h. begrifflich zu fassen suchte, blieben immer lebendige individuelle Gestalten, und neben ihnen andere lebendige Individuen, deren Macht sich unmittelbar fühlbar machte, in den Götterkreis aufzunehmen, schien nichts Unlogisches zu haben. Im Orient wurde den Großkönigen zwar kein förmlicher, staatlich geordneter Cultus dargebracht, aber die Unterthanen lagen vor ihnen wie vor höheren Wesen auf den Knieen. Freilich kam durch die Einmischung griechischer und orientalischer Elemente in das wesentlich europäische Staatsleben etwas Unreines und Romanhaftes, das namentlich in späteren Zeiten auch die Staatsordnung verwirrte.

Indeß blieb die Aufgabe des Kaiserthums bis auf Diocletian in der Hauptsache eine nüchterne, conservative: es galt Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern, Sicherheit nach Außen, und darin steht die Geschichte des Kaiserthums in einem ausgesprochenen Gegensatz zur Geschichte der Republik.

In der republikanischen Zeit ist der Staat in beständigem, zuweilen colossalem Wachsen. Die conservative Regierung ist nicht eigentlich zu Eroberungen geneigt, aber sie wird dazu genöthigt, oder wenigstens Schritt vor Schritt verführt. Ob nothwendig oder nicht, sie finden statt und verändern die Gestalt des Staats ins Märchenhafte; ganz fremde Völker, entgegengesetzte Culturformen finden Aufnahme in das ungeheuere Reich und verändern dessen Cultur auch innerlich. Vollständige Zeit, sich dieselben zu assimiliren, hat die Republik nicht, da sie ununterbrochen vorwärts drängen muß. Endlich ist so ziemlich die ganze civilisirte Welt römisch geworden, und das Reich hat den vollsten Umfang gewonnen, gerade als die Monarchie eintritt. Fortan gilt es nicht ins Unermeßliche weiter zu schreiten, sondern zu wahren was man besitzt, und sich dasselbe bürgerlich, staatlich und geistig anzueignen. Dies ist der Grund, aus dem ich mir bei Mommsen die Umstellung seines Schema's erkläre: daß er nämlich die Provinzialgeschichte der Reichsgeschichte vorausschickt.

Die Inconvenienzen dieser Umstellung wird er sich nicht verhehlt haben, aber er wollte dem Leser Folgendes einschärfen. Was auch die Bewegung des inneren römischen Lebens in der Kaiserzeit theils widerwärtig, theils interessant macht: man soll sich hüten, ihm zu viel Aufmerksamkeit zu schenken, denn in den beiden Punkten, auf die es allein ankam, bei der Grenzhut und bei der Romanisirung der unterworfenen Völker, ist das System des römischen Reichs von Cäsar bis auf Diocletian ein constantes gewesen. Wenn man wissen will, was das

römische Reich geleistet, was es überhaupt werth war, so muß man es im Zusammenhang dieser drei Jahrhunderte betrachten, und zwar in den Grenzprovinzen und im Detail. Schon die Vertheidigung der Grenzen weicht wesentlich ab, je nach den Feinden, denen man zu begegnen hatte: sie war anders im Zusammenstoß mit dem organisirten Großstaat der Parther und Perser, anders in der Abwehr der staatlich nicht organisirten nordischen Stämme. Noch abweichender ist in den verschiedenen Provinzen der Proceß der Romanisirung; in Gallien, Spanien, Britannien und anderwärts ist die lateinische Sprache und politische Organisation eine unzweifelhaft überlegene; hier konnte zwar schonend, aber mit entschiedener Consequenz gegen die Sprache und Einrichtungen der Unterworfenen vorgegangen werden. Im Osten dagegen hatte die römische Herrschaft mit einer gleich oder höher cultivirten Sprache zu kämpfen, der griechischen, die seit der hellenistischen Zeit über den größeren Theil des Orients, über Aegypten und einen Theil Nordafrika's ausgebreitet war. In einem anderen Theil Nordafrika's setzte die gleichfalls gebildete phönicische Sprache der lateinischen einen zwar geringeren, aber doch einigen Widerstand entgegen.

Die Römer, in den höheren Volksschichten schon seit den Zeiten des Flaminius von griechischer Bildung inficirt, gingen nicht einseitig darauf aus, dem Lateinischen die Herrschaft zu verschaffen; sie stellten sich vielmehr wiederholt die Aufgabe, das Werk Alexander's und seiner Nachfolger fortzusetzen und den Orient vollends zu hellenisiren. Sie fanden darin kräftige Verbündete in den über die Welt zerstreuten Juden, die im Gegensatz gegen die Orthodoxen in Jerusalem sich eines weltbürgerlichen Charakters befleißigten.

Alles das, will Mommsen sagen, kann nur verständlich werden, wenn man ins Detail geht und die Betrachtung dieses Details nicht chronologisch, sondern geographisch ordnet. Ueber die römische Reichsgeschichte im Allgemeinen gibt es gute Bücher genug, die man zu Rathe ziehen kann, bis ich mit meinem vierten Bande hervortrete; der Inhalt des fünften Bandes dagegen ist, wenigstens in dieser Zusammenstellung und in seinem Detail, völlig neu, und für den Augenblick werthvoller für das wissenschaftliche Studium.

Beide Gründe sind, wissenschaftlich betrachet, vollkommen stichhaltig. Es ist im fünften Band ein Schatz von Einzelforschungen, die sich völlig anzueignen, für den Leser Zeit genug erfordern wird.

Künstlerisch betrachtet kann ich Mommsen nicht Recht geben. Der Unterschied zwischen Reichs- und Provinzialgeschichte ist nicht ganz leicht zu ziehen, und die Scheidelinie scheint mir hier mehrfach vergriffen. Der Aufstand des Claudius Civilis, z. B. wie die Eroberung von Jerusalem scheint mir recht darstellbar erst im Zusammenhang mit der großen Revolution des Kaiserreichs; denn beides waren nur einzelne Phänome der Veränderungen im Militärwesen, die doch Reichsangelegenheit, eine hochwichtige Reichsangelegenheit war. Ich glaube nicht, daß man den Uebergang von der Claudischen zur Flavischen Dynastie völlig deutlich machen kann, ohne die Geschichten der Legionen auf der gallischen Grenze und in Palästina ziemlich ausführlich zu behandeln, und aus dem fünften Bande theilweise wieder in den vierten zu übertragen.

Es scheint ziemlich gleichgültig, was in dem einen oder in dem andern Bande steht, ist es in der That aber nicht. Nach meiner Ueberzeugung müßte der Charakter des vierten Bandes ein erzählender, der Charakter des fünften ein resumirender, reflectirender sein, z. B. nicht die Geschichte der Partherkriege im Einzelnen, sondern eine Uebersicht dessen, was ihnen gemein war, und einen Nachweis ihres inneren Zusammenhangs enthalten. Wie die Sache jetzt liegt, wird zu viel oder zu wenig darin erzählt; zu viel für die schnelle Uebersicht des Zusammenhangs, zu wenig für die Anschauung.

Indeß dürfte diese Ausstellung unsern Dank für das Gegebene nicht beeinträchtigen; wenn der vierte Band nur erst geschrieben ist, wird sich schon ermitteln lassen, wie weit der fünfte einer Umarbeitung bedarf.

Die Voranstellung des fünften Bandes will bei Mommsen noch etwas Anderes bedeuten. Nämlich eine Ansicht von dem Werth des römischen Staats, die von der mancher andern Historiker abweicht. „Die unvollständige Kenntniß der Provinzialgeschichte", äußert er schon in der Vorrede, „scheint mir die Ursache zu sein, weshalb das Publicum die römische Kaiserzeit häufig unrichtig beurtheilt;" und dann weiter in der Einleitung: „Das römische Kaiserreich hat in seinem Kreise, den die, welche ihm angehörten, nicht mit Unrecht als die Welt empfanden, den Frieden und das Gedeihen der vielen vereinigten Nationen länger und vollständiger gehegt, als es irgend einer andern Vormacht je gelungen ist. In den Ackerstädten Afrika's, in den Winzer-Heimstätten an der Mosel, in den blühenden Ortschaften der lykischen Gebirge und des syrischen Wüstenrandes ist die Arbeit der Kaiserzeit zu suchen, und auch zu finden. Noch heute gibt es manche Landschaft des Orients wie des Occidents, für welche die Kaiserzeit den an sich sehr bescheidenen aber doch vorher wie nachher nie erreichten Höhepunkt des guten Regiments bezeichnet; und wenn einmal ein Engel des Herrn die Bilanz aufmachen sollte, ob das von Severus Antoninus beherrschte Gebiet damals oder heute mit größerem Verstand und mit größerer Humanität regiert worden ist, ob Gesittung und Völkerglück im Allgemeinen seitdem vorwärts oder zurück gegangen sind, so ist es sehr zweifelhaft, ob der Spruch zu Gunsten der Gegenwart ausfallen würde."

Wenn sich Mommsen auf den Orient beschränkt hätte, so würde der Engel des Herrn unzweifelhaft den Spruch gefällt haben, den er erwartete; es kann gar kein Streit darüber sein, daß der Orient, Aegypten und Nordafrika mit eingeschlossen, auf die entsetzlichste Weise zurückgegangen ist. Aber auch der Occident? Auch die Winzerheimstätten an der Mosel? auch Frankreich, Niederland, England? Wenn der Occident nicht ein einfacher lapsus calami ist, so geht der Verfasser der römischen Geschichte in dem Vorzug, den er dem Alterthum gibt, doch wohl zu weit. Und es ist nicht unmöglich, daß es sich hier um mehr als um einen Schreibfehler handelt.

Es wäre sehr interessant, die Auffassung Roms, die Ranke in seiner Weltgeschichte gibt, mit der Mommsen's zu vergleichen; doch will ich mich auf einen einzelnen Umstand einschränken. Ranke steht auf einem sehr hohen Gipfel, von dem aus er die Weltgeschichte in ihrer Unermeßlichkeit als Weltbürger, ohne Vorliebe und Abneigung, rein objectiv betrachtet. Er hebt alles Interessante her-

vor, gleichviel an welchem Ort und in welcher Nation er es vorfindet. Wenn ich sagen wollte, Mommsen schreibe dagegen seine Geschichte als Römer, so wäre das freilich nicht genau: Mommsen ist ein sehr moderner Mensch, dazu ein Deutscher, ein Schleswig-Holsteiner, auch ein Preuße; aber wie er bei seinen Forschungen sich nicht bloß pflichtmäßig, sondern mit Freuden oft in Italien aufhält, mit den Italienern verkehrt, und sie zwar mitunter ärgert, aber doch ihre Freundschaft und Verehrung zu erwerben weiß, so macht er es auch als Schriftsteller. Er bringt zwar das vollständige Rüstzeug des modernen Menschen, des Deutschen, des Schleswig-Holsteiners, des Preußen, des Liberalen mit sich, und kleidet seine Beobachtung der Geschichte in die ihm gewohnten parlamentarischen und bureaukratischen Formen; er macht nicht bloß Pompejus zu einem Marschall, sondern nennt die Provinzialversammlungen, welche dem Kaiser-Gott die nöthigen Opfer anzuzünden hatten, „Landtage", was die Fortschrittspartei wohl kaum billigen wird. Aber abgesehen von diesem modernen Rüstzeug bemüht er sich, als Römer zu empfinden — und empfindet wirklich so. Nicht von einem entlegenen Weltgipfel wie Ranke, sondern von Rom aus betrachtet er die Weltgeschichte. Rom ist ihm der Mittelpunkt der Welt, er steht mitten in den Parteien des römischen Lebens; er sucht sich bei jeder Partei klar zu machen, welchem Führer sich anzuschließen Pflicht und Einsicht ihn verbänden. Gegen die Meisten würde er Opposition machen, er würde als Redner auf dem Markt Cicero ebenso gezaust haben, wie als Geschichtschreiber. Er findet endlich in Cäsar sein Ideal und weiß es mit schöner Wärme und tiefem Verständniß auszumalen: hätte er indeß im Senat gesessen, so stehe ich nicht dafür, daß er nicht seinem mit Recht verehrten Helden das Leben mitunter würde sauer gemacht haben. Aber so ungescheut er selbst in jeder Phase der Bewegung seine Kritik ausgeübt hätte, so würde er doch, sobald ein Nichtrömer über Rom abfällig geurtheilt, ihn mit dem ganzen Vollgefühl des Quiriten abgefertigt haben. Freilich Cajus Titius u. s. w. waren nicht viel werth, aber im Ganzen wurde Rom doch mit Erbweisheit regiert. Cäsar hatte diese Weisheit zuerst im vollsten Maß ans Licht gebracht, und ein Abglanz dieser politischen Weisheit dehnt sich auf alle seine Nachfolger während dreier Jahrhunderte aus.

Ich wollte nicht, daß man diese Ironie mißverstände. Ein Mann, der gründlich die römische Geschichte in all' ihren Details kennt, kann leicht angeekelt werden durch die vorlaute Aburtheilung von Halbwissern, welche das Kaiserreich verwerfen, weil Nero, Caligula u. A. die Leute über Gebühr köpfen ließen. Gegen diese ist Mommsen im vollen Recht. Aber die Balance, die er dem Engel des Herrn in die Hand gibt, muß doch nach dem Vollgehalt des Gewichts geprüft werden. Es war ein großer dankenswerther Vorzug des römischen Kaiserreichs, daß es seinen Unterthanen leibliche Sicherheit verschaffte und sie nicht über Gebühr belästigte, daß unter ihm die lykischen Aecker aufblühten wie die Weinberge an der Mosel.

Aber liegt denn darin das ausschließliche Glück der Völker? Einmal bei Schilderung der griechischen Municipal-Verfassung entschlüpft Mommsen ein Wort, das Beachtung verdient.

Man stellt einem dieser Bürger vor, wie gut sie es doch haben: sie können ihre Geschäfte treiben nach Herzenslust, raisonniren und Opposition machen, so viel sie wollen, sie brauchen weder Gut noch Blut für die Größe ihrer Heimath in die Schanze zu schlagen. „Das traf Alles zu," fährt Mommsen fort, „aber wenn es jetzt nicht mehr von dem Bürger verlangt ward, für die Vaterstadt zu sterben, so war doch die Frage nicht ohne Berechtigung, ob es noch der Mühe werth sei, für diese Vaterstadt zu leben?"

Und wenn es, setze ich hinzu, nicht der Mühe werth war, für die Vaterstadt zu leben, wofür sollten sie denn leben? — Das ist eine Frage, die der Engel des Herrn bei seiner Balance sehr stark wird ins Gewicht fallen lassen, wenn er über das Werthverhältniß des Lebens im Kaiserreich zum modernen Leben urtheilen soll.

Der Römer der Republik hatte ein Vaterland, der Römer des Kaiserreichs hatte keins. Da man aber ein Vaterland braucht, so suchte er's im Himmel. Ob Mommsen dieses Suchen des Himmels zu Gunsten des Kaiserreichs wird sprechen lassen, werden wir erst im vierten Band erfahren.

Es ist überhaupt mißlich, über den Werth eines Zeitalters entscheiden zu wollen. Nach meiner Ansicht aber sind diejenigen historischen Zeiten die werthvollsten, in denen die edelsten Lebenskräfte des Menschen sich frei und voll entfalten. Zu diesen Zeiten gehörte das römische Kaiserreich nicht.

Die einzelnen Abschnitte des fünften Bandes hier zu erzählen, scheint mir überflüssig. Schwerlich wird ein Leser so unklug sein, aus einem Journalartikel erfahren zu wollen, was er viel bequemer im Buch selbst finden kann; und das Buch, das freilich für das größere Publicum weniger anziehend sein wird als die früheren Bände, wird unzweifelhaft in der gelehrten Welt einen glänzenden Erfolg davontragen.

Mommsen hat für die beiden Hauptfragen, die ihn diesmal beschäftigen: wie hat das römische Reich in den einzelnen Provinzen seinen Bestand erhalten und gesichert? und durch welche Mittel und wie weit hat es sich die fremden Elemente zu assimiliren verstanden? den völlig correcten Weg eingeschlagen. Er hat sich klar gemacht, welche Fragen dabei der Geschichtsforscher zu stellen habe. Und er hat sich ferner klar gemacht, wo die uns bekannten Thatsachen die Antwort versagen. In diesem Punkt steh' ich nicht an, dem neuen Bande den Vorzug zu geben. In den früheren Bänden hat Mommsen zuweilen, um das Bild fertig zu stellen, etwas rasch combinirt; diesmal verfährt er mit äußerster Vorsicht, und weist auch dann die Lücken auf, wenn diese sehr empfindlich sind. Der Leser wird Vieles vermissen, aber dafür hat er den vollgültigen Ersatz, genau zu unterscheiden, wie weit die Forschung vorgedrungen ist, und wie weit nicht. Nur ein Mann von der anerkannten, unbegrenzten Autorität wie Mommsen konnte mit einer solchen Zuversicht sein Lehrbuch fertig stellen.

Zuweilen scheint er mir in der Vorsicht sogar etwas zu weit zu gehen; ich will nur ein Beispiel anführen. Er nennt es ein Räthsel, daß die strategisch nicht sehr bedeutende Niederlage des Varus die Kaiser vom weiteren Vorschreiten in Deutschland abgehalten hat: ich dächte, die Antwort wäre nicht schwer zu finden. Das Ereigniß hatte den Kaiser belehrt, daß sich ein Eroberungszug in

die deutschen Wälder nicht rentire; es kam nur darauf an, die militärische Ehre wieder herzustellen, und nachdem das durch Germanicus geschehen, überließ es der Kaiser den deutschen Fürsten, sich gegenseitig zu zerfleischen und dadurch für die Nachbarn unschädlich zu machen. Daß er es erwarten durfte, hatten ihm die näheren Umstände der cheruskischen Erhebung gezeigt; daß er mit seiner Erwartung Recht hatte, lehrten die folgenden drei Jahrhunderte; auf weiter hinaus rechnet aber kein Staatsmann. Um wie viel wichtiger der Besitz von Gallien, Spanien, Britannien, Nordafrika und Klein-Asien für das Reich war, dessen leitende Interessen sich um das Mittelmeer bewegten, hat Mommsen selbst vortrefflich nachgewiesen.

In dem Kampf mit dem Parthischen Reich, der freilich einige Mal für Rom sehr bedenklich zu werden schien, handelte es sich im Grunde nur um Grenzberichtigungen. Es mußte sich entscheiden, wem Armenien und die kleinen Königreiche im Gebiet des Euphrat zufallen sollten. Allein das war keine Lebensfrage für eins der Reiche, und den Gegner völlig zu unterwerfen, fiel weder den Römern noch den Parthern ein.

Wie hat Rom militärisch seine Grenzen vertheidigt? Welche Macht hat es seinen Beamten in den Provinzen gegeben? Wie hat es die Unterworfenen durch Municipalfreiheiten, oder durch Stellung im Reich für seine Interessen gewonnen? Das sind Fragen, die Mommsen hauptsächlich mit Hilfe der Numismatik und Epigraphik im Detail beantwortet. Es zeigt sich, wie die Eigenart der einzelnen unterworfenen Völker, trotz des stark angespannten Gesammtbandes, sich doch bis zu einer gewissen Grenze behauptete und dadurch die Entstehung der modernen Nationen anbahnte.

Am meisten hat mich die Darstellung der Griechen in Europa angesprochen: hier finde ich ganz den alten Mommsen wieder, den Römer, der, in den modernen politischen Verhältnissen gut eingeschult, den eingebildeten Idealismus der griechischen Spießbürger mit vornehmem Achselzucken betrachtet.

Wie die spätere Scheidung des Griechischen und Lateinischen im Reichsgebiet sich gestaltet hat, ist mit Meisterhand nachgewiesen, und mit besonderer Befriedigung habe ich das Bild von den Juden in der Diaspora betrachtet, die im Hellenismus jener Zeit eine so hervorragende Rolle spielten.

Nun werden freilich die Meisten gerade in der jüdischen Geschichte eine sehr empfindliche Lücke finden. Die Periode von Nero bis auf Diocletian weiß Mancherlei von den Christen zu berichten, und von diesen erfährt man bei Mommsen wenig, wenn er auch ab und zu seine Ansichten durchblicken läßt: er scheint die Zerstörung Jerusalems und die damit zusammenhängende Apokalypse als einen Wendepunkt in der Geschichte des Christenthums zu bezeichnen. Uebrigens billige ich seine vorläufige Zurückhaltung vollkommen; das Christenthum durfte nicht als Episode einer Provinzialgeschichte, auch der jüdischen nicht, gezeigt werden; als welterobernde Macht, sittlich, intellectuell und politisch gehört es in den Mittelpunkt des römischen Reichs, und wir dürfen es also im vierten Band erwarten.

Aber vielleicht liegt das gar nicht in Mommsen's Absicht? vielleicht will er auch im vierten Band das Christenthum ähnlich behandeln wie im dritten die

Germanen? vielleicht erscheint ihm das eine wie das andere als ein ganz neues von außen hinzugetretenes Element, das seinen eigentlichen Gegenstand, das römische Staatsleben, zwar überwand, aber nicht aus ihm hervorging. Wie er die Germanen nur auf der Grenze beobachtet, so wird es der Geschichtschreiber Roms auch vielleicht mit der christlichen Kirche machen, und die einen dem Geschichtschreiber der Deutschen, die andere dem Kirchenhistoriker überlassen.

Ich würde das auch vom künstlerischen Standpunkt aus beklagen. Sein wahrer Gegenstand ist doch nicht bloß das römische Staatsleben, sondern das gesammte römische Culturleben, und dieses wurde durch das Christenthum in seinen tiefsten Gründen aufgewühlt. So etwas wäre aber unmöglich gewesen, wenn nicht im alten römischen Culturleben bereits Bedingungen vorhanden gewesen wären, die eine solche Umwandlung gleichsam herausforderten. Diese Bedingungen zu finden und darzuthun, halte ich gerade für eine der Hauptaufgaben eines Geschichtschreibers von Rom.

Die Verlegung des wirthschaftlichen Schwerpunktes.

Von

F. X. v. Neumann-Spallart.

Dem menschlichen Vorstellungskreise liegen Veränderungen, welche sich als Katastrophen der unmittelbaren Wahrnehmung aufdrängen, näher als die kleinen, unscheinbaren Umgestaltungen, die nur allmälig und stetig vor sich gehen. Und dennoch sind es gerade die Letzteren, welche die nachhaltigsten Wirkungen nach sich ziehen. Wie wenig bedeutet uns der Tropfen, der den Stein aushöhlt; wie viel Interesse erregt uns der Ausbruch eines Vulkans! Aber den ewig fortdauernden Kräften der Milliarden von Wassertropfen ist nach der neueren Schöpfungstheorie ein weitaus größerer Antheil an der Gestaltung der Erdoberfläche beizumessen, als den in älterer Zeit angenommenen räthselhaften Revolutionen, welche periodische Vernichtungen alles Vorhandenen gebracht haben sollten. Die Naturphilosophie verwirft die Katastrophenhypothese sowohl für die Erde, wie für die Thier- und Pflanzenwelt; dieselben Thatsachen, welche noch jetzt fortwährend zu beobachten sind, genügen, um auf die einfachste und natürlichste Weise die Genesis zu erklären. „Die Summirung der kleinsten Ursachen bringt die größten Wirkungen hervor: es bedarf nur genügend langer Zeiträume".

Von gleichen Gesichtspunkten ausgehend, darf man auch die gewaltigen Veränderungen staatlicher und wirthschaftlicher Zustände, welche seit Menschengedenken die Marksteine der politischen Geschichte gesetzt und den Lauf der Cultur bestimmt haben, nicht als das Ergebniß vehementer Revolutionen, sondern vielmehr als die Wirkung einer langen Reihe sich allmälig häufender Ursachen betrachten. Diese Ursachen sind anfänglich unscheinbar, sie treten kaum an die Oberfläche; sie gleichen eben jenem Tropfen, der den Stein aushöhlt. Durch die Stetigkeit ihres Einflusses bereiten sie langsam und doch unabwendbar die äußeren Ereignisse vor, deren Ausbruch nur den letzten Abschluß, nicht die eigentlich bewegende Kraft, bedeutet. Alle großen historischen Thatsachen, von dem Untergange der hellenischen Cultur und dem Versinken des römischen Weltreiches bis zur Reformation, zur französischen Revolution und zur Freiheitsbewegung in unserem Zeitalter tragen diesen Charakter an sich; sie alle sind nur die letzten

Wirkungen einer Reihe längst vorausgehender Impulse gewesen. Und gerade, wie in den politischen Dingen, so bereitet sich auch auf dem Gebiete wirthschaftlicher Machtentfaltung der Aufgang und Niedergang einzelner Völker, die Blüthe und das Verwelken des Wohlstandes auf den von denselben bewohnten Erdräumen allmälig vor. Nirgend ist Ruhe, nirgend Stillstand. Die Bewegung ist zuerst eine solche, welche das Heranwachsen der Völker und das Erreichen ihrer höchsten Reife erkennen läßt; dann folgt eine länger oder kürzer dauernde Behauptung der errungenen Stelle, und dieser wieder folgt früher oder später die Rückbildung: das Altern und Absterben. Auch Staaten haben ihren organischen Lebenslauf, ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr Mannes- und ihr Greisenalter. Manche reifen schneller und altern rascher; manche wieder brauchen lange Zeit, ehe sie den Zenith ihrer Entwickelung erreichen, conserviren sich aber um so länger und wieder andere kommen überhaupt niemals zur Vollkraft, sondern sterben als junge Greise ab.

Das sind die Gedanken, welche mich leiten, wenn ich es hier versuche, die Staatswesen der Gegenwart nach einer einzelnen, aber freilich auch einer der wichtigsten ihrer Lebensäußerungen zu untersuchen. Die wirthschaftliche Machtstellung der heutigen Völker ist ebenso wenig unwandelbar und absolut feststehend, wie es diejenige der Völker früherer Jahrhunderte gewesen ist. Es bereitet sich unter unseren Augen eine Verschiebung des wirthschaftlichen Schwerpunktes, oder wenn man so sagen darf, des Gravitations-Centrums der Weltwirthschaft vor; eine Verschiebung, die sich jetzt viel genauer constatiren läßt, als in irgend einer früheren Zeit, weil die statistische Beobachtung genügende Anhaltspunkte bietet, um mit einer annähernden Sicherheit sogar den Grad der Verschiebung zu messen. Kurz zusammen gefaßt: es vollzieht sich in unseren Tagen eine allmälige Abnahme der volkswirthschaftlichen Suprematie Großbritanniens; der Schwerpunkt der materiellen Cultur, welcher seit mehr als einem Jahrhundert im britischen Inselreiche lag, rückt allmälig gegen den europäischen Continent vor; zugleich mit dieser tritt aber eine begleitende Bewegung in dem Sinne ein, daß der europäische Continent einen großen Theil seiner Cultur-Macht an die übrige Welt, besonders an Nord-Amerika abgeben muß. Diese combinirte Bewegung zeigt die Richtung, in welcher wir die künftige Welthandels-Macht zu suchen haben; sie liegt an den vom atlantischen Ocean beherrschten Erdräumen des nordwestlichen Europa's und des östlichen Amerika's.

I.

Die Verschiebung des Centrums der Weltwirthschaft ist eine Erscheinung, deren Vorbilder die Geschichte in großen Zügen verzeichnet; es ist die Wiederholung eines Culturprocesses, der sich schon mehrmals zugetragen hat; und nicht die Veränderung als solche, sondern nur die Raschheit ihres Verlaufes bildet ein specifisches Charakteristicum unserer geflügelten intensiven Lebensweise. Was anders, als eine solche allmälige Verschiebung war es, was die vor mehr als drei Jahrtausenden entstandene Macht der Phöniker, die ungefähr im 10. Jahrhundert der vorchristlichen Aera zur höchsten Entfaltung gelangte, im Zeitalter

der Perserherrschaft zum Verfall brachte und die Erbschaft dieses Handelsstaates an die griechischen Pflanzstädte am ägäischen Meer übergehen ließ? Zwischen diesem ältesten und dem hier zu beschreibenden neuesten Vorgange besteht eine ganz besondere Aehnlichkeit. Die Phöniker haben wie die Briten ihre Größe nicht durch das Schwert, sondern durch die Werkzeuge friedlicher Kunst begründet; ohne eigentliche Kriegszüge haben sie Eroberungen über die ganze damals erschließbare Welt gemacht. Auf dem Höhepunkt ihrer Cultur breiteten sie ihren Handelsverkehr über das ganze Becken des Mittelmeeres, über den arabischen und persischen Meerbusen aus und drangen mit ihren Schiffen östlich bis in das indische Meer, westlich, wie Manche annehmen, sogar bis zu den Zinninseln der Nordsee und den Bernstein-Inseln der Ostsee; ihre Karawanen durchzogen Palästina, Syrien, Arabien, Aegypten, Persien, Babylonien und die nördlichen Scythenländer. Phönikische Colonien bedeckten die Küstenstriche und Inseln des mittelländischen, des rothen Meeres und des persischen Meerbusens. Der kleine, von der Natur stiefmütterlich ausgestattete Landstrich des Mutterlandes wurde der Sitz blühender Gewerbe und die dicht bevölkerten phönikischen Wohnsitze glichen bald einem Garten. Die Phöniker waren die Vermittler der Nationen, die sie durch gegenseitig beförderten Lebensgenuß einander näherten, denen sie zuführten, was die Erde und der Menschenfleiß damals erzeugte. Phönikische Schöpfungen und die Ueberreste ihrer Cultur sind an den Küsten Italiens und Spaniens noch nicht ganz verwischt. Und dennoch, auch die Handelsmacht und die politische Bedeutung dieses mit so großer Umsicht und Klugheit sich emporringenden Volkes wurde von den Wogen der Ereignisse hinweggespült, als die griechischen Colonien im ägäischen Meere zu erblühen begannen, als Tyrus von Alexander dem Großen zerstört, Rhodus zum wichtigsten Handelsstaat wurde und endlich Alexandrien in den Besitz des Welthandels gelangte.

Hier bietet sich also unserem Auge eines der ältesten Beispiele des ganzen Lebenslaufes eines Volkes, zwischen dessen Kindheit und Greisenalter freilich mehr als sechs Jahrhunderte liegen. Die Verschiebung des Wirthschafts-Centrums hielt auch in Alexandrien nicht inne, sie ging weiter nach Westen fort; denn bald nach dem Sturze von Tyrus ward Karthago die Beherrscherin des mediterranen Handels und die Begründerin zahlreicher Colonien; und auch Karthago fiel und mit seinem Falle wurden die Elemente des wirthschaftlichen Lebens in alle Winde zerstreut.

Nach der fast tausendjährigen Pause, welche das römische Weltreich, sein Verfall und die Völkerwanderung für den Welthandel und die Volkswirthschaft bedeuten, entstehen neue Krystallisationen. Zuerst die Herrschaft der Araber im Zeitalter der Abassiden; ein Zeitalter, in welchem Asien, Afrika, die pyrenäische Halbinsel, Sicilien, Sardinien und viele Küstenstriche von Unteritalien von Einer Handelsmacht abhängen; dann die rasch erblühenden Städte-Republiken in Ober- und Mittelitalien, die schon die Richtung anzeigen, in welcher sich die Verlegung des wirthschaftlichen Schwerpunktes bewegt. Im 10. bis 13. Jahrhunderte werden Genua, Pisa, Venedig die Sitze des Welthandels und beherrschen bald durch ihren Wohlstand, ihre Intelligenz, ihre Künste die ganze nach Civilisation strebende Menschheit. Von ihnen und den beiden großen Mutterländern der

Entdeckungen und der überseeischen Colonisation, von Spanien und Portugal, werden nach wenigen Jahrhunderten schon die Keime der Seeherrschaft und des Welthandels weiter nach Norden, vom Mittelmeere an die Gestade des atlantischen Oceans übertragen.

So entsteht unscheinbar aus den Einzelbündnissen niederdeutscher Städte die Hansa und bildet sich ihr eigenes, wichtiges Handelscentrum im Nordosten Europa's; so fangen die Niederländer schon im 14. Jahrhundert an, die Grundlage jener Welthandelsherrschaft zu legen, deren Höhepunkt sie auf den Trümmern der Hansa und im Bunde mit Spanien zu erklimmen begannen, um sich nachher zu befreien und im 17. Jahrhunderte selbständig die Fülle des Reichthums und der materiellen Macht zu genießen. Wer die Blüthe dieses Landes in seiner Zeit mit erlebt, wer den Gewerbefleiß desselben, seine großartige Handelsflotte bewundert, wer die Schilderungen seiner unerschöpflichen Colonien in Ostindien, seiner scheinbar glücklichen Unternehmungen in Westindien vernommen, wer seine behäbigen Schiffsrheder und Kaufleute selbst gesehen — der mochte wohl auch gedacht haben, daß diese Macht auf felsenfesten Fundamenten unerschütterlich aufgebaut sei. Und dennoch kam auch für diesen stolzen Bau die Zeit, in welchem Theile davon abbröckelten; der Schwerpunkt des Welthandels rückte noch weiter nach Norden hinauf!

Nur wenige Jahrhunderte waren der holländischen Suprematie gegönnt. Schon im siebenzehnten Jahrhundert trat England als mächtiger Rivale auf allen Meeren, in allen überseeischen Ländern auf; und in demselben Maße, in welchem Hollands Herrschaft beschränkt wurde, erweiterte sich diejenige von Großbritannien. Die Navigations-Acte, das englische Colonialsystem, und die privilegirten Handels-Compagnien bilden den Grundstein; die Pflege des Bodens, die wunderbare Entfaltung der Textil- und Montan-Industrien, die Ausbreitung der Schiffahrtslinien über den atlantischen und großen Ocean, die Niederlassungen in allen Theilen der Welt, die Hebung der Handelsflotte und Kriegsmarine folgen ebenmäßig nach. Vereint mit der unermüdlichen Betriebsamkeit, einem regen Erfindungsgeiste, einer merkwürdigen Zähigkeit und Ausdauer im Erwerben und Arbeiten, bewirken sie schon am Ende des 18. Jahrhunderts jene erstaunlichen Erfolge, deren Glanz bald alle übrigen Volkswirthschaften verdunkelt. Und so ward Großbritannien eigentlich in der kurzen Spanne Zeit vom Regierungsantritte der Königin Elisabeth bis zum Pariser Frieden die unbestrittene, einzige Welthandelsmacht. Was es in den Friedensjahren von 1815 bis 1854 weiter geworden ist, wissen wir Alle. Wir hatten uns daran gewöhnt, die englische Großindustrie als einen Heros anzusehen, welcher mit herkulischer Gewalt Jeden besiegt, der sich mit ihm in einen Kampf einzulassen wage; wir hatten die Vorstellung in uns aufgenommen, daß der englische Handel mit den hundert Armen eines Briareus die ganze Welt umschlingt und jeden Rivalen vernichtet; wir wurden in der Meinung auferzogen, daß das englische Capital, wenn es nur wollte, die ganze Welt kaufen könnte. Es entstand eine heilige Scheu vor diesem Halbgotte der Weltwirthschaft, dessen Macht unaufhaltsam und unermeßlich zu wachsen schien. Jedes Land suchte einen Schutzwall gegen die britische Invasion zu errichten; von der Continentalsperre bis zu den späteren Prohibitionen und

den hohen Zöllen war die Handelspolitik Europa's zumeist gegen die überwältigende Concurrenz England's gerichtet. Freien Mitbewerb mit diesem Riesen im Welthandel, in den Colonien, auf dem Gebiete der Kohlengewinnung und Eisenindustrie, der Textilfabrikation, der Chemikalienproduction, kurz beim Anfang und Ende aller wirthschaftlichen Unternehmungen hielt man für unmöglich. Das Schlagwort aller Agitationen zu Gunsten der Abschließung war die Uebermacht der Briten. Kurz vor seinem Lebensende im Jahre 1846 schrieb noch einer der geistvollsten deutschen Volkswirthe, Friedrich List, über England, dessen Gefahren für Deutschland er früher in seinem „Nationalen Systeme der politischen Oekonomie" zum Ausgangspunkte der Schutzzolltheorie genommen hatte, mit einer an Verehrung grenzenden Emphase. Großbritannien war nach seinen Worten die große Aufgabe zugefallen, in das Chaos der Weltangelegenheiten Ordnung zu bringen und eine neue Organisation der Weltmacht zu bewirken, wodurch es nicht nur sich selbst die Führerschaft, sondern auch allen anderen Nationen und Ländern der Erde Freiheit und Civilisation, Frieden und Wohlfahrt sichert. „Jeder Philanthrop," so schreibt er, „muß sich um der Menschheit willen freuen, daß dieser hohe Beruf einer Nation zu Theil geworden ist, die nicht ihres Gleichen auf Erden hat, ob man sie betrachte nach ihrer industriellen und commerciellen Entwicklung, oder nach dem Sinn für Recht und Gerechtigkeit, für Freiheit und Aufklärung."

Vergleicht man die gegenwärtige allgemeine Auffassung über die Bedeutung Englands, dem noch Friedrich List vor vierzig Jahren die „Welthegemonie" unbestritten zuerkennt, so fällt sofort die Thatsache in die Augen, daß in dieser kurzen Spanne Zeit tiefgreifende Veränderungen eingetreten sind. Abgesehen von der dieser Erörterung ferner liegenden politischen Seite ist es ebenso zweifellos, daß die Gefahr wirthschaftlicher Concurrenz Englands in allen handelspolitischen Erörterungen des letzten Decenniums nur noch in zweiter Linie genannt wird. Noch im Jahre 1860 galt es als ein unverantwortliches Wagniß, als Napoleon III. durch seinen berühmten Handelsvertrag mit Großbritannien die französischen Prohibitionen beseitigte und seinen ganzen Einfluß aufwendete, um auch die übrigen europäischen Staaten durch Verträge in engere Beziehungen nicht nur unter einander, sondern namentlich mit England zu setzen. Heute wendet sich der Schutzgedanke gegen ganz andere Gebiete; heute fürchtet man nicht mehr die englischen Weltindustrien, nicht die englische Handelssuprematie, nicht seinen Reichthum an billiger Kohle und billigem Eisen, nicht seine niedrigen Frachtsätze; heute richten sich die besorgten Blicke auf ganz andere Theile der Erde, auf den Weizenbau in Amerika, Ostindien und Rußland; heute sperren sich die continentalen Staaten gegen einander ab, und wollen doch wieder eine europäische Zolleinigung, aber nicht mehr mit der Spitze gegen England, sondern gegen die überseeische Concurrenz. Heute fühlt sich Westeuropa in den meisten Zweigen der Production, in den Leistungen seiner Arbeiter, in der Macht seines Capitals, in der Anlage seiner Verkehrswege, ja sogar in dem Einflusse auf die Colonisation dem einst für unüberwindlich gehaltenen stolzen Albion bereits gewachsen, um nicht zu sagen, ebenbürtig. Die Tendenz der Handelspolitik, die öffentliche Meinung, das Selbstbewußtsein der betheiligten Interessengruppen, alles Dies deutet also schon

mit Sicherheit darauf, daß Großbritannien in neuester Zeit von jener Höhe, auf welcher es noch die vorhergehende Generation bewundernd erblickt hat, herabzusinken beginnt. Und fürwahr beruht diese veränderte Auffassung nicht auf einem wechselnden Vorurtheile, sondern sie ist in den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit und in den thatsächlichen Zuständen der Gegenwart wohl begründet. Englands Stern erbleicht; neue Gestirne erscheinen am Horizonte!

II.

Es ist nichts Erstaunliches darin zu erblicken, daß ein Volk, welches seit nahezu zwei Jahrhunderten die Hegemonie in der Weltwirthschaft innehatte, nach Ablauf seiner Zeit ins Wanken geräth. Denn die Ursachen, welche in früheren Geschichtsepochen solche Wirkungen hervorriefen, sind wieder eingetreten; unter veränderten äußeren Formen, mit anderen Namen, in anderer Intensität, aber im innersten Wesen gleichartig. Und diese Ursachen bringen heute ähnliche Wirkungen hervor, wie vor Jahrtausenden, indem sich der große Cyclus wiederholt, der in der politischen, socialen, wie in der organischen Welt das Kommen und Gehen bestimmt. Es ist anschaulicher und für die hier aufgestellten Behauptungen überzeugender, wenn wir mit dem Beweise des Zurückdrängens der englischen Wirthschaftsmacht beginnen und erst, wenn dieser Beweis gelungen ist, auf die Veranlassungen dieser Erscheinung eingehen.

Die Ueberlegenheit Großbritanniens hat in der absoluten Beherrschung des Welthandels, besonders des ganzen Zwischenhandels zwischen Europa und den überseeischen Gebieten ihren Ausgangspunkt genommen. Wenn sich diese Grundvesten erschüttert zeigen, so darf man darin ein erstes, vielleicht das bedeutungsvollste Symptom der ganzen rückläufigen Bewegung erblicken. Und dieses Symptom ist nachzuweisen; die Kraft, mit welcher es auftritt, läßt sich messen. Der Antheil, den das britische Inselreich an dem gesammten Welthandel nimmt, wird im Laufe der letzten Jahre stetig geschmälert. Nach meinen, consequent aus denselben Quellen gezogenen, bis in das Jahr 1867 zurückreichenden „Uebersichten der Weltwirthschaft" haben die Umsätze des gesammten Außenhandels aller Länder der Erde im Jahre 1867—68 rund 44,200 Millionen, im Jahre 1874—75 54,800 Millionen und im Jahre 1882, dem letzten, für welche sich aus dem bisher vorliegenden Material eine Gesammtsumme feststellen läßt, 67,000 Millionen Mark betragen. Von diesen Umsätzen behält Großbritannien stets den Löwenantheil für sich; denn sein Außenhandel belief sich in diesen drei Jahren auf 10,566, 13,111 beziehungsweise 13,089 Millionen Mark. Setzt man diese beiden Zifferreihen nebeneinander und berechnet man die Quote, welche vom Welthandel auf Großbritannien entfällt in Procenten, so ergibt sich folgende Reihe

im Jahre	Gesammter Welthandel	Außenhandel von Großbritannien	Daher der Antheil	
	in Milliarden Mark		Großbritanniens	der übrigen Welt
1867/68	44,2	10,6	24,0 %	76,0 %
1874/75	54,8	13,1	24,0 %	76,0 %
1882	67,5	13,1	19,5 %	80,5 %

Von 1867 bis 1874 hat also die Stellung Englands nicht geschwankt, sondern sein Antheil hat sich unverändert in gleicher Progression mit dem gesammten Welthandel relativ weiter entwickelt; von diesem Jahre angefangen aber muß es sich zurückdrängen lassen und 4½ Procent seiner activen Theilnahme an andere Handelsvölker abgeben. Daß diese Bewegung in den beiden letzten Jahren nicht zum Stillstande gekommen, sondern noch weiter geschritten ist, läßt sich auch ohne Kenntniß der (bisher noch nicht ermittelten) Welthandelsziffern doch schon einseitig aus dem Stillstande, beziehungsweise der Abnahme des britischen Außenhandels schließen; denn dessen Werthe sind im Jahre 1883 auf der Höhe von 13,3 Milliarden Mark stehen geblieben und im Jahre 1884 auf 12,5 Milliarden Mark gesunken.

Die nächste Frage, die sich uns Angesichts dieser Thatsachen aufdrängt, geht wohl dahin, auf welche andere Länder der von Großbritannien verlorene Antheil des Welthandels übergegangen ist; die Antwort ergibt sich sofort zweifellos und klar aus der Gegenüberstellung der Fluctuationen des englischen mit dem Handelsumsatz von Gesammt-Europa, dieselbe zeigt:

im Jahre	Außenhandel von ganz Europa [1]	Außenhandel von Großbritannien in Milliarden Mark	Daher der Antheil Großbritanniens	Daher der Antheil des Continentes
1867/68	30,6	10,6	34,5 %	65,5 %
1874/75	39,5	13,1	33,1 %	66,9 %
1882	45,2	13,1	29,0 %	71,0 %

Mit anderen Worten: das hier nachgewiesene Zurückweichen des britischen Handels entfällt fast ausschließlich auf die Entwicklung des Außenverkehrs der europäischen Staaten; England wird vom Continente seit 1874—75 um 4 Procent überholt, und zwar, wie ein näherer Vergleich derjenigen einzelnen Daten zeigt, die wir aus Rücksicht für den Leser hier wiederzugeben lieber vermeiden, zu allermeist von Rußland, Holland, dem Deutschen Reiche, Frankreich, Oesterreich, Belgien und Italien, deren Außenhandel in den letzten sieben Jahren, während welcher derjenige von England stationär blieb, um rund 4½ Milliarden Mark zugenommen hat. Einen schärferen Gradmesser für die Verrückung des Welthandels-Centrums vom mächtigen Drei-Inselreiche auf das europäische Festland, als die hier mitgetheilten Procentualzahlen, wird Niemand verlangen. Jeder unbefangene Beurtheiler wird sich sagen, daß der Stillstand im britischen Handelsumsatze nicht das Ergebniß einer allgemeinen Depression der ganzen Weltwirthschaft sein kann, sondern als Symptom einer specifischen und individuellen Abnahme der ökonomischen Machtstellung Englands aufgefaßt werden muß.

Die Richtigkeit dieses Satzes, dessen außerordentliche Tragweite gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte Jedermann zugeben wird, läßt sich durch eine Reihe

[1] Ohne die Schweiz, welche erst neuestens Handelswerthe bekannt gibt.

ergänzender Beobachtungen bestätigen; ständen mir dieselben nicht zu Gebote, so würde ich es nicht wagen, in so apodiktischer Form die Diagnose zu stellen. Diese ergänzenden Merkmale beziehen sich auf Einschränkung jener Primaten-Stellung, welche Großbritannien seit einem Jahrhunderte auf dem Gebiete der gesammten Weltindustrie eingenommen hat. Großbritannien schien seinen Rivalen unnahbar und gefahrdrohend wegen der in keinem anderen Lande der Erde wieder so günstigen Verbindung der Grundstoffe des großindustriellen und Maschinen-Betriebes, der Kohle, der Eisenerze und der übrigen Metalle wie Blei, Zinn und Zink, des Salzes für die chemischen Industrien, der in der eigenen Schafzucht gewonnenen ausgezeichneten Wolle, des selbstgebauten Flachses, der am billigsten auf dem directen Seeweg aus erster Quelle bezogenen Baumwolle und Rohseide. Zu dieser ersten Gunst der Naturanlage kam eine zweite, fast ebenso beneidenswerthe: das Bodengepräge und die Küstenentwicklung, welche von jeher, besonders aber seit Anwendung der Dampfkraft zu Verkehrszwecken eine außergewöhnliche Erleichterung einerseits der Zufuhr aller Hilfsstoffe, ihrer Vertheilung in die Fabrikdistricte von England und Schottland und anderseits der Weiterbeförderung der erzeugten Fabrikate auf alle Märkte des Vereinigten Königreiches und des europäischen Continentes, sowie nicht minder der übrigen Erdtheile, besonders von Nordamerika und Ostasien gewährte. Eine dritte Gunst wurde und wird noch mit Recht in dem ausgezeichneten Bevölkerungsmaterial der angelsächsischen Race erblickt; einem Bevölkerungsmaterial, aus dem sich der tüchtigste und ausdauerndste Arbeiterstand rekrutirt, und aus welchem im abgelaufenen Jahrhunderte die erfindungsreichen industriellen Genies, die muthigsten Unternehmer, die leistungsfähigsten Fabrikarbeiter hervorgegangen sind, ja letztere durch Arbeitstheilung, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, förmlich gezüchtet wurden. Und endlich last but not least, welche ungeheuere auf Jahrhunderte zurückleitende Anhäufung von Capital hatte sich in England vollzogen. Wie reich war es an allen Einrichtungen für die Weltindustrie und den Welthandel, wie niedrig stand sein Zinsfuß, wie hoch sein Credit im Vergleiche mit demjenigen der Continentalstaaten!

Das Alles sind Vortheile, denen gegenüber die continentalen Staaten während langer Jahre oft genug muthlos wurden, wenn sie die Concurrenz mit England aufzunehmen versuchten. Denn in den meisten, fast in allen Zweigen der Massenproduction war die englische Waare billiger, besser, gleichmäßiger, sie war rascher auf dem Markte als die continentale und wurde durch den englischen Handelsgeist mit Blitzeseile in alle Winkel der Erde getragen. Sozusagen jedes Element der Herstellungskosten gestaltete sich zu Gunsten Großbritanniens: der Brennstoff, die Maschine, die Rohstoffe, der Arbeitslohn, die Frachtkosten. Die handelspolitischen Verhandlungen, welche die Geschichte des Zollvereins seit seiner Begründung ausfüllen, die Schutzzollbewegung, in Oesterreich und Frankreich, sie sind ausgefüllt mit Nachweisen über diese kaum besiegbare Hegemonie des Inselkönigreichs, dessen Freihandelsapostel man mit dem Wolf im Schafspelz verglich.

Haben sich, so darf man heute fragen, diese Umstände bis in die jüngste

Gegenwart unverändert erhalten? Und die Antwort lautet, nein! Auf allen entscheidenden Punkten, der ganzen Kampfeslinie, ist Großbritannien zum Weichen gebracht; allmälig, aber stetig wird es von den Culturvölkern zurückgedrängt. So vor Allem in der Gewinnung der Kohle, seiner schwarzen Diamanten. In dem unerschöpfbar scheinenden Reichthum und der Billigkeit vorzüglicher Steinkohlen erblickte man einen wahren Talisman Englands. Heute zeigt sich, daß der Talisman seine Kraft zu verlieren beginnt. Eine einfache Ziffernreihe möge wieder als Maßstab dieser Abnahme dienen. Es betrug die Kohlengewinnung:

im Jahre	Aller Länder	von Großbritannien	Daher der Antheil	
	in Millionen Tonnen		Großbritanniens	der übrigen Länder
1868	195,5	104,8	53,6 %	46,4 %
1876	287,4	136,3	47,4 %	52,6 %
1882	381,9	159,6	41,6 %	58,4 %
1883	409,0	166,4	40,7 %	59,3 %

Es zeigt sich also die relative Verminderung der britischen Kohlenproduction in einem solchen Grade ausgedrückt, daß Großbritanniens Antheil stetig sinkt, der der übrigen Staaten aber steigt, und zwar beträgt das Vordringen der Letzteren seit 1868 volle 13 Procent, seit 1876 nahezu 7 Procent, geht demnach sogar noch intensiver vor sich, als die Erscheinungen, die wir oben in Betreff des Welthandels dargelegt haben. Charakteristisch unterscheidet sich diese Bewegung von der vorigen dadurch, daß das Zurückweichen Großbritanniens ungefähr nur zur Hälfte den continentalen Staaten zu Statten kommt, zur anderen Hälfte jedoch auf die rasch heranwachsende Production der Vereinigten Staaten von Amerika zurückgeführt werden muß; denn es betrug die Kohlengewinnung:

im Jahre	in Europa	in Großbritannien	Daher der Antheil	
	in Millionen Tonnen		Großbritanniens	des Continentes
1868	167,2	104,8	62,7 %	37,3 %
1876	232,8	136,3	58,5 %	41,5 %
1882	285,4	159,6	55,7 %	44,3 %
1883	300,7	166,4	55,3 %	44,7 %

Man sieht allerdings auch hier die stetige Verschiebung der Productions-Antheile gegen den Continent hin, allein ungefähr 3 Procent entfallen auf Nordamerika, dessen Kohlenbeförderung von nicht ganz 50 Millionen Tonnen im Jahre 1876 auf nahezu 98 Millionen Tonnen im Jahre 1883 gestiegen ist, sich demnach in sieben Jahren verdoppelt hat. So tritt schon hier die doppelte

Richtung hervor, in welcher sich der Proceß der Verlegung des Weltwirthschafts-Centrums bewegt.

Vielleicht wäre die Thatsache der relativen Abnahme an sich noch nicht erschreckend; sie könnte in dem Sinne gedeutet werden, daß eben die Rivalen Englands etwas rascher wachsen, als diese Großmacht selbst. Ein besonders ins Auge zu fassendes Moment ist jedoch die bekannte Wahrnehmung, daß die Kohlenflötze Großbritanniens einer Erschöpfung entgegengehen, deren wirklicher Eintritt sich annäherungsweise berechnen läßt. Zwar wurde die pessimistische Prognose, welche Jevons und Armstrong bei dem ersten Auftauchen der Besorgnisse stellten, als übertrieben erkannt. Aber die seither eingeleiteten sorgfältigen Enquêten, an denen sich die tüchtigsten Montan-Ingenieure betheiligten, haben doch ergeben, daß, unter der Annahme einer wie bisher fortdauernden Steigerung des Verbrauchs, Großbritannien in 250 Jahren mit seinem Kohlenvorrath fertig sein wird. Wohlbemerkt gehen die Ingenieure und Geologen dabei von der Hypothese aus, daß zu den bisher aufgeschlossenen Flötzen, die ungefähr 90 Milliarden Tonnen bergen, durch weitere Fortschritte der Technik und, indem bis auf die Tiefe von 4000 Fuß im Erdinnern vorgedrungen würde, noch weitere 56 Milliarden Tonnen aufgeschlossen werden können. Wird diese Voraussetzung aber zutreffen? Wird es Arbeiter geben, die in solchen Tiefen und bei so unerträglichen Temperaturen, ihre Gesundheit und ihre Existenz für schnöden Lohn aufs Spiel setzen? Schon unter den jetzigen Betriebsverhältnissen beläuft sich die Zahl der jährlichen Opfer in den Kohlenschachten auf 1100 bis 1200 Menschenleben; mit jeder Erschwerung wird dieser Blutzins steigen. Was wird, abgesehen davon, die Gewinnung und Förderung der Steinkohlen dann kosten und wird nicht in Folge des Herstellungspreises schon eine der Bedingungen für den Fortbetrieb der englischen Industrien und Verkehrsmittel fehlen? Man rechnet die Arbeitskraft, welche die mit britischer Steinkohle gefeuerten Dampfmaschinen dem Lande liefern, als das Aequivalent von 800 bis 900 Millionen Menschen; woher wird sich England den Ersatz dafür schaffen?

Die Antworten auf alle diese Fragen sind unschwer zu ertheilen und die Zukunft ist keineswegs so verschleiert, daß es eines besonders prophetischen Blickes bedürfte, um sie zu erkennen. Während die Kohlenfelder in Großbritannien nur ein Areal von 9000 engl. Quadratmeilen bedecken und im West-Riding, in Süd-Durham, im „Black Country" von Staffordshire und mehreren anderen Grafschaften schon so tief ausgebeutet sind, daß ihr Betrieb den größten Aufwand an Geld und Menschenleben erfordert, haben die Durchforschungen des Bodens von Seite des Geological Survey im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika allein eine Ausdehnung der Steinkohlenflötze über eine Fläche von 192,000 Quadratmeilen constatirt; was sich in der Region der Rocky Mountains und an der pacifischen Küste befindet, ist noch nicht erhoben. Das noch wenig berührte Missourifeld, das appalachische und das centrale Gebiet eröffnen der Speculation und dem Gewerbefleiß eine offene Bahn. Noch größer als jene Amerika's sind die Kohlenschätze von China; unermeßliche Lagerstätten, deren Ausdehnung Freiherr von Richthofen auf 200,000 engl. Quadratmeilen angibt, versprechen für die ferne Zukunft die ergiebigste Ausbeute. Aus der Gegenüber-

stellung der Erschöpfung Englands und des Reichthums von Nordamerika und China ergibt sich die logische Schlußfolgerung, daß dereinst große Flotten damit beschäftigt sein werden, dem alternden Europa das Heizmaterial aus jugendlicheren Gefilden zuzuführen. Die Abhängigkeit wird damit aber immermehr wachsen, die Verlegung des wirthschaftlichen Schwerpunktes unvermeidbar fortschreiten.

Ganz ähnlich läßt sich der Verlauf der Dinge bei der zweiten Grundbedingung der Weltindustrie, beim Eisenhüttenwesen verfolgen. Zwar läßt sich nicht von einer Erschöpfung der britischen Erzlager sprechen, die noch für unberechenbare Generationen ausreichen mögen; aber Großbritannien, welches vom Anfang bis in die Mitte unseres Jahrhunderts so mächtig dastand, daß die continentalen Staaten wie Pygmäen daneben erschienen, muß sich seither das Heranwachsen seiner Rivalen gefallen lassen; und besonders wieder seit dem Jahre 1876 wird es rasch überflügelt, sowohl von Europa, als von der amerikanischen Union. Eine gedrängte Zusammenstellung zeigt den Grad des Zurückweichens in folgenden Zahlen:

Roheisen-Production:

im Jahre	1. In allen Ländern überhaupt	2. speziell in Europa	3. Davon speziell in Großbritannien	Daher Antheil 1. an der Gesammtproduction der Welt		2. an der europäischen Production	
	in Millionen Tonnen			Großbritannien	die übrigen Länder	Großbritannien	der Continent
1868	11,50	9,89	5,05	44,1 %	55,9 %	51,0 %	49,0 %
1876	13,72	11,99	6,66	48,6 %	51,4 %	55,5 %	44,5 %
1882	21,81	16,27	8,63	39,6 %	60,4 %	53,0 %	47,0 %
1883	12,05	16,54	8,63	39,1 %	60,9 %	52,1 %	47,9 %

Innerhalb sieben Jahren ist nach dieser Ziffernreihe der Antheil des britischen Eisenhüttenwesens um 9½ Procent gegenüber demjenigen aller übrigen Länder und um 3½ Procent im Vergleiche zu dem der continentalen Staaten gesunken. Den stärksten Einfluß auf diese Verschiebung hat Nordamerika ausgeübt, dessen industrielle Entwicklung, zusammenhängend mit der rapiden Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, naturgemäß auch den Hochofenbetrieb so übertrieben rasch förderte, daß in der ganzen Periode von 1868 bis 1883 schon zweimal eigentliche Krisen ausbrachen; nach jedem solchen Rückschlage wird aber der neue Anlauf immer wieder von einem höheren Ausgangspunkte genommen und dadurch die Hebung des Niveaus erreicht. Unter den continental-europäischen Staaten, welche England den Rang abzugewinnen verstanden, steht Deutschland oben an; denn es hat im Jahre 1876 mit 1,846,000 Tonnen Roheisen nur 13½ Procent, im Jahre 1883 mit 3,435,000 Tonnen schon 15½ Procent zur Gesammtleistung beigetragen.

Auf Eines muß ich noch eingehen. Außer Kohle und Eisen befindet sich im Tempel des britischen Nationalreichthums ein Götze, dem das ganze Volk seit einem Jahrhundert huldigt, es ist der King Cotton. Mit seinem Einzug

in England und seiner gewinnbringenden Herrschaft sind Erinnerungen verknüpft an die glücklichen Erfinder, an den einst armen Weber James Hargreave und seine Spinn Jenny, an den speculativen Richard Arkwright, an Crompton und Cartwright, welche das Spinnen und Weben des aus Amerika bezogenen Rohstoffes durch Maschinen zu bewältigen lehrten und an alle ihre unzählbaren Nachfolger. Unter dem Scepter des King Cotton steht in Großbritannien jetzt ungefähr eine halbe Million nur an den Spindeln und Webstühlen direct beschäftigter Arbeiter und man nimmt an, daß ihm alles in allem 4 Millionen Menschen insofern mittelbar unterthan sind, als sie von der Baumwoll-Industrie im weiteren Sinne und vom Baumwoll-Handel leben. Auch an diesem Herrscher geht die Zeit nicht spurlos vorüber; seine Macht in England wird durch den europäischen Continent, durch Amerika und Ostindien geschmälert. Von aller nach Europa gelangenden Baumwolle wurden folgende Antheile verbraucht:

im Durchschnitt der Jahre 1856—60	in Großbritannien	60,3 %	auf dem Continent	39,7 %
im Jahre	1868	„	„	58,3 %	„	„	„	41,6 %
„ „	1882/83	„	„	52,3 %	„	„	„	47,7 %

Die Einschränkung nimmt einen raschen Verlauf; sie beträgt in den letzten 15 Jahren volle 6 %, und wird noch deutlicher, wenn man hinzufügt, daß die Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 1871 nur 505 Millionen Pfund, im Jahre 1883 aber 1074 Millionen Pfund Baumwolle selbst verspinnen ließen, was mehr als die Verdoppelung (+ 112 %) bedeutet, während der englische Consum nur von 1127 Millionen Pfund im Jahre 1871 auf 1489 Millionen Pfund im Jahre 1883, also um kaum 32 % zugenommen hat. Wieder zeigt sich die Verschiebung des Schwerpunktes dieser Weltindustrie deutlich in der Richtung von England nach dem Continent und über den atlantischen Ocean hinüber in die neue, jüngere Welt.

Schließlich ergeben die gleichartig durchgeführten Berechnungen, daß von der (schätzungsweise) in ganz Europa consumirten rohen Schafwolle im Jahre 1876 auf England ein um 8 % größerer Antheil entfiel als im Jahre 1882, indem die Quote des Continentes in diesen sieben Jahren von 71 % auf 79 % gestiegen ist. Es kann daher wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß Großbritannien auf der Linie der wichtigsten Weltindustrie ebenso ins Weichen gerathen ist, wie auf derjenigen des Welthandels. Nach dem procentualen Maßstabe, welcher der Vereinfachung wegen bei der vorangehenden Darstellung gewählt wurde, läßt sich die aus den einzelnen Elementen abgeleitete Abnahme der britischen Hegemonie in der Weltwirthschaft vom Jahre 1876 bis 1883 mit 7 % berechnen, so daß auf jedes Jahr ein Zurückweichen gerade um 1 % entfällt. Dieser Durchschnittszahl soll natürlich keine andere Bedeutung beigelegt werden, als daß Großbritannien in der jüngsten Vergangenheit regelmäßig einen Bruchtheil seiner überragenden Wirthschaftsmacht an andere Völker, andere Länder, andere Erdräume abgeben mußte. Es läßt sich mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Bewegung, welche von 1876 bis 1883 mit einer auffallenden Stetigkeit vor sich ging, auch in den nächsten Jahren fortdauern wird; für die Intensität derselben läßt sich freilich in keiner Weise eine Prognose stellen; die Erscheinung kann be-

schleunigt, sie kann gehemmt werden, ganz und gar zum Stillstande kommen dürfte sie jedoch vorläufig nicht, denn die Ursachen, welche sie veranlaßt haben, dauern fort. Diese Ursachen sind offenkundig. Die Erschöpfung der Bodenkräfte und Mineralschätze des Landes ist unaufhaltsam; der Vortheil der billigen und vorzüglichen Verkehrsmittel ist nicht mehr ein Monopol Englands, sondern ein Gemeingut von ganz Westeuropa und Nordamerika; der Reichthum des Landes hat zu einer Ablenkung der Capitalien in die Colonien und ins Ausland geführt und bringt dort seine Früchte; Westeuropa und Nordamerika haben überdies aus ihrer eigenen Wirthschaftskraft Ueberschüsse gewonnen, und ihr Volksvermögen in einem solchen Grade gesteigert, daß sie England immer mehr ebenbürtig werden. Die Tüchtigkeit des Arbeiterstandes ist durch die Reformen des gewerblich-technischen Unterrichts auf dem Continent gehoben, die Arbeitstheilung und das Maschinenwesen rascher, als man dachte, durchgeführt worden; ja, ein Strom von Menschen, darunter auch eine Fülle vorzüglicher, geschulter Arbeitskräfte, ergießt sich Jahr für Jahr in der Auswanderung von Großbritannien nach den Vereinigten Staaten und überträgt dorthin, wo ohnedies der angelsächsische Stamm den Kern der Intelligenz bildet, die Elemente, welche früher der britischen Industrie gedient haben. Das sind gewichtige Factoren für die künftige Gestaltung der Weltwirthschaft.

Als eine nicht zu unterschätzende Thatsache muß hinzugefügt werden, daß Großbritannien nicht bloß in seinem activen Antheil an Handel und Production zurückgeht, sondern gleichzeitig auch in seiner passiven Abhängigkeit von den übrigen Theilen der Erde immer ungünstiger situirt wird. Das Ernährungsbudget Englands zeigt ein regelmäßig steigendes Deficit; die Lebensmittelbeschaffung dieses wohlhabenden, an kräftige Nahrung, gute Getränke und viele Genußmittel gewöhnten Volkes kann nur durch großartige Zufuhren von Außen bewerkstelligt werden. In Großbritannien leben jetzt unter den 35 Millionen Einwohnern in Normaljahren nur 16 Millionen vom einheimischen, dagegen 19 Millionen Menschen von dem auf fremder Erde gebauten Weizen; denn die Brotversorgung des Landes ist auf die Importe aus Amerika, Indien, Australien, Rußland und die Donauländer angewiesen; sie allein erfordert einen Jahresaufwand von durchschnittlich 1200 Millionen Mark zur Bezahlung der Nettoeinfuhren von Cerealien und Mehl. Ebenso wenig reicht die eigene Viehzucht des Landes für die Ernährung der Bevölkerung aus; Großbritannien muß lebende Thiere, frisches, gesalzenes, geräuchertes Fleisch aller Art, Conserven, Geflügel auch wieder aus Amerika, Australien und vom Continente einkaufen und hat in jedem der letzten Jahre dafür nicht weniger als 400 bis 500 Millionen Mark aufgewendet. Rechnet man dazu die nothwendigen Importe jener geistigen Getränke, jener Genußmittel für den Frühstückstisch, jener Gewürze und Reizmittel, die das Land aus klimatischen Ursachen nie selbst erzeugen kann, sondern aus allen Theilen der Welt und zwar mit zunehmender Bevölkerung und zunehmender Genußsucht in immer steigenden Mengen bezieht, so begreift man die materielle Abhängigkeit, in welche das reiche England gerathen ist. Nahezu die Hälfte aller britischen Importwerthe entfällt auf die Güter, die zur Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, zur Stillung des Hungers und Durstes dienen; und es addiren

sich die kleinen Haushaltsrechnungen, welche das britische Volk an das Ausland zu zahlen hat, jährlich auf die runde Summe von 3 bis 3½ Milliarden Mark; denn in der britischen Handelsbilanz erscheint die Einfuhr dieser Gruppe von Artikeln (articles of food and drink), welche sich im Jahre 1857 nur auf 1280 Millionen Mark belaufen hatte, im Jahre 1867 schon mit 2020 Millionen und im Jahre 1880 mit 3740 Millionen Mark verzeichnet. Das allgemeine Sinken der Güter-Preise, besonders jener des Weizens, hat allerdings in den letzten Jahren eine Abnahme dieses Tributes veranlaßt; er betrug aber im Jahre 1883 noch immer 3540 und im Jahre 1884 2980 Millionen Mark. Unter den englischen Volkswirthen und Staatsmännern selbst beginnt eine gewisse Beunruhigung über die gewaltigen Dimensionen dieser Einkäufe und über die Art ihrer Bezahlung fühlbar zu werden. Heute ist allerdings noch kein Grund zu ernster Besorgniß in Betreff der Saldirung dieser Beträge vorhanden; denn Großbritannien bezahlt sie mit den Leistungen seiner Manufacturen, indem es die Industrieerzeugnisse gegen Lebensmittel tauscht; es bezahlt sie mit dem Fracht- und Zwischenhandelsgewinn, welchen es alljährlich und allen Volkswirthschaften gegenüber erzielt; es bezahlt sie mit den Forderungen, welche es an Zinsen und Tilgungsquoten der dem Auslande seit Jahrzehnten geliehenen Capitalien einzucassiren hat. Immerhin könnte aber eine in größeren Dimensionen fortdauernde Einschränkung des Fabrikatenexportes und insbesondere die Abnahme der Fracht- und Zwischenhandelsgewinne eines Tages auch die Zahlungsbilanz, nicht bloß wie bisher die Waarenbilanz, Großbritannien passiv machen.

III.

Diese Erwägungen lenken uns nun zu der weiteren Frage, ob die Chancen Großbritanniens für den Absatz seiner Fabrikate und für die Fortdauer der imposanten Fracht- und Handelsthätigkeit in der nächsten Zukunft günstig sind. Alle Umstände scheinen eine Verneinung auch dieser Frage zu begründen. Mit dem Emporblühen der Industrien auf dem europäischen Continente verschließt sich der Markt für England auch ohne Schutzzölle immer mehr von selbst; unter den außereuropäischen Staaten emancipirt sich die amerikanische Union, wie wir später noch besprechen werden, von Jahr zu Jahr mehr von den europäischen Erzeugnissen; Mittel- und Südamerika sind ein Absatzgebiet von zweifelhaftem Werthe wegen der geringen Cultur und den schwankenden Rechtszuständen in einem großen Theile dieser Staaten; in Asien zeigt sich Ostindien schon seit einer Reihe von Jahren weniger aufnahmsfähig als man ehedem hoffen durfte und das Innere von China bleibt noch immer unzugänglich; auf Afrika aber ist heute ein Wettbewerb aller europäischen Staaten gerichtet, in welchem Großbritannien keineswegs mehr als Sieger unbestritten gelten darf. Die Steigerung des englischen Fabrikatenexportes dürfte demnach in nächster Zukunft wesentlich verlangsamt werden.

Noch schlimmer aber steht es allem Anscheine nach mit der Zunahme der commerciellen und maritimen Vermittlerthätigkeit Großbritanniens. Seine hohe Bedeutung als erste Seehandelsmacht der Welt zu unterschätzen, wäre thöricht; die ungeheuere Handelsflotte, welche die Hälfte der Tragfähigkeit aller Handels-

schiffe der Erde repräsentirt, die gigantischen Schiffswerften, die in einem einzigen Jahre (1883) 726 Seedampfer mit nahezu einer Million Tonnen Capacität von Stapel lassen konnten, der ausgedehnte Colonialbesitz: das sind Mittel, mit denen die Hegemonie zur See leicht zu behaupten ist. Von einer progressiven Erweiterung dieser Machtsphäre kann aber unter den sich rasch verändernden Verkehrsverhältnissen unseres Zeitalters kaum die Rede sein. Die continentalen Staaten, deren Ströme in die Nordsee und den atlantischen Ocean münden und deren Küsten von diesen Meeren bespült werden, machen aus bekannten politischen und wirthschaftlichen Beweggründen gerade in der jüngsten Zeit die größten Anstrengungen, um ihre Hafenplätze zu beleben, ihre Handelsmarine zu vermehren, Colonialbesitz zu erwerben, den schon vorhandenen zu erweitern oder mindestens überseeische Niederlassungen zu gründen. An die atlantischen Handelsplätze, unter denen mehrere, wie beispielsweise Antwerpen, in den letzten zwanzig Jahren einen geradezu erstaunlichen Aufschwung genommen haben, schließen sich die Häfen des Mittelmeeres und der Adria, für deren Hebung durch technische und commercielle Einrichtungen, Docks, Entrepôts, Hafenbauten, directe Eisenbahnverbindungen, Schiffahrtssubventionen und Schiffbauprämien in den abgelaufenen zwei Decennien von Seite der betheiligten Regierungen mehr geschehen ist, als früher in einem ganzen Jahrhunderte. In Folge dessen haben sich auch schon die directen Verbindungen von Deutschland, Frankreich, Italien und Oesterreich mit denjenigen überseeischen Ländern, deren Handel bis in die sechziger Jahre noch so ziemlich ausschließend in den Händen von Großbritannien lag, in nachweisbarem Umfange vermehrt. Es gilt dies besonders von dem ostasiatischen, und namentlich dem ostindisch-europäischen Verkehr, in dessen Beherrschung England seit einem Jahrhunderte eine Art natürlichen Monopols besitzt, der aber jetzt immer mehr auch von anderen als britischen Schiffen betrieben wird. Der beste Maßstab zur Beurtheilung dieser Thatsache liegt in dem Antheil, welchen die Handelsflagge Englands an dem Verkehr via Suezcanal nimmt; denn beiläufig 90 % des ganzen Handels zwischen Ostasien und Europa entfallen bereits auf diese internationale Wasserstraße. Nun zeigt sich, daß britische Schiffe nach der Tonnenzahl im Durchschnitte der Jahre 1870—79 mit 76 % daran participirten, daß diese Quote im Jahre 1881 mit 82 % ihren Höhepunkt erreichte, seither aber wieder auf 76 % sank. England verlor also 6 % und diese kamen, wie die Ausweise lehren, Frankreich, Deutschland und Italien zu Gute. Das continentale Europa emancipirt sich allmälig von der britischen Vormundschaft; es trachtet sich von dessen Vermittlerdiensten und dem Zwischenhandel unabhängig zu machen, stellt directe Beziehungen her, kauft aus erster Quelle beispielsweise die ostindische Baumwolle und Jute, die chinesische Seide, den Thee und viele andere Massenproducte, welche früher fast ausschließend auf dem Umwege über englische Häfen und Docks nach Europa gelangten.

Wenn diese directen Beziehungen in so ausgiebiger Weise weiter unterstützt werden, wie es neuerdings wieder durch die Subvention der deutschen Postdampferlinien für Asien und Australien geschah, so droht Großbritannien die Gefahr, einen immer größeren Theil seiner Handelsgewinne einzubüßen. Und nicht bloß nach Osten, sondern auch nach den transatlantischen Küsten mehren

sich die directen continentalen Dampferlinien von Hamburg, Bremen, Hâvre, Antwerpen, Marseille, Genua und Triest. Ganz besonders in dieser Richtung bereiten sich Veränderungen vor, deren Consequenzen die englische Geschäftswelt in Zukunft noch hart berühren werden.

Seit mehreren Jahren arbeitet eine französische Gesellschaft unter der Aegide des energischen und erfahrenen Ferdinand v. Lesseps an der Herstellung des Panamacanals; es sollen zeitweilig mehr als 10,000 Leute dort angestellt sein, welche mit Hilfe von über 200 Locomotiven und Locomobilen, zahlreichen Excavatoren und den besten technischen Hilfsmitteln die ungeheuere Erdbewegung bewältigen, die dieses, dem Suezcanal ebenbürtige neue Riesenwerk erfordert. Man hofft, trotz der vielen Hindernisse, welche die Bodenbeschaffenheit und das Klima dem Unternehmen entgegensetzen, zu Ende 1888 dasselbe zu verwirklichen. Sollte sich auch dieser Zeitpunkt viel weiter verschieben und sollten die Kosten, wie die Amerikaner mit bekannter Uebertreibung und nicht ohne Absicht behaupten, zwei Milliarden Francs betragen: das einmal so weit geführte gigantische Werk wird früher oder später doch vollendet werden. Es muß seiner Realisirung nicht mehr gar so ferne sein, denn sonst wäre die Eifersucht der Nordamerikaner gegen dasselbe nicht verständlich, welche es im November 1884 dahin brachten, daß die Regierung der Union mit dem Staate Nicaragua einen Vertrag abschloß, der nichts Geringeres bezweckt, als die Anlage eines Concurrenzweges quer durch den amerikanischen Continent. Die Vereinigten Staaten erklären in diesem Vertrage „die Herstellung eines allen Anforderungen und Bedingungen des Handelsverkehrs entsprechenden Canals zu unternehmen", welcher, zwischen San Juan de Nicaragua im Osten und dem Hafen von Brito im Westen der Landenge, den Golf von Mexiko mit dem stillen Ocean verbinden wird. Panamacanal oder Nicaraguacanal, oder beide gleichzeitig als Parallelstraßen: das Ergebniß würde immer sein, daß ein bedeutender Strom des Welthandels in ganz neue Bahnen gelenkt, daß ganz Amerika mit Australien und Ostasien in directen Contact gebracht würde, ohne den Weg über Europa einschlagen zu müssen. Man hat berechnet, daß der Seeweg von Newyork nach Hongkong via Panamacanal um 893 Kilometer oder 4,9 % und nach Yokohama um 6250 Kilometer oder 29 % kürzer werden würde, als die bisher kürzeste Route via Suezcanal. Auch die Reisen von Amerika nach Australien wären auf dieser Zukunftswasserstraße wesentlich beschleunigt, indem die Distanzen von Newyork nach Melbourne und Auckland um 4225 Kilometer bezw. 4670 Kilometer oder 20 bezw. 24 % kürzer sind als die bisher kürzeste Route um das Cap Horn. Die nächste Folge des vollen Gelingens jener gigantischen Pläne, d. h. einer solchen Herstellung des Canals, daß die größten Seeschiffe denselben passiren könnten, wäre der Verlust eines großen Theiles des englischen Zwischenhandels, dessen Rentabilität nicht mehr zu behaupten sein würde. Auch von dieser Seite droht also England eine ernste Gefahr, welche selbstverständlich dazu beitragen müßte, die Verschiebung des Schwerpunktes der Weltwirthschaft nach der westatlantischen Küste zu beschleunigen.

Noch andere Wolken steigen drohend am wirthschaftlichen Horizonte Großbritanniens auf. Die englischen Rheder und Kaufleute haben bisher nicht bloß

das Frachtgeschäft und den Zwischenhandel für einen großen Theil von Europa und Amerika besorgt, sondern mit dieser speculativen Thätigkeit waren naturgemäß auch die großartigsten Geld- und Credit vermittlungen verbunden. London wurde der wichtigste Edelmetallmarkt, der bedeutendste Bankplatz der Welt. Auch in dieser Bedeutung läßt sich bereits eine gewisse Abnahme oder mindestens ein Stillstand wahrnehmen. Die Ursachen desselben liegen in allgemeinen wirthschaftlichen Erscheinungen. Bis zum Jahre 1871 war Großbritannien das einzige große Goldwährungsland der Welt; die anderen Staaten hatten Silberwährung oder effective Doppelwährung; der englische Geldmarkt hatte daher die großartigste Function für internationale Zahlungen und besaß ein Monopol in der Vermittlung der Valuten und des Edelmetallverkehrs. Durch den seither in den Währungszuständen von West-Europa eingetretenen Umschwung hat sich das Gebiet des Umlaufes der Welt-Goldmünzen ungeheuer erweitert; das Deutsche Reich, die skandinavischen Länder und Holland haben gesetzliche, die Staaten des lateinischen Münzbundes und die Vereinigten Staaten von Amerika factische Goldwährung. Die ausschließliche Stellung Großbritanniens als Goldwährungsland hat ihr Ende erreicht; das Abrechnungs- und Zahlungswesen hat in den continentalen Staaten so große technische und wirthschaftliche Fortschritte gemacht, daß diese auch die überseeischen und internationalen Transactionen viel selbständiger abwickeln als früher und nicht mehr die Vermittlung Englands dafür benöthigen. Schon zeigt sich wiederholt und an vielen Symptomen, daß die Bank von England und die Börse von London geringeren Einfluß auf die continentalen Plätze ausüben als früher. Die Bewegungen der englischen Banken werden auf dem Continente bei Weitem nicht mehr so aufmerksam und ängstlich verfolgt und beachtet, wie noch in der Mitte der siebenziger Jahre; die Führerschaft der Londoner Börse wird nicht mehr unbestritten anerkannt. Auch im Creditleben und in den Umsätzen der sogenannten Joint-Stock-Banken und der großen Central-Abrechnungsstelle, des imposanten Clearing-House in London machen sich Reflexerscheinungen bemerkbar, welche die englische Geschäftswelt selbst schon mehrmals mit einem gewissen Unbehagen erörtert hat. Die Wechselcirculation ist in Großbritannien nicht bloß in den Jahren der allgemeinen größten Depression (1876 bis 1878) zurückgegangen, sondern sie hat auch nach der Wiederbelebung der Weltwirthschaft von 1880 bis 1883 keine Erweiterung erfahren. Zwar suchen die Autoritäten des „Economist" diese Thatsache nicht auf den Mangel an Umsätzen, sondern auf die gesteigerte Raschheit und Leichtigkeit des directen kaufmännischen Verkehrs und auf den größeren Reichthum der Geschäftswelt an Betriebscapitalien, also auf die andauernde Geldabundanz zurückzuführen. Die Banken und Creditinstitute leiden aber nichts desto weniger darunter und büßen eine Quelle ihres Erwerbes ein. Alle Handelsplätze und die Weltfirmen der beiden Erdtheile benützen immer häufiger telegraphische Anweisungen und Ordres (Transfers) und bedienen sich auch in ausgedehnterem Maße des directen, jetzt so wesentlich erleichterten Dienstes der Postanstalten. Die Zwischenglieder, welche früher nöthig waren, werden heute immer entbehrlicher und im Zusammenhange damit können sich auch die Umsätze des Clearing-House nicht mehr auf das frühere, in guten Jahren erreichte Niveau hinauf-

schwingen. Es ist besonders charakteristisch, daß die Abrechnungen der Kaufmannswelt, welche das eigentliche Waarengeschäft betreffen (am 4. Tage jedes Monates), vom Jahre 1873 bis 1878 immer gesunken sind und selbst im Jahre 1881—82, als die größte Lebhaftigkeit im Verkehre wieder eingetreten war, doch noch durchschnittlich um 16 Millionen Pfund Sterling an jedem 4. Abrechnungstag tiefer standen als im Jahre 1873.

An welchem Punkte man also den Lebensproceß der britischen Volkswirthschaft beobachtet, überall findet man Symptome seiner Verlangsamung. Die für unverwüstlich gehaltene Kraft dieses mächtigen Reiches zeigt Spuren der Abnahme; wir fühlen nicht mehr den raschen Pulsschlag, sehen nicht mehr die überwältigende Jugendfrische und Manneskraft, sondern es breitet sich ein leiser Anflug von Altersmüdigkeit über das Vereinigte Königreich.

IV.

Würden wir noch in dem mercantilistischen Zeitalter leben, in welchem man wähnte, der Reichthum des einen Volkes könne nur auf den Ruinen der übrigen erbaut, jedes Land nur um so viel wohlhabender als die anderen ärmer werden; würden wir an gegenseitige Aussaugung und die Geldbilanz glauben, so wäre vielleicht ein Anlaß, um die bisher dargestellten Erscheinungen mit Freude und Behagen zu verfolgen. Die Civilisation unserer Tage hat diese Wahnidee glücklicher Weise beseitigt. Wir sind darüber aufgeklärt, daß der wirthschaftliche Wohlstand der Staaten nicht mehr isolirt gedacht werden darf, sondern daß jedes Culturvolk mit den übrigen durch unzählige Fäden verbunden, und eine tief begründete Solidarität der Interessen unter ihnen bereits gesichert ist. Seit der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts treten, in Folge des innigen materiellen und geistigen Verkehrs, die Merkmale eines höheren, alle Staaten der Erde umfassenden Organismus, der Weltwirthschaft, immer deutlicher hervor. In dieser höchsten Interessengemeinschaft, deren Ausgestaltung das Werk künftiger Generationen bilden muß, erscheint die einzelne Volkswirthschaft als Glied des Ganzen. Ohne ihre Selbständigkeit oder ihre Individualität aufzugeben, ist jede Nation schon ein Theil dieses Ganzen geworden. Werden einzelne Glieder geschwächt, so fühlt es schon heute immer die Gesammtheit. Der Ausbruch und Verlauf der großen Welthandels-Krise des Jahres 1873 hat die thatsächliche Solidarität aller Volkswirthschaften ebenso klar gezeigt, wie sich diese bei der im Jahre 1879 von der amerikanischen Union ausgehenden Wiedergenesung bewährte. Die Prosperität an einer Stelle, die mißliche Lage an einer anderen, wir fühlen beide in den Wellenringen der Bewegung, welche über den atlantischen Ocean aus Amerika, über den großen Ocean aus Asien nach Europa und über den Canal aus England nach dem Continente übertragen wird. Wie die Witterung jedes einzelnen Ortes von den großartigen Veränderungen abhängig ist, die sich in dem Luftkreise der größten Erdräume vorbereiten, und wie eine Cyclone des indischen Meeres bis in unsere Breiten ihre Nachwirkungen überträgt, so hängt auch der „Barometerstand" der einzelnen Volkswirthschaften von den größten kosmopolitischen Factoren ab.

Ist es schon aus diesen Gründen keineswegs gleichgültig, wenn die wirth-

schaftliche Bedeutung einer Großmacht wie England geschmälert wird, so tritt die andere Erwägung hinzu, daß die Uebertragung der Elemente des britischen Wohlstandes nur theilweise den continentalen Staaten, großentheils aber Amerika zu Gute kommt. Es sind alle Anzeichen dafür vorhanden, daß die für die letzten Jahre nachgewiesene Verschiebung des Schwerpunktes in der Richtung von Großbritannien gegen West-Europa nur den Anfang einer größeren, über den atlantischen Ocean hinüberreichenden Bewegung bildet. Zwar hat unser Continent in den letzten zehn Jahren seine Stellung gegenüber den anderen Erdtheilen ungeschmälert behauptet, und einige procentuale Zahlen liefern auch dafür einen unwiderlegbaren Beweis. Noch immer ist die absolute Bevölkerungszahl in Europa in gleicher Zunahme, wie diejenige der ganzen Erde; im Jahre 1872 zählte man 301 Millionen, im Jahre 1882: 382 Millionen als Bewohner Europa's, im ersten Jahre 21,8 Procent, im letzten 22,8 Procent aller Erdbewohner. Auch die Bevölkerungsdichte nimmt demgemäß noch immer zu und überragt mit 30 Menschen per Quadrat-Kilometer im Jahre 1872 und 34 im Jahre 1882 noch immer die Dichte der Besiedelung aller übrigen Erdräume um mehr als das Dreifache. Ebenso hat sich die Quote, welche vom ganzen Welthandel auf Europa entfällt, in den drei Vergleichsjahren 1867, 1876 und 1882 auf der Höhe von 68—70 Procent erhalten und der continentale Handel sogar seit 1867 um 4 Procent relativ zugenommen. Auch in der Kohlen- und Eisenproduction fällt seit 1876 ziemlich unverändert derselbe Antheil, mehr als ein Drittheil der Leistungen der ganzen Erde (in der Kohlengewinnung 34 resp. 33 Procent, im Eisenhüttenwesen 37 resp. 36 Procent) auf unseren kleinen Continent; und ein Gleiches gilt von den wichtigsten Weltindustrien. Soweit also könnte man vorläufig zufrieden sein. Die Symptome für eine Wendung, die in naher Zukunft unvermeidbar eintreten wird, mehren sich jedoch in beunruhigender Weise.

So sehen wir seit ungefähr zwanzig Jahren einen Abfluß des Menschenmateriales von Europa nach überseeischen Gebieten, der in einzelnen der letzten Jahre bis nahezu eine Million Menschen betragen hat und den europäischen Völkern einen Kräfteverlust zufügt, welcher zu allermeist der amerikanischen Union zu Nutzen kommt. Es ist nicht nöthig mehr darüber zu sagen, da die Frage der Colonisation und Auswanderung vor den Lesern der „Deutschen Rundschau" schon wiederholt behandelt wurde. Europa verliert Arbeitsblut, welches nach Amerika „transfusionirt" wird. Dieses selbe Nordamerika nimmt uns aber nicht nur Jahr für Jahr die kostspielig hier erzogenen, mit europäischen Culturelementen herangebildeten Volkskräfte, sondern es macht uns auch von seiner eigenen Naturkraft immer abhängiger.

In Europa ist der Boden bereits so erschöpft und so dicht bevölkert, daß nur noch wenige Staaten mehr Nahrungsmittel erzeugen, als sie selbst benöthigen; nur Rußland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien können noch auf regelmäßige Getreide- und Mehlexporte bauen; Dänemark, auch ein Exportland, hat sehr geringe Bedeutung. Daher muß die Masse des Bedarfes an Brotfrüchten der westlichen Länder von dem äußersten, als Halbasien geltenden Nordosten und von anderen Erdtheilen: Amerika, Ostindien und Australien gedeckt werden. Wie weit unsere

Abhängigkeit von amerikanischem Weizen reicht, ersieht man aus dem directen Einflusse, welchen die Getreidespeculanten der Union auf die Preise der Körnerfrüchte in der ganzen Welt ausüben, und aus dem colossalen, mit nahezu sechs Milliarden Mark geschätzten Werthe der amerikanischen Cerealien-Ernten der Jahre 1881 und 1882. Ein Gleiches gilt von unserer Fleischnahrung; so wenig wie die Bewohner Englands sind diejenigen der continentalen Staaten aus den Producten der inländischen Viehzucht zu befriedigen; Frankreich, das Deutsche Reich, Belgien, die Schweiz müssen große Summen für Zufuhren aufwenden und überhaupt haben die europäischen Staaten insgesammt ein regelmäßiges Deficit im Vieh- und Fleischhandel, welches ich nach den officiellen Ausweisen für das Jahr 1877 mit 345 Millionen, für 1881 schon mit 436 Millionen Mark berechnet habe, und welches stetig zuzunehmen scheint. Ebenso ist bekannt, daß wir mit den ungeheuren Mengen, welche wir an Kaffee, Thee, Cacao, Tabak, Gewürzen consumiren, mit den ebenso gewaltigen Quantitäten industrieller Rohstoffe, wie Baumwolle, Seide, Wolle u. s. w. den übrigen Erdtheilen in immer größerem Umfange tributär werden.

Auch für die continentalen Staaten muß die Bezahlung im Laufe der nächsten Zukunft stets schwieriger werden; denn in einigen überseeischen Gebieten, zumal in der nordamerikanischen Union, beginnt die eigene Industrie einen Aufschwung zu nehmen, der die Zufuhr der Fabrikate aus Europa wenigstens in Amerika bald entbehrlich machen wird. Die Vereinigten Staaten erzeugen sich nicht nur alles Roheisen selbst, sondern ihre Raffinirwerke und Maschinen-Werkstätten haben, wie der Vergleich des Census von 1880 mit demjenigen von 1870 zeigt, trotz der dazwischen liegenden Depressions-Epoche, eine gewaltige Leistungsfähigkeit erlangt. Die Roheisen-Menge, das in der Eisenindustrie engagirte Capital, die Arbeiterzahl, das Gewicht der erzeugten Schmiedeeisen-, Stahl- und anderen Producte hat sich verdoppelt; die Union erzeugt alle Schienen, die sie für ihr riesiges Eisenbahnnetz braucht, schon selbst und importirt keine mehr aus England. Die Baumwollindustrie der Vereinigten Staaten wird bald auch zur Unabhängigkeit in diesen Artikeln führen; von 1860—1880 hat sich die Zahl der Baumwollenspindeln von 5,2 auf 10,6 Millionen vermehrt und die der Webstühle wurde ebenfalls mehr als verdoppelt (von 126,300 auf 225,700); ein Gleiches sehen wir in der Seidenindustrie, die im Jahre 1850 kaum in ihren ersten Keimen vorhanden war und nur 1700 Arbeiter beschäftigte, wogegen im Jahre 1880 31,000 Arbeiter Seidenwaaren im Werthe von 34½ Millionen Dollars erzeugten.

Wohin man blickt, überall tritt die Selbstversorgung, die Unabhängigkeit hervor. Mit welchen Waaren soll Europa jene Nahrungs- und Genußmittel, die es aus Amerika beziehen muß, in fernerer Zukunft tauschweise bezahlen? Die Frage fordert zu ernstem Nachdenken auf.

Günstiger freilich gestaltet sich noch heute, und voraussichtlich in den nächsten Decennien die Lage Europa's gegenüber den ostasiatischen und afrikanischen Ländern; denn in Ostindien leben etwa 254 Millionen, in China wohl 350 Millionen Menschen, deren Bedürfnißkreis einer Erweiterung fähig ist und einen zunehmenden Absatz europäischer Waaren hoffen läßt. Indessen müssen auch

diesen Völkerschaften gegenüber unsere Hoffnungen bescheiden begrenzt werden. Britisch Ostindien beginnt in beachtenswerther Weise selbst gewisse Textil-Industrien zu betreiben und seine Bewohner sind auf einem so niedrigen Niveau der Bedürfnisse, daß vorläufig keine merkbare Steigerung der Importe wahrzunehmen ist. Das Innere von China ist uns verschlossen. Würde aber die indische Bevölkerung auf eine höhere Culturstufe gehoben und würde China geöffnet, so würden für Europa und Amerika daraus unmittelbar andere Gefahren von einer Tragweite hervorgehen, der gegenüber alle Vortheile der Markt-Gewinnung verschwindend gering erscheinen. Kämen die genügsamen Kulis, von denen jetzt nur ungefähr 20,000 jährlich auswandern, in lebhaftere, durch die europäische Civilisation angeregte Bewegung und würden die noch genügsameren, zähen und fleißigen Chinesen sich an der Auswanderung zahlreicher betheiligen, so wäre damit das Signal zu einer socialen Umwälzung in den Arbeiterverhältnissen gegeben, wie sie die Menschheit noch niemals gesehen hat. Amerika hat einen Fingerzeig dieser Gefahren erhalten, obgleich im Ganzen nach dem Census von 1870 nur 63,000 und im Jahre 1880 auch nur 106,000 Chinesen gezählt wurden. Dieses Häuflein unter den 50 Millionen Bewohnern der Union hat genügt, um die weißen Arbeiter in Californien wegen des Einflusses auf die Lohnerniedrigung in Schrecken zu versetzen. Seit dem Sommer 1882 darf kein andrer Einwandrer aus China den Boden der Union betreten, als ein solcher, der einen nach China Zurückwandernden ersetzt. Jeder Zurückwandernde erhält also ein Certificat, auf das hin erst wieder ein Chinese einwandern darf.

So steht auch Europa vor einer doppelten Gefahr; einerseits droht ihm, dem alten Welttheile, die unerschöpfte Naturkraft, der jugendfrische Bodenreichthum Amerika's, dessen Früchte es bald nicht mehr so umfänglich mit den Werken seiner Industrie und seines Kunstfleißes wird bezahlen können; andererseits steht die ganze abendländische Welt vor der Besorgniß einer Massen-Invasion billiger, genügsamer Menschenkräfte, als Concurrenz des altgeschulten Arbeiterstandes. Nur der Vortheil des seit Jahrhunderten angehäuften, in den verschiedensten Formen wirksamen Capitals ist ein Vortheil, welchen England und das westliche continentale Europa vor den übrigen Erdtheilen, selbst vor Amerika voraus haben; mit diesem besitzt es ein selbstwirkendes Arbeitswerkzeug, welches allen Schichten der Bevölkerung immer leichter zugänglich wird, aber freilich auch mit seiner zunehmenden Menge eine weitaus geringere Werthschätzung über sich ergehen lassen muß.

Ueberblickt man nochmals diese Verhältnisse von einem höheren Standpunkte, so bestätigt sich die Wahrnehmung, daß Großbritannien zuerst, dann der ganze Continent in wirthschaftlicher Beziehung einem Alterungs- und Erkaltungsprocesse unausweichlich entgegen gehen. Mit diesem vollzieht sich von selbst eine Verlegung des weltwirthschaftlichen Gravitations-Centrums; ja sie erscheint im gewissen Sinne als die normale Lösung und Abhilfe, denn es ist ganz naturgemäß, daß Arbeits- und Capitalskräfte sich dorthin wenden, wo denselben ein reicherer Lohn, ein üppigerer Boden, eine ergibigere Aufnahme winken. Europa sucht sich an der Naturfülle der jüngeren Erdräume zu verjüngen und das nächste Ziel dieser Verjüngung sind die Colonisationen, die Cultivationen außereuropäischer Gebiete. Nicht eine „Modesache", wie es von manchen Seiten un-

passend genannt wird, nicht ein Schlagwort der Zeit, sondern das Ergebniß eines tief begründeten Dranges nach Selbsthilfe ist es daher, wenn der Colonialgedanke heute lebhafter denn je zur Verwirklichung gebracht wird. Was Friedrich List in prophetischem Geiste vor vierzig Jahren schrieb, geht bereits seiner Erfüllung entgegen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, in demselben moralischen und politischen Boden wurzelnd, in dem Großbritannien so hoch gewachsen ist, besitzen die materiellen Elemente nationaler Größe in noch beträchtlicherem Grade als Großbritannien; ihr Territorium vermag Hunderte von Millionen Menschen zu ernähren, sie verdoppeln nicht nur ihre Bevölkerung, sondern auch ihren Reichthum und ihre Macht mit jeglichem Menschenalter. Es ist daher mit ziemlicher Bestimmtheit zu berechnen, in welchem Jahrzehnt die Vereinigten Staaten von Amerika mit England an Macht und Reichthum gleichstehen, oder wann sie es sogar übertreffen, vorausgesetzt, daß England keine neuen Mittel ausfindig zu machen wüßte, um ebenso schnell oder noch schneller zu wachsen, als die Vereinigten Staaten.

Hoffen wir im Interesse der Civilisation, daß die Bewegung, welche wir hier geschildert haben, einen längeren Ruhepunkt in West-Europa findet und daß sich erst in späten Jahrzehnten verwirklicht, was Tennyson in edlem patriotischen Unmuthe aus Anlaß der politischen Demüthigung Englands durch Rußland vor Kurzem sang:

„Die Länder, die Euch unterthan gewesen,
Der Ruhm, der Eures Namens Widerhall —
Das Alles ist vergangen, ist gewesen,
Und Euer Name ist ein leerer Schall."

Gedächtnißrede auf Gustav Nachtigal.

Gehalten
von
Paul Güßfeldt
am 17. Mai 1885.

Von einem Manne soll ich reden, dessen Thaten der Welt angehören, von einem Manne, der jüngst noch war, nun aber nicht mehr ist; — und habe doch *nichts* — als meine Freundschaft und meinen Schmerz: die heilige Pflicht zu erfüllen. In diesem feierlichen Moment will es mich bedünken, als hätte ich nur *darum selbst* einige Jahre für Afrika hingegeben, um tiefer würdigen zu können, was Gustav Nachtigal gethan hat.

Und dieser Gedanke soll meine Stütze sein, jetzt, wo es an mich herantritt, dem großen Todten die letzte Ehre zu erweisen.

Ich möchte der inneren Wehmuth nicht nachgeben, die ja nur Klage ist über den eigenen Verlust. Das Andenken an Nachtigal legt andere Pflichten auf. Wie er selbst seinem Leben die Größe dadurch gab, daß er seine Person in den Dienst höherer Zwecke stellte — mit seinem Tode hat er es besiegelt —, so soll auch hier ein letztes Scheidewort nur seiner glanzumflossenen Laufbahn, seinem Wirken im Großen, der Hingabe für seinen König, für sein Land, für die Wissenschaft, für die Menschheit gelten — *nicht* aber unserem Schmerz.

Gustav Nachtigal ist am 23. Februar 1834 zu Eichstedt in der Altmark geboren. Früh verlor er den Vater, der dem geistlichen Stande angehörte. Er hat es mir einmal mit bewundernder Dankbarkeit erzählt, wie seine Mutter, als arme Predigerswittwe, sich Tag für Tag und Stunde um Stunde mühte, ihn und seine Geschwister aufzuziehen; wie manche Sorge der lebenskräftige Uebermuth des Knaben der gottvertrauenden Frau bereitete. Aber ihr Segen sollte wunderbar aufgehen in den Werken des Sohnes und wirkte fort und fort bis zu dessen letztem Athemzuge.

Fern von der Heimath und doch auf heimathlichem Boden: an Bord S. M. Kreuzer „Möve" gab Nachtigal am 20. April 1885 seinen Geist auf. Am 16. Mai sind die ersten schriftlichen Berichte des Commandanten der „Möve", Corvetten-

Capitäns Hoffmann, d. d. Monrovia 25. April, in Berlin eingelaufen. Der Herr Chef der kaiserlichen Admiralität hat die ganz besondere Güte gehabt, mich sogleich von dem Inhalt unterrichten zu lassen.

Die dienstliche Meldung sagt Folgendes aus:

Am 11. April verließ Nachtigal, bereits schwer an der Malaria erkrankt, Camerun. Schon vor der Ankunft auf der Rhede von Lagos nahm die Krankheit eine ungünstige Wendung. Deshalb genehmigte der kaiserlich deutsche Contre-Admiral Knorr, welcher am 15. April ebenfalls vor Lagos anlangte, daß die „Möve" sogleich die Reise fortsetzte, um die hohe See zu gewinnen. Das Wetter war gleichmäßig schön und trocken; man konnte deshalb den Kranken unter einem luftigen Zelt auf Deck lagern. Gleichwohl verschlimmerte sich sein Zustand. Am 19. April erkannte er selbst die Gewißheit seines nahen Todes und dictirte seinen letzten Willen. Am folgenden Morgen früh 4½ Uhr verschied er im Beisein des Commandanten und des Arztes. Das Fahrzeug befand sich um diese Zeit 160 Seemeilen von Cap Palmas entfernt. Der Commandant beschloß, die Leiche nicht in das Meer zu versenken, sondern ihr die letzte Ruhestätte auf Cap Palmas zu bereiten. Dort fand am Nachmittag des 21. April die Beerdigung statt — unter Betheiligung der Officiere und Mannschaften der „Möve".

Das Leben Gustav Nachtigal's währte also 51 Jahre. Davon gehören die 16 letzten den Annalen an, welche von großen Männern handeln.

Ueber die vorangehende Zeit mag hier nur Folgendes erwähnt werden:

Nachdem Nachtigal im Herbst 1852 das Gymnasium zu Stendal absolvirt hatte, bezog er die Universität, um Medicin zu studiren. Während des ersten Jahres gehörte er dem Königlichen Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin an; später ging er nach Halle, Würzburg, Greifswald. Das war die Zeit, wo sein Becher überschäumte, — aber doch von jener Kraft, die ihn später so Großes vollbringen ließ. Dem Feuer seiner Jugend ward alles zur Nahrung, was sich ihm darbot. Die Wissenschaft behielt zwar stets ihren Ernst für ihn, aber in eine Zelle bannte sie ihn nicht; und so hat er in jener Zeit Alles gekostet, was des Jünglings Herz bewegt und hebt, Liebes-Leid und -Lust, Freundschaft und muthiges Wagen im ehrlichen Waffenspiel. Daß er nichts zu bereuen hatte, das bewies seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die alten studentischen Verhältnisse. Sein Ruhm erfüllte schon lange die Welt, als ihn noch immer jede Gelegenheit erfreute, wo er sich im Kreise der Corpsbrüder mit Band und Mütze schmücken konnte. Gerade einer Freundschaft, aufgesprungen in der Studentenzeit, erst vernichtet durch Nachtigal's Tod, werden wir in Zukunft wichtige Aufschlüsse über sein Leben und seine Anschauungen zu danken haben. Professor Dr. Berlin, der aus Stuttgart herbeigeeilt ist, um seinen intimsten Freund mit uns zu betrauern, ist im Besitz einer sehr umfangreichen Correspondenz aus Nachtigal's Hand; ein nicht geringer Theil dieser Briefe wurde in Afrika geschrieben; und wir dürfen hoffen, in angemessener Zeit davon zu erfahren, was auch einem weiteren Kreise nicht vorenthalten werden darf.

Von wie großer Bedeutung es für Nachtigal war, daß er am Ausgang

seiner Studienzeit in Greifswald mit dem berühmten Pathologen Niemeyer zusammentraf, das weiß ich aus seinem eigenen Munde. Zwischen dem Lehrer und dem Schüler muß eine besondere Congenialität gewaltet haben; und vielleicht ist keine Diagnose Niemeyer's so fruchtbringend gewesen, wie die auf Nachtigal gestellte. Dieser hat oft und gern bekannt, daß ihm die Freude am Lernen erst durch den Verkehr mit dem hochgestellten Lehrer aufgegangen sei; er fühlte sich durch das empfangene Vertrauen gehoben; sich desselben werth zu zeigen, wäre ihm allein ausreichender Grund für eisernen Fleiß gewesen. Der Verkehr zwischen Beiden ist seit jener Zeit nie unterbrochen worden. Niemeyer starb nach Entfaltung einer glänzenden Thätigkeit in Tübingen, während Nachtigal im Herzen Afrika's stand, und hat den vollen Ruhm seines Schülers nicht mehr erlebt. In einer Biographie Nachtigal's gebührt demselben ein Ehrenplatz.

Nachdem er am 2. November 1857 in Greifswald zum Doctor promovirt worden war, legte er ebendaselbst im Winter 1857/58 die medizinische Staatsprüfung ab. Bald darauf wurde er als Unterarzt bei dem 30. Infanterie-Regiment in Cöln angestellt, 1859 zum Assistenzarzt befördert und in das, ebenfalls in Cöln garnisonirende 33. Infanterie-Regiment versetzt.

Es ist gewiß nicht ohne Interesse, von den Aussprüchen seiner Vorgesetzten aus jener Zeit Kenntniß zu nehmen. Durch das geneigte Entgegenkommen des Generalstabsarztes der Armee ist mir ein Einblick nach dieser Richtung hin gewährt worden. Der Qualificationsbericht über den jungen Assistenzarzt, welchem die nachgesuchte Entlassung aus dem activen Dienst am 31. August 1861 gewährt wurde, enthält die Stelle: „Als durchaus wissenschaftlich gebildeter Arzt besitzt Nachtigal ein reges Streben und zeigt große Vorliebe für sein Fach. Seine besonnene Ruhe, sein klarer Verstand, im Verein mit tactvollem Benehmen, lassen ihn ganz besonders geeignet zu höheren militärärztlichen Stellungen erscheinen."

Es lag aber etwas in ihm, das er selbst vielleicht noch nicht recht verstand: eine instinctive Auflehnung gegen das Herkömmliche. Seine außergewöhnliche Natur trieb ihre ersten Keime; in der Atmosphäre trivialer Alltäglichkeit drohten sie zu verkümmern. Da wurde Nachtigal von schwerer Krankheit befallen; eine schleichende Lungenentzündung vertrieb ihn 1862 aus der Heimath, dem Süden zu, zunächst nach Algier, bald darauf nach Tunis. Bei dieser Gelegenheit zeigte er zum ersten Mal jene herrliche Eigenschaft großer Männer: selbst das Unglück höheren Zwecken zu beugen. Denn seine Krankheit wurde ihm der Anlaß, seinen phantastischen Thatendurst zu stillen. Am Rande des märchenhaften Continentes entzündete sich seine Phantasie; das große Vorbild Heinrich Barth's schwebte ihm vor der Seele; es ergriff ihn die Vorahnung seiner eigenen Größe; er wollte sie in die That umsetzen.

Aber bei aller seiner edlen Schwärmerei verließ ihn doch nie seine besonnene Klugheit. Er wollte nichts unternehmen, was nicht auch gelänge, und so warb er fast 7 Jahre lang um Afrika, wie einst Jacob um Rahel geworben hatte. Da erst gelangte er in den Besitz der Mittel, ohne welche auch der Beste ein gefesselter Mensch ist.

Es muß doch für jeden Deutschen ein erhebendes Gefühl sein, daß unseres Heldenkaisers allwaltende Fürsorge und königlicher Sinn den Anlaß gab, daß

Nachtigal ins Weite zog. Sie wissen Alle, um was es sich handelt. Seine Majestät der König hatte befohlen, daß dem Scheich Omar von Bornú Geschenke überbracht würden in Anerkennung für sein menschenfreundliches Verhalten gegen die deutschen Reisenden Barth und Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlfs.

Diese Mission übernahm Gustav Nachtigal im Anfang 1869. Er war also 35 Jahre alt, als er seine große Reise antrat, hatte bereits mehr als 6 Jahre im arabischen Afrika zugebracht, kannte Sprache und Sitte, und war für seine Aufgabe besser vorbereitet, als je vielleicht ein Vorgänger. Wenn man liest, daß er seine Vorbereitung und seine Ausrüstung mit wissenschaftlichen Instrumenten für mangelhaft erklärt, so drängt der Rückblick auf seine Leistungen ein ganz anderes Urtheil auf. Denn wahrlich: die beste Ausrüstung, welche Nachtigal auf die weite Reise mitnahm, war *er selbst* und seine großen Eigenschaften der Energie und Entsagung, der Menschenfreundlichkeit und Geduld, des Beobachtens in Freud und Leid, der Wahrheitsliebe, der Verachtung von Lüge und Ruhmredigkeit. Auf die 6jährige Reise im Einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Genug, daß *Kuka*, die Hauptstadt Bornu's, wohin Nachtigal die Geschenke unseres Kaiserlichen Herrn überzuführen hatte, der geographische Centralpunkt seiner Einzel-Expeditionen blieb, deren jede zu einer Entdeckungsreise wurde.

Doch noch ehe er die Residenz des menschenfreundlichen Scheich Omar erreichte, hatte Nachtigal der Welt bereits den Beweis seiner Größe gegeben. Durch den ewig denkwürdigen Zug nach Tibesti hatte er bewiesen, daß er scheinbar Unmögliches vermochte. Ihm selbst war die Erinnerung an diese schaudervolle Reise so quälend, daß er gern dafür den Ruhm hingegeben hätte, den sie ihm einbrachte. Seine Begleiter wollten ihn — aus Furcht vor ihren eigenen Landsleuten — ungesehen in jenes gefürchtete Bergland einschmuggeln; sie fehlten aber die heimlichen Wege, und zweimal trat der Verdurstungstod an Alle heran. Mit dem Augenblick, wo er nach langem Kameelritt durch Wüsten das gefährliche Gebiet erreichte, war Nachtigal mit Leben und Habe versehmt. Noch ehe er über das hohe Gebirge fort bis Bardai, dem Wohnsitz des Königs, vordringen konnte, war er ausgeplündert und wurde dem Fanatismus der Bewohner preisgegeben. Wochenlang festgehalten, wie ein wildes Thier in einer belagerten Höhle, war sein Leben stündlich bedroht. Durch wunderbare Flucht entzog er sich seinen Peinigern, und bereits halb verhungert, trat er den Rückweg nach Fezzân an: Einen Monat durch die nackteste Wüste irrend, mit wunden, ungeschützten Füßen, nichts als eine Handvoll Datteln zur Verlängerung seines gequälten Daseins.

Und von einer Reise — vollbracht unter solchen Qualen — vermochte er klaren, deutlichen Bericht zu geben und füllte so eine wesentliche Lücke afrikanischer Geographie aus.

Das eben ist das Große dieser Leistung und reiht ihn ein unter die größten Reisenden aller Zeiten, daß er umgeben von Mord, gequält von Hunger, von Hoffnungslosigkeit und Todeserschöpfung, sich die Fähigkeit der *Beobachtung* erhielt und die Fahne der Wissenschaft und Pflichttreue nicht aus der Hand ließ.

Er selbst aber sagt von dieser Expedition nur: „Ich konnte damit eine Lücke in der Geographie ausfüllen; ich hatte außerdem meine Kraft erprobt und begann zu meiner physischen und moralischen Energie Vertrauen zu fassen."

Dies sind seine eigenen schlichten Worte. So also war der Mann beschaffen, der im Jahre 1870 Kuka erreichte.

Von hier aus machte er jene gewaltigen Züge um den Tsadsee durch Kanem nach Borku, dann später den Schari aufwärts nach Bagirmi, und endlich — nachdem bereits Jahre verflossen waren — zog er nach Wadai.

An allen diesen Reisen ist nicht nur die Ausführung zu bewundern, sondern eben so sehr die Umsicht in der richtigen Wahl des Zieles. Zur rechten Zeit den rechten Schlag, — das war sein Geheimniß. Er nahm sich nicht blindlings ein Ziel vor, sondern er wählte es nach den Umständen. Seine Beziehungen zu den fremden Völkerschaften wurden immer vertrauter; er kannte ihre Anschauungen, ihre Sprachen, ihre Listen und Tücken, aber auch ihre guten Seiten.

Damit überwand er die Mittellosigkeit, die diesem freigebigen Mann stets eine drückende Last war; denn seine officielle Mission endete mit der Uebergabe der Geschenke, und von jenem Zeitpunkt an war er ausschließlich auf die Großmuth Scheich Omar's und auf seine eigenen spärlichen Hilfsquellen angewiesen. Hätte er die genannten Expeditionen in einer anderen Reihenfolge machen wollen: vielleicht wäre keine geglückt; — so aber glückten alle, auch die mit bangen Ahnungen angetretene Reise nach Wadai. Denn dieses Land galt dem Europäer als sicheres Grab. Für ihn wurde es ein Garten des Ruhmes. Als er durch Dar Fôr und Kordofan die süßen Wasser des Nil erreichte, da ging ihm die Kunde seiner Thaten nach Europa voraus, und tausend Herzen jubelten ihm entgegen. Er hatte ein Gebiet durchmessen, dessen Areal die zehnfache Größe von Deutschland besitzt; 24 Breitegrade trennten den südlichsten Punkt seiner Reise von dem nördlichsten, und von Ost nach West hatte er 20 Längengrade durchschnitten.

Als unbekannter Mann hatte er 13 Jahre zuvor die Heimath verlassen — nun zog er ein wie ein Triumphator, der er wirklich war!

Den Dank der Nation empfing er aus der geweihten Hand der Majestät; und was die wissenschaftlichen Kreise ihm schuldeten — das fühlte sich in erster Linie die Gesellschaft für Erdkunde berufen, ihm zum Ausdruck zu bringen. Am 2. Juni 1875 wurde er in feierlicher Sitzung durch den Freiherrn v. Richthofen begrüßt und gab daselbst die erste zusammenhängende Uebersicht seiner Reisen.

Mit seiner Rückkehr nach Berlin wurde Nachtigal sogleich in den Strom des großen Weltgetriebes geschleudert, — nicht um sich willenlos treiben zu lassen, sondern um als ein sicherer Steuermann eine kostbare Ladung von Ort zu Ort zu führen. Ein Anderer hätte sich vielleicht egoistisch am Ufer gehalten, hätte der Ruhe nach diesen endlosen Mühen gepflegt und jede Unterbrechung in der Ausarbeitung seiner Reisen gemieden. Nicht so er! Sein umfassender Geist hatte den Sinn der großen Zeit schnell erkannt. Denn überall gährte und kreiste es. Während er selbst eine leuchtende Fackel durch das nördliche Central-Afrika getragen hatte, ging eine neue Morgenröthe über der südlichen Hälfte des finstern Continents auf. Das begeisterte Seherwort Bastian's hatte die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ins Leben gerufen, für deren Entwicklung das „per aspera ad astra“ maßgebend wurde; und Stanley stand bereits auf dem Boden seiner

großen That, die Erbschaft Livingstone's anzutreten und mit dessen köstlichem Pfunde zu wuchern. Unerwartet erwuchs in Brüssel aus dem Willen des Königs der Belgier der afrikanischen Forschung eine Hilfsmacht, wie sie zäher und kräftiger nicht gedacht werden konnte.

Die Weisheit jenes weitblickenden Monarchen rief zwei der besten Männer von hier aus nach Belgien, damit sie das Fundament des späteren Congostaats mithülfen zu legen. Der Eine war der Frhr. v. Richthofen; der Andere Nachtigal; Beide verbunden durch edelste Freundschaft, Beide Heroen geographischer Forschung auf weit getrennten Gebieten, und hier nun gemeinsam thätig für dasselbe hohe Ziel.

Nachtigal mußte sich häufig nach Brüssel begeben. Besonderer Auszeichnung Seitens des Königs gewürdigt, kehrte er stets mit erneuter Bewunderung vor der Energie eines Fürsten zurück, der sein Ziel immer fester ins Auge faßte, je dichter die Wolken erster Mißerfolge es verschleierten.

Doch zuvor — wenige Monate nach seiner Heimkehr — hatte er bereits das Präsidium der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft übernommen und behielt diesen dornenvollen Ehrenposten bis zu seiner erneuten Abreise nach Tunis im Jahre 1882. In dieser Thätigkeit ist er am meisten gekränkt worden, und zwar gerade von solchen, die am meisten Anlaß hatten, ihn zu bewundern. In die Zeit seines Präsidiums fallen unter Anderem die Reisen von Buchner, von Pogge und Wißmann, von Lenz, von Böhm und Reichard.

Doch noch andere, nicht minder schwer wiegende Pflichten traten an ihn heran: Als nach 2mal 3 Jahren die Gesellschaft für Erdkunde ihrem Präsidenten, dem Frhrn. v. Richthofen, den Scheidegruß darbringen mußte, da bezeichnete die allgemeine Stimme Nachtigal als den berufensten Nachfolger des, gleich ihm bewunderten Reisenden und Gelehrten. Er übernahm sein neues Amt am 1. Januar 1879 und führte es, in Folge zweimaliger Wiederwahl drei Jahre lang.

So sah er sich plötzlich an eine Stelle geführt, welche eine Verantwortung ernstester Art auf seine Schultern legte. Er sollte ein Mittelpunkt werden für ein gut Theil der geographischen Bestrebungen in Deutschland. Der *Afrikareisende* ward nun zum *Geographen*, für welchen Afrika nur als ein Theil der Erde in Betracht kommt: ein todtes Stück, das erst Leben annimmt, wenn man es im Zusammenhang betrachtet mit dem Ganzen.

Bedenkt man, daß Nachtigal *vor* seiner Ausreise nach Afrika nur medicinischen Studien obgelegen hatte; daß in Afrika selbst sein Wissensschatz sich nur um *das* bereicherte, was er mit *eigenen* Augen sah; daß bei seiner Rückkehr nach Europa ihm keine Muße blieb, das beschauliche Dasein des Gelehrten zu führen, so wirft sich die Frage auf: Wie war es möglich, daß ein solcher Mann nun plötzlich reich an Kenntnissen, sicher an Urtheil in allen geographischen Fragen dastand? Es gibt dafür nur *eine* Antwort: Seine geistige Genialität war es, die dieses Wunder vollbrachte. Er hatte etwas von dem Dichter, dem die Wahrheit durch Offenbarung zu Theil wird; und wie seinem Charakter alles Falsche zuwider war, so auch seinem Geiste. Deshalb vermied er die Klippen des Irrthums, von denen sein einflußreicher, wissenschaftlicher Posten bedroht schien. Bei jeder Sitzung der Gesellschaft gab er neue Beweise

seines Wissens und Könnens, seines sicheren und doch milden Urtheils. Durch sein urbanes Wesen zog er die verschiedensten Kräfte heran, die nun der Gesellschaft für Vorträge und literarische Arbeiten zur Verfügung standen. So lieb mußte man ihn haben, daß selbst eine widerstrebende Arbeit für ihn zu thun zum Quell der Freude wurde. Daneben fehlte es unter Nachtigal's Präsidium nicht an außergewöhnlichen Kundgebungen. Er veranstaltete die Erinnerungsfeier an Carl Ritter; er entbot seinem Vorgänger das letzte Wort des Dankes bei festlichem Abschiedsmahle; er begrüßte Nordenskiöld, den Bezwinger der nordöstlichen Durchfahrt; er hieß Dr. Lenz bei seiner Rückkehr aus Timbuktu willkommen.

Dabei blieb ihm die Last der täglichen, mühseligen Geschäfte nicht erspart. Alles ertrug er willig in dem Bewußtsein, daß er seiner Zeit den Rücken nicht kehren dürfe; daß große Zeit auch großes Opfer heische; daß die Rolle Deutschlands in dem Wettkampf geographischer Strebungen eine leitende bleiben müsse.

Deshalb pflegte er auch die Beziehungen nach Außen hin und vertrat die Gesellschaft für Erdkunde bei internationalen Congressen, so in den Jahren 1875 und 1878 zu Paris, 1881 zu Venedig. Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß alle großen geographischen Gesellschaften ihm ihre goldenen Medaillen oder Ehrendiplome verliehen.

Und über dem Allem vergaß er der großen Pflichten nicht, welche seine glänzenden Reiseerfolge ihm auferlegten. Bereits hatte er eine umfangreiche literarische Thätigkeit entfaltet; sie durfte aber nur als die Vorarbeit angesehen werden zu dem großen Werke, das er plante. Dasselbe sollte in drei Abtheilungen erscheinen unter dem Titel: „Sahara und Sudan, Ergebnisse 6jähriger Reisen in Afrika". Davon wurde der erste Band 1879 ausgegeben; der zweite 1881; — über dem dritten ereilte ihn der Tod.

Mit begreiflicher Spannung sah die Welt dem Erscheinen dieses Werkes entgegen. Wo aber die Spannung in Ungeduld ausartete, da trübte sich mitunter das Urtheil, und wohlmeinende Heißsporne ließen sich zu Vorwürfen über das späte Erscheinen hinreißen. Man erinnerte an fremde Forscher, welche ihren Reisen in überraschend kurzer Zeit den literarischen Abschluß gegeben hatten, und man vergaß, daß diese sich meist mit einer bloßen Darstellung von Hergängen begnügt hatten. Nachtigal nahm einen ganz anderen, ich darf wohl sagen vornehmeren Standpunkt ein. Sein Werk sollte das Spiegelbild eines abgeklärten Geistes sein, und dazu bedarf es auch für den Genialsten der Zeit und des steten Nachdenkens. Denn es gibt kein classisches Werk, das ein einziger genialer Wurf auf das Papier hingezaubert hätte, und nur das Genie der Beharrlichkeit vermag einem Buche unvergängliche Jugend einzuhauchen. Wie also sollte sich ein Mann von dem Ernste und der inneren Tiefe Nachtigal's mit den Schätzen abfinden, welche sein gewissenhafter Eifer in sechs langen Jahren angehäuft hatte, — mit Schätzen, von deren würdiger Umgestaltung zu einem Buch der wissenschaftliche Nutzen seiner großen That abhing? Der Autor mußte sich dem Reisenden ebenbürtig zeigen. Auch wurde Nachtigal's Gewissenhaftigkeit ein um so stärkerer Hemmschuh für das schnelle Erscheinen seines Werkes, je mehr letzteres

zu einem Quellenwerk prädestinirt erschien. Auf lange Zeiten vielleicht werden Nachtigal's Angaben die einzigen bleiben, welche wir für weite Ländergebiete des centralen Afrika besitzen. Trotz seiner geringen instrumentalen Hilfsmittel hat er durch sein kartographisches Material Außerordentliches für die Topographie Inner-Afrika's geleistet, hat ein helles Licht geworfen auf die Geschichte der einzelnen Reiche, auf die ethnologische Einordnung ihrer Bewohner in das Menschengeschlecht.

Dieselbe Ausdauer, die den Reisenden so lange Jahre aufrecht erhalten und vorwärts getrieben hatte, zeigt sich auch bei dem Autor. Deshalb scheut er nie davor zurück, wenn es ihm nöthig scheint, zu dem Leser in der öden freudlosen Sprache des Inventarstils zu reden, Namen auf Namen zu häufen und die Resultate seiner scharfsinnigen Erkundigungen so nackt und kahl zu geben, wie es nur das Bewußtsein der guten Sache vermag. Und dennoch verdanken wir derselben Feder, die so geduldig über fremdklingende Namen rollt, jene Schilderungen, in denen uns die Tiefe der Auffassung, die Wärme der Darstellung, das Packende des treffenden Wortes in künstlerischer Harmonie entgegentreten.

Das vorwaltende Gefühl des Lesers, wenn er das Buch aus der Hand legt, bleibt dieses: daß kein Falsch daran ist.

Mit einem solchen Werke hat sich Nachtigal sein eigenes Denkmal gesetzt. Er hat der Welt gezeigt, was der Willensstarke vermag, dem Noth und Einsamkeit das tägliche Brot reichen. Eine vielköpfige, noch so reich ausgestattete Expedition hätte niemals erreichen können, was er erreicht hat.

Gerade in seiner Isolirtheit und seinem jahrelangen Verharren liegt das Räthsel seiner wunderbaren Erfolge. Denn nur, wer *allein* reist, steht mit beiden Füßen auf dem Boden seiner Forschung, und nur, wenn er Jahre lang daselbst verweilt, wird er vertraut und schüttelt heimathliche Voreingenommenheiten ab.

Wohl macht der Werth der *vorhandenen* Theile des großen Reisewerkes die Klage noch lauter um den fehlenden, letzten Theil. Denn diesem war das Wichtigste vorbehalten: Wadai und Dar För.

Aber vergessen wir doch nicht, daß die edelsten Kämpfer fast immer inmitten ihres Schaffens abberufen werden. Vergessen wir auch nicht, daß wir doch *einige* Kunde über diesen letzten Abschnitt der Reise aus Nachtigal's eigenem Munde besitzen, und daß vielleicht sein Nachlaß neue Enthüllungen bringt.

Denken wir vor Allem daran, *was* es war, das seine große Arbeit noch *vor* dem Ablauf seines Lebens unterbrach. Sein Kaiser und Herr hatte ihn gerufen. Dem Dienste des Staates sollte er sich weihen, mitzuhelfen an der großen Arbeit, welche den Deutschen außerhalb ihres Mutterlandes deutschen Boden bereiten sollte.

Er wurde zum kaiserlichen General-Consul ernannt, ohne zuvor Beamter gewesen zu sein. Eine außerordentliche Anerkennung in einem Staate von so festem Gefüge wie der unsere ist. So zog er vor drei Jahren hochgeehrt nach Tunis, wo er einst — krank und mittellos — das Schwert für seine Siege geschliffen hatte. Von dort trat er, vor zwölf Monaten, die letzte Mission seines Lebens an, die ihn an die Küste Westafrika's führte, vornehmlich in die tropi-

schen Theile. In seine Hand war die deutsche Flagge gelegt: für uns Alle entfaltete er sie und gab sein Herzblut dafür hin.

Ich könnte Ihnen die Leiden und Beschwerden schildern, die unzertrennbar mit seiner letzten Mission verbunden waren. Nur wer an Ort und Stelle war, wer in jener heimtückischen Atmosphäre geathmet hat, wer die fortschreitende Lähmung aller normalen Lebensfunctionen an sich selbst erfahren hat, nur der kann ermessen, was es heißt: über alles körperliche Leid zu triumphiren, den klugen Sinn zu wahren, complicirte Verhandlungen zu Ende zu führen, klare officielle Berichte abzufassen, und die von hoher Stelle gegebenen Instructionen auf dem afrikanischen Boden zu verwirklichen.

Schon heute wissen wir, in wie vollkommener Weise er den Intentionen der hohen Reichsregierung gerecht geworden ist, — daß auch von jener Seite ihm die Anerkennung nicht vorenthalten wurde.

Und wie man einst den kühnen Forscher und Reisenden in ihm feierte, als er vor einem Jahrzehnt in unsere Mitte zurückkehrte, so schickte man sich jetzt an, den Diplomaten und Patrioten zu feiern.

Schon wurden die ersten Schritte erwogen, um den mit frischem Lorbeer Geschmückten festlich zu empfangen, — als am 5. Mai die Nachricht seines Todes eintraf.

Kein Herz blieb unbewegt; Sie Alle sind deß' Zeuge; laut möchte die Klage ertönen, wie die Klage um Ossian's Helden.

Nun ist er mir immer vor Augen und im Sinn, — der auf ewig entrissene Freund. An dieser Stelle, wo ich jetzt vor Ihnen stehe, hat er selbst einst gestanden, und andächtige Zuhörer hingen bewundernd an seinen Lippen.

Immer wieder drängt sich die Frage an mich, was es denn war, das diesen wunderbaren Mann so angenehm machte und lieb vor Gott und Menschen? Und so hat mir denn Erinnerung unter Trauer und Schmerz das Bild von ihm in immer schärferen Zügen zusammengetragen.

Vor Allem war er stets nur er selbst, blieb stets sich selber treu, spielte niemals eine vorgenommene Rolle. Er, dem man alle Excentricitäten verziehen haben würde, besaß deren keine; — er wollte nichts sein, als ein Mensch unter Menschen.

Von Temperament äußerst lebhaft, war es ihm zur zweiten Natur geworden, eine an Gleichgültigkeit grenzende äußere Ruhe zu bewahren; — das war ihm von seinem jahrelangen Verkehr mit vornehmen Arabern geblieben. Aber wenn im traulichen Freundeskreise die Ideen hin und her schwirrten, — wenn die Dinge behandelt wurden, die des Menschen Herz bewegen und seinem Sinn die Richtung geben: dann hielt er nicht zurück; dann flog eine Röthe über sein blasses verwittertes Gesicht, und edle Ueberzeugung setzte sich in beredte Worte um.

Dabei verließ ihn niemals weder der Wille noch die Fähigkeit, eine entgegengesetzte Meinung zu prüfen, sich in die Seele eines anderen Menschen hinein zu versetzen. In diesem Punkte war er durch eine Feinfühligkeit aus-

gezeichnet, welche sonst nur hervorragenden Frauen eigen zu sein pflegt; und es war einer der psychologischen Gegensätze, die sich in ihm vereinten, daß er den frohen Muth des Helden mit der Divination und dem zarten Tact der Frau verband.

Obwohl er doch Jahre lang gewandert war, so haftete nichts von der Ruhelosigkeit an ihm, die schon manchem Reisenden das Leben in der Heimath vergällt hat. Dieselbe zähe Ausdauer, die ihn einst durch Wüsten und tropische Wälder, von Lagerplatz zu Lagerplatz getrieben, — dieselbe Ausdauer hielt ihn später am Schreibtisch fest. Denn so forderte es die große Aufgabe seines Lebens.

Selten hat geistige Elastizität einen größeren Triumph gefeiert, als bei ihm. Einen anderen, ihm ebenbürtigen Geist hätten die erlittene Noth, die Isolirtheit vielleicht zerschmettert oder so betäubt, daß er aus dieser Betäubung nicht mehr erwacht wäre. Nachtigal aber löste den Bann mit dem Augenblick, wo er wieder der unfrige wurde; er zeigte der Welt, daß weder Sahara noch Sudân seiner intellectuellen Größe etwas anhaben konnten. Die ganze angeborene Schärfe des Verstandes war ihm erhalten geblieben; sein Sinn für wissenschaftliche Methode bethätigte sich sofort in freudigster Uebung, und mit spielender Leichtigkeit erfaßte er den springenden Punkt für seine eigenen und für fremde wissenschaftliche Leistungen.

Wie lauteres Gold im Feuer, so hat sein Charakter die schwere Probe des Ruhmes und der Ehren ertragen. Wie hoch er auch gestellt wurde, wie laut ihm zugejubelt worden ist: er konnte stets nur bleiben, der er war. Aeußerer Glanz blendete ihn in Europa so wenig, wie Noth ihm in Afrika etwas von seiner Würde rauben konnte. Dem römischen Weisen gleich trank er aus goldenen Bechern, als ob es irdene wären, und irdene handhabte er, als wären es goldene.

Nichts änderte sich in ihm; nur das Maß seiner Dankbarkeit wuchs: er betrachtete seine Thaten als etwas außer ihm Stehendes; — als etwas, zu dessen Träger eine höhere Fügung ihn berufen hatte. Daß diese Thaten so rückhaltlos anerkannt wurden, das erfreute ihn, das mehrte seine Dankbarkeit.

Mit dieser edlen Empfindung konnte allein seine Bescheidenheit, der eigentliche Grundzug seines Charakters, in die Schranken treten. Sie wurzelte in der Erkenntniß, daß die Erfolge des Reisenden oft an zarten Fäden hängen; an Fäden, nur zu leicht durchschnitten von dem bösen Willen eines Einzelnen, von tückischer Krankheit, von Hungersnoth, Wassermangel, oder dem Fehlen der Transportmittel. Auch ihm waren diese Fäden mehr als einmal durchschnitten worden; immer wieder war es dem Genie seiner Beharrlichkeit gelungen, die zerrissenen Stücke neu zu verknüpfen. Aber seinem ergebenen Sinn erschien stets als gnädiges Geschick, was doch vornehmlich ein Resultat seiner moralischen Kraft war.

So ungebrochen sein Geist aus der langen Forschungsreise hervorgegangen war, so wenig war in ihm die Lust erstorben, ein froher Mensch mit frohen Menschen zu sein. Er, der in Afrika gelernt hatte, Alles zu entbehren, zeigte in Europa, daß er sich an Allem erfreuen konnte.

Es gab kaum einen Kreis, in den man ihn nicht gerne hineingezogen hätte;

und zuweilen wurde ihm die Last zu groß. Denn seine Herzensgüte machte es ihm schwer, in den kleinen Dingen des Lebens „Nein" zu sagen; er nahm lieber ein Ungemach auf sich und opferte ein Stück seiner schwer beanspruchten Zeit, wenn er Anderen dadurch eine Enttäuschung ersparen konnte. Aber je zaghafter ein „Nein" über seine Lippen kam, um so entschiedener ertönte das „Ja", durch welches er sich selbst zu einer großen Aufgabe band.

Er hatte *stets* eine offene Hand, die oft mißbraucht wurde. Hier schloß er gern die Augen vor seiner Lebensklugheit; denn seine Gabe war immer größer, als jene zuließ. Wenn einmal entdeckt, so verbarg er seinen Hang zum Wohlthun gern hinter Selbstironie, und nannte sich schwach oder überlistet, wo er doch nur von Herzen wohlthätig war.

Alles *Lebende* schien seine Sympathie zu erwecken. Besonders rührend war seine Liebe zu Thieren. Es zwingt mir heut ein wehmüthiges Lächeln ab, wenn ich an sein enges Heim in Berlin denke, das er mit einem Papagei und drei kleinen Hündchen wie mit Gleichberechtigten theilte. Wie konnte es auch anders sein? Hatte er es doch selbst in Tibesti, Angesichts des Verhungerns, nicht vermocht, die angeschlagene Büchse loszudrücken, nur weil der aufs Korn genommene Pavian ihn anblickte; was Andere einen jagdgerechten Schuß genannt hätten, erschien *Dem*, der selbst kaum noch das Leben hatte, als ein Mord. Es ist notorisch, daß Nachtigal, während des ganzen Verlaufs seiner Reisen, nicht einen einzigen Schuß abgefeuert hat. Diese Thatsache ist äußerst charakteristisch für ihn; sie beweist, daß weder Noth noch grauenvolle Ereignisse (wie die in Wagirmi) die zarte Besaitung seiner Seele zerstören konnten.

Ein Grundton *jugendlicher Frische* durchdrang sein ganzes Wesen. Die alte studentische Heiterkeit schien unausrottbar. Auch blieb ihm aus der Jugendzeit das dunkle gelockte Haar in voller Ueppigkeit bewahrt; desgleichen der frische Klang der Stimme, die immer etwas Herzliches hatte. Seine Sprache besaß einen Anflug von altmärkischem Dialekt und erhielt dadurch etwas Charakteristisches. Gegen das dunkle Haupthaar stach der fahlgraue Ton seines durchfurchten Gesichts grell ab. Seine Figur war mittler Größe, weder gedrungen noch schmächtig; nur die Zierlichkeit seiner Hände und Füße deutete auf einen zarten Bau.

Der Gegensatz zwischen seiner unverwüstlichen inneren Jugendfrische und dem aufziehenden Alter that ihm weh. Er *wollte* nicht alt werden. Daß er den Tod nicht fürchtete, das hat er ja oft genug bewiesen; aber das Alter fürchtete er. Nicht ungern pflegte er scherzend von sich zu sagen: er stehe in der zweiten Jugend.

Man muß eingestehen, daß er psychologisch einer der merkwürdigsten Männer war; daß er Eigenschaften in sich vereinigte, die sonst auf *viele* Menschen sich vertheilen, die aber bei *demselben* Menschen sich auszuschließen scheinen: sein heiterer Sinn und seine ernsten Ziele; seine großen Erfolge und seine Bescheidenheit; seine *Kenntniß* der Menschen und sein *Wohlwollen* für sie; sein Hang zu philosophischer Beschäftigung und seine Freude an der Ge-

seligkeit; sein ungebundener Sinn und seine gehorsame Pflichttreue — Alles das sind Gegensätze, die zu harmonischer Verschmelzung in ihm gelangten.

Leiden hatten ihn nicht herbe gemacht — nur geläutert; — und so stand er da: milde und muthig zugleich; klug und ohne Falsch; streng gegen sich, liebevoll für Andere; stets zartfühlend, nie empfindlich, — ein Soldat der Pflicht, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ein großer Dulder, ein Weiser, ein Held für Deutschlands Ruhm und Größe.

Sein Name wird ertönen, so lange die Wissenschaft ihre besten Männer nennt; so lange die Jugend sich an großen Vorbildern aufrichtet; so lange Deutsche ihre Heroen feiern.

Alles in ihm arbeitete auf Verklärung hin. Das war der Kern seines Lebens.

Er hatte mehr Leiden kennen gelernt als Andere! Oft wandte sich unser trautes Zwiegespräch dem letzten unergründeten Geheimniß der Menschheit zu; dann hatte der Tod stets ein freundliches Antlitz für uns. Mag es ihm auch in der letzten Stunde gelächelt haben! Denn bange Ahnungen durchzogen ihn, daß er die Heimath nicht mehr wiedersehen werde und fern von der geliebten Erde sterben solle.

Das mag den lieblichen Zukunftstraum zerstört haben, den er träumte. Sein Ideal war, abseits von dem Wellenschlage unlauterer Strebungen, auf eigener Scholle zwischen Blumen zu wandeln, wohl zu thun und von seinen eigenen Errungenschaften aus eine Brücke zu schlagen zu der Gesammtarbeit der Menschheit.

Nun — dieser Traum erfüllte sich nicht! und so erscheint es uns als der Schluß des waltenden Schicksals, daß Resignation sein Theil werden, daß er am Ende seines Lebens ausrufen sollte:

„Du hast gehofft — dein Lohn ist abgetragen."

Das ist die Stelle, wo wir anhalten müssen.

Denn undurchdringlich, ungreifbar schwebt über uns Allen das Geschick.

Wenn es aber einen Trost für unsern großen Freund gab, in jener bangen Stunde, welche die letzte ist, so ward ihm dieser zu Theil.

Denn er starb für seinen Kaiser und für das Land, das er so sehr geliebt; und auf sein Grab hat Deutschlands Genius die Siegespalme niedergelegt.

Wenden Sie dorthin Ihre Blicke — zu jenem Cap Palmas, das einsam in die atlantischen Fluthen ragt; dorthin, wo die irdischen Reste des großen Forschers ruhen, wo all' seine Qual ihr Ende fand, wo seine Thaten die unvergängliche Ehrenwache halten.

Der Stern des Ruhmes und der Menschenliebe schwebt über diesem Grabe, und mit unauslöschlichen Zügen wird das dankbare Vaterland die Worte darauf verzeichnen:

„Er war getreu, — bis in den Tod."

Zur Baugeſchichte von Florenz[1]).

Von

Dr. **Otto Hartwig.**

„Ich wollte, es hätte niemals ein Florenz gegeben“. So ſprach 1530 Papſt Clemens VII. zu dem Geſandten von König Franz I., welcher ihn beſtimmen wollte, ſeinen Frieden mit dem ſchon ſechs Monate lang belagerten Florenz zu machen. Der mediceiſche Baſtard, von widerſtreitenden Empfindungen und ſchweren Beſorgniſſen hin und her gezerrt, bedachte in dieſem Augenblicke nicht, daß es ohne Florenz keine Familie Medici geben würde, daß er ſelbſt ſicher nicht Träger der dreifachen Krone geworden und alſo auch nicht im Stande ſein würde, ſeine Vaterſtadt ihrer Freiheit zu berauben. Daß er jetzt dieſelben Scharen Kaiſer Karl's V., die ihn vor kaum drei Jahren in der Engelsburg belagert und verhöhnt, Rom geplündert und ausgeraubt hatten, in den Blumengarten Italiens, gegen die herrlichſte Stadt der damaligen Welt entſendet habe, machte ihm wohl keine Sorgen. Denn darin war er ein echter Mediceer, ſeinen und ſeiner Familie Vortheil über das Wohl Aller zu ſtellen. Wie ſein Onkel, Lorenzo il Magnifico, kein Bedenken getragen hatte, ſich des Vermögens der frommen Stiftungen der Stadt zu bemächtigen, um den Zuſammenbruch ſeines Hauſes zu vermeiden, und ſeine Großnichte Katharina keine Gewiſſensbiſſe dabei empfand, als ſie, um ſich perſönlich an der Herrſchaft zu behaupten, die Tauſende von Hugenotten in jener Pariſer Mordnacht abſchlachten ließ, ſo hatte Clemens VII. den Plan zur Unterwerfung und Vernichtung der Freiheit ſeiner Vaterſtadt im Intereſſe ſeiner Familie kaltblütig überlegt, die kriegeriſche Ausführung desſelben vorſichtig vorbereitet und mit großer Befriedigung verfolgt. Nachdem er zu Barcellona bei Kaiſer Karl V. die Auslieferung von Florenz an das Haus Medici im erſten Satze des Friedensvertrages erlangt hatte, beauftragte er, viele Monate bevor die Scharen Philibert's von Orange durch calabreſiſches Raubgeſindel verſtärkt, aus dem oberen Arnothale in die lachende Ebene von Florenz hinabſtiegen, einen geſchickten Uhrmacher und Geometer mit der Aufnahme eines detaillirten

[1]) Karl Frey, Die Loggia dei Lanzi zu Florenz. Eine quellenkritiſche Unterſuchung. Mit zwei Plänen. Berlin, W. Hertz. 1885.

und genauen Planes der Stadt und ihrer nächsten Umgebungen. Benvenuto di Lorenzo della Volpaia sollte heimlich diesen Grundriß der Stadt, ihrer Mauern und Bastionen, Straßen und Häuser entwerfen und die Hügel, Berge, Flüsse, Ebenen und Felsen der Umgegend bis auf eine Miglie von der Stadt entfernt in ihn eintragen, damit man im Voraus den Aufmarsch des Belagerungscorps und seine Vertheilung bestimmen könne. Benvenuto fand, daß dieser Auftrag zu schwer für seine Schultern sei und erbat sich einen Künstler, Nicolo, genannt Tribolo, als Mitarbeiter. Dieser, ein talentvoller Bildhauer und geschmackvoller Landschaftsgärtner, — rührt u. A. doch die Anlage des Giardino Boboli zum Theil von ihm her — fand, daß es besser sei, nicht einen Plan der Stadt und Umgegend zu entwerfen, sondern auf Grund sorgfältiger Messungen eine in Hautrelief gearbeitete und in Holz geschnitzte plastische Darstellung des Arnothales, mit Florenz in der Mitte, anzufertigen. Monate lang maßen die beiden Gesellen zur Nachtzeit die Länge und Breite der Straßen, Mauern und Plätze ihrer Vaterstadt; bedienten sich des Compasses, um die Höhe der Hügel der Umgegend, der Thürme der Stadt und der Kuppel Bramante's zu vergleichen und festzustellen, und schnitzten darnach genau reducirt in Korkholz ein vier Quadratellen großes Reliefbild, wie bis dahin noch kein anderes für irgend eine Stadt der Erde geschaffen worden war. Da man dasselbe heimlich aus der Stadt bringen mußte, hatte man es auf mehrere Klötze geschnitzt, in Ballen von Wolle verpackt und nach Perugia adressirt. Von dort kam es in die Hände des Auftraggebers, der es in seinem Wohnzimmer im Vatican aufstellen ließ und es während der Belagerung fortdauernd benutzte. Denn mit seiner Hilfe und nach den einlaufenden Briefen und Berichten konnte er nun alle die kriegerischen Actionen aufs Genaueste verfolgen, welche sich um seine unglückliche Vaterstadt auf sein Geheiß abspielten.

Wir wissen nicht, was aus dem „seltenen und bewundernswerthen" Werke geworden ist, von dem G. Vasari und B. Varchi des Lobes voll sind. Es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß eines Tages von dem in Kork geschnitzten und daher vergänglichen Kunstwerke in irgend einem Magazine des Vaticans noch brauchbare Ueberreste zum Vorschein kommen, wie vor neun Jahren auf dem wie von Felswänden durchsetzten Boden des Palazzo Strozzi das Holzmodell dieses trotzigsten Patricierhauses der Welt von einem deutschen Kunstforscher aufgestöbert wurde. Und doch möchten wir wünschen, dieses Reliefbild noch heutigen Tages zu besitzen, so traurige Erinnerungen mit ihm auf immer verbunden bleiben mögen. Denn die gesittete Welt hat eine andere Meinung im Betreff von Florenz, als die, welche sich in dem Stoßseufzer Seiner Heiligkeit Clemens' VII. kund gab. Da sie sich die Entwicklung aller Künste und Wissenschaften nicht ohne die schöpferische Mithilfe der gottbegnadigten Arnostadt denken kann, diese noch heutigen Tages dem Historiker, Kunstforscher und Künstler die vielseitigste Anregung bietet und die Lösung ungezählter Probleme aufgibt, so haben auch alle die, welche sich eingehender mit der modernen Cultur- und Kunstgeschichte beschäftigen, ein lebhaftes Interesse daran, sich die örtliche Entstehung und das so zu sagen leibliche Wachsthum dieser Stadt deutlicher vorzustellen und plastischer zu vergegenwärtigen. Wie die Topographie von Athen, Syrakus und Rom, um

von anderen ungezählten Culturstädten des Alterthums zu schweigen, Gegenstand gelehrter Untersuchung geworden ist, weil man ohne ihre Kenntniß die Entwicklung des politischen und künstlerischen Lebens dieser Städte nicht verstehen kann, beginnt man jetzt auch zusammenhängende topographische Forschungen über bedeutende moderne Städte anzustellen. Für Paris ist in dieser Beziehung schon Bedeutendes geschehen; das politisch unwichtigere, für die Culturgeschichte unvergleichlich wichtigere Florenz wird jetzt in den gleichen Kreis der Forschungen hineingezogen. Nicht als ob man früher nicht auch schon sich mit den Antiquitäten der Arnostadt beschäftigt, seine sehenswerthen Bauwerke, seine Kirchen nicht in vielbändigen Werken geschildert und die historisch merkwürdigen Oertlichkeiten der Stadt nicht nachzuweisen versucht hätte! Nein, es ist in allen diesen Beziehungen schon früher Vieles geleistet. Der Localpatriotismus, der seit dem Untergang der politischen Freiheit der Stadt sich nur auf eine schriftstellerische Bethätigung beschränkt sah, hat unzählige hierauf bezügliche Arbeiten hervorgetrieben. Aber darum duften sie auch nach der Atmosphäre, in der sie entstanden sind. Ohne größere Gesichtspunkte, ohne einen weiten Horizont bleiben sie am Nächsten kleben; und dieses richtig zu erfassen gelingt nicht, weil jedes Einzelne doch nur als Theil eines Ganzen richtig begriffen werden kann. Darum muß hier fast Alles, so schätzenswerth und vortrefflich vieles einzelne schon Geleistete ist, neu aufgeführt werden. Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche sehen wir hierbei um die Wette thätig. Diesen Bestrebungen verdankt auch das Buch, das uns zu diesen Bemerkungen die nächste Veranlassung gibt, seine Entstehung.

An dieses anknüpfend möge mir aber gleich hier eine allgemeine Bemerkung in Bezug auf die topographische Durchforschung moderner Städte auszusprechen gestattet sein.

Herr Frey meint: „Für die Topographie von Florenz stehen wir noch im Stadium der Vorarbeiten, wiewohl die Baugeschichte des mittelalterlichen Florenz zu den wichtigsten Aufgaben der Kunstgeschichte gehört. Athen und Rom haben ihre Topographen gefunden, über die bauliche Entwicklung dieser Städte ist eine Reihe von Untersuchungen und Darstellungen geschrieben. Für Florenz ist so gut wie nichts vorhanden.“ Gelegentlich erzählt uns Herr Frey weiter, daß er als Docent der Berliner Hochschule eine Vorlesung über die Topographie von Florenz angekündigt habe und gibt uns dann eine Probe seiner Studien, indem er einen Plan zur Reconstruction des Platzes der Signoria vor dem Baue des Palazzo vecchio entwirft.

Ich glaube im Hinblick hierauf eine Warnung um so eher aussprechen zu dürfen, als Herr Frey dessen kein Hehl hat, daß er in seinen Forschungen ganz auf den von mir gewonnenen topographischen Resultaten steht, soweit diese für seine rein kunsthistorischen Zwecke in Betracht kommen.

Die topographische Untersuchung der wichtigsten Städte des Alterthums ist keineswegs so weit vorgeschritten, als Herr Frey zu meinen scheint, so viele gelehrte und tüchtige Werke auch schon hierüber erschienen sind. Wer kennt nicht die gelehrten Discussionen, welche über die Lage der vornehmsten Bauwerke Roms, Karthago's, Athens u. s. w. noch bis zu dieser Stunde geführt werden:

auf welchem Horn des capitolinischen Hügels der Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut war, welchen Hügel die Byrsa des punischen Karthago's einnahm, wo das Theseion Athens lag, an welchen Stellen die glänzendsten Gebäude der volkreichsten Stadt des hellenischen Alterthums, Syrakusens, errichtet waren u. s. w., Discussionen, die schon oft als abgeschlossen ausgegeben wurden, aber immer wieder von Neuem aufleben. Es ist das auch ganz natürlich. Die topographischen Notizen, welche wir aus dem Alterthum haben, sind für diese Streitfragen ungenau, theilweise mit den vorhandenen Localitäten nicht in Uebereinstimmung zu bringen, und von den Resten der fraglichen Bauwerke ist nichts mit Sicherheit mehr erkennbar. Alle diese Schwierigkeiten, welche die topographische Forschung antiker Culturstätten drücken, sind für die von Florenz und anderen mittelalterlichen Städten nicht in gleicher Ausdehnung vorhanden. Die wichtigsten Bauwerke, an denen das geschichtliche oder kunsthistorische Interesse haftet, sind entweder noch erhalten oder ihre Lage sicher nachweisbar. Denn für das Mittelalter sind wir, trotz der überraschendsten inschriftlichen Entdeckungen, welche namentlich die letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts für das gesammte Alterthum gebracht haben, im Allgemeinen doch noch viel besser durch Urkunden und Chroniken unterrichtet. Ist dem aber so, so sind für die topographische Erforschung mittelalterliche Städte ganz andere, und sagen wir es gleich, untergeordnetere Aufgaben gestellt, als für die der antiken Welt. Wo z. B. die für die politische Geschichte von Florenz wichtigsten öffentlichen Profan- und Kirchenbauten gestanden haben, wissen wir genau. Sind doch die bedeutendsten von ihnen, wenn natürlich auch mannigfach verändert und umgebaut, noch vorhanden. Nicht minder die kunsthistorisch merkwürdigsten Gebäude mitsammt ihren Kunstschätzen, jedenfalls ist über ihre Lage nur in ganz verschwindenden Ausnahmefällen ein Zweifel gestattet.

Was bleibt aber dann für die wissenschaftliche topographische Forschung zu eruiren noch übrig? Gewiß noch mancherlei und durchaus nicht Unwichtiges.

Um sich ein lebendiges Bild eines städtischen Organismus machen zu können, muß man seinen Umfang und seine Verkehrsadern, d. h. seine Umfassungsmauern, seine Straßen und Plätze kennen. Es ist auch nicht uninteressant zu erfahren, welche Gebäude früher an den Orten standen, an denen die stolzen Palazzi aufgethürmt und die kunstgeschmückten Kirchen errichtet wurden; zu wissen, welche Häuser niedergerissen werden mußten, um dem öffentlichen Leben freie Bahnen zu eröffnen. Denn die Größe einer Schöpfung wird doch nicht nur an sich, sondern erst recht auf genetischem Wege erkannt, wenn wir sehen, von wo sie ausgegangen, wo sie sich angesetzt hat, wie wir das Wachsthum der Pflanzen am Genauesten verfolgen können, so lange wir noch ihre Jahrestriebe von einander zu unterscheiden im Stande sind. Aber eine Gefahr liegt hierbei sehr nahe, die nämlich, daß sich die Forschung in mikrologische Untersuchungen verläuft, welche niemals zu einem sicheren Abschluß kommen können. Das läßt sich auch für eine ganze Reihe kleiner topographischer Streitfragen, welche Florenz betreffen, mit großer Sicherheit voraussagen, für einige der wichtigeren scheint dasselbe Resultat höchst wahrscheinlich.

Die Gründe hiervon sind zweifacher Art. Einmal sind in zahlreichen Urkunden, welche uns erhalten sind, die scheinbar so genauen Ortsangaben doch

nicht so bestimmt, so zuverlässig und widerspruchsfrei, als sie auf den ersten Blick scheinen. Wären sie das nicht, so müßte, bei der Masse des urkundlichen Materials, es nicht schwer werden, so zu sagen eine Art Cataster von Florenz für das Ende des 13. Jahrhunderts herzustellen. Aber die Urkundenaussteller, wenn wir nicht den Abschreibern manche Mißverständnisse aufbürden dürfen, bedienten sich mancher Ortsangaben, welche den Zeitgenossen keine Bedenken erregt zu haben scheinen, weil sie ihnen im Allgemeinen deutlich waren, die wir aber wegen ihrer Unbestimmtheiten, Irrthümer und Widersprüche jetzt nicht anders als durch kühne Emendationen oder Hypothesen mit einander in Einklang bringen können. Und ein vorzügliches, ja entscheidendes Hilfsmittel, um in solchen Fällen Licht zu schaffen, wo uns die urkundlichen topographischen Nachrichten im Stiche lassen oder verwirren, können wir bei Florenz nur ganz gelegentlich zur Anwendung bringen: die Nachgrabungen an Ort und Stelle. Denn in Florenz gibt es keine wüsten Plätze, wie auf den Stätten, wo einst Karthago, Syrakus, Athen und das alte Rom standen. Die moderne Stadt hat das ganze Gebiet der antiken und mittelalterlichen Florentia mit ihren massiven Bauwerken überzogen, und die Straßen und Plätze der Stadt sind mit den an das unverwüstliche altrömische Pflaster erinnernden Quadern belegt; man würde daher schon bei der bloßen Anregung der Idee, hier einmal aus antiquarischen Interessen einen kleinen Aufbruch zu veranstalten, für einen Narrenhänsler erklärt werden. Aber gesetzt auch, es gelänge irgend Jemandem das Pflaster aufzureißen und Nichtungsgräben auszuwerfen, wie tief müßten diese gezogen werden, um auf die alten Fundamente zu stoßen? Gewiß an den verschiedenen Stellen der Stadt sehr verschieden, trotzdem daß jetzt das Niveau derselben fast ganz horizontal zu liegen scheint. Als man im Jahre 1865 und in den folgenden Jahren Florenz zur Capitale Italiens ausweiten wollte, hier und da Durchbrüche machte, Palastfaçaden abbrach und einige Meter rückwärts wieder aufrichtete, da habe ich an manchen Stellen selbst gesehen, daß der gelbliche Kalkfelsen wenige Fuß unter der Oberfläche zum Vorschein kam. Aber der weitaus größte Theil des städtischen Terrains besteht aus Alluvialbildungen, die der Arno mitgebracht hat und die in demselben Maße durch die Trümmer von ungezählten Feuersbrünsten und zerstörenden Bürgerfehden sich erhöht haben, wie das Bett des Arno sich durch das vom entwaldeten Gebirge herabgespülte Gerölle angefüllt hat. Das Niveau von Florenz hat sich ebenso gehoben, wie das des ganzen Arnobeckens, in dem die Stadt liegt. Darum sind aber hier die Nachgrabungen doppelt schwierig, ja man kann fast sagen vielfach unausführbar.

Aus diesen Gründen wäre es sehr erwünscht, wenn wir einen genauen Grundriß der Stadt aus älterer Zeit besäßen, und wir würden uns deshalb Glück wünschen können, wenn das Reliefbild des Benvenuto di Lorenzo della Volpaia und des Niccolo Tribolo oder eine sorgfältige Nachbildung desselben auf uns gekommen wäre. Denn wenn auch dieser Plan nicht aus der uns am meisten interessirenden Zeit des kraftvollen Aufstrebens der Stadt stammt, sondern aus der Zeit des Verwelkens ihrer schöpferischen Kunstblüthe, so wissen wir doch aus der Beschreibung, welche der mit seinem historischen Sinne ausgestattete B. Varchi von ihm gibt, daß man auf ihm mit Leichtigkeit den Zug der verschiedenen

Mauerringe verfolgen und so zu sagen ablesen konnte. Da wir nun jetzt dieses Hilfsmittel nicht mehr besitzen, müssen wir uns durch mühsame Combinationen vereinzelter Nachrichten mit dem von dem Schema einer römischen Stadtanlage abstrahirten Grundplane zu helfen suchen.

So ist auch Herr Frey in dem fleißigen und gründlichen Buche verfahren, welches uns seinem Titel nach nur die Entstehung eines der kunstgeschichtlich interessantesten Bauwerke des mittelalterlichen Florenz, der Loggia dei Lanzi, darzustellen verspricht, in der That aber neben seinem eigentlichen Thema eine Menge von anderen kunsthistorischen Untersuchungen zur Baugeschichte von Florenz enthält. Daß unter ihnen die topographischen Fragen keine geringe Rolle spielen, mag man daraus schließen, daß, während das Werk keinen Grund- oder Aufriß des Bauwerkes enthält, nach dem es seinen Titel führt, es zwei Karten zur Topographie von Florenz bringt und allein einundneunzig Urkundenauszüge zur Geschichte des Mauerbaues der Stadt mittheilt.

Wenn durch diese Zusammenstellung von urkundlichen Nachrichten auch gerade nicht allzuviel Neues für die Entscheidung der unserer Ansicht nach wichtigsten topographischen Frage der ersten Heimstätte der modernen Kunst beigebracht wird, so verlohnt es sich doch wohl im Anschlusse an sie auf dieses Problem zurückzukommen. Und dieser Versuch mag in einer Zeitschrift, welche es mit Recht von sich weist, ihren Aufsätzen bildliche Darstellungen beizugeben, um so eher gewagt werden, als die Lage von Florenz im Allgemeinen den meisten Lesern genügend bekannt ist und man bei der Einfachheit der Grunddisposition der Stadt den Worten leichter wird folgen können.

Florenz liegt heutigen Tages auf beiden Ufern des Arno, da wo dieser Fluß von Osten her, zwischen den Vorbergen des Apennin und dem tuscischen Hügelland heraus, in sein viertes Thalbecken, das von Florenz und Pistoja, tritt. Im Alterthume war aber die Stadt, d. h. die römische Colonie, welche Florenz den Ursprung gab, auf eine immerhin wenig umfangreiche, flache, jedoch über den alten Seeboden hervorragende, einen festen Baugrund gewährende Erhöhung des rechten Arnoufers beschränkt. Verschiedene Arme des Arno durchschnitten das morastige, noch im Mittelalter von Wald durchsetzte Thal. In dem Winkel, den der von Norden aus dem Apennin hervorbrechende, damals wasserreichere Mugnonebach mit dem Hauptarme des Arno, in den er hier einströmte, bildete, war das älteste Florenz erbaut. Flankirte der Arno die Südseite der Stadt und der Mugnone die westliche, so war die Stadtanlage gegen Osten und Norden durch einen Arm des Arno geschützt, der oberhalb der Stadt in verschiedene todte Flußläufe gespalten, einen Abzug nördlich von der Stadt in den Mugnone entsandte. Aber nicht die ganze so gebildete kleine Insel war von der römischen Colonie besetzt und mit Mauern eingeschlossen worden. Soweit ich aus Messungen, die allerdings nur nach modernen Stadtplänen vorgenommen sind, schließen kann, betrug die Grundfläche des römischen Castrums etwa 200,000 bis 250,000 Quadratmeter. Es stimmt das ungefähr mit einer Berechnung Repetti's überein. Die Grenzen dieser kleinen Stadt, des „picciol cerchio" Dante's, deren Umfang ungefähr dem palatinischen Pommerium Roms gleich kommt, können wir fast zuverlässiger feststellen als die zweite Mauerlinie,

welche die Stadt im 12. und 13. Jahrhundert umgab. Denn die römische Colonie, welche so recht den Kern der heutigen Stadt bildet, war wie alle ähnlichen Castra ganz schematisch angelegt. Sie bildet ein rechtwinkeliges Viereck. In der Mitte der vier Seiten desselben befanden sich, nach den vier Himmelsgegenden orientirt, die vier Thore der Stadt, die durch zwei geradlinige, im Mittelpunkte der Anlage sich schneidende Straßen mit einander verbunden waren. Die Stadt zerfiel damit in vier Quartiere. Parallel mit den beiden Hauptstraßen, dem sogenannten Cardo und dem Decumanus Maximus, liefen die übrigen Straßen, den Gassen eines Zeltlagers entsprechend. Diese ursprüngliche Anlage von Florenz läßt sich jetzt noch sicher nachweisen, wenn auch die Stadt bis zu ihrer dritten Umwallung wohl den achtfachen Umfang der ursprünglichen Anlage erreicht hat, kein Ueberrest der alten römischen Mauer mehr nachweisbar ist und mannigfache Veränderungen im Laufe der die Uranlage bedingenden Gewässer stattgefunden haben. In der Mitte der nördlichen Stadtmauer, ganz in der Nähe des heutigen erzbischöflichen Palastes, lag das Domthor. Auf dieses führte der Cardo, die heutigen Straßen des Arcivescovado und die Calimara, welche in das Thor der Südseite der Stadt, die Marienpforte ausmündete. Diese Straße, bis an den Arno außerhalb der ursprünglichen Stadtanlage verlängert, stieß auf die älteste, vielleicht schon in römischer Zeit vorhandene Brücke, den Ponte vecchio. In der Mitte der Stadtanlage, wo jetzt der Mercato vecchio liegt, schnitt diese von Norden nach Süden laufende Heerstraße, die andere von Osten nach Westen streichende, den Decumanus maximus, dessen westliches Thor, das Thor des h. Pancratius, in der Nähe des Palazzos Strozzi lag. Mit ihm verband die heutige Via dei Strozzi und der Corso das Ostthor, die Peterspforte, da gelegen, wo der Corso die Via del Proconsolo schneidet und sich in der Via de Albizzi fortsetzt. Geht man heutigen Tages, im Norden beginnend, durch die Via Cerretani um den Dom nach der Straße del Proconsolo, dann über den Signoriapalast nach der Vacherecia, durch diese nach der Via Tornabuori und von ihr wieder nach der Via Cerretani, so hat man das älteste Florenz, die römische Anlage, wie sie bis tief in das Mittelalter hinein bestand, umschritten. Von ihren Bauwerken ist nichts mehr erhalten. Doch wissen wir sicher, wo die wichtigsten von ihnen lagen: an dem Mercato vecchio, wo die Ueberreste der Kirche der Santa Maria sul Campidoglio noch daran erinnern, daß man hierher das in den mittelalterlichen Fabeleien so berühmte Capitol zu setzen hat. Der Königshof der Langobarden lag auch hier, und in seiner Nähe erbauten sie ihrem Schutzheiligen das vornehmste Heiligthum der Stadt, die Kirche Johannis des Täufers. — In der südöstlichen Ecke der Stadt lagen die in keiner römischen Anlage fehlenden Bäder, wenn wir aus den in Fundamenten erhaltenen Ueberresten eines kleinen Theaters, die so häufig mit den Badeanlagen in Verbindung standen, das erschließen dürfen. Das Wasser, welches dieselben speiste, kam ziemlich weit von Nordwesten her, aus einem Seitenthal des Apennin. Man hat seine Leitung bis Castellina hin verfolgt. Einige Ueberreste des Aquäducts hat noch Lami abbilden lassen, und ob nicht diesem auch die Fundamente angehören, welche man unweit des Klosters von San Marco ge-

funden und für die Fundamente einer Brücke über den Mugnone erklärt hat, möchte ich nicht geradezu für ausgeschlossen erklären.

Wie dem nun aber auch sein mag, das römische Amphitheater, das im Mittelalter sogenannte parlagio, lag auf der Ostseite außerhalb der Stadt. Von ihm sind im Palazzo Peruzzi noch heutigen Tages nicht unbedeutende Ueberreste, die seine Reconstruction gestatten würden, vorhanden. Wie dieses größte, mit den Sitten der antiken Welt im engsten Zusammenhang stehende Bauwerk der Stadt außerhalb deren Mauern lag, so auch die erste christliche Basilika, die dem h. Laurentius geweiht war. Sie stand vor dem nördlichen Hauptthore, wo jetzt San Lorenzo mediceischen Andenkens, nach dem Brande der uralten Kirche erbaut ist.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, ja über den Arno hinüber, lag der älteste Friedhof der Christen, ein Zeichen, daß jenseits des Ponte vecchio an der Straße, welche südwärts nach Rom führte, in den ersten Jahrhunderten unserer Aera keine Wohnungen lagen. Hatte man doch auch auf dem rechten Flußufer noch Terrain genug, wenn die wachsende Einwohnerzahl ein Ueberschreiten des Mauerringes nothwendig machte.

Wann dieses zuerst geschehen, wissen wir nicht; wo es stattfand, um so sicherer.

Die älteste Vorstadt von Florenz, der Borgo schlechthin, wurde auf dem Streifen Landes, welcher sich zwischen der Südmauer der Stadt und dem Arno hinzog, gegründet. Es ist begreiflich, daß hier die römische Stadtmauer am frühesten verschwand — half doch der damals noch wasserreiche Arno die Stadt gegen Ueberfälle decken — und wir über ihre Lage am unsichersten sind. Waren also auf der Südseite der Stadt die alten Grenzen am frühesten verlassen, so schoben sie sich dann zunächst auf der Nordseite weiter vor. In der Fortsetzung des Cardo entstanden vor dem Domthore Häuserreihen um so leichter, als ja hier seit dem Ausgang des 4. Jahrhunderts die Kirche von San Lorenzo lag und der Mugnonebach, welcher der westlichen Stadtmauer entlang floß und in der Nähe der heutigen Trinitabrücke in den Arno einmündete, diese Vorstadt westwärts flankirte, beziehungsweise hierzu verwendet und abgeleitet werden konnte. Später erst erweiterte sich die Stadt vor der Ostseite, vor dem Petersthore, wo sich in die sumpfige Niederung in der Richtung des Decumanus Maximus Reihen von Häusern vorlegten. Am spätesten gelang es auf der Westseite sich auszudehnen. Denn hier mußte erst der Mugnonebach, welcher heutigen Tages allerdings mehrere Miglien westlich von der Stadt in den Arno mündet, von der ältesten Stadtumfassung ganz abgedrängt werden.

Wollte man sich die Erweiterung, welche die erste Stadtanlage zunächst erfuhr, etwas schematisch ausgebildet vorstellen, so käme man zu folgendem Bilde, das sich in der That nicht weit von der Wirklichkeit entfernt: vor dem Nord-, dem Ost- und Westthore verlängerten sich die Hauptstraßen derselben in gerader Richtung weiter, und längs der Stadtmauern vor den drei Hauptthoren schließen sich nach rechts und links kleinere Borghi seitwärts an. So finden wir es auf der Südseite der Stadt, allerdings nicht zwischen der alten Stadtmauer und dem Arno, sondern jenseits des Arno, in der Fortsetzung des Cardo über den Ponte vecchio hin ausdrücklich bezeugt. Hier lag der eine Borgo gerade aus und zwei andere

erstreckten sich links und rechts von der Brücke. Daß es vor den anderen Stadtthoren aber nicht anders sich gestaltete, lehrt ein Blick auf jeden Stadtplan von Florenz, wo die Via dei Albizzi sich vor dem Ostthore als die Fortsetzung des Corso bildete, und auf der Nordseite die Via del Arcivescorvado sich nach San Lorenzo hin ausdehnte.

Wie es ursprünglich mit der Befestigung dieser Vorstädte aussah, ist uns, wenigstens theilweise, urkundlich bezeugt. Die einzelnen Borghi hatten Thore, aber nach Außen bildeten nur die Rückwände der Häuser die Vertheidigungslinien. Zwischen den einzelnen Borghi lag unbebautes Terrain, Gärten und Feld. Auf diese Weise waren selbstverständlich diese Borghi ungenügend vertheidigt. Um sie besser zu schützen, umzog man sie deshalb zunächst mit einem Graben und Pallisadenzaune. Dann folgte eine Mauer nach.

Die Annahme verbietet sich von selbst, daß die Anlage des zweiten Mauerringes der Stadt die Folge eines Beschlusses der Commune gewesen sei und schon im 11. Jahrhundert stattgefunden habe. Denn Florenz war bis zum Tode der Großgräfin Mathilde (1115) eine kleine markgräfliche Stadt und der älteste Geschichtschreiber derselben datirt ausdrücklich ihren Aufschwung von der Zerstörung Fiesole's (1125), dessen Einwohner nach Florenz verpflanzt wurden. Man hat vielmehr viele Jahrzehnte an diesem secondo cerchio gebaut. Darum heißen noch im 13. Jahrhunderte manche Theile desselben „neue Mauern". Noch zeigen fast geradlinig laufende Straßenlinien des heutigen Florenz die Richtung der Mauern an, innerhalb deren die Stadt Dante's lag. Wendet man sich im Norden von San Lorenzo, vom Canto dei Nelli aus, nach Südosten durch die Via Pucci und die von San Egidio nach dem neuen Petersthore, das den Borgo dei Albizzi abschloß, und von da sich nach rechts umbiegend durch die Via del Fosso in der Richtung auf die Brücke alle Grazie (del Rubaconte) nach dem Arno, so hat man die Nordostseite der auf dem rechten Arnoufer gelegenen Stadt umschritten, während von demselben Ausgangspunkte aus südwestlich eine fast geradlinig laufende Straßenflucht auf die unterste der alten vier Arnobrücken, alla Carraia, führt. Die auf diese Weise — die Mauer längs des Arno schließt die vierte Seite —, nach und nach entstandene zweite Stadtmauer bildet wieder ein fast rechtwinkeliges Viereck, in dem die älteste Stadt so eingebettet ist, daß die zwei sie durchkreuzenden Hauptstraßen in ihren Verlängerungen die Ecke des zweiten Rechtecks treffen. Dazu kam aber noch der neue Stadttheil jenseits des Arno, der nun auch mit einer Mauer eingeschlossen wurde, deren Lauf wir hier nicht weiter verfolgen wollen. War die älteste Stadt in Gemäßheit ihrer Anlage in vier Stadttheile zerfallen, so wurde die zweite in sechs Quartiere (sesti) getheilt, von denen die jenseits des Arno gelegene Vorstadt den sechsten bildete. Natürlich begnügte man sich jetzt auch nicht mit den ursprünglichen vier Thoren, die schon für die älteste Ummauerung durch Pförtchen (postierle) nach den Borghi vermehrt waren, sondern legte neue an. Ich zähle sechzehn Thore und Pforten.

Nichts destoweniger war diese Stadt Dante's immer noch auf einen relativ kleinen Raum beschränkt. Lagen doch die Kirchen Santa Croce auf der Ostseite und Santa Maria Novella auf der Westseite derselben, diese Kirchen der

beiden Bettelorden, die mit der Geschichte von Florenz unvergänglich verbunden sind, außerhalb des zweiten Mauerringes.

Hatte die Stadt ihre ersten Grenzen überschritten, als sie aus einer markgräflichen unfreien Stadt sich als Commune constituirt, die Consularverfassung eingeführt und Fiesole geschleift hatte, so war bei dem unaufhaltsamen Wachsthum derselben, dem Untergange der Reichsgewalt in Italien und des hier mit ihr aufs Innigste verbundenen ghibellinischen Stadtregiments die Zeit gekommen, in der sie daran denken konnte, sich mit einem neuen, planvoll angelegten Vertheidigungsringe zu umgürten. Aus einer kleinen Landstadt, die weit hinter anderen Municipien Tusciens, dem seemächtigen Pisa und dem reichen Lucca, zurückstand, war Florenz durch glücklich geführte Kriege, seine großartig sich entwickelnde Wollen- und Seidenindustrie und das mit dieser in inniger Verbindung stehende Bankwesen im 13. Jahrhundert zu der angesehensten Commune Mittelitaliens geworden. Noch war der die Halbinsel durchtobende Kampf der ghibellinischen und guelfischen Partei nicht definitiv entschieden, da beschloß im Jahre 1284 die Stadt, die sich in Folge päpstlicher Vermittlung für einige Jahre einer verhältnißmäßig ruhigen innern Entwicklung zu erfreuen gehabt hatte, ihre Mauern weiter hinaus zu rücken. Man erbaute auf der rechten Arnoseite vier weit hinausgeschobene Thore, die mit einander durch Mauern verbunden, der baulichen Ausdehnung der Stadt den größten Spielraum gewährten. Aber so rasch als man gedacht hatte, kam diese großartige Anlage nicht zu Stande. Die Kriege mit Arezzo und Pisa, die Parteikämpfe in der Stadt, welche den definitiven Sturz aller Adelsherrschaft herbeiführten, ließen die regierende Classe der reichen Bürgerschaft (popolo grasso) erst im letzten Jahre des Jahrhunderts dazu kommen, den Mauerbau ernstlich in Angriff zu nehmen. Man gründete eine besondere Behörde für den Mauerbau, der unter Anderen der Historiker G. Villani angehörte, und begann auf der Westseite, nach Pisa und Lucca hin, die Stadt zu schließen. Von dem Arno auf die noch erhaltene Porta von Prato hin führte man die Mauer um die gewerbreiche Vorstadt von Ogni Santi. Erst 1316 setzte die Bürgerschaft dieselbe bis zu dem Thore von San Gallo fort, im Jahre 1324 war die Umwallung der Stadt auf dem rechten Arnoufer in der Ausdehnung, wie sie die Belagerung von 1530 bestanden und bis auf unsere Tage fort gedauert hat, vollendet. Um diesen Stadttheil für die Angriffswaffen der damaligen Zeit unbezwingbar zu machen, wurde rings um die Stadt ein Graben von 14,5 m Breite gezogen und die mit Zinnen versehene, etwas über 2 m (3,5 Braccia) starke Mauer auf die Höhe von 11,68 m gebracht. Waren die sechs Hauptthore der nördlichen Stadt mit starken Thürmen, Ausfallpforten und Brückenköpfen bewehrt, so schien das noch nicht zur Vertheidigung zu genügen. In Zwischenräumen von je 116,8 m errichtete man 23,36 m hohe schlanke Mauerthürme, die nur 8,176 m Breite hatten. Man kann sich nur eine lebhafte Vorstellung von dem phantastischen Aussehen der Stadt, die auf eine Mauerlänge von 5814,4 m wie mit Thürmen gespickt war, machen, wenn man San Gimignano im Elsathale einmal gesehen hat, wo sich noch eine ganze Anzahl dieser mittelalterlichen Thürme bis in unsere Tage erhalten hat. Denn für Florenz fand man es vor der Belagerung von 1530 zweckmäßig, diese kleinen

Thürme abzutragen. Man fürchtete wahrscheinlich, die Kanonenkugeln der Belagerer könnten sie zu Falle bringen und dadurch Unheil in der Stadt angerichtet werden. — Eine Veränderung dieser Mauerlinie hat auf dem rechten Arnoufer nur dadurch stattgefunden, daß in der nachrepublikanischen Zeit im Nordwesten die Fortezza di San Giovanni da Basso vorgelegt und mit in den Mauerring gezogen wurde. Merkwürdig ist, daß die Angaben, welche G. Villani, der dem Mauerbau vorstand, in seiner Chronik gibt, schon von L. Varchi corrigirt werden und auch neueren Messungen nicht mehr entsprechen. Einige kleinere Veränderungen mußte der Bau auch in dem Laufe von zwei Jahrhunderten, namentlich auf der Südseite der Stadt, im Oltrarno erleiden, wo die Mauern etwas schwächer waren als auf dem rechten Ufer und noch dazu einen Theil der Hügel mit einschlossen, welche hier an einer Stelle fast bis an den Fluß heran treten. War hier das über dem Boboligarten gelegene Fort Belvedere von der Mauer eingeschlossen, so lag der Hügel von Samminato, der während der Belagerung von 1529—30 durch die Befestigung Michel Angelo's so wesentlich zur Vertheidigung der Stadt beitragen sollte, außerhalb derselben. Da dieser Stadttheil mehr gestreckt, als tief ist, hatte die Umfassungsmauer die relativ große Länge von 3220,2 m. Rechnet man zu dieser die Flußbreite des Arno doppelt und die Umfassungsmauer der rechtsseitigen Stadt, so erhalten wir für den ganzen innern Mauerumfang der Stadt 8598,25 m oder 14,723 braccia fiorentine, wie L. Varchi angibt, während G. Villani denselben auf 14,336 Florentiner Ellen ausrechnet.

Innerhalb dieses Mauerumfangs hat sich das großartige, ewig denkwürdige Leben der Stadt vom Anfang des 14. Jahrhunderts bis auf unsere Tage abgespielt. War es der Stadt, in der der italienische Einheitsgedanke seinen ersten classischen Ausdruck gefunden hat, auch nicht beschieden, länger als ein Lustrum die Hauptstadt des jungen Königreichs zu bilden, so sind zwar diese Tage nicht spurlos an ihr vorüber gegangen, haben aber doch ihr nicht ihren eigenthümlichen historischen Charakter so verwischen können, wie dieses jetzt in Rom für Jeden zu Tage tritt, der die ewige Stadt selbst in geringen Zwischenräumen wieder zu sehen das Glück hat. Auf dem rechten Arnoufer sind die Stadtmauern G. Villani's gefallen; aber die Thore hat man stehen gelassen. Einige Straßen im Innern mußten erweitert werden, aber die Façaden der alten Paläste wurden wieder aufgebaut, rings um die Stadt, über die Höhen und durch die Thäler am linken Arnoufer sind die breiten, mit vielfachen Baumreihen bestandenen herrlichen Straßen gezogen, welche den Beweis liefern, daß es, nachdem das Haus Medici längst dahin gegangen ist, in Florenz noch immer Bürger gibt, welche, für den Glanz und die Schönheit ihrer Heimath begeistert, zur Wiederherstellung derselben großartige Opfer zu bringen bereit sind.

Die deutsche Seewarte.

Von

Rees von Esenbeck.

Corvetten-Capitän a. D.

Zu den hervorragenden deutschen Staatsanstalten, deren Entstehen auf die Gründung des Reichs zurückzuführen ist, gehört die den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Schiffahrt gewidmete deutsche Seewarte zu Hamburg. Unter diesem Namen wurde durch Kaiserliche Verordnung vom Januar 1875 eine Anstalt ins Leben gerufen, welche für sämmtliche Zweige der seemännischen Wissenschaften und zugehörigen Technik, mit Ausnahme der dem hydrographischen Amte der Admiralität anvertrauten Kartenzeichnung, sowohl selber eine Pflegestätte, als ein zwischen der Schiffahrt und ihren Hilfswissenschaften vermittelndes Organ sein sollte.

Anstalten, welche im Dienst einzelner seemännischer Hilfswissenschaften standen, besaßen die größeren Seestaaten zum Theil schon seit Jahren. Die größte praktische Bedeutung hat das National-Observatorium in Washington gewonnen, welches unter Maury zum ersten Mal das bis dahin bekannt gewordene meteorologische und hydrographische Beobachtungsmaterial in umfassender Weise zur Vorzeichnung von Seewegen für alle möglichen Reisen ausbeutete. Um ähnliche Anstalten haben sich Fitz-Roy in England, Buys-Ballot in den Niederlanden verdient gemacht. In Deutschland war durch v. Freeden im Jahre 1867 zu Hamburg die „Norddeutsche Seewarte" gegründet worden, welche sich jedoch im Allgemeinen auf das Feld der maritimen Meteorologie beschränkte. Es ist das Verdienst des Dr. Neumayer, daß eine der Schiffahrt nicht nur durch Rathertheilung in Bezug auf Seewege, sondern auch durch Untersuchung der Instrumente, Deviationsbestimmung und Compensation, Zeitbestimmung und Sturmwarnung zur Hand gehende Anstalt zuerst in Deutschland errichtet worden ist. Zum ersten Male begegnen wir dem Gedanken in einer von Neumayer auf dem deutschen Geographentag zu Frankfurt a. M. im Jahre 1865 gehaltenen Rede. Die Verwirklichung ließ indessen theils in Folge der Kriege von 1866 und 1870/71, theils wegen Mangels an Mitteln noch zehn Jahre auf sich warten.

Die Unterstützung der Schiffahrt war nicht der einzige Gesichtspunkt, unter welchem die Gründung der Anstalt beschlossen wurde. Die Seewarte sollte auch die deutsche Centralstelle im Sinne des Wiener Meteorologen-Congresses von

1873 sein, auf welchem die Grundsätze der internationalen Forschung festgestellt wurden. Demnach gliedert sich die Hauptanstalt zu Hamburg, neben welcher eine Reihe von weiter unten zu besprechenden Nebenanstalten besteht, in vier den Abschnitten des Arbeitsgebietes entsprechende Abtheilungen, nämlich:

Abtheilung I: Maritime Meteorologie.

Abtheilung II: Beschaffung und Prüfung der Instrumente (ausgenommen Chronometer), schiffsmagnetische Arbeiten, Verwaltung der Instrumenten-Sammlung.

Abtheilung III: Witterungskunde, Küstenmeteorologie, Sturmwarnungswesen.

Abtheilung IV: Chronometer-Prüfung.

In dienstlicher Hinsicht steht die Seewarte unter der Admiralität, unterhält jedoch den vielseitigsten selbständigen Schriftverkehr mit deutschen und ausländischen wissenschaftlichen Anstalten.

Abtheilung I.

Da erst in neuerer Zeit an Bord von Kauffahrteischiffen zuverlässige und vollständige Beobachtungen gemacht werden, und auch in den Kriegsmarinen die Einführung eines geordneten meteorologischen Dienstes erst erfolgt ist, als schon lange an vielen Stellen zu Lande regelrechte Beobachtungsstationen bestanden, ist die Kenntniß der Witterung auf dem Meere weit hinter der Klimatologie des Landes zurückgeblieben. In der als Ausgangspunkt der jetzigen maritimen Meteorologie anzusehenden Conferenz zu London im Herbst 1874 war daher das Bestreben der Fachleute darauf gerichtet, zunächst die Erlangung möglichst vieler, mehr aber noch möglichst zuverlässiger Beobachtungen auf dem Meere und zwar nach einheitlichen Grundsätzen für die Zukunft zu sichern. Als ein Hauptmittel hierzu ist die dort erfolgte Feststellung eines internationalen meteorologischen Journals für die Schiffsbeobachtungen anzusehen. Ebenso sind Grundsätze für Beschaffenheit und Aufstellung der Instrumente vereinbart worden.

Die Beschlüsse der Conferenz, welche hier nicht einzeln angeführt zu werden brauchen, haben sich zwar im Grundsatz alle größeren Staaten angeeignet; die Ausführung jedoch, insbesondere das internationale Zusammenwirken, welches gerade bei der Meteorologie für den wissenschaftlichen Erfolg so wichtig, für den praktischen geradezu Bedingung ist, läßt noch Vieles zu wünschen.

Sammlung und Verwerthung der Beobachtungen sind die beiden einander ergänzenden Aufgaben der Abtheilung I. Die Sammlung erfolgt auf Grund des erwähnten, an die Schiffsführer ausgegebenen Journals, welches nicht nur die Anstellung bestimmter Beobachtungen zu bestimmten Zeiten sichert, sowie durch die Frage nach den Correctionen der benutzten Instrumente dem Eindringen der gefährlichen unzuverlässigen Beobachtungen in die Rechnung steuert, sondern auch für die Bezeichnung der meteorologischen Größen, welche bis dahin jede Nation mit dem Anfangsbuchstaben des Ausdrucks ihrer Sprache herstellte, eine internationale Zeichensprache einführte. Als maßgebende Sprache ist das Englische gewählt worden; um ein Beispiel anzuführen, bedeutet bei Bezeichnung der Windrichtung ein E. Osten, wofür in Deutschland früher O. üblich war. Das Journal schreibt für sechs bestimmte Tageszeiten einen Beobachtungssatz vor, bestehend in Angabe der Zeit, des Ortes, des Courses, des Windes nach Richtung

und Stärke, der Barometer-, Thermometer-, Psychrometer-Angaben, der Wolkenbildung, des Wetters (ob Regen u. s. w.), des specifischen Gewichts und der Temperatur des Wassers, der Strömungen, des Aussehens der Meeresoberfläche. Solcher Journale wurden von der Seewarte und ihren Nebenstellen in den sechs Jahren von 1875 bis 1881 über 1400 ausgegeben, abgesehen von einer Anzahl durch die dazu angewiesenen deutschen Consulate der Hauptwelthäfen ausgegebenen, sowie den ganz gleich geführten Journalen der Kriegsmarine. Bereits Ende des Jahres 1879 wurde das Journal von rund dreihundert deutschen Kauffahrteischiffen geführt.

Zur Gewinnung und Heranziehung guter Beobachter wird den Schiffsführern, welche sich zur Anstellung der Beobachtungen bereit erklären, unentgeltlich die Benutzung aller Hilfsmittel der Seewarte zu Theil, bestehend in Untersuchung der Schiffsinstrumente und Chronometer, Rathertheilung in Bezug auf Seewege, Gebrauch der Bibliothek, Mittheilung von Schriften und Anderem mehr. Außerdem ist für solche Schiffsführer, welche sich im Dienst der Seewarte besonders auszeichnen, eine in Instrumenten oder wissenschaftlichen Büchern bestehende Prämie ausgesetzt worden.

Die an Bord benutzten Instrumente werden vor dem Beginn, und womöglich auch am Schluß der Seereisen, mit den Normalinstrumenten der Anstalt verglichen und die Correctionen in das Journal eingetragen. Es liegt in der Absicht, die Beobachtungen an Bord künftig nur mit von der Seewarte zu entleihenden Instrumenten machen zu lassen — ein Ziel, dem nur langsam, in dem Maße, als die alten Instrumente abgenutzt werden, näher zu kommen ist. Ende 1880 waren z. B. 131 Barometer, 652 Thermometer aus den Beständen der Seewarte verliehen.

Um auch eine correcte, den Einrichtungen der Instrumente, sowie den internationalen Abmachungen entsprechende Ablesung und Beobachtung zu sichern, wird den Schiffsführern bei Empfang der Journale eine Unterweisung ertheilt, welche sich einer dem Journal beigefügten Instruction anschließt und insbesondere auch die Anbringung der Instrumente berücksichtigt — ein Punkt, in dem vielfach gefehlt worden ist; so dürfen gerade die bequemsten Plätze, in der Nähe von Deckfenstern und Niedergängen, wo die Instrumente vor Stößen am sichersten sind, wegen der durch die Schiffsluft bewirkten Störungen, nicht gewählt werden.

Obgleich in solcher Weise fehlerhafte Beobachtungen möglichst ausgeschlossen werden, sind die Angaben der einlaufenden Journale doch von sehr verschiedenem wissenschaftlichen Werth. Auch in dieser Hinsicht hat die Londoner Conferenz Beschlüsse gefaßt; die Journale werden bei ihrem Eintreffen nach Maßgabe einer Reihe von vorgeschriebenen Fragen in Betreff ihrer Zuverlässigkeit abgeschätzt und erhalten je nach dem Ausfall eine der Qualitäts-Noten 1—5, von denen 5 so viel wie „unbrauchbar" bedeutet. Von 405 Segelschiffsjournalen, welche in der Zeit von 1875 bis 1879 eingingen, erhielten in runden Zahlen:

4 %	die	Note	1.
26 %	„	„	2.
52 %	„	„	3.
17 %	„	„	4.
1 %	„	„	5.

Seit dem Bestehen der Seewarte ist bereits eine bedeutende Verbesserung wahrzunehmen; unter den vor dieser Zeit eingelaufenen Journalen befanden sich 58 % von den Qualitätsnoten 1, 2 und 3, 37 % von Note 4, 5 % von Note 5, während nachher die Sätze 81 %, 18 %, 1 % lauten.

Was die Verwerthung der Beobachtungen betrifft, so sind praktische und wissenschaftliche Zwecke zu unterscheiden. Unmittelbar praktischen Werth haben die größtentheils aus den „Bemerkungen" der Journale zusammengestellten Reiseberichte, welche unter dem Namen „Auszüge aus eingelieferten Schiffsjournalen" in den vom hydrographischen Amt herausgegebenen „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" erscheinen. Diese Aufsätze werden auch als Sonderabzüge herausgegeben und erfüllen, jahrgangsweise geordnet, einen ähnlichen Zweck wie die systematischer verfaßten Segelhandbücher. Eine besondere Verwendung finden zweitens die aus dem nord-atlantischen Ocean stammenden Beobachtungen, indem dieselben zur Herstellung des Abschnitts „Atmosphärische Vorgänge über dem atlantischen Ocean" in der von der Seewarte herausgegebenen Monatsschrift „Monatliche Uebersicht der Witterung" dienen. Hierzu gehören die den Witterungszustand für acht Uhr Morgens angebenden synoptischen Karten, d. h. Karten, welche den gleichzeitigen Zustand der Atmosphäre über dem Gebiet der Karte angeben. Da die hierfür erforderlichen Beobachtungen zum größten Theil von den Dampfern der deutsch-amerikanischen Gesellschaften geliefert werden, daher sehr schlennig und regelmäßig einlaufen, haben die „Monatlichen Uebersichten" einen besonderen Werth für die Berechnung der Ankunftszeiten der im nord-atlantischen Ocean unterwegs befindlichen Segelschiffe.

Wir kommen zu derjenigen Verwerthung der Journale, welche das Hauptziel der ganzen Arbeit darstellt und neben ihrem praktischen Nutzen auch eine hervorragende wissenschaftliche Bedeutung hat. Es ist die Discussion der Beobachtungen für denjenigen Theil des Meeres, welchen bei der internationalen Vertheilung des meteorologischen Gebiets Deutschland übernommen hat, nämlich für den atlantischen Ocean östlich von 30° W. L. und zwischen 50° und 20° N. Br. An eine endgültige Zusammenstellung des Beobachtungsmaterials kann erst bei einem Stande der Sammlung gedacht werden, welcher die Wahrscheinlichkeit bald erforderlich werdender Veränderungen ausschließt. Auf diesem Stande jedoch ist die Arbeit noch nicht angelangt und zwar in Deutschland hauptsächlich deshalb, weil das Londoner Meteorological Office auf den Austausch der beiderseitigen Beobachtungen bis jetzt nicht eingegangen ist. Wohl aber erfolgt der Austausch zwischen der Deutschen Seewarte und dem holländischen meteorologischen Institut. Beide Anstalten haben sich auch über eine Form der vorläufigen Veröffentlichung geeinigt, welche eine Benutzung des vorhandenen Beobachtungsstoffs, sowie eine bequeme Eintragung des Neuhinzukommenden gestattet. Eine Bearbeitung des nach internationaler Bezeichnungsweise die Nummer 146 tragenden, der deutschen Bearbeitung zugewiesenen Meeresgebiets ist bereits im Jahre 1880 veröffentlicht worden.

Eine fernere Aufgabe der Abtheilung I ist die Herstellung von Segelhandbüchern. Ein solches für den atlantischen Ocean, zu welchem ein die physikalischen Verhältnisse und Verkehrsstraßen darstellender Atlas gehört, ist bereits erschienen, andere Handbücher sind in Arbeit.

Abtheilung II.

Die Untersuchung der nautischen Instrumente kommt ebensowohl der deutschen Instrumententechnik als der Schiffahrt unmittelbar zu Gute. Die Seewarte, deren eigener Instrumentenbedarf im Verhältniß zu demjenigen der kaiserlichen Marine nur klein ist, hat dennoch durch ihren Verkehr mit den Instrumentenmachern einerseits und den seemännischen Kreisen andererseits die Einbürgerung deutscher Instrumente auch in der Kauffahrteischiffahrt erfolgreich angebahnt; Dank ihren Bemühungen wird es, wenigstens in Hamburg, mehr und mehr zur Regel, daß Instrumente von den Rhedern nach oder bei dem Ankauf und selbst von den Instrumentenmachern ihr zur Prüfung zugeschickt werden. Während noch vor wenig Jahren die meisten nautischen Instrumente aus England kamen, vermag die deutsche Technik gegenwärtig die Ausrüstung eines Schiffs auch in dieser Hinsicht auf das Beste zu bewerkstelligen.

Die Prüfung der Instrumente erstreckt sich auf die Vergleichung mit den der Seewarte gehörenden Normal-Instrumenten (bei den Barometern, Thermometern, Psychrometern, Aräometern), auf die Bestimmung der Fehler (bei den Winkelmaßinstrumenten: Sextanten, Octanten, Spiegelkreisen), auf die Feststellung der magnetischen Kraft bei den Compassen und den Magnetometern.

Ueber die Feststellung der Fehler bei den Winkelinstrumenten, welche, zur Ortsbestimmung auf See noch astronomischen, sowie Landbeobachtungen dienend, neben dem Compaß und Chronometer die wichtigsten nautischen Instrumente sind, wird eine kurze Erläuterung am Platze sein. Die Theorie der wegen der Schwankungen des Schiffs auf See zum Winkelmessen allein benutzbaren Sextanten und Octanten beruht, wie bekannt, darauf, daß der Winkel bestimmt wird, um welchen ein Spiegel gedreht werden muß, damit das Spiegelbild des einen der beiden Gegenstände, zwischen welchen der Gesichtswinkel gemessen werden soll, mit dem unmittelbar gesehenen anderen Gegenstand zusammenfällt. Eine Reihe von Fehlern kann nun bewirken, daß der Winkel falsch gemessen wird: die Theilung kann ungenau sein, der Anfangspunkt derselben verkehrt liegen und mehr dergleichen. Die schlimmste, weil versteckteste und am schwersten zu bestimmende Fehlerquelle ist jedoch die Excentricität, d. h. die Abweichung des Spiegeldrehpunktes vom Mittelpunkt des Theilungskreises. Die Feststellung des Excentricitätsfehlers erfolgt durch vergleichende Messungen einer Anzahl von durch Theodoliten genau bestimmten Winkeln zwischen scharf sichtbaren, entfernten Gegenständen mit dem zu untersuchenden Instrument. Von der Feinheit dieser Untersuchung kann die Bemerkung einen zwar nicht wissenschaftlichen, aber anschaulichen Begriff geben, daß bei starkem Wind die Ueberbiegung, selbst von Kirchthürmen, in der Messung einen nachweisbaren Fehler hervorbringen kann.

Ohne uns bei den einfacheren Untersuchungen der übrigen Instrumente aufzuhalten, gehen wir zur zweiten Aufgabe der Abtheilung über, der Deviationsbestimmung und Compensation der Compasse auf eisernen Schiffen.

Einer der Hauptübelstände des Eisens als Schiffsbaumaterial ist lange Zeit die Störung des Compasses gewesen. Es war zwar auch auf Holzschiffen wegen der unvermeidlichen kleinen Eisentheile im Schiffskörper immer nöthig, die Ab-

lenkung des Compasses zu bestimmen, allein ein Fehler von einem Strich[1]) galt schon fast für unerträglich. Auf eisernen Schiffen ergaben sich nun Ablenkungen (Deviationen) von 2, 3 Strichen und mehr. Mit so großen Deviationen sind aber stets auch entsprechende Veränderungen derselben, sowie auf einzelnen Coursen Schwächungen der magnetischen Kraft verbunden, welche zu unsicheren Angaben des Compasses führen. Da man auf die Vortheile des Eisenschiffbaues nicht verzichten wollte, hat man es vielfach gewagt, mit einem solchergestalt unzuverlässigen Compasse in See zu gehen, und zahlreiche Unglücksfälle sind die Folge gewesen. So führte die Noth zu einer allgemeinen Anwendung der zuerst von Airy angegebenen Compensation der Compasse, d. h. einer Aufhebung der magnetischen Eigenwirkung des Schiffes durch Einfügung von Magneten und Eisenmassen mit entgegengesetzter magnetischer Wirkung in der Nähe des Compasses.

Das Verfahren der Compensation ist kurz folgendes. Man unterscheidet magnetisch weiches Eisen, welches seine magnetische Kraft durch Induction der Erde empfängt, daher seine magnetischen Eigenschaften mit der Lage verändert; und magnetisch hartes Eisen (Magnete), welches einen eigenen, von der Lage unabhängigen Magnetismus besitzt. Beide Wirkungen sind in einem Schiffe vertreten. Denkt man sich nun ein Schiff geschwojt (um seine senkrechte Achse gedreht), so wird unter der Wirkung der während des Schwojens *unveränderlichen* magnetischen Kraft (permanenter Magnetismus) des harten Eisens und der ihre Richtung beibehaltenden, daher gleichfalls in ihren magnetischen Eigenschaften unveränderlichen, senkrecht stehenden Theile aus weichem Eisen (wie z. B. die Masten), sowie der *veränderlichen* inducirten Kraft des horizontalen weichen Eisens die Nadel gewisse Schwankungen durchmachen, indem sie nämlich auf jedem Cours um die demselben eigenthümliche Deviation vom magnetischen Meridian abgelenkt wird. Hiernach wird die Möglichkeit einleuchten, die ersteren beiden unveränderlichen Kräfte durch Magnete, letztere Kraft durch weiches Eisen so zu compensiren, daß die Deviation für alle Course aufgehoben wird. Die Aufgabe ist nur, zu ermitteln, wie groß die auf den Compaßort wirkenden Kräfte der einen und der anderen Art im Schiffe sind. Dies geschieht durch Rechnung auf Grund eben der während des Schwojens beobachteten Deviationen, zu denen noch Bestimmungen der magnetischen Intensität am Compaßort treten. Die erforderlichen Rechnungen, welche eins der merkwürdigsten Beispiele der angewandten Wahrscheinlichkeitsrechnung darstellen, sind — wie alle nautischen Rechnungen — in ein Schema gebracht, nach welchem ein mit der ebenen Trigonometrie Vertrauter dieselben ohne jede Mühe ausführen kann. Wenn es somit leicht ist, einen Compaß für einen bestimmten Ort ganz von seiner Deviation zu befreien, so verwickelt sich die Aufgabe, wenn die Rücksicht auf eine größere Reise hinzukommt, bei welcher das Schiff an Orte mit beträchtlich verschiedenem Erdmagnetismus gelangt.

---

[1]) Es sei an die seemännische Eintheilung des Horizonts kurz erinnert. Die Rose wird getheilt in 32 „Striche", so daß jeder Strich einen Winkel von $11^1/_4{}^\circ$ darstellt. Die Namen der einzelnen Striche sind Zusammensetzungen aus den Namen der benachbarten Cardinalpunkte: ONO., SW. z. S. u. s. w.

Diese Aufgabe ist im Allgemeinen nur zu lösen, wenn man im Besitz in verschiedenen magnetischen Breiten beobachteter Deviationen des Schiffes ist, jedoch auch dann nur unter der theoretischen Annahme, daß alles Eisen im Schiff entweder magnetisch völlig hart, oder völlig weich sei. Diese Annahme erleidet in Wirklichkeit wesentliche Einschränkungen, indem manche Eisenarten sogenannten subpermanenten Magnetismus besitzen, d. h. Eigenmagnetismus, welcher im Lauf der Monate und Jahre abnimmt, sogar völlig verschwindet. Die Aufgabe, eine für alle Breiten gültige Compensation herzustellen, kann noch nicht als gelöst bezeichnet werden; es ist dies der Punkt, vor dem die schiffsmagnetische Wissenschaft und Compensations-Technik augenblicklich steht.

Wesentlich für Ausführung einer guten Compensation sind angemessene Einrichtungen zum Schwojen der Schiffe, an denen es gerade in den Haupthäfen Hamburg und Bremerhaven leider noch fehlt. Da es keine leichte Arbeit ist, ein großes Schiff in so starkem Strom, wie in jenen beiden Häfen, langsam und gleichmäßig zu schwojen, und oft unmöglich, dasselbe in gewissen Lagen, wie vielfach wünschenswerth, festzuhalten, so hat man sich oft mit einer oberflächlichen Compensation begnügen müssen, welche wohl für den nächsten Zweck der Reise genügt, aber nicht zur Förderung der Wissenschaft beiträgt.

Obgleich der Schiffsmagnetismus zu den Lehrgegenständen der Navigationsschulen gehört, ist doch zur Ausführung sachgemäßer Compensationen, wie auch bei der Wahl guter Plätze für Aufstellung der Compasse, häufig das Eingreifen der Seewarte an Bord während und nach dem Bau nothwendig; ein ausreichender Vorrath von Compensations-Stäben und -Eisen ist bereit zu halten; die Stäbe sind von Zeit zu Zeit auf ihre magnetische Dauerhaftigkeit, die Eisenstücke in Bezug auf ihre Freiheit von Eigenmagnetismus zu prüfen.

Zur Förderung der schiffsmagnetischen Lehre dienen die von der Abtheilung geführten, die Beobachtungen der Schiffe enthaltenden Deviationsbücher. Die Beobachtungen stammen aus den Deviations-Journalen, welche die Schiffe, ebenso wie die meteorologischen Journale, von der Seewarte empfangen, während der Reise ausfüllen und bei der Heimkehr abliefern. Durch ein solches Verzeichniß an Bord der verschiedensten Arten von Schiffen gemachter Beobachtungen ist man schon jetzt in den Stand gesetzt, die magnetischen Eigenschaften eines neuen Schiffes mit einer gewissen Sicherheit vorauszusagen, den günstigsten Ort für den Compaß zu bestimmen und zuweilen auch die Compensation von vornherein so einzurichten, daß sie allen Breiten gerecht wird.

Der Abtheilung II liegt ferner die Aufsicht über die Instrumentensammlung ob. Obgleich die Seewarte nur meteorologische Instrumente, welche den Schiffen für die Dauer der Reise geliehen werden, in größerer Anzahl selber beschafft, muß doch die Anstalt allen übrigen nautischen Instrumenten ihre Aufmerksamkeit zuwenden, um für Beschaffung und Gebrauch derselben den Seeleuten und Rhedern Rath und Unterweisung ertheilen zu können. Bei der Menge der alljährlich auftauchenden Erfindungen kann das Urtheil, welches Instrument jeder Gattung im Augenblick das beste ist, nur dann ein zuverlässiges sein, wenn es sich auf die Anschauung einer fortdauernd ergänzten Sammlung stützt. Eine solche Sammlung von Instrumenten zu meteorologischen, magnetischen, hydrographischen Be-

obachtungen, Herstellung von Wettersignalen, von Chronometern und Uhren ist daher in Bildung begriffen.

Fügen wir noch hinzu, daß die meteorologischen Beobachtungen der Seewarte, als einzelner meteorologischer Station, von dieser Abtheilung angestellt werden — Beobachtungen, welche zum größten Theil in der Reduction der von selbstregistrirenden Instrumenten gelieferten Angaben bestehen, so ist damit die Aufgabe der Abtheilung II erschöpft.

Abtheilung III.

In der Wetterprognosenlehre ist die Winddverkündigung, verglichen mit der Verkündigung der bevorstehenden Temperaturen und Niederschläge, der am besten begründete Theil. Da die Winddverkündigung zugleich für die Schiffahrt die größere Bedeutung hat, mögen die Grundsätze derselben hier kurz auseinandergesetzt werden. Das von Dove und Buys-Ballot gefundene Gesetz der Winddrehung lautet: Der Wind weht von den Stellen mit höherem nach denjenigen mit niederem Luftdruck, jedoch nicht gerade darauf zu, sondern unter Ablenkung nach rechts auf der nördlichen Erdhälfte, nach links auf der südlichen. Anders gefaßt lautet die Regel: wendet man auf der nördlichen Erdhälfte dem Winde den Rücken zu, so hat man den höchsten Luftdruck rechts hinter sich, den niedrigsten links vor sich — umgekehrt auf der südlichen Erdhälfte. Dieses Gesetz findet eine allgemeine Bestätigung, und in dem Streben der Atmosphäre nach Herstellung des Gleichgewichts, der Umdrehung der Erde und der Centrifugalkraft eine vollkommene Erklärung.

Eine überwiegende Bedeutung haben die auf einen Ort zuziehenden Depressionen (Gebiete niedrigen Luftdruckes). Aus unserm Winddgesetz ergibt sich unmittelbar, daß sich innerhalb einer Depression der Wind in spiralförmigen, auf der nördlichen Erdhälfte von links nach rechts laufenden Bahnen nach dem barometrischen Minimum zu bewegen muß. Das Minimum schreitet in unsern Gegenden fast immer in östlicher, bald nördlicherer, bald südlicherer Richtung fort, worauf die alte Regel beruht, daß man zur Beurtheilung der bevorstehenden Witterung nach Westen, der Gegend des Canals und Englands zu blicken habe. Die östliche Richtung der Zugstraßen hat in dem allgemeinen Vorwiegen der südwestlichen Winde bei uns ihren Grund, welche ihrerseits auf die nach dem Aequator hin zunehmende Luftwärme und die Erdrotation zurückzuführen sind. Noch nicht ganz aufgeklärt sind die Bedingungen, von denen es abhängt, ob diese oder jene Zugstraße eingeschlagen wird. Einen Anhalt gibt die Erfahrung, daß die Depressionen an dem höheren Luftdruck, sowie der höheren Temperatur links vorbeiziehen; man weiß ferner, daß der Besuch der einzelnen Zugstraßen sich auch nach der Jahreszeit richtet, während die Richtung der Straßen selber von der Bodenbeschaffenheit mit bestimmt wird.

Gesetzt nun, die eingelaufenen Witterungstelegramme setzen uns in Kenntniß von einem aus Westen herannahenden Minimum. Um den zu erwartenden Wind zu bestimmen, fragt man sich zunächst, ob das Minimum nördlich oder südlich vorbeiziehen wird. Angenommen, man müsse das Erstere annehmen, was für Deutschland der gewöhnliche Fall ist, so wird einleuchten, daß man während des Vorüberganges der Depression die Winde zu gewärtigen hat, welchen man auf

dem Depressionsgebiet bei einem in umgekehrter Richtung von Ost nach West in dem vorausgesehenen Abstand vom Centrum erfolgenden Durchschnitt begegnet. Es ergibt sich, daß man der Reihe nach Wind von S., SW. bis W. haben wird. Daher rührt die bei uns meist rechtsherum erfolgende Drehung des Windes. Vermuthet man einen südlichen Vorübergang, so ist dagegen Wind aus O., NO., N. zu erwarten.

Soweit die Windrichtung. Die Annahme über die Stärke richtet sich theils unter Zugrundelegung der Erfahrung nach den telegraphischen Verkündigungen der Stärke an anderen Orten, theils wird sie aus der gegenseitigen Lage der voraussichtlich über den Ort hinziehenden Isobaren (Orte mit gleichem Barometerstand verbindende Linien) gefolgert. Ein durchgehender Satz ist es nämlich, daß die Windstärke eine um so größere ist, je größer der Unterschied des Barometerstandes an einem Ort von den Ständen in der Nachbarschaft, oder, anders ausgedrückt, je dichter an dem Ort die Isobaren an einander rücken. Als ein bestimmtes Maß dient der Begriff des Gradienten, nämlich der Luftdruckunterschied in Millimetern in einem Abstand von einem Aequatorialgrad oder 111 Kilometern. Ein wie starker Wind einem bestimmten Gradienten entspricht, ist nach Zeit und Ort verschieden; für die deutsche Küste hat die Seewarte nach ihren Beobachtungen ein durchschnittliches Verhältniß festgestellt, wonach z. B. dem Gradienten 2 die Windstärke 5 der Beaufort-Scala[1]) entspricht.

Da stärkere Winde fast immer mit einer vorbeiziehenden Depression zusammenhängen, so ist in voriger Auseinandersetzung die Grundlage der für die Schiffahrt erforderlichen Wetterprognose gegeben. Weit verwickelter ist die Verkündigung der für die Landwirthschaft wichtigen Erscheinungen, und zwar erstens, weil es sich hier um die schwerer vorherzusehenden Niederschläge (Regen, Schnee, Hagel) handelt; zweitens, weil die Eigenthümlichkeiten der Oertlichkeit hinzukommen. Es kann daher eine der Landwirthschaft Nutzen bringende Wetterprognose nicht ohne Mitwirkung zahlreicher Localcentren für Gebiete von der etwaigen Größe einer preußischen Provinz erfolgen. Aus diesem Grunde ist auch die Ausgabe von Prognosen an das Binnenland, welche in Folge vielfacher Ueberschätzung ihrer Zuverlässigkeit zu manchen Klagen Veranlassung gegeben hat, vorläufig mehr beschränkt worden.

Die täglichen internationalen Witterungsnachrichten bestehen in den nach einem Chiffrirschlüssel abgefaßten Telegrammen. Als Beispiel diene das vollständige Telegramm:

53522 75125 56026 63103 99703 14086

Bedeutung:

Abends 8 Uhr: Barometer: 753,5 mm, Wind: WSW., Stärke: 7; Regen; Temperatur: + 12,5° Celsius —.

[1]) Die im internationalen Verkehr gebrauchte Beaufort-Scala ist der Segelführung eines größeren Segelschiffes mit gewöhnlicher Takelage entnommen. So bedeutet die Stufe 6 der Scala einen Wind, bei dem das Schiff einmal gereefte Marssegel und Bramsegel führen würde; 12 (Orkan-Stärke): „es kann kein Segel mehr geführt werden". Das entsprechende Maß des Druckes und der Geschwindigkeit des Windes ist durch Versuch festgestellt. Bei den Windpfeilen der von der Seewarte ausgegebenen Wetterkarten gilt jede Feder soviel wie zwei Stufen der Beaufort-Scala.

Morgens 8 Uhr: Barometer: 756,0 mm; Wind: WNW., Stärke: 6; dreiviertel bedeckter Himmel; Lufttemperatur: + 10,03; feuchtes Thermometer: + 9,7° [1]).

Höhe des seit gestern Morgen gefallenen Niederschlages: 3 mm; höchster Thermometerstand in den letzten 24 Stunden: + 14°, niedrigster: + 8°; Stärke des Seeganges: 6.

Solcher Telegramme laufen auf der Seewarte täglich gegen hundert ein. Die Verwerthung derselben zur Herstellung der Prognose besteht wesentlich in der Ausfüllung der außer den nothwendigsten geographischen Angaben nur die Beobachtungsorte enthaltenden „Skelettkarten". Erst dann ist vermittelst der nun hergestellten Anschaulichkeit eine Prognose möglich.

Unter den ferneren das Wetter betreffenden Veröffentlichungen ist der tägliche Wetterbericht anzuführen. Derselbe enthält zwei, Luftdruck, Wind, Bewölkung, Temperatur, Niederschlag und Seegang um 8 Uhr Morgens in Mitteleuropa angebende Karten, eine Uebersicht der Witterung in Worten, die Witterungsaussichten für den folgenden Tag und zwar für Nordwest-, Ost- und Süd-Deutschland, einen tabellarischen Morgen- und Abend-Bericht und einige andere Angaben. Der jedem Zeitungsleser bekannte telegraphische Abonnementswetterbericht enthält von 24 für eine Uebersicht günstigen Beobachtungsstellen die hauptsächlichen meteorologischen Angaben, sowie eine Uebersicht der Witterung und der Witterungsveränderung in Worten. Der Abonnementspreis des durchschnittlich 240 Taxworte langen Telegramms beträgt 60 Mark — wenn mehrere Abonnenten sich an einem Orte befinden, 20 Mark monatlich.

Da die Abonnementsdepesche zur Herstellung einer für Wetterprognosen ausreichenden Wetterkarte nicht genügt, werden noch diese Depesche ergänzende Telegramme ausgegeben. Diese enthalten neben einer Anzahl Beobachtungen aus weiteren Beobachtungsstellen Angaben, aus denen der Verlauf der Isobaren, die wichtigste Grundlage der Wetterprognose, zu entnehmen ist. Von dieser Einrichtung, durch welche eigentlich die meteorologischen Zeitungsberichte erst praktischen Nutzen erhalten würden, wird leider bis jetzt nur ein sehr beschränkter Gebrauch gemacht. Die Ursache ist theils dem Mangel an Beihilfe eines Meteorologen in den Redactionen der Zeitungen zuzuschreiben, theils dem Umstand, daß die zur Aufstellung der Prognose nöthige Wetterkarte nicht leicht so schnell fertig gestellt werden kann, daß die Prognose Werth behält.

Unter dem Namen „Hafentelegramme" gehen täglich an 25 deutsche Häfen Telegramme, welche die meteorologischen Angaben der Stationen der Nord- und Ostsee-Küste enthalten, und in dem „Wetterkasten" ausgestellt werden.

Obgleich schon seit dem Jahre 1864 die preußische Regierung ein Sturmwarnungssystem einzurichten versucht hat, kann doch von einem solchen erst seit Bestehen der Seewarte die Rede sein. Es sind jetzt längs der deutschen Küste 41 Signalstellen in Thätigkeit, welche entweder nach besonderen Sturmtelegrammen oder nach den Hafentelegrammen ihre Sturmzeichen geben. Ueber das Resultat ist anzuführen, daß etwa in der Hälfte der Fälle der angekündigte Sturm, d. h.

[1]) Dies ist die niedrigste Temperatur, auf welche ein angefeuchtetes Thermometer herabsinkt; dieselbe dient in Verbindung mit der Lufttemperatur zur Bestimmung des Wasserdampfgehalts der Luft.

eine Windstärke über 8 der Beaufort-Scala, wirklich eingetreten ist, so daß die Einrichtung der Schiffahrt schon zweifellos einen bedeutenden Dienst erweist.

Abtheilung IV.

Ebenso nothwendig als ein Winkelmeßinstrument und ein Compaß, unentbehrlicher noch als der Barometer, ist auf einer Seereise eine zuverlässige Uhr.

Der Fortschritt einer Seereise, sowie die Sicherheit des Schiffes beruht auf der beständigen Kenntniß des Schiffsortes nach Länge und Breite. Die Breite ist bei einer nur ungefähren Kenntniß der Zeit durch Messung des höchsten Standes eines Gestirns, vermittelst des Sextanten leicht festzustellen. Die Länge würde man gleichfalls kennen, wenn man den Unterschied der Zeit des Ortes und derjenigen in der Länge 0° kennt; denn die Verschiedenheit der Ortszeiten, welche dem Eisenbahnreisenden so lästig ist, gewährt dem Seemann die Möglichkeit, durch Ortsbestimmung sein Reiseziel mit Sicherheit zu erreichen. Die Ortszeit liefert, wieder mit Hilfe des Sextanten, hinreichend genau die Beobachtung des Standes der Sonne; um die Greenwicher Zeit (Zeit in 0° Länge) zu ermitteln, muß man sich auf die Angabe seiner Schiffsuhr verlassen, deren Stand gegen jene Zeit (in der Navigation „Stand" schlechtweg genannt) im Hafen festgestellt worden ist. An Land würde schon eine einfache Pendeluhr die erforderliche Genauigkeit haben; da der Pendel wegen der Bewegungen des Schiffs in See als Regulator nicht anwendbar ist, bedient man sich für die Längenbestimmung sehr feiner und eigenthümlich gearbeiteter Uhren, welche in eigenen, vor Erschütterungen, Temperaturwechsel und Feuchtigkeit wohlgeschützten Schränken untergebracht werden.

Die Bestimmung des Standes erfolgt am bequemsten durch Vergleichung der Chronometerzeit mit der Zeit, zu welchen in den Häfen die Zeitbälle fallen — weithin sichtbare, an Stangen gehißte Bälle, welche, durch eine elektrische Vorkehrung von einer Sternwarte aus fallen gelassen, den Augenblick einer vorher bekannt gemachten Zeit auf Bruchtheile von Secunden genau angeben. Wo sich kein Zeitball befindet, aber doch die Ortslänge bekannt ist, kann die genaue Ortszeit durch eine an Land auszuführende, jedoch etwas schwierige Beobachtung sogenannter „correspondirender Höhen" ermittelt werden. Wenn endlich auch die Ortslänge unsicher ist, so helfen wieder andere Beobachtungen aus, unter welchen die Monddistancen die bekanntesten sind, zu deren Ausführung jedoch ein geübter Beobachter und sicherer Rechner gehört.

Kein Chronometer geht so genau, daß er seinen Stand auch nur eine Reihe von Tagen hindurch beibehielte; es muß daher der tägliche Gang jedes Chronometers vor der Reise bestimmt und auf den Stand angewandt werden. Bis vor wenigen Jahren, und oft auch jetzt noch, begnügte man sich mit dieser Annahme eines immer gleichen täglichen Ganges. Neuerdings jedoch zieht man auch die Veränderung des Ganges durch die Temperatur, welche die sorgfältigste Compensation des Chronometers doch nie ganz beseitigen kann, und durch die Zeit mit in Betracht. Einer dritten, den Gang mächtig beeinflussenden Wirkung, derjenigen der Schwankungen des Schiffes, ist durch Rechnung nicht beizukommen; hier ist Abhilfe nur von den Fortschritten der Chronometertechnik zu erwarten.

Die Untersuchung der Chronometer geschieht in einem, durch besondere Heizvorrichtungen auf bestimmte Temperaturen zwischen + 5° und + 30° zu bringenden Raume. Auf Grund genauer Beobachtungen der Gänge erfolgt dann die Ausrechnung der Temperatur- und Zeit-Coeffizienten, die entweder mitsammt dem Stand im Augenblick der Abgabe an die Schiffe im Chronometerjournal bemerkt und während der Reise beständig auf den Gang angewendet werden, oder, wenn es sich um einen von einem Chronometermacher erbetenes Gutachten handelt, den Maßstab für die Güte des Instruments liefern.

Zur Beobachtung werden die Chronometer der deutschen und auch ausländischer Schiffe, zur Prüfung nur diejenigen deutscher und ausnahmsweise schweizerischer Fabrikanten zugelassen. Für diese Leistungen wird eine mäßige Gebühr erhoben, von welcher nur die das meteorologische Journal führenden Schiffer und die ein neues Modell vorlegenden Chronometermacher frei sind.

Da die Aufgaben der Seewarte großentheils einen unmittelbaren Verkehr mit den Schiffsführern, oft auch den Besuch eines Vertreters auf den Schiffen erfordern, sind außer der Hauptanstalt eine Reihe von Nebenstellen an den wichtigsten deutschen Küstenplätzen errichtet worden. Diese sind Agenturen, Normalbeobachtungsstationen und Signalstationen.

Die Agenturen sind entweder Hauptagenturen oder Agenturen zweiten Ranges. Ersteren, von welchen zur Zeit je eine zu Bremerhaven, Swinemünde und Neufahrwasser besteht, liegen für ihr Küstengebiet ähnliche Aufgaben ob, wie sie für Hamburg die Abtheilungen I und II zu lösen haben. Den Agenturen zweiten Ranges sind ihren geringeren Kräften entsprechend beschränktere Aufgaben zugewiesen. Dieser Anstalten sind bis jetzt vierzehn errichtet.

Wo die Verhältnisse es gestatten, sind mit den Agenturen verbunden die Normalbeobachtungsstationen, auf welchen die in Abtheilung III für den meteorologischen Dienst benutzten, von den deutschen Küsten herrührenden Beobachtungen angestellt werden. Die neun Normalbeobachtungsstationen sind ihrer Einrichtung und Ausstattung nach meteorologische Stationen erster Ordnung.

Die Signalstellen endlich haben die von der Hauptanstalt ausgehenden Wetterverkündigungen in der oben schon auseinandergesetzten Weise zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Ihre Zahl beläuft sich bereits auf gegen vierzig.

Stolz erhebt sich das vierthürmige Gebäude der Seewarte — eine Zierde Hamburgs — auf dem Aussichtsplatz „Stintfang", dem Ausgangspunkt der öffentlichen Anlagen an der Elbe, herabblickend auf die den Hafen füllende deutsche Kauffahrteiflotte, deren Bestem sie dient, und dieser ein unmittelbares Wahrzeichen der Fürsorge des Reichs. — Möge die Anstalt den gesteigerten Anforderungen der fortschreitenden Technik und Wissenschaft stets wie bisher gewachsen bleiben und bei den durch die überseeischen Erwerbungen bedingten, hoffentlich mächtigen Aufschwung der deutschen Schiffahrt an ihrem Theil gebührend mitwirken!

Aus dem Berliner Musikleben.

Berlin, Juni 1885.

„Wie viel bleibt Dir von der Seligkeit, welche Dir eine Musik gegeben, in Deiner Erinnerung zurück? Höchstens warme Schatten!“ Ist es zu wenig, was hier Jean Paul verheißt? Zwar das „Immergrün der Gefühle“ ist keinem erschaffenen Geiste beschieden, und mehr als ein starker Nachklang folgt auch der im Augenblick übermächtig scheinenden Bewegung nicht. Dich hat vor Zeiten eine herrliche Landschaft entzückt; — schließe die Augen und versuche es, den Zauber neulebig zu machen. Folge mit sehnsüchtigem Herzen dem Bilde eines verlornen Freundes —, versetze Dich zurück in den Lichtglanz einer entschwundenen glücklichen Stunde! Schatten, höchstens warme Schatten! — Und mehr nicht, als eben warme Schatten sind es auch, die heraufschweben, wenn wir das Berliner Musikleben der vergangenen Monate durch unsere Erinnerung gleiten lassen. Die Musik bedarf sogar mehr als jede andere Kunst, das Ohr mehr als jeder andere Sinn der vollen Actualität. Aus dem Augenblick geboren entflieht die holdeste der Musen mit dem Augenblicke. Es fragt sich nur, welche der Bewegungen, in die sie uns versetzt, am längsten nachschwingt, um welcher Stimmungen willen sie uns werth, durch welche derselben sie für unsere Beglückung und Veredlung bedeutungsvoll wird. Es gibt Musik, die überhaupt Stimmung nicht erzeugt, uns allenfalls äußerlich in Bewegung setzt; von dieser ist hier nichts zu sagen. Und es gibt Musik, die uns eine Stimmung aufdrängen soll, die (man denke nur an einen Theil der sogen. Programm-Musik!) wie mit einem Zuviel von gesperrter Schrift operirt. Nun, sie interessirt uns vielleicht vorübergehend, aber — sie geht vorüber. Und es gibt ferner Musik, die uns mit einem Schlangenleib umfaßt, unsere Seele gewaltsam an sich reißt, mit der wir kämpfen, die uns das Hören und Genießen zur Arbeit macht. Ihre Schatten verfolgen und bedrohen uns, wir fürchten sie mehr, als wir sie suchen. Und es gibt endlich Musik, die uns tief bewegt, losläßt und wieder ergreift, und durch dieses holde, im edlen Gleichmaß auf- und abschwebende Spiel uns erfüllt, wie jede Kunst es soll, mit jenem ästhetischen Behagen, dessen wir nicht müde werden, das unserer auf den Wechsel gerichteten und durch das Beständige im Wechsel so leicht gewonnenen Seele als das wahre irdische Glück, als die Ahnung des ewigen Eden erscheint. In diesem letzteren Sinne allein, im Hinblick auf den unermeßlichen Reichthum ihrer Gebilde, unter denen schon der einzelne Ton als sinnvolles Element sich bietet, gebührt der Musik unbestritten der Vorrang in der Hierarchie des Schönen. „Die Tonkunst hätte,“ wie der vor Kurzem heimgegangene Hiller treffend, wenn auch etwas radical, bemerkt, „gar keine Existenzberechtigung, wenn man das, was sie ausspricht, ins klare Wort übersetzen oder in Oel malen könnte.“ Ihr Ausdrucksmittel, ihr Formenwesen erhebt sie zu einer souveränen Macht, die nur die Religion als ebenbürtig anerkennt und ihr so nahe verwandt ist. Daraus ist auch ihr immer noch wachsender Antheil und Einfluß in unserm geistigen Leben erklärlich.

Wie eine gewaltige Woge, gewaltiger denn jemals, durchströmte die Musik besonders in diesem Jahre die Berliner Sphäre. Zuviel — Ueberproduction — Hochfluth! — Dieses Thema wurde gleich im Beginn der zweiten Hälfte unsers tönereichen Winters durch alle Tonarten und alle Vortragsnuancen zwischen stiller Resignation und lautem Entsetzen variirt: eine jedenfalls unmelodische und unharmonische und darum unerfreuliche Ouvertüre. Der Klageruf hat ein gewisses Recht. Der Empfänglichkeit auch des begeistertsten Musikfreundes sind Grenzen gesetzt. Jene tiefe Erschöpfung, welche bei einem Gange durch ein Museum allmälig uns ergreift und

wie ein Bleimantel niederzwingt, macht sich im Concertsaal weit früher bemerklich. Es gibt Leute von vorzüglicher Constitution, die beim längsten Oratorium, bei der geistlosesten Symphonie bis zum letzten Tone geduldig auf ihrem Platze ausharren, auch wenn sie längst aufhörten, der Musik zu folgen; sie leiden nicht, sondern gerathen nur in einen eigenthümlichen Betäubungszustand. Sie wollen nicht hören, und dann hören sie auch nicht. Anders wir Andern. Wir sind völlig widerstandslos gegen den Ton. Wir wissen ja, daß auch wir ihn nur vernehmen, weil sich seine Schwingungen in uns fortsetzen, weil wir also mitthätig sind; aber wir sind der Einwirkung mehr als Andere unterworfen, unser ganzes Wesen geräth in Resonanz. Wir müssen, wie Berlioz („A travers chants") es ausspricht, mit den Instrumenten und Stimmen, durch ihre Schwingungen erregt, gleichsam selbsttönend mitschwingen, um wahrhaft musikalische Eindrücke zu erhalten. Darum sind wir ganz außer Stande, während der Musik Heterogenes zu denken oder gar zu besprechen. Musik bereitet unserer Gedankenarbeit ein jähes Ende; wir müssen sie hören, wir können nicht anders. Einem Redner entschlüpfen wir und geben ungestört der Anregung neuer Ideen nach; das recitirende Drama, auch das fesselndste, beherrscht uns nicht in solchem Grade, daß wir nicht nebenbei einen symphonischen Satz mit dem innern Ohre hören könnten; — aber Musik übt einen absoluten Zwang über uns, unterbricht alle Leitungen nach andern Richtungen. Und doch — trotz dieser Ausschließlichkeit, welche Flucht der Eindrücke!

* * *

Mehr als man gewöhnlich glaubt, ist die Intensität der musikalischen Eindrücke abhängig vom Raume. In Bezug auf diesen ist eine Aenderung resp. Verbesserung in Berlin nicht eingetreten; noch verlautet nichts auch nur von einem Projecte zur Schaffung eines geräumigen, etwa 100 Musiker, 400 Sänger und 2000 Zuhörer fassenden Concertsaales mit einer großen Orgel. Hier hätte ein reicher Mann die herrlichste Gelegenheit, sich ein Denkmal zu setzen; nur in dieser Form, da die Rentabilität völlig ausgeschlossen ist, wird sich der Zukunftstraum Tausender verwirklichen lassen. Ueber die wichtigste künstlerische Forderung an diesen Saal — seine Akustik — ein kurzes Wort. Die von Garnier, dem Erbauer der Pariser großen Oper veröffentlichte Schrift sucht die erheblichen Mängel der Akustik in diesem Prachtsaal mit dem gänzlichen Mangel einer bewährten Theorie zu bemänteln. Garnier bekennt mit einem gewissen Cynismus: der Zufall ist die Gottheit, an die allein ich glaube[1]). Er wußte also nicht, was Langhans, der Erbauer und Wiedererbauer unseres akustisch vortrefflich gerathenen Opernhauses bereits 1810 veröffentlichte[2]); kannte offenbar auch die richtigen, grundlegenden Auffätze unseres berühmten Orth nicht. Nein, es ist nicht mehr das Spiel des blinden Zufalls, ob ein Raum akustisch ist oder nicht, sondern ist einfach abhängig von der Berufenheit und wissenschaftlichen Bildung des Architekten. Welche Bedeutung dieser Fortschritt z. B. für unsere Gottesdienste, für die Kirchenmusik hat, darf wohl im Centennarium der Bach, Händel, Schütz betont werden. Die von Adler erbaute Thomaskirche wird für Redner und Musiker stets unbrauchbar bleiben, während die Zions- und Dankeskirche, auf welche Orth seine akustischen Principien anwendete, die Richtigkeit dieser aufs Glänzendste darthun. —

Für geistliche Aufführungen großen Stils ist in Berlin nur die Garnisonkirche geeignet, und zwar ausschließlich ihrer Dimensionen halber; denn sie ist akustisch höchst mangelhaft und die zur Aufstellung eines Chors erforderliche Empore befindet sich nicht vor, sondern gegenüber der Orgel. Aus letzterem Umstande ergibt

---

[1]) Daß Garnier in richtiger Erkenntniß seiner Verantwortlichkeit für den akustischen genius loci ein Modell des Opernhauses (jetzt im Conservatoire des Arts et Métiers aufgestellt) ausschließlich für Hörversuche construirte, war ohne jeden praktischen Werth. — Die citirte Stelle in: „Le Théâtre. Paris 1871" lautet wörtlich: „Cela montre, je crois, que jadis, comme aujourd'hui, la science de l'acoustique appliquée aux théâtres était une science puérile et que c'est le hazard seul qui dans ce cas spécial a de tout temps été le „Deus ex machina".

[2]) „Ueber Theater oder Bemerkungen über Katakustik."

sich die Nothwendigkeit einer jedesmaligen Ausgabe von ca. 800 Mark (so viel kostet nur der Aufbau eines vor der Orgel gewaltig ausladenden und aufragenden Podiums), sowie der Uebelstand, daß für die Hälfte des Kirchenschiffs der volle Klangeffect verloren geht. So waren es, abgesehen von der allerdings hochwichtigen Orgel, wohl wesentlich ökonomische Rücksichten, welche den Stern'schen Gesangverein zu dem Versuche veranlaßten, am Vorabend von Seb. Bach's 200. Geburtstag (20. März) die „Matthäus-Passion" in der Kirche zu restituiren. — Seit dem 11. März 1829, wo unter Mendelssohn's Leitung und einer Milder und Schätzel, eines Stümer und Devrient Mitwirkung die „Passionsmusik nach dem Evangelium Matthäi" aus einem hundertjährigen Schlafe geweckt in Berlin zur ersten Aufführung gelangte, gehört diese umfangreichste und bedeutendste der zahlreichen Tondichtungen Bach's zu dem dauernden Bestand unseres Musiklebens. Wie ein mächtiger Regulator, ein rocher de bronze protestantischer Kunst, dem kein Wert der katholischen Musikliteratur das Gegengewicht hält, ragt dieses monumentale Oratorium vor uns auf, wie ein Neugeborenes uns jedes Jahr (durch die Singakademie) wiedergeschenkt, wie ein göttlicher Heros mit der Kreuzesfahne immer neue Siege gewinnend. Denn was vor einem Menschenalter die exclusiv-lutherische Theologie für Ketzerei oder doch für ein Adiaphoron, ein weder erlaubtes noch verbotenes Mittelding hielt, gilt heute für ein Stück religiösen Lebens: das Anhören dieser Passionsmusik ist für Viele ein Act praktischer Frömmigkeit geworden. Und dies nicht nur für die Zuhörer. Für die Sänger ist es unerläßliche Voraussetzung, daß sie den Inhalt dieses Werkes nicht nur kennen, sondern sich zu ihm bekennen. Ohne diese persönliche Stellungnahme, das muß ausgesprochen werden, ist es unmöglich, Andacht zu wirken: die klingende Schelle kann nie Betglocke sein. Bach will nicht nur musikalisch, er muß religiös erfaßt und empfangen werden. In diesem Sinne kam bisher die Singakademie dem Ideal am nächsten, und in diesem Sinne mußten naturgemäß dem Stern'schen Verein erhebliche Schwierigkeiten erwachsen. — Es stand Herrn Prof. Rudorff, dem Mendelssohnianer, gut an, daß er seinem Vereine das Urbild für „Paulus" und „Elias" zugänglich machte. Sorgfältige Proben füllten lange Monate, aber ein tückisches Nervenleiden erzwang einen Remplaçant für die Battuta. Der Verein wünschte mit seiner Ovation nicht post festum zu kommen, und so übernahm Professor Stockhausen ad hoc die Leitung. Der Chor accommodirte sich schnell seinem ehemaligen Führer, die Philharmonische Capelle war durch Blumner's Unterweisung mit dem Werke wohl vertraut, und endlich waren die Soli zum größten Theil in guter Hand. Allerdings mußte die Gegenwart gerade Stockhausen's, dessen Jesus unvergessen und unerreicht blieb, auf die Leistung des Herrn Hildach eigentlich einen verklärenden Strahl werfen. Aus den Vorzügen des Dresdner Baryton — wohllautender nobler Ton, vor Uebertreibungen gewahrter Vortrag, ein gewisser, zum Ganzen wohlgestimmter milder Glanz des Colorits — ließe sich leicht eine Gestalt im Stile des Carlo Dolce gewinnen; aber ein peinlicher Erdenrest — die vielfache Unreinheit der Intervalle — stört den Fluß der schönen Linien gar zu empfindlich. So schwebte gegen die Absicht des Componisten und schädlich für das ideale Gleichgewicht der Kräfte im Drama die Figur des Evangelisten (Herr Dr. Gunz) erheblich über ihrem Niveau. Dieser ausgezeichnete Oratorientenor, der die leichtansprechende, geschmeidig die Register wechselnde Höhe und die epische Schlichtheit im Vortrag mit A. Geyer gemeinsam hat, bot eine nahezu vollendete Leistung. So soll der Liturgus singen: nicht seine Person, seine Gesangskunst, sein exegetisches Geschick präsentirend, sondern hinter seiner Aufgabe der Erbauung verschwindend. Fräulein Spies ist gegenwärtig die berühmteste Altistin für das Oratorium. Sie wird Frau Joachim (d. h. jene, die nicht ausschließlich musikalische Sympathien besaß; der gegenwärtigen ist sie weit vorzuziehen!) zu ersetzen im Stande sein, wenn sie ihr Vergnügen am Vollklang überall dem Charakter ihrer Parthie anzupassen und unhörbar zu athmen verstünde. Der nicht große, aber wohlklingende und wohlgeschulte Tenor des Herrn Kaufmann machte uns das überaus seltene Vergnügen, die von einer obligaten (hier vortrefflich ausgeführten) Oboestimme umspielten Arie: „Ich will bei meinem Jesus wachen" ohne gequälte

Hochtöne zu hören. Frau Müller-Ronneburger wußte ihre angenehme Begabung aufs Beste zur Geltung zu bringen, während Herrn Stange's rauher Baß die Unentbehrlichkeit der Arie „Gerne will ich mich bequemen" nicht darzuthun vermochte. — Im Präludium-Chor sang eine Knabenschar (Schüler des Joachimsthal'schen Gymnasiums) den cantus firmus „O Lamm Gottes" mit ungezügelter, naiver Singelust, die man im Turnsaal willkommen heißt. Es ist ein Irrthum, wenn man in das kunstvolle Filigran dieser Contrapunktik durch einen naturwüchsigen einstimmigen dritten Chor damit Klarheit zu bringen glaubt, wenn man dieselbe unkünstlerisch vordrängt. Hier wurden Schönheit und Einheit zugleich geschädigt. Dem Chore überhaupt merkte man es an, daß ein Sänger ihn leitete[1]); der fanatische Ruf: „Barrabam", von der donnernden Vollorgel unterstützt, tönt uns noch in den Ohren. Dagegen ließ das Orchester auf einen nur intermittirenden Zügelgebrauch des Dirigenten schließen, ein Mangel, den das meisterhafte Spiel des Herrn Kruse nicht vergessen machen konnte. Die Kirche war, trotz hoher Preise, fast überfüllt; dennoch schloß die Concertrechnung mit einem Deficit.

Der nächste Tag gehörte der Singakademie. Goethe's Ausspruch: „Mir ist es bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben —" paßt auf keine der Schöpfungen des Leipziger Cantors so vortrefflich, wie auf die Hohe Messe in H-moll. Mit dieser feierte unser erstes Chorinstitut Bach's Ehrentag. Dem Herzen der meisten Bachfreunde steht vielleicht die Matthäuspassion näher. Man kann auch zugeben, daß dieses Werk dem kräftigen, evangelisch-christlichen Bewußtsein des cantor Germaniae den präcisesten und allgemein-verständlichen Ausdruck gibt, daß es durch unmittelbare Anknüpfung an das kirchliche Leben (die Choräle), durch Zugrundelegung von Jedermann geläufigen Aussprüchen und Erzählungen und endlich durch die dramatisch belebte Form selbst unwiderstehlich zur Andacht zwingt und so seinen obersten Zweck sicher erreicht. Es ist aber unschwer zu erkennen, daß Bach dieser Mittel nur benöthigt ist, wenn er sich an die ganze Gemeinde wendet, also wie der Kanzelredner sich auf schlichte Auslegung und die Sprache der Erbauung beschränkt. Die Passionsmusik ist populär im besten Sinne. Die feinere dogmatische Unterscheidung jedoch setzt ein geistig-reiferes Publicum voraus. Schon der lateinische Text kündigt die eximirte Stellung der Messe an. An die Stelle der episch-dramatischen Form tritt die des Bekenntnisses und des Gebetes. Das der Musik eigenthümliche Vermögen, Stimmungen höchster Transcendenz in voller Realität darzustellen, zeigt hier seine ganze Kraft. Nicht ohne Weiteres wird die Hand zum Gange in das Heiligthum geboten, es wird vielmehr die Weihe einer ernsten Vorbereitung, der Stimmung sowohl als des Musikverständnisses, vorausgesetzt. — Daß Bach den Text der katholischen Messe zur Basis seiner vornehmsten musikalischen Offenbarung wählte, hat keine Bedeutung für die Schätzung seiner Evangelicität. Die gottesdienstliche Ordnung der Hauptkirchen Leipzigs hält noch heute lateinische Texte für zulässig, und das Symbolum Nicaenum enthält keine, die großen christlichen Confessionen trennende Lehrsätze. Dazu ist der Concertsaal, als welcher auch die Kirche gedacht werden kann, interconfessionell.

Die Aufführung der Hohen Messe ist mit geringeren Mitteln als die der Singakademie nicht wohl möglich. Diese Mittel sind mit ihrem Director, dem in Bach'schen und Händel'schen Traditionen gewachsenen und für die Pflege der Vocalmusik glänzend bewährten Professor Blumner und seinem gewaltigen, wohlgeschulten Chore nicht erschöpft. Was die Singakademie geworden ist in den fast hundert Jahren ihres Bestehens, was sie immer bleiben wird nach dem Programm ihrer Stifter: die Pflege-

[1]) Schade nur, daß sämmtliche Choräle mit Begleitung gesungen wurden. Benützte Orchesterstimmen zu den Chorälen in der Thomas-Bibliothek beweisen doch nur die Schwäche des Thomanerchors; der a capella- (unbegleitete) Gesang bezeichnet jedenfalls die höhere Kunststufe. Eine Auswahl von, wenn auch nur zwei, a capella zu singenden Chorälen dürfte jedem leistungsfähigen Chore zu empfehlen sein und zugemuthet werden können.

stätte classischer geistlicher Musik — das läßt sich einzig ableiten aus der unwandelbaren erzenen Treue in Erfüllung jenes Programmes. Die Einseitigkeit desselben ist eine der heiligen Kunst heilsame und darum zu Recht bestehende. Noch an einer andern Stelle — in der Verfassung der Singakademie — ist eine Garantie für ihre Programmtreue zu finden. In musikalischen Fragen ist ihr Director einzige Instanz. Andern Vereinen ist der Mangel einer souveränen Einheit (im Gegensatz zur Majorität, die sich gelegentlich auch gegen den Dirigenten wendet) stets verhängnißvoll geworden. Der Absolutismus liegt einmal im Wesen der Musik und der Tactstock ist ihr Scepter. Jede Aufführung eine Emanation der leitenden Person — alles Andere ist unwerthig! So stellte sich auch am Bach-Tage die Messe dar. Die Leistung des Chores, gipfelnd im Crucifixus, war eine der besten unter seinen guten. Das möge genügen. Fräulein Oberbeck im Sopran, Fräulein Spies im Alt, Herr Hauptstein im Tenor und die Herren Betz und Rolle im Baß waren des Chores würdige Solisten und das Orchester durch die sorglichen Interpretationen des Directors wohlvorbereitet.

Die festlichen Veranstaltungen zur Aufrichtung eines tönenden Monumentes für den andern der beiden Dioskuren des Jahres 1685 — für Georg Friedrich Händel — gingen den vorher beschriebenen zwar voran und von denselben Vereinen aus, sie waren auch, obwohl weder auf „Messias", noch „Israel in Aegypten", sondern auf „Samson" und „Judas Makkabäus" die Wahl fiel, wohlgeeignet, die Züge des Sohnes der alten Stadt Halle mit markigen Strichen zu zeichnen; dennoch wurde wieder einmal überzeugend klar, wer von diesen beiden Gewaltigen der Gewaltigere ist. Man braucht der Versuchung zur Abwägung ihrer Werthe (ein müßiges Spiel, wie Spitta meint) nicht nachzugeben; man darf es auch unerheblich nennen lassen, daß Bach's Genius bis in unsere Zeit, bis zu Brahms und den Neuromantikern zeugekräftig wirkt, während das auf Händel zurückweisende Epigonenthum längst abgewirthschaftet hat. Wenn aber nur das Eine richtig ist, daß nämlich unser religiöses Leben mit starken Schritten einer Wendung zum Besseren sich nähert, so wird es Bach und Bach allein sein, der Componist des Protestantismus als Herzenssache, dessen gewaltige Bundesgenossenschaft wir brauchen, unsre Zukunft zu bauen!

Auch in Bezug auf Händel nahm der Stern'sche Gesangverein den Vortritt. Seine Vorfeier des 23. Februar fand genau einen Monat früher durch Aufführung des „Samson" in der Philharmonie statt. Die Leistung des Vereins erhob sich nicht über den Durchschnitt; man hatte das Gefühl, als ob die Ouverture zum Fest etwas zu früh begonnen hätte und die Proben zu derselben durch den Christbaum etwas gestört worden wären. Auch die Solisten — Frau Henschel, Fräulein Schmidtlein, Herr Alvary (Weimar), Herr Henschel und Herr Friedländer — kamen über eine gute Mittelmäßigkeit entweder im technischen oder im poetischen, oder (wie Frau Henschel) in jedem Sinne nicht hinaus. Herr Henschel fand als Kehlvirtuos Beifall, aber sein Nasenton verletzte wie stets das ästhetische Gefühl. Wer da meint, daß Harapha nur im Philistercharakter, nicht aber schön zu singen brauche, der hält es auch für möglich, daß Mime eine oratorische Figur werde. — Die Singakademie hatte eine geeignetere Wahl getroffen, der „Judas Makkabäus" stimmte besser zur Jubelfeier des 23. Februar. Auch hier blieben, Fräulein Oberbeck ausgenommen, die Solisten (Fräulein Schmidtlein, Herr Ernst, Herr Rolle) mit Stimme und Vortrag gegen das wuchtige Werk und die Phalanx des Chores im Unbedeutenden stecken. — Eine Feier des dreihundertjährigen Geburtstages von Heinrich Schütz ist bisher nicht angekündigt. Vorläufig ist eine Aufführung seiner Passionsmusik durch den Kirchenchor von St. Nikolai und St. Marien, sowie eine Berücksichtigung seiner Werke (neben denen Bach's und Händel's) für die kirchliche Feier des Chorverbandstages in Aussicht genommen.

Die Philharmonische Gesellschaft hat sich abermals auf ein Jahr constituirt und damit auf einen gleichen Zeitraum die Erhaltung des Philharmonischen Orchesters gesichert. Auch in der zweiten Hälfte der zahlreichen Concerte fand Jedermann „sein Sträußchen": in sehr vernünftig abgesteckten Grenzen wurde jeder musi-

kalischen Fraction ihr Recht. Bei Gelegenheit der Rechnungslegung in der Generalversammlung kam es zur Sprache, daß die Honorare für einzelne Virtuosen übermäßig reichlich bemessen waren. Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit auf eine inzwischen möglich gewordene weitere Einschränkung aufmerksam zu machen. Während Herr Joachim seine Zeit und Kraft bekanntlich ohne jede Entschädigung der Gesellschaft opfert, bezieht Herr Klindworth für die Leitung der ihm zugetheilten Concerte ein recht erhebliches Honorar. Man darf wohl überzeugt sein, daß Herr Klindworth den Vortheil, welcher ihm und seiner Clavierschule durch seinen Dirigentenposten in der öffentlichen Meinung erwächst, höher veranschlagt als ein Honorar; der tüchtige Dirigent wird gewiß gern einige Concerte gratis übernehmen. Sollte er wider Erwarten diese Form der Betheiligung ablehnen, so würde für Herrn Capellmeister Mannstädt, den als Nachfolger Rauchenecker's zu gewinnen wir das Glück hatten, der erwünschte Raum zu entsprechender Verwendung sich bieten und nebenbei das Extrahonorar jedenfalls gespart werden. Die Capacität des Herrn Mannstädt und seine literarische Tüchtigkeit, welche für die Directionsconferenzen der Gesellschaft möglichst fruchtbar gemacht werden sollte, bilden indeß nur einen Theil des Gewinnes, der uns in diesem vortrefflichen Musiker zugewachsen ist. „Er ist ein Dirigent, sagt Alles nur in Allem!" Er gehört ausschließlich seiner Aufgabe, studirt niemals seine eigene Haltung zum Nachtheil der Musiker und hat endlich vielfach bewiesen, daß er mit dem Orchester zugleich einen großen Chor zu führen versteht, eine Leistung, der unter allen Dirigenten der Gesellschaft Herr Klindworth am wenigsten gewachsen ist. Jeder, dem es aus eigener Erfahrung bekannt ist, in welch' lebhaftem Contact Dirigent und Sänger sich unausgesetzt befinden müssen, wenn die elektrische Kette mit dem Orchester geschlossen sein soll, hatte z. B. am 13. Februar, als der Berliner Wagner-Verein in ebenso würdiger als glänzender Weise „Zur Erinnerung an Richard Wagner" eine Gedächtnißfeier veranstaltete, das beunruhigende Gefühl: die Dresdner Liedertafel hat das „Liebesmahl der Apostel" unter seinem heimischen Dirigenten Herrn Reinhold Becker vorzüglich studirt und sich zu eigen gemacht, aber Herr Klindworth gibt die üblichen, unentbehrlichen Avertissements nicht, weil er mit dem Orchester vollauf zu thun hat. — Es dürfte ferner der Philharmonischen Gesellschaft lieber sein, wenn die Programme ihrer Concerte weniger etwaigen Eingebungen des Augenblicks (der Verlegenheit oder des Humors) ihre Entstehung verdanken, sondern regelrechten Berathungen. Die Ouverture zu Meyerbeer's „Dinorah" hätte das placet der übrigen Dirigenten außer Herrn Klindworth niemals, aber die Ouverture zu Auber's „Fra Diavolo" mit dem Flintenschuß jedenfalls die, einer — nun, mindestens Geschmacklosigkeit gebührende, energische Zurückweisung sicherlich erhalten. — Eingehenderen Bericht über Virtuosen-Concerte können wir an dieser Stelle nicht geben; doch sei registrirt, daß zu den schon bekannteren Pianisten d'Albert, Clara Schumann, Rummel, Grünfeld u. s. w. sich völlig überraschend Herr Emil Sauer gesellte und zwar mit allen Errungenschaften der Schule Nikolai Rubinstein's, leider aber auch mit einem durchaus nicht salonfähigen Ibach'schen Flügel; daß ferner die Sarasate, Sauret, Barczewicz in Herrn Wessely einen hoffnungsvollen Collegen erhielten und daß am 2. März die Concert-Agentur H. Wolff ein Virtuosenconcert ersten Ranges zum Vortheil der durch ein gewaltiges Erdbeben ins Elend gestürzten Spanier mit glänzendem Erfolge gab. — Von den kleineren Chorvereinen trat der von Herrn Alexis Holländer geleitete Cäcilienverein mit einer erstmaligen, meist wohlgelungenen Aufführung eines bedeutenden neuen Chorwerkes „Sakuntala" von Philipp Scharwenka, und der vielfach bewährte Gesangverein des Herrn Paul Seiffert mit wohlstudirten Chorliedern a capella hervor. Auch der „Berliner Liedertafel" sei gedacht; sie verspricht Gutes. —

Zwei junge Künstler verdienen in diesem summarischen Bericht eine besondere Stelle: Bernhard Stavenhagen und Bruno Schmidt. Herr Stavenhagen, ein Schüler der königlichen Hochschule und speciell des Herrn Professor Rudorff, gab am 29. Januar ein eignes Concert, gewann sich als Virtuos im Bunde mit einem

entzückenden Bechstein neben d'Albert seinen Platz und eroberte als Componist eines Clavierconcertes sofort eine sehr günstige Position. Von ihm werden wir noch oft reden. — Bruno Schmidt ist nicht ausübender Künstler, sondern Componist. Seine Lieder[1]) haben zunächst mit denen von Robert Franz und Gustav Hasse das gleiche Schicksal: sie werden wenig gesungen. Man weiß ja, wie schwer es ist, für neue Lieder coram populo senatuque den rechten Singemund zu finden. Wenn man aber beobachtet, wie vielen Mittelmäßigkeiten zum Beispiel Herr Götze in seiner Gutmüthigkeit den Markt geöffnet hat, so kann es auch einmal kommen, daß er und seine Genossen und Genossinnen in der Gesangeskunst echten Liedern von Gottes Gnaden den Weg zu Ohr und Herz bahnen helfen. Es geschehe also! —

* * *

Der Antheil der Bühnen am Berliner Musikleben im Vergleich zu den oratorischen und Orchester-Concerten gelangte mit diesen nur durch das Gastspiel des Herrn Emil Götze auf gleiche Höhe. Kurz vor Götze's Erscheinen kam bei der Königlichen Oper die Tenoristenfrage aufs Tapet. Es fehlte nicht viel, so hätte Herr Ernst seinen Abschied genommen. Und warum? Kurz nach einander hat der Generalintendant drei Tenöre untergeordneten Ranges engagirt: Herrn Lieban wesentlich auf sein unbestrittenes Talent zur Darstellung des Mime in Wagner's „Siegfried", Herrn Kalisch in der Hoffnung auf eine günstige Entwicklung seiner Anlagen als Sänger und Darsteller, dazu Herrn Rothmühl für dritte Partien und als Lückenbüßer. Auch mit einem Uebermaß von Wohlwollen ist es unmöglich, Herrn Lieban als kleinen Tenor schlechtweg anzuerkennen; er ist (um einige Rollen anzuführen) nicht Damian, nicht David, nicht Abu Hassan ꝛc., auch nicht Lieban, sondern immer und immer nur Mime. Diese Rolle war zugleich sein Glück und sein Verhängniß. Wie es genau der Individualität entsprechende Heilmittel gibt, so auch dramatische Rollen. Herr Lieban hat seine ganze Wesenheit dem Mime geopfert, sich mit ihm identificirt. Das hängt ihm an und läßt ihn nicht wieder los. Merkwürdig, daß ihm sein eminentes schauspielerisches Talent nicht über diese Einseitigkeit hinüberhilft. Sein Vocal u wirkt wahrhaft dämonisch, wie eine Zauberformel; singt ihn Herr Lieban, sofort schrumpft er zu dem gespenstigen Ziehvater Siegfried's zusammen. Dieses für Nibelheim so brauchbare u setzt sich wie ein häßlicher Kobold namentlich in die Ensemblesätze. David (in den „Meistersingern") wäre eine mehrfach acceptable, sogar erfreuliche Leistung, wenn der Sänger nicht an Mime-Anwandlungen litte. Er ist nicht sowohl ein Tenorist, als eine Specialität, und als solche allein ist er zu schätzen. Herr Kalisch wird trotz seines Fleißes niemals ein bedeutender Sänger sein, das hat ihm die Natur versagt. Seiner Stimme fehlt ein Wesentliches: Ausgeglichenheit. Wie bei seinem Collegen das u, so spukt bei ihm in der ersten Hälfte der eingestrichenen Octave ein übermäßig offener und darum häßlicher Ton, der jede kurze Phrase in Stücke bricht und das Ohr erschreckt. Diese häßliche, natürlich fehlerhafte Tonbildung ist es aber gerade, die dem Sänger zu einigen von seiner im Allgemeinen schwachen Stimme gar nicht zu erwartenden starken Tönen verhilft; und hier wirkt das Verhängniß. Statt mit den angenehmeren schwachen Tönen sein Auskommen zu bestreiten, glaubt er, immer mit dem Blick auf Heldenrollen, sich jene Volltöne abringen zu müssen, gefällt sich selbst und — leider — auch einigen Freunden. Schade! — Herrn Rothmühl endlich muß man als Vertreter des Herrn Ernst z. B. als Sever („Norma") oder gar als Masaniello gehört haben, um die ganze Tiefe der Noth zu ermessen, in welche eine deutsche Bühne, die nach einem Tenoristen sucht, durch einen so entschiedenen Fehlgriff gerathen muß. Herr Rothmühl ist heiser, nicht manchmal, sondern immer; aber er singt als Lückenbüßer Hauptrollen. Herr Rothmühl legt seinen heiseren Tönen eine barbarische Sprache unter, die alles Andere ist, nur nicht deutsch; aber er singt manchmal erste Rollen bei der ersten deutschen Oper. Wie lange noch? Und diese Herren Rothmühl und Kalisch waren es, welche einige Wochen hindurch für die Erben des Herrn Ernst gehalten werden konnten. Mit diesem vortrefflichen, musikalischen

[1]) Verlag von M. Bahn, Berlin.

Sänger, der durch die Reinheit, Noblesse und Fülle seiner Mitteltöne auch gesteigerte Ansprüche befriedigt, haben sie nur Eins gemein, und das ist ein Mangel: die unfreie Höhe. Nein, die Königliche Oper kann auf Herrn Ernst nicht verzichten; er gleicht einer sicheren Capitalanlage, die noch viel gute Zinsen tragen wird. Wenn es gelänge, Herrn Götze für Berlin zu gewinnen, so gäbe es auf längere Zeit eine Tenoristenfrage nicht mehr. Herr Götze käme an den ihm gebührenden Platz und Herr Rothmühl wäre entbehrlich oder Herrn Michael's Nachfolger. Der verehrte Kölner Gast hat als Lohengrin, Lyonel („Martha"), Walther von Stolzing („Meistersinger"), Johann von Paris, Prophet und Fernand („Favorite") sich unter dem immer steigenden Enthusiasmus der Berliner, bei stets ausverkauften Häusern, so sehr in unser Herz gesungen, daß uns der Gedanke seiner Zugehörigkeit zur Königlichen Oper schon jetzt völlig geläufig ist. Er hat die mühelos quellende, durchaus wohllautende, reine, musikalische Stimme, deren wir uns auch bei Theodor Wachtel freuten, ist aber diesem an musikalischer Intelligenz unendlich überlegen. Niemann operirt nur noch mit den gewaltigen Resten seines imposanten Organs; er wirkt nicht mehr mit dem Tone an sich, sondern setzt denselben wie ein Mosaikpartikel in das Ganze des dramatischen Gebildes, um dann allerdings Geist und Herz desto unwiderstehlicher zu packen. Gudehus (Dresden) und Winkelmann (Wien) ringen mit den Unzulänglichkeiten ihres Umfangs und Toncharakters, Walter ist sprachlich verwienert, Vogel (München) laborirt erheblich an der Härte seiner Aussprache und Tongebung und Bötel wird vom Bildungsmangel trotz seines hohen C in der niederen Sphäre festgehalten. Aus dem Repertoir Götze's sei nur eine Rolle, die des Stolzing, hervorgehoben; in ihr hat er seines Gleichen nicht. Wie nur den einen, das Wagner'sche Ideal verwirklichenden Hans Sachs des Herrn Betz, so gibt es gegenwärtig auch nur einen Stolzing: Herr Götze ist das Prototyp des poetischen Junkers. Man denke zusammen eine vornehme Gestalt, natürlich-edle Bewegungen, blühend-schöne Stimme und dazu ein unbeschreibliches Etwas: den künstlich niemals zu gewinnenden, nur als getreuen Spiegel der Innerlichkeit aufleuchtenden Ausdruck kindlicher Unbefangenheit, und man hat — ganz abgesehen vom Aeußerlichen, vom Kostüm u. dergl. — eine Erscheinung, wie sie für die Incarnation echter Romantik nicht günstiger gedacht werden kann. Gleich die erste Scene in der Kirche beweist dies. Alle übrigen Sänger des Stolzing haben im stummen Spiel mit Eva den geweihten Raum mehr oder weniger unberücksichtigt gelassen; aber ein schlicht-frommer, deutscher Ritter des Mittelalters wußte genau, daß der Kirchenraum einer noch so heißen Wallung des Herzens Fesseln auflegt. Der Abgesang des Meisterliedes, unterbrochen durch die kräftigen Interjectionen der aus ihrem Philisterium herausgeschreckten Meistersinger, kommt durch Herrn Götze zu einer Klarheit, wie sie vor ihm nie erreicht wurde. Der Beckmesser ist nach wie vor die beste Leistung des Herrn Oberhauser, auch eine Specialität, aber nicht eine ausschließliche. Fräulein Beeth ist keine Eva und wird nie eine werden, schon der zunehmenden Korpulenz halber nicht. Die Stimme tremulirt unausgesetzt, ist also für Wagner überhaupt unverwendbar. Der declamatorische Stil erheischt die schärfste Präcision der Intervalle; das Zerflattern derselben führt zur Unmusik. Fräulein Beeth versprach Talent und hat es nicht; sie war zu viel Fleiß verpflichtet und zeigt ihn nicht. Beweis: ihr Margarethen-Walzer, der heute noch so schülerhaft klingt, wie vor Jahren. Beides, Talent und Fleiß und darum ein stetes Vordringen zum Besseren, das höchst erfreuliche Bild einer fortschreitenden Vervollkommnung zeigt uns Fräulein Leisinger. Ihr schenkte Apoll selbst die süße Gabe des Gesanges. Lerchenhaft frisch und rein klingt ihre Stimme, mühelos löst sie die bunten Aufgaben der Coloratur und voll Anmuth ist ihre Erscheinung; in Allem läßt die vortreffliche, hoffnungerweckende Sängerin erkennen, daß ihr Wahlspruch heißt: „Ich lern'!", und daß sie es für ihre Aufgabe hält, ihr großes Vorbild Fräulein Lehmann unausgesetzt zu studiren. Auch Fräulein Ghylani überzeugt uns täglich mehr, daß wir an ihr eine glückliche Acquisition machten; ihre Leonore („Favoritin") war eine höchst beachtenswerthe dramatische That. Leider bedarf die Stimme der reichbegabten Sängerin einer gründlichen Kur behufs

Ausgleichung der Register. Der schroffe Abstand zwischen Kopf- und Brustton ist ein durchaus nicht unüberwindliches Stück Naturalismus; denn die Nothwendigkeit dieses Mangels, die Unmöglichkeit einer methodischen Anähnelung und Ueberbrückung wird der Gesanglehrer weder zugeben noch einsehen können.

An Neuheiten präsentirte die Königliche Oper nur Minder- und Geringwerthiges. Der 16. Mai brachte ein einactiges deutsches Singspiel und ein dreiactiges französisches Ballet. Die Verehrer der choreographischen Kunst dürfen sich gratuliren; denn sie haben einen unbestrittenen Triumph der Tanzpantomime zu verzeichnen, während die edle Muse des Gesanges kaum ihren Schleier lüftete und etwas verschüchtert auf die Seite schlich. Dort laute, zum Theil enthusiastisch sich äußernde Begeisterung, dankbarfröhlicher Zuruf, — hier nur eine gedämpfte, mehr aus der Bekanntschaft mit der Musikgeschichte als aus dem augenblicklichen Impuls sich hervorringende, wohlwollende Anerkennung. Aber es war gut so. Der Freund der Oper oder gar des Musikdramas hat sich nur zu sehr daran gewöhnt, den Tanz mehr zu erdulden als zu schätzen und dementsprechend die Balletmusik nur wie das Biscuit bei Tafel oder gar mit souveräner Verachtung anzusehen. Andererseits kann von den Ballet-Habitués nicht wohl gefordert werden, daß ihnen ein altes Singspiel überhaupt behagt. Wenn den gebildeten, zum Nachdenken bereiten Zuhörern und Zuschauern eine Anregung gegeben wurde, über beide Gattungen der scenischen Darstellung historisch-vergleichend sich ein Urtheil zu bilden, so ist dies, vom flüchtigen Amusement abgesehen, auch ein Gewinn.

Das Singspiel „Abu Hassan" von C. M. v. Weber ist für Berlin nicht, aber für die meisten Berliner Novität. Es wurde 1811 in Darmstadt componirt und gelangte (nach Jähns) 1813 und 1825 durch die Königliche Oper, 1858 durch die Kroll'sche Oper und außerdem vor einigen Jahren privatim durch die Hochschule zur Aufführung. Dem einfachen, von F. C. Hiemer, dem Freunde Weber's geschriebenen Libretto, das ein leichtsinnig wirthschaftendes und schlau seine Mittel verbessterndes Ehepaar in allerlei Bedrängnissen durch Gläubiger und das Mitleid erregenden Verstellungskünsten bei Freunden zeigt, entspricht die heitere, anspruchslose Musik, die melodisch und harmonisch so einfach gehalten ist, wie etwa Mozart's „Schauspieldirector" oder Gluck's „Betrogener Kadi". Sie hat einen fast volksthümlichen Zug und verräth nichts von der künftigen Größe des Componisten. Die Hauptrollen sangen Fräulein Hoffmann mit mehr Anmuth in der Erscheinung als im Gesange, Herr Liebau mit seinem trockenen, scharf und hohl klingenden Tenorino und Herr Krolop im immer wieder abgenutzten Van Bett-Genre. — „Sylvia", ein Ballet von Barbier und Mérante, zu welchem Léo Delibes, der Componist der jüngeren „Coppelia", die Musik schrieb, erschien in Paris bereits im Juni 1876 auf der Scene, errang einen bedeutenden Erfolg und erlebte bereits über hundert Aufführungen. Delibes ist der geborene Balletcomponist; seine originellen Rhythmen führen unmittelbar zur Tanzbewegung, sie sind wie im Tanzsaal von einem feurigen Tänzer und zugleich von einem dramatischen Talent erfunden. Dazu ist ihrem Erzeuger die Gabe verliehen, wählerisch und feinschmeckerisch die Instrumente nach Geltung und Farbe in höchst origineller Weise zu combiniren, wie es etwa auch Bizet, der Carmen-Componist, verstand. Sind Bizet und Delibes auch nicht die Erfinder dieser Klänge, sondern kommen in ihnen wesentlich wohlmemorirte Vocabeln aus den Partituren Berlioz' und Wagner's wieder zum Vorschein, so ist es doch ein Verdienst, diese Klangwirkungen in das leichtere Genre übergeführt zu haben. Mit feinem Sinn haben es beide Franzosen verstanden, ohne sonderliche Zuthat an melodischer Erfindung, aus dem Orchester diejenigen Ingredienzen zu gewinnen, welche für bestimmte landschaftliche und nationale Typen erforderlich sind. Dazu kommt bei Delibes als Vorzug eine genaue Bekanntschaft mit dem Componisten des — Abu Hassan. In der That bewegen sich seine Elfen und Nymphen vielfach nach den Melodien und Rhythmen, die uns durch Weber's „Oberon" geläufig sind, wie auch seine Musik alla turca dort ihr Vorbild hat. — Das Libretto ist, wie das des „Abu Hassan", leichte Waare. Das Liebesspiel zwischen Sylvia, Nymphe der Diana, dem verliebten Schäfer Aminta und dem gleichfalls verliebten schwarzen Jäger Orion bedarf der Zergliederung nicht. Die Musik hat dem

Vorgang erst Leben eingehaucht; nach ihren Anweisungen, die man schon aus der Partitur, den Figuren und Accenten deutlich versteht, entwickelt sich eine ganze Reihe bunter prächtiger Bilder und fesselnder Situationen. Ueberall herrscht die Musik; Malerei, Gruppirung und Bewegung, selbst die Beleuchtung wird scheinbar von ihr dictirt. Insbesondere übt die Congruenz der Mondscheinstimmung auf der Bühne und im Orchester einen wahrhaft bestrickenden Zauber. Im Ballet hat aber auch die Musik das Recht der absolut einzigen, ausschließlichen Verlautbarung; jedes andere Geräusch wirkt wie Störung. In diesem Sinne darf die Vorschrift des Buches: „Orion cavi frappe trois fois dans ses mains," als ein Fehler bezeichnet werden. Das Klatschen in die Hände — vor der Bühne allenfalls noch erträglich — stört die musikalische Wirkung. Wenn Auber's „Stumme" ihre beredten Handbewegungen durch lautschallende Schläge unterstützt, so ist das ebenso überflüssig als barbarisch. Möge Orion dreimal ins Horn stoßen. — Die Hauptsumme der allgemeinen Befriedigung an diesem Tanzpoëm muß wesentlich der bezaubernden Erscheinung des Fräulein dell' Era (Sylvia) zugeschrieben werden; wie aus Märchenduft gewoben schwebte sie über die Bühne; ihr Tanz, ihre graziösen Schwingungen in der Schaukel aus Schlingpflanzen, ihr ätherleichtes Kommen und Gehen — alles war Musik; sie tanzt dieselbe, nicht nach ihr. Mit der Inscenesetzung hat sich unser neuer Balletmeister Herr Guillemin besser eingeführt, als durch den langen und etwas langweiligen Aufzug im „Trompeter".

Trompeter! — Wer denkt nicht gleich an ein Signal? Ist es eins zum Avanciren oder Retiriren? Man urtheile selbst nach einem analogen Falle. Deutschland freute sich des Goethe'schen „Faust" als eines unvergleichlichen Denkmals eines seiner Dichterfürsten. Da kam Gounod, löste aus dem Drama die geeigneten, der Musik zugänglichen Scenen aus, verband sie zu einem lockeren dramatischen Gerüste und bekleidete dieses mit seiner süßschaumigen aber angenehmen Musik. So entstand die Oper „Margarethe". Aber welche Entrüstung erhob sich in Deutschland! Diese hatte eine zwar geringe, aber gesunde Berechtigung. Es gibt Nationalheiligthümer, die, den classischen Marmorwerken gleich, nicht bemalt und bekleidet werden dürfen. Schon der Kranz aus frischem Laub stimmt nicht zu Erz und Stein. Nun dichtete in neuerer Zeit Victor v. Scheffel seinen „Trompeter von Säkkingen". Pietätvoll naheten die Componisten dem echt-deutschen sinnigen Gebilde. „Liedchen will gesungen sein!" — sie componirten einzelne Lieder, Allen voran der verstorbene Brückler, dann Riedel und endlich der reichbegabte Bruno Schmidt. Welch' Entzücken für die Sängerwelt, welche Genugthuung für Scheffel! Da kam auch Herr Neßler, der seine bescheidene musikalische Begabung schon am „Rattenfänger von Hameln" versucht hatte und operirte mit dem Trompeter, bis eine Oper entstanden war. (Die Glieder der Gleichung sind nun gegeben: Goethe zu Scheffel, wie Gounod zu Neßler.) Des Unheils war aber noch nicht genug: es kam Herr Kaiser und schrieb auch eine Oper „Der Trompeter von Säkkingen". Beide Componisten verstanden ihre Zeit und — ihren Vortheil; denn diejenige vielköpfige Fraction des Publicums, aus deren Sphäre Neßler sowohl als Kaiser Begeisterung sog, stand schon seit langen Jahren im Zeichen des Trompeters. Ein populäres Concert war ungenügend, wenn es nicht wenigstens ein sentimentales Trompetensolo bot. Unzählige Male hat die „Post im Walde" geblasen und die Lungenvirtuosität am immer unendlicheren Schlußtriller bewiesen werden müssen. Der Cornettist Hoch war eine Sänle Bilse's, und das Kaiser-Cornettquartett Kosleck erwarb sich Weltruf. Des letztgenannten Trompetenvirtuosen unübertroffene Geschicklichkeit kam übrigens den großen Händel- und Bach-Aufführungen in Berlin, London ꝛc. wiederholt zu Statten, wie umgekehrt aus der Nothwendigkeit einer richtigen, der Originalpartitur entsprechenden Besetzung dieser Werke die künstlerisch hochwillkommene Wiederbenützung der alten, fast vergessenen, jedenfalls vernachlässigten Trompete ohne Ventile sich ergab. Daß Herr Kosleck alte, volksthümliche Reiterstücklein zu Gehör brachte, hat manchem Orchestercomponisten zu guten Ideen verholfen; daß er jedoch seinem Instrument Lieder von Abt u. s. w., und zwar ohne

Angabe der Worte im Programm, aber mit allen aus dem Text sich ergebenden Vortragsfineſſen abſchmachtete, konnte nur als Kuriosum paſſiren. Dem „Blech" war allerdings nach dieſen Leiſtungen kaum weniger möglich, als der Violine. So waren Trompete und Trompeter populär genug, um endlich, wenn auch nicht auf ein marmornes Poſtament, ſo doch auf die Bretter gehoben zu werden.

Scheffel klagt: „Ach, ſelbſt als Schauſpielheld ſtand der Trompeter ſchon auf den Brettern —, frage Niemand, wie?" Seine Klage war nur zu berechtigt. Neßler in der Königlichen Oper, Kaiſer im Kroll'ſchen Theater — Beide fanden Freunde, trotz einer bis zur Unart geſteigerten Verunſtaltung der Scheffel'ſchen Geſtalten, trotz der armſeligen Schülerarbeit und barbariſchen Vergewaltigung gegen die einzelnen Bilder des Epos, ſowie ihre feinſinnige Verknüpfung, trotz der bäuriſch-rohen Verſtreuung der Liederperlen. Die Geſänge des Zechers, Ständchenbaritons, Liedertäflers, Soldaten und Studenten — der ganze reiche Inhalt unſerer Literatur des volksthümlichen Liedes — an ſich und an ihrem Orte gewiß höchſt ſchätzenswerth, ſtellen ſich hier dar — nicht etwa als Einlagen, willkommene Ruhepunkte im dichteriſchen Flug — nein, ſie ſind höchſter Zweck! Vor Neßler und vor Kaiſer liegt im Scheine gefälſchter Ideale das Gemeine. Die Scheffel'ſchen Lieder, dieſe armen! gleichen diſtinguirten Perſönlichkeiten, welche man in unpaſſende Geſellſchaft gezerrt hat. In beiden Partituren iſt der Trompeter Werner ein Bariton, von den Herren Oberhauſer und Heine mit gleicher Verve, von jenem in Blond etwas ſüßlicher, von dieſem in Braun etwas derber geſungen. Hier wie dort ſingt der Freiherr Baß. Und dieſe Maria, von Kaiſer richtiger Margarethe genannt! Wenn deutſche Mädchen ſo ausſehen, ſich ſo frech geberden, ſo gar nichts von jungfräulicher Scheu wiſſen, ſo verdienen ſie — ſo angeſungen zu werden. Fräulein Beeth überbot ihre Collegin bei Kroll noch um einige Grade; die Scheffel'ſche Margarethe liegt offenbar nicht in ihrem Geſichtskreis und unermeßlich weit von ihrer Gefühlsweiſe. Neßler überſetzt ſeinen Text wenigſtens mit richtiger Betonung ins Muſikaliſche und ſingt ſeinen eignen Bänkelſang, während Kaiſer die unglaublichſten Declamationsſchnitzer („Wonne und Entzücken") und ganz unverhüllte Entlehnungen (z. B. aus den Brückler'ſchen Liedern) ſich geſtattet. Genug! daß die Herren Kosleck und Schulz mit ihren Trompeten thatſächlich das Beſte zum Ganzen brachten, bedarf ſchließlich der Erwähnung.

* * *

Vom „Trompeter" zur Muſikpoſſe iſt nur ein Schritt. Wie ſehr auch immer in Paris und Wien für Erhaltung der Operette gearbeitet werden mag —, unaufhaltſam vollzieht ſich in Berlin eine Wandlung des Geſchmacks zum Beſſeren. Das gebildete Publicum hält ſich auffällig fern von den Stätten des Bühnenblödſinns und des Gaſſenhauers in Permanenz. Der Gang zur Operette bedeutet immer nur einen Bildungs- oder Gemüthsdefect, günſtigen Falles eine auf Reclame zurückzuführende Verirrung. Wo iſt die alte Berliner Poſſe? Sie iſt ebenſo unwiederbringlich dahin, wie jene Harmloſigkeit, die ſich an der Komik Dittersdorff's („Doctor und Apotheker" u. ſ. w.) ſatt lachte. So wird auch die Operette der ernſter, inniger ſich anlaſſenden Zeit ſcheu ausweichen müſſen, beſonders wenn ſie noch weniger iſt, als eine Nachahmung der Offenbachiade. Wem es Pflicht war, den Fäulnißproceß in der Nähe zu beobachten, welcher ſeine Blaſen als „Nanon", „Gillette", „Gasparone", „Großmogul" und neuerdings „Mascotte" abgeſetzt hat, gelangt zu der Ueberzeugung, daß der Widerwillen früher oder etwas ſpäter allgemein werden muß. Möge ſich die Reaction zum Vortheil der echten komiſchen Oper vollziehen! —

Theodor Krauſe.

Zur Erinnerung an Ferdinand Hiller.

Durch die Zeitungen geht die Trauerbotschaft von dem am 10. Mai erfolgten Tode Ferdinand Hiller's. Mit ihm ist einer unserer hervorragendsten Künstler geschieden, dessen fruchtbare Wirksamkeit als Musiker und Schriftsteller überall anerkannt ist und in der Kunstgeschichte die verdiente Würdigung finden wird. Auch von unserer Zeitschrift wird sein Heimgang mit Trauer empfunden. Den Lesern der „Rundschau" werden Hiller's Beiträge, die Essays über Cherubini, Bellini, Moscheles, die „Besuche im Jenseits", endlich seine letzte Arbeit (1883): „In St. Petersburg" unvergessen sein. Sie alle zeigen den gründlichen Fachmann. Nur wer seinen Stoff vollkommen beherrscht, vermag mit solcher Klarheit und Ruhe sich auszusprechen. Geschieht das, wie hier, zugleich in den Formen feinster Bildung, so ist das Dargebotene doppelt erfreulich.

Hiller begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit „Briefen aus Paris", die er 1851 für die „Kölnische Zeitung" schrieb. Es folgten in den verschiedensten Zeitschriften Aufsätze aller Art, die der Verfasser 1868 unter dem Titel: „Aus dem Tonleben unserer Zeit" in zwei Bänden herausgab. Ein dritter Band erschien 1871. Sie wurden in der musikalischen Welt mit entschiedenem Beifall aufgenommen, — nur nicht im Lager der Zukunftsmusiker, da Hiller sich unterfangen hatte, R. Wagner's Brief über „Zukunftsmusik", sowie Liszt's Leistungen als *Dirigent* kritisch zu besprechen. Wagner vergaß sich leider soweit, ihn persönlich zu verhöhnen, anstatt seinen sachlichen Ausführungen ruhig zu begegnen*), und die Anhänger des Meisters sind seitdem nicht müde geworden, ihn zu verkleinern.

Die zweite von Hiller veröffentlichte Schrift: „Musikalisches und Persönliches" erschien 1876, fast gleichzeitig mit „M. Hauptmann's Briefe an Spohr und Andere". 1877 folgten die „Briefe an eine Ungenannte", 1878 „F. Mendelssohn-Bartholdy, Briefe und Erinnerungen", 1880 das „Künstlerleben", 1883 „Goethe's musikalisches Leben". Wir müssen darauf verzichten, Einzelnes aus dem reichen Inhalt dieser Schriften herauszugreifen. Sie bieten in bunter Mischung Musikalisches und Nichtmusikalisches, Kürzeres und Ausgeführteres. Den Hauptstoff bildet selbstverständlich die Musik, allein auch in der Behandlung allgemein literarischer Gegenstände bekundet Hiller eine universelle Bildung, eine schriftstellerische Gewandtheit, die den Leser auf mannigfache Weise zu belehren und zu unterhalten weiß. Auf Hiller's letzterschienene „Erinnerungsblätter" (Köln, Du Mont-Schauberg, 1884) sei noch besonders hingewiesen. Sie enthalten biographische Erinnerungen an ältere Musiker, um so anziehender, als sie nach eigenen Wahrnehmungen und Erlebnissen aufgezeichnet sind, ferner Reiseschilderungen aus Barcelona und Petersburg, sowie Besprechungen neuer musikalischer Schriften, voll feiner und treffender Bemerkungen. Die zuerst an dieser Stelle veröffentlichten „Besuche im Jenseits" führen uns die Schatten abgeschiedener Künstler vor, zwar nur in Umrissen, aber charakteristisch. Der letzte Aufsatz: „Wie componirt man?" enthält geistreiche Aphorismen, die ihren Gegenstand nicht erschöpfen wollen, — der geheimnißvolle Proceß des musikalischen Schaffens läßt sich eben nicht wissenschaftlich klarstellen —, die aber als Aeußerungen eines unserer erfahrungsreichsten Tonkünstler lebhaft interessiren.

Der Mund, der so beredt und anmuthig, so geistvoll und gediegen zu sprechen wußte, ist nun für immer verstummt. Wir stehen wehmüthig am Grabe eines edlen und liebenswürdigen Menschen, eines reichbegabten, hochgebildeten und vielseitigen Künstlers, den wir hier, in dieser Zeitschrift, nur insoweit betrachtet haben, als er der Literatur angehört. Was Hiller als geschmackvoller Componist geleistet, wird darum nicht minder im Andenken weiter Kreise fortleben. F. G. J.

*) Vergl. „Censuren", Musikal. Wochenblatt, 1872, Nr. 19.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Das Ministerium Gladstone ist, nachdem es in der auswärtigen Politik Fehler auf Fehler gehäuft und die Beziehungen Englands der Reihe nach zu sämmtlichen Continentalmächten, Italien ausgenommen, bloßgestellt hatte, aus Anlaß einer verhältnißmäßig unbedeutenden Frage der inneren Politik mit 264 gegen 252 Stimmen gestürzt worden. Während das englische Unterhaus seiner Zeit die „Kriegsanleihe" von 11 000 000 Pfd. Sterl. beinahe mit Einstimmigkeit bewilligte, lehnte es am 8. Juni die Einnahmebudget-Bill ab, durch welche der im Princip beschlossene Credit gedeckt werden sollte. Mag nun die Unzufriedenheit wegen der in der afghanischen Frage an den Tag gelegten Schlaffheit des Cabinets und der in Folge dessen erlittenen moralischen Niederlage, mögen die regierungsfeindlichen Massenkundgebungen gegen die in der Einnahmebudget-Bill enthaltene neue Besteuerung des Biers und der Spirituosen auf die Verschiebung der parlamentarischen Mehrheit zu Ungunsten Gladstone's von Einfluß gewesen sein, jedenfalls tritt der Führer der Liberalen von seiner maßgebenden Stellung auf der politischen Schaubühne zurück, um durch den bisherigen Leiter der Opposition, Lord Salisbury, ersetzt zu werden. Als politische Erbschaft hinterläßt Gladstone die Wahlreform, auf Grund welcher bei der Erneuerung des Parlaments etwa zwei Millionen neuer Wähler einberufen werden sollen, sowie eine Anzahl internationaler Verwickelungen, in deren Schürzung der bisherige Premier von Niemandem übertroffen zu werden schien. Die Mißerfolge Gladstone's auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, insbesondere seine Behandlung der ägyptischen und der centralasiatischen Angelegenheit forderten bereits seit geraumer Zeit selbst im liberalen Lager Widerspruch heraus, ohne daß derselbe in einem Mißtrauensvotum zum Ausdrucke gelangt wäre. Die Vorgänge im Sudan übten zwar eine gewisse Rückwirkung auf die Stellung des englischen Cabinets aus, der parlamentarische Ansturm auf dasselbe blieb jedoch erfolglos, weil das Ministerium noch immer über eine geschlossene Mehrheit verfügte, welche im Hinblick auf den Conflikt mit Rußland davor zurückschreckte, jenem weitere Schwierigkeiten zu bereiten. Als der außerordentliche Credit von elf Millionen Pfd. Sterl. der englischen Regierung bewilligt wurde, ließ sich die sehr beträchtliche Mehrheit, welche bei diesem Beschlusse mitwirkte, sicherlich von der Erwägung leiten, daß das Kabinet die Würde und die politische Machtstellung Englands in der afghanischen Angelegenheit wahren werde. Um so mehr wuchs dann die Unzufriedenheit, als das Ministerium Gladstone trotz allen volltönigen Worten, trotz den täglichen Bulletins der Regierungsorgane über Rüstungen zu Wasser und zu Lande Schritt für Schritt vor Rußland zurückwich. General Sir Peter Lumsden, der wenige Tage vor dem Sturze Gladstone's in London eintraf, machte denn auch kein Hehl daraus, wie man in der englischen Armee über die quäkerhafte Behandlung der vitalen Interessen Englands dächte; eine Behandlung, welche für dessen Machtstellung in Indien von nachtheiligem Einflusse sein müßte. Die lärmenden Kundgebungen, die sich beim Eintreffen

Sir Peter Lumsden's in London abspielten, zeigten bereits, eine wie heftige Erregtheit sich der hauptstädtischen Bevölkerung bemächtigt hatte. So begreift man, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der bisherigen Regierungsmehrheit der entscheidenden Abstimmung am 8. Juni fernblieb. Der Hinweis Gladstone's, daß es verfrüht wäre, die Kriegsgefahr als gänzlich verschwunden zu bezeichnen, blieb so wirkungslos wie die Versicherung, daß diejenigen nicht zu beneiden wären, die, falls sie einen parlamentarischen Sieg erringen sollten, die Folgen zu tragen haben würden. Als eine seltsame Fügung darf es bezeichnet werden, daß Gladstone gerade in einem Augenblicke gestürzt wird, wo die Suezcanal-Frage ihrer Lösung nahe ist, und die Ausgleichung des englisch-russischen Confliktes allem Anschein nach nur noch von der Regelung derjenigen Einzelheiten abhängt, die sich auf den durch Rußland in Anspruch genommenen District von Zulficar und auf Merutschak beziehen. So erinnert der Sturz des Cabinets Gladstone an denjenigen des Ministeriums Ferry in Frankreich, der ebenfalls gerade zu dem Zeitpunkte erfolgte, in welchem der inzwischen durch Unterzeichnung des Friedensvertrages beendete Conflikt mit China eine wesentlich günstige Wendung erhielt. Freilich gebührt dem Cabinet Gladstone keinerlei Verdienst, wenn die Verhältnisse in Afghanistan und die Suezcanal-Angelegenheit im versöhnlichen Sinne geordnet werden.

In eine eigenthümliche Lage geräth Italien durch die Niederlage, welche das englische Ministerium erlitten hat. Der abenteuerliche Charakter der italienischen Expedition nach Massowah tritt immer deutlicher zu Tage, und wenn eine Zeit lang der Vermuthung Raum gegeben werden konnte, daß Mancini im Einverständnisse mit der englischen Regierung handelte, so muß der Rücktritt Gladstone's die italienische Regierung belehren, wie wenig sie auf Compensationen für die am Rothen Meere gebrachten Opfer rechnen kann. Die Bedrohung von Kassala durch die Truppen des Mahdi ist überdies ein ernstes Symptom, welches die Situation der unter einem mörderischen Klima leidenden italienischen Expeditionstruppen noch trostloser erscheinen läßt.

Die Beziehungen Englands zu Deutschland können durch den Sturz Gladstone's und die Berufung eines Cabinets Salisbury nur gewinnen. Die Colonialpolitik des Fürsten Bismarck wird jedenfalls in Zukunft von Seiten der englischen Regierung wohlwollender behandelt werden, als dies bisher der Fall war. Freilich wurde mehrfach behauptet, daß das Ministerium Gladstone nach mancherlei schlimmen Erfahrungen endlich darauf verzichten wollte, die deutschen Colonialbestrebungen zu stören, und daß die jüngste Reise Lord Rosebery's wesentlich dem Zweck dienen sollte, ein besseres Verhältniß zu Deutschland anzubahnen. Das unfreundliche Verhalten des Sultans von Zanzibar gegenüber der deutschen Regierung, welches von kundigen Beurtheilern auf englische Einflüsse zurückgeführt wird, zeigte jedoch, wie wenig alle wohlwollenden Versicherungen der englischen Regierung bisher im Einklange mit den Thatsachen standen. Auch kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Lord Rosebery in Wirklichkeit keine besondere politische Mission bei der deutschen Regierung hatte, was jedoch nicht ausschließt, daß er mit dem freundschaftlichen Besuche beim Grafen Herbert Bismarck den Zweck verband, das politische Terrain zu sondiren. In Frankreich, woselbst man die Besorgniß zu hegen scheint, daß England sich mit Deutschland durch anderweitige Zugeständnisse über die ägyptische Angelegenheit einigen könnte, wurde die Lord Rosebery zugeschriebene politische Mission als ein sehr bedenkliches Symptom betrachtet. Man wird deshalb kaum bei der Annahme fehlgehen, daß das Cabinet Brisson-Freycinet, welches sogleich, nachdem es das Ministerium Jules Ferry ersetzt hatte, England gegenüber ein gewisses Entgegenkommen an den Tag legte, von der durchaus grundlosen Furcht, isolirt zu werden, sich bestimmen ließ, den bisherigen Standpunkt Frankreichs in der ägyptischen Angelegenheit einigermaßen abzuschwächen. Allerdings wird das französische Ministerium jetzt durch den Sturz Gladstone's belehrt, daß es sich mehr empfohlen hätte, bis zuletzt genau dieselbe Verhaltungslinie zu beobachten wie die drei Kaiserreiche. „On ne peut pas contenter tout le monde et — Mr. Gladstone.“ Immerhin darf die französische Regierung von Glück sagen, daß sie sich nicht so weit vorwagte wie das italienische

Cabinet. Sicherlich wird man sich aber jenseits der Vogesen nicht verhehlen, daß die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck einen neuen Erfolg zu verzeichnen hat, ohne daß es irgend welcher Intriguen zum Sturze des Ministeriums Gladstone bedurft hätte.

Der vom Reichskanzler dem Bundesrathe vorgelegte preußische Antrag, betreffend die Ansprüche des Herzogs von Cumberland auf Braunschweig, hat eine Fülle von Controversen hervorgerufen, obgleich er den rechtlichen und thatsächlichen Verhältnissen durchaus entspricht. Artikel 76 der Reichsverfassung schreibt vor, daß Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten, sofern jene nicht privatrechtlicher Natur und daher von den competenten Gerichtsbehörden zu entscheiden sind, auf Anrufen des einen Theils von dem Bundesrath erledigt werden. Ist daher Preußen, wie in der Begründung des Antrages hervorgehoben wird, der Ansicht, daß Mißhelligkeiten mit Braunschweig entstehen würden, falls die Regierung dieses Landes in die Hände des Herzogs von Cumberland gelangt, so erscheint es im Hinblick auf die innere Sicherheit des Reiches in der That geboten, einen derartigen Conflict so bald wie möglich aus der Welt zu schaffen. Der Reichskanzler fordert deshalb die verbündeten Regierungen auf, die Ueberzeugung auszusprechen, daß die Thronfolge des Herzogs von Cumberland in Braunschweig mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Reiches nicht verträglich sei. Zugleich wird der Bundesrath aufgefordert, zu beschließen, daß die braunschweigische Landesregierung davon verständigt werde. Im Namen der letzteren beeilte sich Staatsminister Graf Görtz-Wrisberg den Wortlaut des preußischen Antrages im braunschweigischen Landtage zu verlesen, welcher die Mittheilungen des Ministers dem staatsrechtlichen Ausschusse zur Prüfung überwies und dann bis auf Weiteres vertagt wurde. Erwägt man, daß selbst vom Standpunkte der Legitimität aus betrachtet das Thronfolgerecht des Herzogs von Cumberland in Braunschweig keineswegs ein principiell unbestrittenes ist und, auch abgesehen von anderweitigen Rechtsansprüchen, Preußen in der Lage wäre, sich darauf zu berufen, daß die Erbverbrüderung, aus welcher der Herzog von Cumberland sein eignes Recht herleitet, lediglich bezweckte, Hannover und Braunschweig unter bestimmten Voraussetzungen zu vereinigen, so daß, da Preußen durch das Recht der Eroberung in den Besitz Hannovers gelangt ist, ihm auch jene bedingten Ansprüche zugefallen seien, dann wird durch den in weit maßvollerer Form auftretenden preußischen Antrag thatsächlich von Neuem nur erhärtet, wie die innere Befestigung Deutschlands der führenden Macht weit wichtiger erscheint, als die Erweiterung des Hohenzollernstaates. Hoch über allen anderen Fragen und Bedenken steht die Reichsidee, die innige Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme. In schöner Symbolik zeigte sich dies, als jüngst der zur Freude des ganzen Landes wiedergenesene Kaiser ein aus Nord- und Süddeutschen zusammengesetztes Detachement unserer tapferen Matrosen der Kreuzercorvette „Olga" empfing, welche an der Westküste Afrika's für das gemeinsame Vaterland ihr Leben eingesetzt haben. Als der greise Kaiser einer jeden dieser von der afrikanischen Sonne gebräunten Gestalten die Hand drückte, regte sich sicherlich in ihnen auch nicht die leiseste Spur von Partikularismus, mochten auch die Einen Schwaben oder Franken, die Anderen die Mark Brandenburg als ihre engere Heimath bezeichnen.

Wie weit stehen hinter derartigen prunklosen, dagegen durch ihren tiefen symbolischen Gehalt bedeutsamen Vorgänge die Kundgebungen derjenigen zurück, welche ihre Sonderinteressen dem Gemeinwohl in keiner Hinsicht unterordnen wollen. Letzteres gilt auch für die deutschen Socialdemokraten, in deren eigenem Feldlager, nachdem sie durch die Reichstagswahlen einen beträchtlichen Zuwachs im Parlamente erfahren haben, heftiger Streit entstanden ist. Während die gemäßigten Elemente, in deren Namen insbesondere der Abgeordnete Frohme auf den Kampfplatz trat, einer positiven parlamentarischen Wirksamkeit nicht abgeneigt sind, stimmen radicale Führer wie Bebel und Liebknecht mit dem in Zürich erscheinenden Parteiorgane „Der Socialdemokrat" darin überein, daß gegen die Regierung und die Reichstagsmehrheit rücksichtslose Opposition gemacht werden müßte. Freilich sind auch die erwähnten

Führer noch weit davon entfernt, in der Art der Parteigänger der Pariser Commune vorgehen zu wollen, welche am diesjährigen Gedenktage des 24. Mai 1871 auf dem Père-Lachaise einen Putsch inscenirten, bei welchem die Anarchisten auch ihren Apparat von schwarzen und rothen Fahnen zu entfalten suchten. Das Leichenbegängniß Victor Hugo's sollte allem Anschein nach den Anhängern der Commune einen neuen Anlaß bieten, ihre Kraft zu erproben; die französische Regierung traf jedoch so umfassende Vorsichtsmaßregeln, daß die Beisetzung des Dichters im Pantheon ohne jede ernsthafte Störung verlief.

Durch den am 22. Mai, Nachmittags, erfolgten Tod Victor Hugo's hat Frankreich seinen größten Dichter der Gegenwart verloren, der der französischen Literatur in diesem Jahrhunderte seinen Stempel aufgeprägt hat. Als Lyriker sowie als Epiker und Dramatiker wies Victor Hugo der Poesie seines Landes neue Bahnen, und seine Fehler selbst entsprangen seiner genialen Eigenart. Mag immerhin das Kunstideal, welches ihm vorschwebte, in der seltsamen Mischung von Erhabenem und Grotesken zu entschiedenem Widerspruche herausfordern, so steht doch auch wieder fest, daß der Verfasser des Romans „Les Misérables", nachdem er einige Jahrzehnte vorher die romantische Schule in Frankreich begründet hatte, die unsere Zeit bewegenden Ideen auf ihren letzten charakteristischen Ausdruck zu bringen versuchte. Freilich erscheint es weit übertrieben, wenn begeisterte Verehrer des Dichters ernsthaft versichern, daß er für Frankreich dasselbe bedeute, wie Dante, Petrarca, Tasso und Ariosto in ihrer Gesammtheit für Italien, oder wenn andere ihn mit Vergil, Juvenal und Shakespeare in einem Athemzuge nennen, wohl aber ist die Parallele zutreffend, welche Ernest Renan unmittelbar nach dem Tode Victor Hugo's zwischen diesem und Voltaire gezogen hat. „Was wird im Jahre 1985 geschehen, wenn der hundertjährige Gedenktag Victor Hugo's gefeiert werden wird?" fragt der Verfasser von „La Vie de Jésus", und er fährt dann fort: „Wer vermöchte dies zu sagen gegenüber dem Dunkel einer Zukunft, welche uns nach allen Richtungen verschlossen erscheint? Nur Eines ist sehr wahrscheinlich. Was von Voltaire geblieben ist, wird auch von Hugo übrig bleiben. Voltaire spricht es im Namen eines bewundernswerthen gesunden Menschenverstandes aus, daß man Gott lästere, wenn man ihn durch Predigen von Haß zu dienen glaubt. Hugo, durch einen großartigen Instinct geleitet, proclamirt einen Vater der Geschöpfe, welche sämmtlich Brüder sind. Die Priester werden bei dem Leichenbegängnisse Hugo's fehlen. Dies ist loyal, und es wäre besser gewesen, wenn bei der Beisetzung Voltaire's ebenso correct verfahren worden wäre."

Ein revolutionärer Geist, rief der Dichter der „Châtiments", von „Hernani", „Le Roi s'amuse" und „Ruy Blas" auch nach seinem Tode noch die Leidenschaften wach, und heftiger Streit entbrannte darüber, ob nicht die Bestattung Victor Hugo's in dem zum Nationalheiligthum wieder umgewandelten Pantheon neben den Cenotaphien Rousseau's und Voltaire's ein neuer Gewaltact der Republik wäre. Andererseits wurde jener nicht bloß als der bahnbrechende Dichter, sondern auch als der stets opferwillige Volksmann, als „le grand amnistieur", gefeiert, der überall seine beredte Stimme vernehmen ließ, wo es galt, den „Verfolgten und Unterdrückten" beizustehen, gleichviel welcher Nation sie angehörten. Seitdem Victor Hugo von Louis Philippe die Begnadigung Barbès' erlangte, seitdem er das Loos der nach dem Commune-Aufstande Verurtheilten günstiger zu gestalten versuchte, ist er oftmals als Gesinnungsgenosse der Radicalen in Anspruch genommen worden. Für das Schaffen und Wirken des Dichters hatten dieselben wenig Verständniß, während Victor Hugo nur als Verfasser unsterblicher Poesien, in denen er das menschliche Herz aufs Tiefste ergreift und rührt, sich dauernd im Andenken der Nachwelt erhalten wird. Nicht sämmtliche Werke Victor Hugo's, von manchem Romane vielleicht nur eine einzige Episode oder eine besonders charakteristische Figur, aus manchem Drama einige packende Scenen oder nur einzelne scharf pointirte Antithesen, aus dieser und jener Sammlung von Poesien einige mit dem Herzblute des Dichters geschriebene Verse oder eine Anzahl blutiger Epigramme werden in der Weltliteratur fortleben. Dieses Schicksal theilt aber der Verfasser von

„Notre-Dame de Paris“, von „L'Année terrible“ und „Quatre-vingt-treize“ mit der Mehrzahl der Heroen der Literaturgeschichte. Durch seine Persönlichkeit wird Victor Hugo jedenfalls auch die Aufmerksamkeit späterer Geschlechter fesseln; besitzt er doch, wie Ernest Renan hervorhebt, nach der Art eines kaum von der Materie befreiten Cyklopen gewissermaßen Geheimnisse einer verlorenen Welt. Hieraus erklärt sich, daß seine Werke hier und da auch eine Welt wiederspiegeln, welche von Niemandem mehr wahrgenommen werden kann. Wenn man aber diesem Dichter gerecht werden will, so muß man vor Allem seine Bedeutung für die Franzosen ins Auge fassen. Anstatt ihn mit Goethe zu vergleichen, sollten wir uns lieber an das Wort Goethe's erinnern, als er das Gedicht des damals Fünfundzwanzigjährigen über Napoleon las. „Hat er nicht treffliche Bilder?“ sagte Goethe (zu Eckermann); „und hat er nicht seinen Gegenstand mit sehr freiem Geiste behandelt?“ Die „mots sonores“, die „volltönigen Worte“, die in jeder Poesie, in jedem Romane des Führers der romantischen Schule in Frankreich enthalten sind, entsprachen vollständig dem Geschmacke seiner Nation, welche in Victor Hugo auch dann noch ihren hervorragendsten Dichter erblickte, als dessen Kunstideal durch den Naturalismus Emile Zola's verdrängt zu werden schien.

Mit den höchsten Ehren, welche eine Nation ihren großen Todten zu gewähren vermag, ist Victor Hugo am 1. Juni im Pantheon beigesetzt worden, und wer könnte der französischen Regierung, dem französischen Volke Beifall versagen, wenn sie einen der ersten Geistesfürsten ihres Landes feierten, wie anderwärts kaum diejenigen gefeiert werden, welche im Vollbesitze der Macht aus dem Leben scheiden! Mögen auch politische Interessen maßgebend gewesen sein, wenn das Leichenbegängniß des Dichters sich zu einer einzig großartigen Ovation gestaltete, so darf doch nicht in Abrede gestellt werden, daß selbst diejenigen Parteien, welchen Victor Hugo fernstand, demselben nach dem Tode ihre Huldigung nicht vorenthielten. Wenn ihm bei Lebzeiten politischer Wankelmuth vorgeworfen, und er beschuldigt wurde, daß er in verschiedenen Feldlagern zu finden gewesen wäre, ehe er sich der Republik anschloß, so verstummten diese Vorwürfe an seinem Sarge. Man erinnerte sich, daß Victor Hugo beinahe zwei Jahrzehnte hindurch in der Verbannung gelebt und jede Amnestie zurückgewiesen hatte, eingedenk seines Versprechens, daß er erst nach dem Sturze des Kaiserreiches in die ersehnte Heimath zurückkehren würde. Man erinnerte sich der schwermüthigen Verse, in denen er gelobte, daß er das bittere Exil, gleichviel wie lange es dauerte, auch dann noch erdulden würde, wenn Andere minder standhaft blieben:

„Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis. Si même
Ils ne sont plus cent, je brave encore Sylla,
S'il en demeure dix, je serai le dixième;
Et, s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!“

Die politische Rolle, welche Victor Hugo nach seiner Rückkehr aus der Verbannung spielte, war keine glückliche. Am 8. Februar 1871 im Seine-Departement zum Deputirten gewählt, nahm er bereits wenige Tage darauf seine Entlassung. Die Angriffe, welche in der Nationalversammlung von Bordeaux gegen Garibaldi gerichtet wurden, verletzten den Dichter insbesondere, dessen Charaktereigenschaften in mancher Hinsicht denjenigen des italienischen Nationalheros entsprachen, wie verschieden auch ihre Wirksamkeit gewesen ist. Wenn es in dem letzten Willen Victor Hugo's heißt: „Ich weise die Liturgie jeder Kirche zurück, bitte aber alle Seelen um ein Gebet; ich glaube an Gott!“ — so bekannte auch Garibaldi bei aller Feindseligkeit gegen die römische Kirche seinen Gottesglauben. Er pflegte daran zu erinnern, wie er in früheren Jahren als Schiffscapitän, des Nachts zu den Sternen empor- und dann wieder zum unendlichen Meer hinabblickend, sein Vertrauen auf den großen Weltenbaumeister gefestigt habe. Wollte man die Parallele zwischen den beiden Männern, deren jeder in seinem Lande die höchsten Ehren genoß, weiter durchführen, so ließe sich noch mancher gemeinschaftliche Zug nachweisen, wie denn auch Beiden bis ins höchste Lebensalter eine gewisse Kindlichkeit des Gemüths eigenthümlich gewesen ist. Charakterköpfe wie

Garibaldi und Victor Hugo werden in ihrer Romantik spätern Geschlechtern noch um Vieles räthselhafter erscheinen als uns selbst; stellen sie doch jetzt bereits eine allem Anscheine nach für immer abgeschlossene Epoche dar. Möge der am 1. Juni beigesetzte französische Dichter im Pantheon seine dauernde Ruhestätte gefunden haben, und mögen im Wechsel der Zeiten seine Ueberreste vor dem Loose bewahrt bleiben, welches denjenigen Voltaire's und Rousseau's bereitet wurde, als sie in einer Mainacht des Jahres 1814 aus dem Pantheon entfernt und der Vorstadt Bercy gegenüber in eine Grube mit ungelöschtem Kalk geworfen wurden!

Wenige Tage nach dem Hinscheiden Victor Hugo's hat Belgien durch den Tod Charles Rogier's einen seiner bewährtesten Patrioten, den hauptsächlichsten Begründer der Unabhängigkeit des Landes verloren. Am 17. August 1800 geboren, erreichte Charles Rogier, als er am 27. Mai d. J. starb, ein Alter von beinahe 85 Jahren, von denen er einen großen Theil dem Dienste seines Vaterlandes widmete. Der Herausgeber der „Deutschen Rundschau" hat in seinem Werke: „Belgien und die Belgier" (Berlin, Gebrüder Paetel) ein anschauliches Porträt von Charles Rogier, dem „populärsten Bürger Belgiens und nächst dem Könige der verehrtesten Persönlichkeit des ganzen Landes" entworfen. „Vaincre ou mourir pour Bruxelles" — so lautete die Losung, mit welcher Rogier an der Spitze seiner Freiwilligen von Lüttich nach Brüssel zog, um daselbst an dem Straßenkampfe theilzunehmen und die revolutionäre Administrativcommission zu bilden, aus welcher dann am 26. September 1830 die provisorische Regierung hervorging. Mehrfach als Minister in die Regierung berufen, bewährte sich Rogier nicht minder als Organisator des jungen Staatswesens denn als Führer der constitutionellen Liberalen im Parlament, welchem er länger als ein halbes Jahrhundert angehörte. So gestaltete sich die Feier der Unabhängigkeit im August 1880 in gewissem Sinne zu einer persönlichen Ovation für Charles Rogier. „Als er mit dem carmoisinrothen Bande des Leopoldsordens über der Brust," heißt es in dem genannten Berichte über jene Feier, „sich den Stufen der königlichen Tribüne nähert, erschallt ein Brausen von Stimmen, welches mit dem Schwenken der Tücher und dem Neigen der Fahnen sich zu einer großartigen Huldigung vereint. Es ist etwas Zauberisches in diesem Anblick. Mädchen kommen herab und streuen Blumen auf seinen Weg, rothe Rosen, weiße Rosen; ein Teppich von Grün, in welchem Rosen blühen, sprießt unter seinen Füßen und breitet sich, immer wachsend, vor ihm aus, während er langsam, ein wenig gebeugt, hinansteigt, und das Geläut der Glocken sanft von der Stadt herüberweht." Wiederum ließ sich am 1. Juni d. J. der Klang der Glocken von Ste. Gudule vernehmen, wiederum wurden dem großen belgischen Patrioten Charles Rogier zahllose Blumenspenden dargebracht, diesmal aber galt es dem Andenken des bewährten Freiheitskämpfers, dessen Herz, wie es in einem eigenhändigen Briefe des Königs Leopold II. an die Familie des Hingeschiedenen heißt, „niemals aufgehört hatte, für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu schlagen."

Die „Politische Rundschau" war bereits abgeschlossen, als die erschütternde Nachricht eintraf, daß auch Deutschland einen seiner besten Söhne verloren, einen großen Todten zu beklagen hat. Prinz Friedrich Karl ist, nachdem er am 14. Juni auf seinem Jagdschlosse Glienicke von einem Schlaganfalle betroffen worden, am nächsten Tage hingeschieden. Mit unserem Kaiser und dessen Familie betrauert nicht blos die Armee, sondern die gesammte Nation den Verlust des Feldherrn, der inmitten seiner glanzvollen Laufbahn stets echte Herzensbescheidenheit bewahrte. Als genialer Heerführer erwarb sich Prinz Friedrich Karl in den Kriegen, durch welche Deutschlands Einheit begründet wurde, unsterblichen Ruhm. Sein Name wird im Andenken der Menschen fortleben, so lange deutsche Heldenthaten in den Annalen der Weltgeschichte eingezeichnet stehen.

Literarische Rundschau.

Neuere Bismarck-Schriften.

1. Reichskanzler Fürst Bismarck. 1815—1885. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart, Karl Krabbe. 1885.
2. Fürst Bismarck. Ein Charakterbild für das deutsche Volk von Ernst Scherenberg. Elberfeld, Bädeker'sche Buch- und Kunsthandlung. 1885.
3. Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geist unsrer Zeit. Von Dr. jur. Hugo Preuß. Berlin, Karl Habel. 1885. (Deutsche Zeit- und Streitfragen, Heft 209.)
4. Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847 bis 1852. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Th. Riedel, Redacteur des Reichs- und Staats-Anzeigers. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, Karl Heymann's Verlag. 1885.

Die Literatur ist mit ihren Huldigungen nicht zurückgeblieben, als Deutschland sich anschickte, den siebenzigsten Geburtstag seines großen Staatsmannes zu feiern. Diese Feier hatte fürwahr etwas Erhebendes; etwas Spontanes und Großartiges, das der Gelegenheit angemessen und des Mannes würdig war, dem sie galt. Mag hier und dort eine Uebertreibung, ein Uebermaß der Extase sich bemerklich gemacht haben, oder ein persönliches Hervordrängen, das vielleicht weniger harmlos und uneigennützig war — es sind dies eben Mängel, welche jeder menschlichen Veranstaltung solcher Art anhaften: in ihrem ganzen Verlaufe gab diese nationale Manifestation der Verehrung und Dankbarkeit, welche ein großes, zum Bewußtsein seiner politischen Macht wiedererwachtes Volk seinem Regenerator schuldet, einen schönen und lauteren Ausdruck. Wer diesen ersten April in der Heimath mit erlebte, der wird wieder einmal — mitten in den Kämpfen und Zwistigkeiten der für eine Weile verstummenden Parteien — von dem vollen und beseligenden Gefühl einer alle Klassen und Stände durchdringenden Einheit ergriffen worden sein, wie wir es noch kennen von jenen unvergeßlichen hinter uns liegenden Tagen der Entscheidung; und wer das Fest mitfeierte, weit draußen in der Fremde, sei es unter den Rosen und Palmen des capitolinischen Hügels, sei es jenseits des Oceans, im Lande Washington's und Franklin's, oder in irgend einem anderen Lande, wo Deutsche leben, der wird stolz und glücklich die Zugehörigkeit zu einer Nation empfunden haben, deren Name jetzt in hoher Achtung steht auf dem ganzen Erdball und deren Banner an fernen Küsten weht, wo immer nur ein deutsches Interesse zu schützen ist. Weder so verwöhnt durch frühere Gunst des Schicksals, noch so verhärtet durch gegenwärtigen sicheren Besitz sind wir, um über den Segnungen nationaler Einheit und Macht, deren wir uns unbestritten erfreuen, uns immer wieder, auch in den Momenten der Verstimmung, den Namen zu wiederholen, mit welchem sie unauflöslich verknüpft sind, und nach welchem ein kommendes Jahrhundert das unsere sicherlich „das Zeitalter Bismarck's" nennen

wird. Man braucht sich auch nicht des geringsten Grades von Byzantinismus schuldig zu fühlen oder verdächtig zu machen, wenn man für Bismarck jene Bewunderung bekennt, auf welche sein alles andere zeitgenössische Verdienst überragender schöpferischer Genius Anspruch hat; man braucht darum aber auch nicht jeden Punkt seines Programmes zu unterschreiben, noch sich zu jenen Tausenden und Abertausenden zu gesellen, für welche — wie Preuß in seiner lesenswerthen Brochüre sagt — jedes im Mißmuth des Kampfes hingeworfene Wort des Reichskanzlers ein Ausspruch unverbrüchlicher und unantastbarer politischer Weisheit und Wahrheit ist.

Wenn der Verfasser dieser kleinen, unter Nr. 1 genannten Schrift Kritik übt, so richtet sie sich vielmehr gegen Deutschland, als dessen Reichskanzler, der, was er sonst immer sein mag, wenigstens keine „problematische Natur" ist, sondern Einer, der den ringenden „Geist der Zeit" verstanden und zur Erreichung positiver Ziele sich dienstbar gemacht hat. Ist aber dieser „Geist der Zeit" oder Zeitgeist darum aus seinem eignen „problematischen" Zustand heraus zur Klarheit über sich selbst, zum Bewußtsein seiner Aufgabe vorgedrungen und hat er dieselbe voll anerkannt, ohne Vorbehalt übernommen? Daß die Literatur und die Kunst, die religiöse und die philosophische Speculation nicht mehr die großen Fragen und Anliegen unserer Zeit sind, daß ihre eigentliche Aufgabe die Politik ist, das hatte jeder Gebildete längst begriffen, noch bevor es als Wahrheit öffentlich ausgesprochen ward; daß aber jetzt, anderthalb Jahrzehnte nach den Ereignissen, durch welche der Gedanke zur That geworden, die Zerrissenheit in den inneren politischen Dingen vielleicht größer ist als je, darin erblickt der Verfasser ein Symptom der noch vorhandenen politischen Unreife unsrer Nation. Auch ihm ist Bismarck ein „Realpolitiker", aber nicht in dem Sinne des Herumtappens ohne Grundsätze, ohne feste, große Ziele. „Wahrlich," ruft er aus, „keine Realpolitik von dieser Sorte ist es, welcher Bismarck seine unvergleichlichen Erfolge in der auswärtigen Politik verdankt vom dänischen Kriege bis herab zur Congoconferenz." Als ein weiteres Merkmal politischer Zerfahrenheit bezeichnet der Verfasser den Chauvinismus, von welchem weite Kreise des deutschen Volkes ergriffen sind, während der leitende Staatsmann die Machtstellung Deutschlands so wenig zu einer abenteuerlichen Politik der Herrschsucht mißbraucht hat, daß vielmehr alle Völker der Erde dankbar anerkennen, wie die auswärtige deutsche Politik Würde und humane Friedensliebe schön verbinde. Auf diese Betrachtung gründet sich die Hoffnung des Verfassers, daß die Zeit einer Art allgemeiner „treuga dei" nicht mehr in unabsehbarer Ferne liege; daß, wie speciell in Deutschland Kriege zwischen den Einzelstaaten durch den Reichsverband fast unmöglich gemacht seien, so auch die Satzungen zahlreicher Verträge, des Pariser Friedens, der Genfer und der Congo-Conferenz Gebiet und Veranlassung der internationalen Kriege wenigstens einzuschränken suchten — eine gesunde, Segen verheißende Entwicklung, gegen welche nur zwei Feinde wühlerisch arbeiten: die politisch-kirchliche Reaction und der Socialismus. Gegenseitige Recriminationen, Mißtrauen und Unbefriedigung im inneren Leben sind, bei allem Glanz nach Außen, die Folge. „Vergangenheit und Zukunft kämpfen ihren großen und erbitterten Kampf aus auf dem Boden der Gegenwart." Erst wenn diese gegen den modernen Staat thätigen Elemente überwunden und die Classe, welche, gleichmäßig durch Besitz und Intelligenz dazu prädisponirt, bislang die Trägerin des geistigen Lebens in Deutschland war, in einer neuen Epoche sich auch zur Trägerin des politischen Lebens gemacht haben wird: erst dann wird unser Volk jenes innere harmonische Gleichgewicht wieder finden, welches ihm zur Zeit noch fehlt.

Die beiden folgenden Schriften haben es nicht mit einer kritischen Untersuchung dieser in der Zeit selbst liegenden Widersprüche zu thun, welche volle Zufriedenheit auf keiner Seite aufkommen lassen: sie haben sich die angenehmere Aufgabe gestellt, das Leben des Reichskanzlers, welches nicht nur an heroischen, sondern auch an gemüthvollen Zügen reich ist, schlicht und einfach zu erzählen. Bei Scherenberg herrscht mehr der lyrische, bei Müller mehr der epische Ton vor. Das Büchlein Scherenberg's ist gewissermaßen ein Stimmungsbild, in welchem das Verhältniß des Einzelnen aus

dem Volke zu der Erscheinung Bismarck's, von ihrem ersten mit der elementaren Gewalt des Außergewöhnlichen sich ankündigenden Auftreten, und durch alle folgenden Phasen des Zweifels und Bangens, bis zur unbedingten Hingebung dargestellt wird, vorwiegend subjectiv und vielfach mit schwungvollen Gedichten durchflochten, welche, stets in den entscheidenden Momenten einsetzend, uns lebhaft in die Erinnerung zurückrufen, was wir selbst damals empfunden haben mögen. Das Buch Müller's ist nüchterner, aber auch objectiver; es recapitulirt, in geschickter Auswahl, was die größeren Originalpublicationen an Material für die persönliche Geschichte Bismarck's geliefert haben und gibt einen guten Ueberblick über die welthistorischen Thatsachen und Begebenheiten, deren Centralfigur er ist.

Dennoch, — die Verfasser mögen es uns verzeihen! — so interessant die drei ersten, hier angezeigten Schriften über Bismarck sein mögen: weitaus am Interessantesten erscheint uns doch die vierte, die von Bismarck selbst herrührt, die Sammlung der Reden, welche der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten von 1847 bis 1852 gehalten hat. Hier haben wir die Geschichte seines politischen Werdens in seinen eigenen Worten, in jenem Lapidarstil, der an die Reden Cromwell's erinnert. Sehr dankenswerth sind die orientirenden Anmerkungen, in welchen der Herausgeber, Th. Riedel, die Situation zwischen einer Rede und der anderen kurz angedeutet hat. Diese zweite Auflage — die erste erschien 1881 und umfaßte nur die Jahre 1847 bis 1851 — ist um diejenigen Reden vermehrt worden, welche der damalige Legationsrath von Bismarck-Schönhausen in der Session von 1851—1852 gehalten hat, so daß die letzte Lücke nunmehr ausgefüllt ist und wir in dieser und der größeren, dreibändigen Sammlung von Ludwig Hahn sämmtliche Reden Bismarck's besitzen — ein Werk von monumentaler Bedeutung, mit dem kein anderes an Wichtigkeit für die Geschichte des Reichskanzlers und unserer Zeit sich messen kann.

ρ. **The Scottish Review.** No. 9. January. No. 10. April. 1885. Paisley and London, Alex. Gardner.

Der Aufsatz an der ersten Stelle des Januarbandes behandelt den abschließenden Theil von Froude's großer Carlyle-Publication, die Geschichte seines Lebens in London, 1831—1884. Ob Carlyle wirklich, wie sein Biograph behauptet, einst alle seine Zeitgenossen überragen und derjenige sein wird, über welchen kommende Generationen am meisten wünschen werden unterrichtet zu sein — das ist, wie der Reviewer richtig bemerkt, eine Frage, deren Beantwortung wir billig der Zukunft überlassen. Daß Carlyle ein Mann von großer Kraft und beträchtlichem (remarkable) literarischem Genius war, glauben wir; aber wenn Mr. Froude so weit geht, für ihn eine Art supremer und allgemeingültiger Größe zu beanspruchen, so sind wir gezwungen, von ihm abzuweichen. Ihm fehlte jene universelle Sympathie und persönliche Stärke, welche z. B. Goethe wahrhaft groß machte. Der Defect seines Charakters war Mangel an Selbstbeherrschung. Um eine große moralische Macht zu sein, hätte er jenen freundlichen Geist der Hingebung besitzen müssen, welcher des eignen Selbstes vergessen kann; er erwog zu oft die Frage: „geht es mir gut (am I comfortable)?" Aus dieser Quelle flossen die meisten seiner Bitterkeiten gegen die Zeitgenossen. Es ist wahr, daß sein körperliches Leiden nicht ohne Schuld daran war: „aber wenn ein Mann von wirklich großem und überragendem Charakter einen „Dorn im Fleische" hat, so überwindet er oder duldet schweigend wie manch' ein gewöhnlicher Sterblicher gethan hat." Carlyle's noble Charaktereigenschaften, seine bewundernswürdige Pflichttreue, die Liebe zu seiner Mutter, seine unbegrenzte Wohlthätigkeit — in der letzteren Hälfte seines Lebens gab er die Hälfte seines Einkommens an Bedürftige — werden anerkannt. Der Artikel ist in einem Carlyle durchaus freundlichen Sinne geschrieben, weicht nur vor Uebertreibung zurück und nennt Froude's Werk zwar nicht die absolut beste, doch eine der besten Biographien in englischer Sprache. — Unter den übrigen Aufsätzen dieser besonders reichhaltigen Nummer heben wir die drei hervor, welche drei der interessantesten Perioden der Stuart-Geschichte berühren: den einen über die Lennox-Familie, welche durch die Vermählung Darnley's mit Maria Stuart in das Schicksal dieser letzteren verflochten ward; den andern, die Correspondenz Sir Robert Moray's mit dem Earl of Kincardin, welche in die Zeit der Restauration fällt, und den dritten, „Echoes of the 18. century", mit mannigfachen Anklängen an die beiden letzten Erhebungen zu Gunsten der Stuarts, 1715 und 1745. Mit zwei ganz neuen Stuart-Prätendenten macht uns ein Aufsatz der Aprilnummer: „Stuart Pretenders" bekannt. Es ist die höchst romantische Geschichte eines illegitimen Sohnes Karl's II., aus dessen Flüchtlingszeit; derselbe wird Jesuit, verheirathet sich mit einer schönen Neapolitanerin, stirbt jung und hinterläßt einen Sohn, welcher vorübergehend an den deutschen Höfen eine Rolle spielt und um die Mitte des vorigen Jahrhundert in der größten Dürftigkeit zu Genua verstirbt. — Wenig zugesagt hat uns in dem nämlichen Heft ein Aufsatz über „George Eliot" anläßlich der Cross'schen Publication ihrer Tagebücher und Briefe: der Reviewer legt den theologischen Maßstab an, der hier durchaus nicht paßt und ist ungerecht in seiner Verurtheilung von Mr. Lewes. Dennoch, trotzdem der locale und particulare Standpunkt der „Scottish Review" zuweilen mit den Gegenständen, die sie behandelt, disharmonirt, ist ihr Gesichtskreis nichts weniger als eng und beschränkt: es sind namentlich die mit großer Sorgfalt gearbeiteten „Summaries of foreign Reviews", welche einen weiten, unpräjudicirten Ausblick gewähren, und nicht nur viel dazu beitragen werden, englische Leser in beständiger Fühlung mit der literarischen Bewegung des Continents zu erhalten, sondern auch für continentale Leser nützlich sind.

ρ. **Geld.** Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Unsere Leser erinnern sich dieser außerordentlich spannenden Novelle noch, welche durch die vortreffliche Composition und scharfe Charakteristik, durch das rasche Tempo der Handlung und die Feinheit des Details während ihres Erscheinens in dieser Zeitschrift große Aufmerksamkeit erregte. Das Thema, wie der Titel sagt, ist das „Geld", nach welchem Alles drängt und an welchem, in dieser Geschichte, wirklich Alles hängt. Wir beglückwünschen unsern Autor, der für die Strömungen des modernen Lebens ein fast untrügliches Organ besitzt, nicht nur zur Wahl, sondern ebenso sehr und noch mehr zur Behandlung seines Themas, welches ihm die tiefsten Blicke in die sittlichen Schäden der heutigen Gesellschaft, das Uebermaß von Luxus und die Begierde nach Genuß verstattete; und indem es dem Dichter die Gelegenheit zu den ergreifendsten Conflicten bot, zugleich dem Moralisten erlaubte, die tragischen Consequenzen daraus zu ziehen. Die Revolverschüsse, mit welchen die Erzählung endet, wie oft, in dieser großen Stadt, haben wir sie vernommen oder aus dem Polizeibericht kennen gelernt! Im Gegensatz zu den Naturalisten weiß Frenzel die Dinge der Wirklichkeit mit jenem schönen Schein zu umgeben, der sie erst in die Sphäre der Kunst erhebt und in seinen zuweilen phantastischen Reflexen an die Meister der deutschen Novelle in einer vergangenen Zeit erinnert. Seine Beobachtung ist darum nicht minder minutiös, weil er an der Tradition des guten Stils und Geschmackes festhält und für die künstlerische Darstellung keinen andern Maßstab gelten läßt, als den ästhetischen, welchen wir von unserer classischen Vergangenheit überkommen haben und, trotz aller Abirrungen der Gegenwart, einer künftigen Zeit zu überliefern hoffen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bayer. — Aus Italien. Cultur- und kunstgeschichtliche Bilder und Studien von Josef Bayer. Leipzig, Bernhard Schlicke. (Balthasar Elischer.) 188⁵.

Becker. — Atlas to accompany the monograph on the Geology of the Comstock Lode and the Washoe District. By George F. Becker. Washington, 1882.

Blumenthal. — Theatralische Eindrücke von Oscar Blumenthal. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1885.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen u. Karten. Heft 151/156. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2252: Society in London by a Foreign Resident. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1885.

Ebers. — Richard Lepsius. Ein Lebensbild von Georg Ebers. Mit einem Lichtdruck und einem Holzschnitt. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1885.

Edler. — Der letzte Jude. Roman von Karl Erdmann Edler. Leipzig, Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer). 1885.

Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsofficiers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. Aus den hinterlassenen Papieren des Barons de la Belle-Croix. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Erman. — Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum geschildert von Dr Adolf Erman. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. 3/4. Lfg. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 18⁸5.

Europäische Wanderbilder. Nr. 83: Das National-Denkmal am Niederwald. Von Josef Schrattenholz. Zürich, Orell Füßli & Comp. 1885.

Flaubert. — Œuvres completes de Gustave Flaubert. I. Madame Bovary. Paris, A. Quantin. 1885.

Fournier. — Historische Studien und Skizzen von August Fournier. Prag-Leipzig, F. Tempsky & G. Freytag. 1885.

Frederking. — Der Born der Liebe! Eine hessische Sage. Dichtung in zehn Gesängen von Hugo Frederking. Bromberg, Mittlerische Buchhandlung. 1885.

Fromm. — Ueber die Bedeutung und Gebrauchsweise der Seebäder in chronischen Krankheiten. Nebst einer Skizzirung der hauptsächlichsten Seebaderorte, mit besonderer Rücksicht auf das Nordseebad Norderney. Von Dr. B. Fromm. Vierte Auflage. Norden & Norderney, H. Braams. 1885.

Garbé. — Streiflichter auf dem Gebiete sittlicher Erziehung. Von F. A. Garbé. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1885.

Gewerbehalle, Lfg. 6. 1885. Stuttgart, J. Engelhorn.

Günther. — Zur Kunst in Geschichte, Cultur- und Landschaftsbildern, geschildert von F. Günther. 2. Lfg. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1885.

Hauptmann. — Promethideuloos. Eine Dichtung von Gerhart Hauptmann. Berlin, Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr). 1885.

Heinrich. — Probelieder und Liederproben. Von W. Heinrich. Frankfurt a./M., Frz. Benjamin Auffarth. 1885.

Herbst, Johann. Ein Lebensbild von seinem Sohne Ludwig. Wien, Albert J. Gutmann. 1885.

Holland. — The european concert in the eastern question. A collection of treaties and other public acts edited with introductions and notes by Thomas Erskine Holland. Oxford, At the Clarendon Press. 1885.

Hopp. — In der großen Stadt. Von Ernst Otto Hopp. Berlin, Verlag des „Was Ihr wollt", Friedrich Nonnemann. 1885.

Hornemann. — Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf höheren Lehranstalten. Von F. Hornemann. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1885.

Hugo. — L'Œuvre complète de Victor Hugo. — Extraits. — Hetzel-Quantin. Edition du Monument. Mai 1885.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens, herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs. I. Jahrg. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1885.

Karte der Entwickelung des Römischen Reichs. Entworfen, gezeichnet und mit Erläuterungen versehen von Dr. Wilh. Sieglin. Leipzig, Schmidt & Günther. 1885.

Le rétablissement du pouvoir temporel du pape par le Prince de Bismarck. Paris, H. le Soudier. 1885.

Lotheißen. — Zur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien von Ferdinand Lotheißen. Leipzig, Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer). 1885.

Marsop. — Der Einheitsgedanke in der deutschen Musik. Eine kritisch-ästhetische Studie von Dr. Paul Marsop. Berlin, Theodor Barth. 1885.

Monographs of the United States Geological Survey. Volume III. Washington, Government Printing Office. 1882.

Pfüddemann. — Die ersten Uebungen für die menschliche Singstimme von Martin Pfüddemann. München, Alfred Schmid.

Powell. — Third annual report of the United States Geological Survey to the secretary of the interior. 1881/82. by J. W. Powell. Washington, Government Printing Office. 1883.

Pribram. — Oesterreich und Brandenburg, 1688—1700, von Dr. Alfred Francis Pribram. Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag. 1885.

Rauber. — Homo sapiens ferus oder die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule. Biologische Untersuchung von Dr. A. Rauber. Leipzig, Denicke's Verlag. 1885.

Rist. — Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. 1. Theil, zweite verbesserte Aufl. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1884.

Rübezahl, seine Begründung in der deutschen Mythe, seine Idee und die ursprünglichen Rübezahlmärchen. Hohenelbe. Im Selbstverlage des „Oesterreichischen Riesengebirgs-Vereins". In Commission von H. Tuminus, Prag.

Schwetschke. — Politische und unpolitische deutsche Lieder von Eugen Schwetschke. I. Politische Lieder. Ehrenlieder. Spott- und Kampflieder. 1879—1885. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag. 1885.

Stern. — Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit, 1807—1815. Von Alfred Stern. Leipzig, Duncker & Humblot. 1885.

Teuber. — Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oscar Teuber. Zweiter Theil. Prag, A. Haase. 1885.

Vorträge, philosophische, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 9. Heft: J. H. v. Kirchmann als Philosoph. Vorträge von Dr. Lasson und Meineke. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1885.

Wendt. — Französische Briefschule. Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung französischer Briefe. Für den Unterrichtsgebrauch herausgegeben von Otto Wendt. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1885.

Wesselhöft. — Volksthümlicher Unterricht, den Hausgarten als Blumen-, Gemüse- und Obstgarten in einfacher und gemischter Form nach Regeln anzulegen und zu bewirthschaften. Zwölfte Auflage, neu bearbeitet von Johannes Wesselhöft. Halle, Otto Hendel. 1885.

Wissen der Gegenwart, Bd. XXXIX: Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Ernst Otto Hopp. II. Abtheil. Mit 32 Abbildungen. Bd. XL: Geschichte der holländischen Malerei von Dr. Alfred von Wurzbach. Mit 71 Abbildungen. Leipzig, G. Freytag; Prag, F. Tempsky. 1885.

Wisser. — Die innere Colonisation. Eine Programm-Forderung des Allgemeinen deutschen Bauern-Vereins. Von Friedrich Wisser. Gotha, Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Wendt. — Philosophische Studien, herausgegeben von Wilhelm Wundt. II. Bd., 4. Heft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1885.

Zacharias. — Ergebnisse einer zoologischen Untersuchung der beiden Koppenteiche. Von Dr. Otto Zacharias. Hohenelbe, Verlag des „Oesterreichischen Riesengebirgs-Vereins". 1885.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. — Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgeg. von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XII. Heft. 211: Bilder aus der russischen Revolution. Von Dr. Alphons Thun. Berlin, Carl Habel. 1885.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

„Gloria victis!“

Roman
von
Ossip Schubin.

(Schluß.)

VI.

Der Spiritismus ist eine Lieblingsbeschäftigung aristokratischer Dilettanten, und jede Familie, qui se respecte, hat ihr Gespenst.

Die Zinsenburgs haben ihre weiße Frau, die Truyns ihren großartigen Viererzug, der als Vorbote besonders schrecklicher Familienereignisse, Niemand weiß woher oder wohin, an den Fenstern der Truynburg im Böhmerwalde vorüberrasselt. Die Kamenz haben nur eine schwarze Faust, die unheimliche Feuerzeichen an die Wände malt; die Lodrins aber haben ihre blinde Frau, die man lachen hört, wenn Schmach oder Unglück dem Hause nahe rückt. Von allen Familiengespenstern Böhmens ist diese lachende Blinde das Schauerlichste. Ins graue Alterthum zurück fällt der Ursprung der Sage. Im elften oder zwölften Jahrhundert hatte sich's zugetragen, daß ein Ritter Wolf von Lodrin sich mit einem schönen Edelfräulein, ohne dessen Neigung zu besitzen, einem Familienübereinkommen gemäß verheirathete. Von Leidenschaft zu ihr entbrannt, unvermögend ihre Neigung zu erzwingen, übermannte ihn in einer bösen Stunde der Zorn und er schlug ihr seine Reitgerte in das Gesicht, so daß sie von dem Schlage erblindete. Und ob des Grauens vor seiner Unthat verfiel der Ritter in brütende Schwermuth und that sich ein Leides, und als die Blinde dies erfuhr, da lachte sie. Sie wurde über hundert Jahre alt. Seit dem Tode des Ritters sprach sie nie mehr ein Sterbenswort — aber jedesmal, wenn ein Unglück das Haus befiel, oder einer seiner Söhne eine Schmach auf sich lud, hörte man sie lachen.

Diese Blinde war's, von der man behauptete, sie gehe in Tornow um.

Ehemals wollte man sie oft gesehen haben — eine hohe graue Gestalt mit einer schwarzen Binde über den Augen und einem unheimlichen Lächeln um den blassen Mund, und jedesmal war auf ihre Erscheinung eine grauenhafte Familienkatastrophe gefolgt. An dem Tage von Oswald's Geburt hatte man sie zum letzten Male lachen gehört, weshalb man befürchtete, daß entweder die Mutter oder das Kind bei der Entbindung sterben oder ein schauerliches Ungeheuer zur Welt kommen würde. Als aber die Gräfin eines wunderschönen Knäbleins genaß und sich rascher davon erholte, als dies in solchem Falle überhaupt nur zu hoffen stand, da kam die blinde Kassandra einigermaßen in Mißcredit, hauptsächlich da der Graf und die Gräfin beide der Geisterseherei energisch entgegen arbeiteten — der Graf aus strenger Religiosität, die Gräfin, weil sie zu aufgeklärt war, um solchen Aberglauben zu dulden.

Oswald hatte sich nie mit dem Gespenst befaßt, ja es höchstens überlegen belächelt. Aber bei seinem überreizten Nervenzustande machte ihm selbst das einfältige abergläubische Gefasel seiner alten Diener einen Eindruck.

Er hatte sich ordentlich zusammengenommen während des ganzen Abends, um den bösen Eindruck, den seine Reizbarkeit während des Whistspiels auf Truyn und Pistasch gemacht, zu verwischen. Es war ihm gelungen. Als er sich jedoch endlich zur Nachtruhe in sein Zimmer zurückziehen konnte, brach seine Kraft zusammen. Die alte Pein war über ihn gekommen, nur noch quälender, schärfer zugespitzt, als er sie damals von Prag mitgebracht.

In fieberndem Schlaflosigkeit schob er den Kopf auf seinem Kissen hin und her. Von Jugend auf mit jener zerstreut an jeglicher Gefahr vorüberseh enden Furchtlosigkeit begabt, die eher eine kleidsame Naturanlage, als ein persönliches Verdienst ist, kam ihm heute zum ersten Male in seinem Leben eine Art Angst. Jedes noch so leise Geräusch raubte ihm den Athem, schaffte ihm eine unerträgliche Beklemmung.

Endlich fielen ihm die Augen zu. Sein Schlaf war dumpf und unerquicklich, seine Pein verfolgte ihn bis in den Traum. Ihm war, als läge er auf einer smaragdgrünen Wiese und ringsherum blühten bunte Blumen und lustige Schmetterlinge gaukelten darüber hin und die goldenste Sonne strahlte aus einem ungetrübten blauen Himmel auf ihn nieder. Plötzlich empfand er etwas, als ob sich die Erde unter ihm bewegte, er fühlte sich langsam einsinken. Ein großer Ekel erfaßte ihn, er wollte sich aufraffen, doch je mehr er sich dagegen stemmte, desto tiefer versank er in widerlich lauen Schlamm. Da erwachte er, in kalten Schweiß gebadet, mit schwerem Athem und laut klopfendem Herzen.

Er blickte um sich. Alles erschien ihm schauerlich-ungewöhnlich in der hellen Dämmerung der Sommernacht, die große graue Nebelränder um jeden Gegenstand zog. Durch die Fenster, welche er seiner Gewohnheit gemäß offen gelassen hatte, drang die Luft dick und schwül. Er horchte hinaus — Alles war stumm, die ganze Erde wie von einem bösen Zauber gelähmt.

Dann wieder glitt etwas durch die Stille, wie ein leichtes Rauschen, ihm war's, als hörte er die Nachtfalter mit ihren Flügeln über die Blumen gleiten. Die Todtenmaske seines Vaters schimmerte weißlich durch das dumpfe Grau —

ſie zog ſich in die Länge, als wolle ſie von der Wand niederſchweben — — — Was iſt das ... ein kichernder Laut, der aus den Wänden zu dringen ſcheint! Die Dämmerſchatten bewegen ſich, verdichten ſich plötzlich an einem Punkt. Eine hohe, graue Geſtalt mit einer Binde vor den Augen und einem ſpöttiſchen Lächeln auf einem weißen, verfallenen und in die Länge gezogenen Geſicht ſteht dort, gegen die Wand gelehnt — bewegt ſich! Sie tritt bis an ſein Bett. Er ſtößt einen Schrei aus, greift nach ihr — ſie iſt verſchwunden! Er ſinkt zurück. —

Einige Minuten ſpäter näherte ſich ein leichter Schritt ſeiner Thür — behutſam leiſe drückte Jemand die Klinke nieder, in ein langes, weißes Morgenkleid gehüllt, einen kleinen flachen Leuchter in der Hand, trat ſeine Mutter zu ihm. Ihr Schlafgemach lag unter dem ſeinen — ſie hatte ſeinen Schrei gehört.

„Oſſi!“ rief ſie ſanft.

„Ja, Mama!“

„Was gab's?“

„Ich habe ſchwer geträumt.“

Sie zündete die Kerzen auf ſeinem Nachttiſche an und beugte ſich forſchend über ihn. Sie erſchrak vor ſeinem blaſſen, wie nach plötzlicher akuter Krankheit verfallenem Geſicht. „Was fehlt Dir, Oſſi? ... ich kann's nicht länger mit anſehen, wie Du Dich ſo ſtumm abquälſt und marterſt!“

„Nichts,“ ſagt er tonlos — „nichts!“

„Nichts! Und das wagſt Du mir zu ſagen!“ ruft ſie aus — „mir, Deiner Mutter! Schon neulich, als Du aus der Stadt zurückkehrteſt, kamſt Du mir verändert vor, aber Du erholteſt Dich ſchnell, geſtern jedoch fühlte ich's den ganzen Abend, daß Du irgend eine heimliche Qual mit Dir herumſchleppſt. Um Gotteswillen, geſteh' mir, was es iſt!“ Dabei fährt ſie ihm von den Schultern abwärts langſam über die Arme — „wenn Du wüßteſt, wie es mich foltert, Dich leiden zu ſehen, ohne Dir helfen, Dir wenigſtens rathen zu können!“ — dringt ſie in ihn.

Der Zauber ihrer Nähe wirkt auf ihn, ſtärker als je, — eine angenehme Reconvalescenten-Mattigkeit überkömmt ihn bei ihrer liebkoſenden Berührung. Einen Moment hat er beinahe Luſt, ihr Alles einzugeſtehen, ſich von ihr beruhigen zu laſſen ein für allemal. Dann aber ſteigt ihm das Blut in die Wangen. Wie könnte er denn ... Nein, er muß allein mit ſich fertig werden! Er zieht ihre beiden Hände an ſeine Lippen — „frage nicht weiter, Mama, ich bitte Dich!“ murmelt er. — „Wie oft muß ich's Dir denn wiederholen, daß ich Dir beim beſten Willen nicht Alles ſagen darf!“

Die Gräfin ſchüttelt ſehr ernſt mit dem Kopfe. „Die Ausrede laß ich nicht gelten,“ entgegnet ſie ihm, „ich begreife ja, daß ſich's über gewiſſe Dinge leichter mit einem Vater ſpricht, als mit einer Mutter, und, das Zeugniß mußt Du mir geben, ich habe Dich, als Du die Knabenjahre einmal hinter Dir hatteſt, nie am Gängelbande zu führen verſucht, habe Dir nie nachgeforſcht und mich nie um Dinge bekümmert, die mich nichts angehen.“

„So lange ich fröhlich und wohlauf war, gewiß nicht, Mama,“ gibt er, unwillkürlich in einen zärtlich munteren Ton fallend, zu; „aber wenn ich einmal

den Kopf hängen ließ — oh, dann . . . dann wurdest Du manchmal sehr indiscret."

„Ein kranker oder unglücklicher Sohn bleibt für seine Mutter immer zwei Jahre alt," sagt sie, die Achseln zuckend. „Und nun beichte; ich bin eine alte Frau, vor mir kannst Du reden. Ich bin überzeugt, Deine überspannte Gewissenhaftigkeit malt Dir wieder einmal eine ganz nüchterne Situation recht romantisch peinlich aus — ein altes Abenteuer wirft vielleicht einen Schatten in Deine Brautschaft . . ."

„Du irrst, Mama; ich bin mit meiner Vergangenheit vollkommen fertig — das Alles ist, als ob es nie gewesen wäre."

„Nun denn, was quält Dich?"

Einen Augenblick schweigt er; dann spricht er leise, etwas hastig: „Ein häßliches Nervenleiden — böse Einbildungen! Würdest Du's glauben, ehe Du eintratst, habe ich deutlich, so deutlich wie ich Dich jetzt sehe, die lachende Blinde auf mich zuschreiten sehen! . . ."

„Beginnst Du auch an den Lodrin'schen Hallucinationen zu leiden?" ruft die Gräfin.

Die „Lodrin'schen Hallucinationen" — sie hat das Wort flüchtig ausgesprochen, ohne zu denken. Seine Seele trinkt es gierig! —

„Offenbar, Mama — aber ich werde damit fertig werden; ja gewiß, ich werde damit fertig," erwidert er ihr mit freudiger, voller Stimme.

„Und was haben Dir Deine Nerven sonst noch vorgespiegelt?" frägt sie ihn forschend, sehr besorgt.

„Ekelhafte Bilder, die mein Herz und meine Seele besudelten, ohne daß ich es vermocht hätte, sie zu verscheuchen; — mißtrauische Verdächtigungen Jener, die mir am höchsten standen, giftige Zweifel; — nur in Deiner Nähe war ich sicher davor, Mama, und drum habe ich mich so oft zu Dir geschlichen, nur, weil sich neben Dir die Gespenster nimmer an mich heran zu drängen wagten!"

Die Gräfin erhebt sich und löscht die Kerzen aus. Eine Weile ist Alles still.

„Mutter!" sagt er leise und schlaftrunken und greift nach ihrer Hand, „sag', was strahlt denn aus Deinen heiligen Augen, daß es mir jeden Schatten aus der Seele hinwegzuleuchten vermag?"

Er verstummt.

Ein paar Minuten lang hört sie seinem ruhigen, regelmäßigen Athem zu. Er ist eingeschlafen. —

Die Hände im Schoß gefaltet, todtenbleich, mit entsetzt vor sich hinstarrenden Augen, sitzt sie noch immer auf dem Bettrand. Das Morgenlicht ist voll hereingebrochen, als sie sich erhebt. Er wacht halb auf, öffnet die Augen — „Du noch hier, Mama? O, wie gut ich geschlafen hab'!"

„Schlafe nur weiter, Kind," flüstert sie, sich über ihn beugend und seine Stirn küssend; dann verläßt sie das Zimmer. Langsam schleicht sie den Corridor entlang, die Hand auf dem Herzen. „Werd' ich die Kraft haben" — murmelt sie — „werd' ich die Kraft haben? . . ."

VII.

Wenn er dieser Lodrins nur hätte habhaft werden — Gelegenheit hätte finden können, mit ihnen zu sprechen — er hätte es schon vermocht, ihren Stolz niederzuzwingen, sagte sich der Conte. Inzwischen suchte er Anknüpfungspunkte mit ihnen. Gestern hatte er seine Freundin Melkweyser geradezu gezwungen, endlich nach Tornow hinüber zu fahren, um der Gräfin Lodrin nicht im Namen des Conte Capriani, sondern im Namen ihres ganz ergebenen Dieners, des Doctors Alfred Stein, das Porcellan-Service zu Füßen zu legen. Er war neugierig auf die Nachrichten, welche Zoë ihm bringen würde. Aber Zoë hatte sich nach ihrer Rückkehr von Tornow unter dem Vorwande einer heftigen Migräne augenblicklich zurückgezogen und eine Tasse starken Thees auf ihr Zimmer bestellt.

Die Migräne dauerte den ganzen nächsten Vormittag zur großen Unzufriedenheit des Conte, der übrigens ohnedies schon von schlechter Laune war. Eine Kleinigkeit hatte ihn verstimmt, eine ganz absurde Kleinigkeit, die jedoch gerade genügte, seine Galle in volle Gährung zu bringen. Sein maître d'hôtel hatte ihm diesen Morgen gekündigt, oder vielmehr, wie sich der würdige Mann ausgedrückt, „er hatte seine Demission gegeben“. Als der Conte, welcher große Stücke auf ihn hielt, ihn fragte, was ihm denn einfalle — ob ihm sein Gehalt nicht genüge, hatte Monsieur Leloir mit der unverändert ehrerbietigen Haltung des Dieners aus gutem Hause, der er war, aber mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, erwidert, „der Gehalt entspreche vollständig seinen Wünschen, und gegen die ihm widerfahrende Behandlung habe er auch nichts einzuwenden, aber — er fühle sich zu sehr vereinsamt, monsieur le comte voit trop peu de monde.“

Zwei Siegesbotschaften, welche ihm der Telegraph, der sein Arbeitscabinet in Schneeburg mit der ganzen Geschäftswelt in beständigem Verkehre hielt, kurz darauf brachte, waren nicht im Stande, dem Conte diese ärgerliche Kündigung aus dem Gedächtniß zu vertreiben. Er war um ein Bedeutendes gelber als gewöhnlich, da er beim zweiten Frühstück erschien. Man hatte sich bereits placirt, als die Baronin Melkweyser sich zu der Mahlzeit einfand. Sie trug als Reconvalescentin einen imposanten Brokatschlafrock, auf dessen olivengrünem Grunde sich ein Urwald von mächtigen Sonnenblumen abhob. Im Uebrigen deutete bei ihr nichts auf einen krankhaften Zustand, und besonders war ihr Appetit beruhigend.

„Sie haben jetzt sehr oft Migräne,“ äußerte der Conte unzufrieden, im Tone eines Vorwurfs.

Statt aller Antwort versorgte sich Zoë mit einer zweiten Portion Omelette mit Trüffeln und Parmesankäse.

„Vielleicht hat sie der weite Weg angestrengt,“ schob die Hausfrau ein, immer rücksichtsvoll bemüht, die Rohheiten ihres Gatten zu vertuschen. —

„Haben Sie sich gut in Tornow unterhalten?“ fragte Fermor.

„Es macht Einem Vergnügen, liebe alte Freunde wieder zu sehen,“ sagte Zoë kurz. Sie befand sich in gereizter Stimmung und hatte sich offenbar in Tornow auf mehrere Tage hinaus mit Hochmuth verproviantirt.

„Ich muß auch einmal hinüber nach Tornow," sagte Fermor; „ich hoffe, Baronin, Sie haben nicht erzählt, daß ich schon so lange hier bin; die Gräfin wäre vollständig berechtigt, es übel zu nehmen, daß ich noch keine Visite gemacht habe." Kilary lächelte und Fermor fuhr in seiner affectirten, gedehnten Art fort: „'s sind ausgezeichnete Menschen, diese Lodrins, aber ich kann mich nicht mit ihnen erwärmen; sie sind mir zu materiell — haben zu wenig Gefühl für die Kunst!"

Nach Tisch, während Fermor sein warmes Gefühl für die Kunst dadurch bethätigt, daß er an dem Flügel eine musikalische Begleitung zu einer neuen Ode Paul Angelico's improvisirt, welche dieser in seinem unsterblichen Regenmantel als Sophokles drapirt, ihm gegenüberstehend mit volltönender Stimme aus einem in rothes Leder gebundenen Bändchen vorliest, ergreift Capriani die Gelegenheit, Zoë Melkweyser etwas von den Andern abzusondern. „Haben Sie gestern Gelegenheit gefunden, der Gräfin Lodrin meine Commission auszurichten?" frägt er.

„Ja," erwidert Zoë trocken.

„Und welche Botschaft bringen Sie mir denn?"

„Die Gräfin hat sich bereit erklärt, Ihnen das Service abzukaufen," sagt Zoë.

„Es mir abzukaufen! . . ." wiederholt der Conte, bleich vor Zorn — „ja, meine liebe Zoë" — in Anfällen von besonders aufgereizter Arroganz nannte der Conte die Baronin bei ihrem Taufnamen — „ja, meine liebe Zoë, was haben Sie ihr denn ausgerichtet?"

„Genau das, was Sie mir auszurichten auftrugen."

„So," — der Conte tritt einen Schritt näher an sie heran und schiebt lauernd den Kopf vor — „haben Sie ihr gesagt, daß Sie es ihr zu Füßen legen sollen nicht im Namen des Grafen Capriani, sondern im Namen des bescheidenen Doctor Stein, den sie vor Jahren an der Riviera gekannt hat?"

„Ja, und ich erzählte ihr, daß Sie damals den verstorbenen Grafen behandelt haben wollten."

„Nun?"

„Sie erwiderte mir darauf . . . wollen Sie's durchaus wissen, was sie mir darauf erwiderte?"

„Ja!"

„Nun, sie erwiderte mir darauf — ‚das mag sein, doch kannst Du ihm ausrichten, daß ich mich dessen nicht mehr erinnere'."

Der Conte war noch blasser geworden, sein Gesicht verzerrte sich unheimlich — er nahm ein Papiermesser von schöner orientalischer Metallarbeit von einem Tischchen und begann unruhig damit zu spielen.

„Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen," begann Zoë, „daß ich in dieser Affaire völlig unschuldig bin. Es wird Ihrem Gedächtniß wohl noch gegenwärtig sein, daß ich Ihre Commission wochenlang hinausgeschoben und endlich nur wider meinen Willen bestellt habe. Ich sagte Ihnen das Resultat im Voraus. Sie aber waren so vollständig davon überzeugt, daß sich die Gräfin des Namens Stein erinnern müsse . . ."

„Was gibt's?“ frug Kilary, zu den Beiden tretend. „Was hat Sie denn so aufgeregt, mein lieber Capriani?“ —

„Der Conte will mir nur den Beweis liefern, daß nichts seiner Macht zu widerstehen vermag, nicht einmal ein Papiermesser,“ sagte Zoë spitz, auf die Manipulationen des Conte deutend.

„Und der Lodrin'sche Hochmuth,“ bemerkte Kilary — „nicht wahr? Nun, mein guter Capriani, in meiner Heimath, in Oberösterreich, gibt's ein altes Sprichwort, welches lautet: ‚was du nicht heben kannst, mußt du liegen lassen‘. Wenn Sie dieses Sprichwort beherzigen wollten, so würden Sie sich damit zugleich viele Zeit und großen Aerger ersparen!“

In diesem Moment brach das Messer dem Conte zwischen den Händen entzwei — er warf die Stücke zu Boden.

„Wer kommt denn da geritten?“ fragt die Baronin, sich mit ungenirter Indiscretion aus dem Fenster, neben dem sie stand, und das auf die Straße hinausging, vorbeugend.

„Es wird Graf Kamenz sein,“ sagte Adeline, welche indessen die vereinten künstlerischen Bestrebungen Fermor's und Paul Angelico's durch ihren Beifall ermuntert, neben sie hintretend; „es wundert mich ohnehin, daß er uns seinen Besuch noch nicht gemacht hat!“

„Nein, es sind die beiden Lodrins,“ berichtigte sie Kilary; „sie reiten offenbar zu Malzin hinüber.“

Ad'lin' zuckte enttäuscht die Achseln und der Conte zog die Brauen zusammen. Sich von Kilary und der Melkweyser abwendend, begann er mit großen Schritten in dem Salon auf und ab zu gehen.

Nach einem Weilchen blieb er neben seiner Frau stehen, die mit einem traurigeren Gesicht als gewöhnlich an ihren Cretonne-Applicationen herumschnitzelte. „Du warst ja heute drüben bei Malzin, wie geht's ihm denn?“

„Schlecht!“ erwidert Frau von Capriani. „Und im Gegensatz zu den meisten Brustleidenden macht er sich über seinen Zustand auch nicht die geringsten Illusionen; — natürlich beschwert ihm in Folge dessen die Sorge um die Zukunft seiner Kinder das Herz. Ich that mein Möglichstes, ihm Trost zuzusprechen — aber das war wenig.“

„Weißt Du, ob's bei seiner Abreise nach Gleichenberg bleibt?“ unterbrach sie Capriani trocken.

„Ja, er bereitet sich darauf vor. Die alte Müller hat sich freiwillig angetragen, ihn zu begleiten, weil sie den Gedanken nicht über das Herz bringen konnte, ihn auf fremde Bedienung und Pflege angewiesen zu wissen.“

Aber die rührende Anhänglichkeit der alten Müller hatte nicht das geringste Interesse für Capriani. Er hörte seiner Frau längst nicht mehr zu. „Offenbar wäre jetzt der Moment gekommen, um puncto der Gruft mit ihm zu reden,“ sprach er vor sich hin.

„Wohin denkst Du,“ rief Frau von Capriani aus ihrer gedrückten Sanftmuth fast heftig auffahrend — „mit einem Kranken!“ . . .

„Nur keine Nervositäten!“ unterbrach er sie scharf — „Du weißt, für so etwas hab' ich keinen Sinn!“ —

VIII.

Seine ungemein zarte Art, einen Kranken anzufassen, hat Oswald noch als halbes Kind an dem Schmerzenslager seines Vaters gelernt; was er aber nirgends gelernt hat, noch lernen konnte, das ist seine ungestüme, rastlose Herzensgüte — eine Herzensgüte, die nie passiv theoretisirt, die auch Angesichts der schwierigsten Situation sich weigert, die Waffen zu strecken und unverdrossen einen Schmerz, den sie nicht zu heilen vermag, mit süßen Täuschungen zu lindern trachtet.

Durch ein kleines Briefchen, welches Fritz ihm heute nach Tornow gesendet, von dessen traurigem Zustande und seiner bevorstehenden Abreise nach Gleichenberg unterrichtet, ist er augenblicklich mit Georges nach Schneeburg gekommen, wo er Fritz traurig vor sich hin hüstelnd, in einem großen Lehnstuhle, mit Kissen aufgestützt, vor seinem Schreibtische gefunden hat, sich mühsam abquälend, sein armseliges Testament abzufassen. Es sind kaum zehn Minuten vergangen seit Oswald's Erscheinen; aber das Leben hat in diesen zehn Minuten für Fritz ein anderes Gesicht bekommen. Oswald hat ihn ausgescholten ob des großen Schreckens, den er durch seine hypochondrische Epistel ihm in die Glieder gejagt; hat ihn versichert, daß, wenn man so aussähe, wie er, man noch wahrlich keine Entschuldigung habe, seinen Freunden mit düstern Vorstellungen das Herz schwer zu machen, hat ihm von den Wundern erzählt, welche Gleichenberg an einigen seiner Freunde bewirkt, und ihm erklärt, daß ein „lumpiges bißl Blutsturz" wahrlich nicht viel zu bedeuten habe, besonders bei einem Menschen wie Fritz, in dessen Familie die Brustleiden nicht erblich seien.

„Ich habe dergleichen auch gehabt als Freiwilliger nach einem Manöver," schließt er, „und 's ist mir heute nichts davon anzumerken."

„Das wird doch etwas Anderes gewesen sein, Ossi," meint Fritz und lacht über die Energie des Freundes — dabei überkommt ihn ein heftiger Hustenanfall. Oswald hält ihm den Kopf und stützt ihn in seinen Armen auf — „'s wird gleich vorüber sein, reich' ihm ein Glas Wasser, Georges, so . . ."

„Mag's noch so schlecht mit Einem stehen, das Herz geht Einem doch auf, wenn man Dir in die Augen sieht, Ossi," sagt Fritz, nachdem er sich beruhigt hat, aufathmend.

„Da hast Du Recht, Fritz," stimmt Georges ein, „und doch gibt's keinen zornigeren und momentan ungerechteren Menschen, als ihn."

„Ja, aber einen, der . . ." beginnt Fritz.

„Jetzt schweig'," befiehlt Oswald; „das Beste wäre, Du streckst Dich ein wenig auf Dein Bett aus. Wir werden unser Möglichstes thun, Dich zu unterhalten, ohne Dich zum Lachen zu reizen."

„Ich danke Dir," sagt Fritz; „aber ich . . . ich möchte doch ein ernstes Wort mit Dir reden. Wenn man am Rande des Grabes —"

„Fängst Du schon wieder an, Dich interessant zu machen?" verweist ihm Oswald — „hm . . . ich bitte Dich, Georges, geh' ein wenig hinunter und mach' der Pipsi den Hof, ich hör' sie unter dem Fenster mit ihrem Brüderchen zwitschern — Fritz rechnet Dir's gewiß hoch an, daß Du noch herüber gekommen bist, um Abschied von ihm zu nehmen — aber Du genirst uns hier ein wenig." —

Und Georges lacht und zieht ſich mit einer tiefen Verbeugung zurück. —

Sie ſind allein in dem langen, ſchmalen Zimmer, vor deſſen Fenſtern die alten Aprikoſenbäume träumeriſch rauſchen und in das der Duft der Spätſommerblumen heraufdringt. Die Porträts von Fritzens Eltern und die der beiden Majeſtäten blicken mit verſchwommenen Umriſſen durch die Dämmerluft, und auf der grauen Thürverkleidung, wo die vielen luſtigen Kindernamen ſtehen, glänzt ein prismirender Sonnenſtrahl. —

„Nun, Fritz, was gibt's? Du weißt, Umſchweife braucht es nicht zwiſchen uns,“ ſagt Oswald, ſich zu dem Kranken vorbeugend — „ſprich nur ganz leiſe, ich verſtehe Dich ſchon.“

Fritzens Blick haftet auf der grauen Thürverkleidung, — auf zwei neuen Namen, die dort zwiſchen den vielen alten ſtehen. „Pipſi fünf, Franzi drei Jahre.“

„Weiß Gott, ich habe keinen Grund, am Leben zu hängen,“ bemerkt er ſeufzend; „und doch macht mir der Gedanke das Herz ſchwer, daß ich nächſtes Jahr keinen Strich mehr dort ... werde ziehen können! ... Arme Kinder! — wer wird ſich ihrer annehmen, wenn ich fort bin!“ Seine Stimme bricht, nur mit Mühe vermag er es, die Thränen zurückzuhalten. — „Ich habe mich viel mit ihnen abgegeben, und bis jetzt waren ſie auch immer ganz herzig, mir kamen ſie wenigſtens ſo vor ...“

„Deine Kinder ſind allerliebſt,“ verſichert Oswald warm.

„Nicht wahr,“ haucht Fritz, und ſeine hohlen Augen glänzen auf, „aber ſie ſind eben noch ganz klein — wenn ich todt bin, verwildern ſie total. Capriani wird ſie nicht verhungern laſſen — gewiß nicht; aber *wie* wird er ſie verſorgen! — — und meine Frau gibt ihm in Allem Recht — — — das iſt das Aergſte, Oſſi ... ich habe in meinem Teſtament den Wunſch ausgeſprochen, meine Kinder von ihrer Mutter zu trennen. Sie hängt nicht ſehr an ihnen, es wäre ihr vielleicht geradezu angenehm, wenn ſie Jemand von der Laſt befreien wollte, — — — da hätte ich Dich gebeten ... Du darfſt mir meine Unbeſcheidenheit nicht verübeln, Oſſi“ — er ſtockt.

„Soll ich die Vormundſchaft übernehmen?“

„Ach, Oſſi!“ —

„Gut, das wäre abgemacht!“ ſpricht Oswald und reicht ihm die Hand — „im Uebrigen läßt Dir meine Mutter ſagen, daß ſie, wenn ich verheirathet ſein werde, ohnehin keinen Lebenszweck mehr hätte und es ihr in Folge deſſen ein Vergnügen wär', ſich mit der Erziehung Deiner lieben Kinder beſchäftigen zu können. Eine feſtere Stütze wirſt Du für die Kleinen kaum wünſchen!“

„Ach, Oſſi, Deine Mutter iſt ein Engel!“

„Ich will's meinen,“ ſagt Oswald ernſt.

„Es geht ihr gut?“ frägt Fritz.

„Nein, heute war ſie beim Diner ſehr matt; ſie hat eine ſchlafloſe Nacht zugebracht, hat ſich Sorgen gemacht um meinetwillen — arme Mama! Und nun, da Du auf alle Fälle beruhigt biſt, Alter, wirſt Du Dich und uns Alle hoffentlich nicht mehr mit thörichter Schwarzſeherei quälen, und das Deine dazu thun, bald wieder friſch und geſund zu werden. Den armen verbannten Georges

könnten wir vielleicht herauf rufen, was meinst Du — ça! wer kommt denn da, es klopft Jemand!"

„Herein!" sagt Fritz.

Herein tritt der Conte Capriani, ein Actenstück in der Hand.

Oswald zuckt zusammen.

„Um Gotteswillen, bleib'," stöhnt Fritz, ihn ängstlich am Handgelenk festhaltend.

„Ja, bleiben Sie nur, mein lieber Graf," sagt Capriani, welcher die Worte Fritzens erlauscht, vielleicht auch nur Fritzens Geste verstanden hat. „Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde, — aber das, was ich mit unserem guten Malzin zu ordnen habe, kann ich vor hundert Zeugen mit ihm besprechen. Auch freut es mich aufrichtig, Sie wieder zu sehen — unser letztes Gespräch wurde leider so jäh abgebrochen," und verbindlich reicht der Conte dem jungen Mann die Hand.

Oswald mißt ihn vom Kopf bis zu den Füßen und steckt seine Hand in die Tasche. Den Ellenbogen auf die hohe Lehne des Sorgenstuhls gestützt, in welchem Fritz ruht, bleibt er unbeweglich stehen, während der Conte zornig einen Sessel an Fritz heranrückt und Platz nimmt.

„Also, mein lieber Malzin, Sie sind auf dem Sprunge nach Gleichenberg," beginnt er, den linken Daumen in seinem Westenarmloch, die Rechte mit dem Documente auf das Knie gestützt.

Mit eigenthümlicher Neugier haften Oswald's Augen auf dem Gesicht des Schwindlers — alle die Widerlichkeiten, welche ihm in letzterer Zeit die Seele verdunkelten, fallen ihm ein. Wie schändlich und wie lächerlich erscheint ihm sein Verdacht, nun er Capriani wieder vor sich sieht! —

Indessen fährt der Conte, durch den kalten Blick des jungen Cavaliers aufs Aeußerste gereizt, fort: „Es liegt Ihnen natürlich daran, Malzin, vor Ihrer Abreise Ihre Geschäfte abzuwickeln. Unter diesen Umständen sollte es Ihnen angenehm sein, die Zukunft Ihrer Kinder zu sichern."

„Gewiß, auch habe ich schon das Wichtigste mit meinen Verwandten darüber verabredet," murmelt Fritz, am ganzen Körper vor Aufregung zitternd und an seinen magern Händen zerrend.

„Verabredet ... das bedeutet ja nichts," behauptet Capriani — „ich sehe schon, immer dieselbe beliebte Schlamperei — eine Sache von so hoher Wichtigkeit muß geschäftlich abgemacht werden. Nehmen Sie doch endlich Vernunft an hinsichtlich der Gruft. Wir wollen ja hoffen, daß Sie gesund von Gleichenberg zurückkehren; doch muß man auch einer traurigen Eventualität fest entgegensehen. Wenn Sie heute die Augen zudrücken, so lassen Sie Ihre Kinder unversorgt zurück, und durch eigene Schuld; denn Sie haben nur dies Actenstück zu unterschreiben und erhalten für die Abtretung der Gruft, für das Aufgeben einer Marotte, die, ich kann es wohl sagen, sehr anständige Summe von dreißig Tausend Gulden. So seien Sie doch einmal vernünftig!"

Der Conte hat das Actenstück auf den Schreibtisch vor Fritz ausgebreitet, er taucht eine Feder ein und reicht sie ihm.

Dem Kranken laufen die Thränen über die verfallenen Wangen — „meine armen Kinder!" schluchzt er und greift nach der Feder.

Im selben Augenblick aber zieht ihm Oswald das verhängnißvolle Document unter den Händen hinweg.

„Du unterschreibst nicht, Fritz!“ ruft er, heiser vor Erregung und schleudert das Blatt zu Boden; dann, sich an den Conte wendend, sagt er scharf: „Sie sehen, daß mein Vetter der Aufregung, welche eine derartige Unterredung mit sich bringt, nicht gewachsen ist. Dürfte ich Sie bitten, uns allein zu lassen?“

Der Conte springt auf, keuchend steht er vor Oswald, den Blick drohend in seinen Blick gebohrt.

„Dürfte ich Sie bitten, das Zimmer zu verlassen,“ sagt Oswald ein zweites Mal eisig.

„Du willst mir die Thüre weisen!“ knirscht der Conte außer sich — „das erlauben Sie sich, mir gegenüber ... Sie ... Du! ... Waren denn meine Andeutungen neulich nicht deutlich genug? ...“

Oswald kennt sich nicht mehr!

„Hundsfott! Lügner!“ röchelt er mit dem Fuße stampfend. Seine Reitpeitsche liegt auf Fritzens Schreibtisch — er greift darnach und deutet mit ihr nach der Thür: „Hinaus!“ befiehlt er.

Einen Moment stockt Capriani, eine furchtbare Drohung spricht aus seinem Blick. —

„Ich gehe,“ spricht er; „aber Sie sollen von mir hören!“ Die Thür schließt sich hinter ihm.

Bebend vor Zorn wendet sich Oswald um. „Mein Gott, Fritz . . .!“ ruft er, erschreckend, denn Fritz hat sich aus seinem Fauteuil erhoben, macht drei Schritte vorwärts und bricht dann, von Blut überströmt, neben seinem Bett zusammen! —

IX.

Der Blutsturz war endlich gestillt worden. Man hatte nach dem Doctor geschickt und indessen den Kranken ins Bett gebracht. Oswald saß neben ihm, er wollte die Ankunft des Arztes abwarten. Von Zeit zu Zeit flüsterte er dem Kranken ein beruhigendes Wort zu, oder reichte ihm eine Eispille. Da wurde die Thürklinke des Zimmers niedergedrückt.

„Ossi!“ rief Georges leise hinein.

„Nun?“

„Capriani sendet diesen Brief an Dich.“

„An mich? Gib her!“

Oswald nahm den Brief und ging in das Krankenzimmer zurück. Kurz darauf trat er wieder in den anstoßenden unwohnlichen Salon. Seine Augen blickten starr und finster aus seinem todtbleichen Gesicht heraus.

„Was schreibt Dir der Hund?“

„Er frägt an, wohin er mir seine Zeugen schicken kann, da es mir vielleicht unangenehm wäre, dieselben unter dem Dache meiner Mutter zu empfangen. Er hat Recht ...!“

„Zeugen?“ unterbricht ihn Georges; „habt Ihr etwas mit einander gehabt?“

„Ja, er war zudringlich gegen mich und gegen Fritz, da hab' ich ihn einen Hundsfott geschimpft und hinausgeworfen!“

„Und Du willſt dieſe Forderung annehmen?"

„Ja!"

„Du, Du willſt Dich ſchlagen mit dem Conte Capriani — mit einem elenden Schwindler, der gar nicht ſatisfactionsfähig iſt? Biſt Du denn von Sinnen? Begreifſt Du denn nicht, wie ſehr Du Dich durch dieſes Duell erniedrigen würdeſt! — Zeig' mir ſeinen Brief, damit ich mich ein wenig darnach zu richten vermag. Dann geh' ich hinüber, und ich verſichere Dich, in einer Viertelſtunde iſt die Sache applanirt, 's iſt ja ohnehin nur eine leere Prahlerei ſeinerſeits."

„Ich ſage Dir, daß ich auf dieſem Duell beſtehe," rief Oswald außer ſich.

„Auf einem Duell mit einem Abenteurer, von dem Niemand genau weiß, wo er oder ſein Geld herſtammt? — Es iſt unmöglich, platterdings unmöglich! Zeig' mir ſeinen Brief."

Oswald wechſelte die Farbe, griff in die Taſche — „ich habe ihn nicht — habe ihn fortgeworfen ...!" ſtotterte er unzuſammenhängend — „übrigens thut der Brief nichts zur Sache. Geh' hinüber, es iſt gegen den Brauch — aber ich will nicht, daß ſeine Secundanten den Fuß über meine Schwelle ſetzen. Ein Secundant genügt mir, ich will nicht noch einen zweiten in dieſe ekle Geſchichte hineinziehn! Mache mit Kläry Alles ab. Möglichſt bald — Piſtolen!"

„Piſtolen? ... fünfunddreißig Schritt?"

„Fünfzehn — wenn er will — oder meinetwegen übers Tuch," kreiſchte Oswald.

Georges trat knapp an den Vetter heran und richtete den Blick auf ihn, ſo durchdringend, als wolle er ihm bis in das Herz hineinſchauen. Dann ſchöpfte er tief Athem und ſprach: „Du biſt nicht allein auf der Welt, Oſſi — Du haſt eine Mutter, eine Braut, die abgöttiſch an Dir hängen! Und dennoch willſt Du Dein Leben aufs Spiel ſetzen, um einer einzigen zornigen Aufwallung, einer Laune halber, willſt Dich einem Menſchen ſtellen, der vor Neid und wunder Eitelkeit zu Allem fähig iſt, und von deſſen Hand zu ſterben nur ein Schimpf für Dich ſein kann? Das Alles willſt Du, weil Dich ... momentan eine fixe Idee drückt und Du in Folge deſſen Dein Leben unerträglich findeſt!"

Oswald zuckt zuſammen.

Georges fährt fort: „Der Einzige, der durch Dein Hinſcheiden gewinnt, bin ich — und weiß Gott, ich möchte jeden Augenblick meine Exiſtenz einſetzen, um die Deine zu retten! Ich gönn' Dir den Platz, auf dem Du ſtehſt!"

„Was ſprichſt Du ... was faſelſt Du?" fällt ihm Oswald herriſch in das Wort. Sein Geſicht iſt aſchfahl und ſeine Stimme klingt rauh ... „Du gönnſt mir den Platz, auf dem ich ſteh'! — Glaubſt Du vielleicht ein Recht darauf zu haben?"

„Aber, Oſſi! — Wie kannſt Du nur — Du biſt außer Dir — Du biſt von Sinnen!" erwidert Georges betreten.

„Ja ... ja ... ich fühl's ſchon lang', Georges, ich verlier' meinen Verſtand!" murmelt Oswald todesmatt. Er taſtet nach einer Stütze, ſinkt in einen Seſſel, und das Geſicht mit den Händen bedeckend, ſchluchzt er wie ein Verzweifelnder.

Eine lange Pause folgt. Endlich hebt Oswald den Kopf. „Und nun geh!“ sagt er kurz, befehlend, wie er noch nie mit seinem Vetter gesprochen hat — „Geh' hinüber — Pistolen — und bald. Wenn Du nicht gehst, schicke ich Pistasch — frage Dich selbst, ob meine Sache in bessern Händen sein wird!“

Und Georges zuckt die Achseln und geht.

X.

Sobald er wieder allein war, zog Oswald den verhängnißvollen Brief des Conte aus der Tasche und las ihn noch einmal durch.

Nein! er hatte sich nicht geirrt, da stand es schwarz auf weiß! — —

„Nach dem Gesagten,“ so endigte der Brief, „ist es selbstverständlich, daß ein Duell zwischen uns Beiden nichts sein kann, als eine Formalität — aber es ist eine Formalität, die zu verlangen ich meiner Mannesehre schuldig bin —“

Er mußte mit seiner Mutter sprechen, ihr den Brief zeigen. Es blieb unter den Umständen nichts übrig ... nichts ...! Er mußte es wissen, ob er das Recht habe, ihn niederzuschießen wie einen räudigen Hund, oder ...

Plötzlich übermannte ihn ein böser Schwindel. Da kam ihm der Gedanke: „wenn ich ohnmächtig würde — und Jemand fände den Brief bei mir und läse ihn ...!“ — Er raffte sich auf, suchte nach einem Feuerzeug, zündete ein Streichholz an und verbrannte den Brief. Er fühlte sich etwas erleichtert, als von dem schändlichen Document nichts mehr übrig war, als ein paar Flocken schwarzer Asche. —

Georges' Worte fielen ihm ein. Georges vermuthete etwas Böses — das war deutlich — aber das ... das, was in diesem Briefe gestanden hatte, das vermuthete er nicht! Wenn es wahr wäre! — Wenn es Jemand erführe! — Alle würden sich vor ihm scheuen, selbst Die, die ihn am liebsten gehabt! Und plötzlich fühlte er selbst einen grausigen, lähmenden Ekel vor seinem eigenen Blut! Etwas Schweres, Schwüles stieg ihm in der Brust empor bis in den Hals. Ihm war's, als solle er ersticken. „Aber es kann ja nicht sein!“ sagte er sich — „es kann nicht sein!“ — Dann saß er lange ganz stille, ohne zu denken, er wußte selbst nicht wie lang; aber als sich endlich die Thür öffnete und Georges eintrat, merkte er, daß es zu dunkeln begonnen hatte.

„So — die Sache wäre abgemacht!“ begann Georges dumpf.

„Für wann?“

„Morgen um sechs Uhr früh — es konnte dem Teufel nicht schnell genug sein; er gab vor, am Abend nach Paris zu müssen; er mochte wohl glauben, wenn das Duell länger hinausgeschoben würde, so überlegst Du es Dir am Ende doch noch — und anstatt ihm Satisfaction zu geben, gibst Du ihm zu der Beleidigung, über die er sich beschwert, noch ein paar Peitschenhiebe dazu — wie er's verdient.“

Oswald hielt den Kopf in der Hand und schwieg. —

„Weiß Gott! — ich wär' nicht hinüber gegangen,“ sagte Georges weiter, „wenn ich nicht gehofft hätte, die Sache doch — gegen Deinen Willen — applaniren, ihn bestimmen zu können, seine alberne Forderung zurückzuziehn! — — Aber der ehrgeizige Schwindler ist ja geradezu darauf erpicht, sich mit Dir zu

schlagen; 's ist der größte sociale Triumph, den er erreicht hat in all' den langen Jahren, in denen er sich hinaufzuarbeiten trachtet. Kilary hat mir's in so und so vielen Worten gesagt, daß es dem Schuft nur um die Demonstration zu thun ist — um eine Formalität — aber — —. Selbst diesem Cyniker Kilary ist's gegen den Strich gegangen — daß Du Dich dazu hergibst. Nun, Du stehst so hoch in der öffentlichen Meinung, daß man sich nur über Deine Excentricität wundern wird. — Willst Du noch Abschied nehmen von Fritz, oder können wir fortreiten?"

Fritz war eingeschlummert, Oswald mochte ihn nicht stören, und so ritten sie fort.

Ein Gewitter mußte in der Umgegend niedergegangen sein. Die Luft hatte sich abgekühlt. Ein leichter Wind kräuselte den Staub auf. Zerstückte, compact aussehende Wolken trieben sich am Himmel herum, und dort, wo die Sonne im Untergehen war, brannte es wie eine ungeheure Feuersbrunst; es war, als habe die Sonne im Niedergehen die Wolken angezündet.

Langsam verglomm der rothe Schein und alle Farben starben in eintönig grauer Traurigkeit.

Stumm ritten die zwei Männer neben einander. Mit einem Male begann Oswald: „Georges — ich weiß, wenn diese morgige Affaire einen bösen Ausgang hätte, so — würde man es Dir verübeln, eine Rolle dabei gespielt zu haben, und sei's auch die unschuldigste. Drum will ich's in einem Brief hinterlassen, daß ich Dich geradezu zwingen mußte, meinen Zeugen abzugeben!"

„Was fällt Dir ein," erwiderte Georges heftig; dann setzte er in wärmerem Ton hinzu: „für den Fall eines so schrecklichen Unglücks hätt' ich wahrlich weder Herz noch Kopf übrig, um mich darüber zu kränken, was die Leute sagen! Uebrigens ist nach dem, was mir Kilary mitgetheilt hat, an eine tragische Wendung der Situation gar nicht zu denken!"

„Man kann nie wissen," entgegnete Oswald kurz.

Georges stutzte — nach einer kleinen Pause begann er: „Keine Kindereien, Ossi! — Es hängt ganz allein von Dir ab, ob das Duell einen harmlosen Verlauf nimmt, oder nicht! 's ist wahrlich nicht viel Ehre dabei zu holen, wenn man einen wüthenden Hund herausfordert. Wenn Du Dich schon — mir unbegreiflicher Weise — dazu hergibst, Dich mit Capriani zu schlagen, so reize ihn auf dem Terrain nicht durch eine allzu wegwerfende Haltung. Eine sehr geringe Portion von Höflichkeit wird genügen, ihn zu befriedigen — die aber ist unumgänglich nothwendig!"

Oswald gab keine Antwort. Nach einer Weile parirte er sein Pferd. „Was willst Du?" frug Georges.

Mit eigenthümlich gezwungener Stimme sagte Oswald: „Reite Du voraus nach Hause, ich möchte noch nach Rautschin, und Gabrielle sehen, eh' . . ."

Georges, dem so Vieles an dem Benehmen seines Vetters heute unbegreiflich gewesen, fand diese Regung natürlich. Er ließ Oswald gewähren und ritt allein nach Tornow. Einmal sah er sich nach Oswald um — er wunderte sich, daß er ein so langsames Tempo genommen hatte. Oswald ritt beinahe im Schritt.

Ihm war nicht darum zu thun, seine Braut in die Arme zu schließen —

das Einzige, was er durch den Umweg bezwecken wollte, war, die Auseinandersetzung mit seiner Mutter aufzuschieben. Als er Rautschin erreicht hatte, blieb er plötzlich stehen — er sah zu den Fenstern des Schlosses empor. Die erste selige Zeit seiner Brautschaft in Paris fiel ihm ein. Mit schmeichelnder Süßigkeit glitten die Bilder durch seine Seele — einen Augenblick vergaß er Alles.

Die Fenster des kleinen Eckſalons, in dem sich die Familie des Abends aufzuhalten pflegte, standen offen — er horchte hinauf. Er hörte sie plaudern — er unterschied das weiche, etwas umflorte Organ Zinka's, das süße Kinderstimmchen seiner Braut, ohne zu vernehmen, was sie sagte. Plötzlich hörte er sie lachen, fröhlich, fast ausgelassen. Wann hatte er sie denn bereits einmal so lachen gehört? — Es ging ihm durch Mark und Bein — an seinem Verlobungsabend in der Avenue de Labédoyère — damals, als die Melkweyser mit ihrer grotesken Werbung herausgerückt war.

Und aus der Vergangenheit heraus klang es deutlich zu ihm herüber: „Gabrielle und der Sohn des Conte Capriani —! Gabrielle und der Sohn des Capriani!“

Er griff sich an die Stirn!

Ueber die niedrige Mauer, die — neben dem Schlosse — Park und Straße trennte, neigte sich ein Rosenstock mit schweren blassen Maréchal-Niel-Rosen. Oswald brach eine Rose, küßte sie und warf sie durch eines der offenen Fenster in den Salon. „Gute Nacht, Gabrielle!“ rief er hinauf.

Als sie an das Fenster trat, um ihn herauf zu rufen, sah sie nur noch einen Reiter, der, in eine dichte Staubwolke eingehüllt, im scharfen Trab an der langen Schloßfront vorbei in das Städtchen hinein sprengte.

XI.

Die Nacht war hereingebrochen und Oswald noch nicht nach Tornow zurückgekehrt. In ihrem hübschen Boudoir saß die Gräfin neben einer mit einem rosa Schirm verkleideten Lampe und wartete auf ihn. Georges hatte ihr mitgetheilt, daß Oswald den Umweg über Rautschin genommen und sie hatte dies natürlich nicht überraschend gefunden; dennoch fühlte sie sich durch sein langes Ausbleiben beunruhigt.

Die Uhr hatte das Viertel nach Zehn geschlagen. Vielleicht war er bereits zurück und hatte es unterlassen, sie aufzusuchen. Doch nein, er wäre gewiß gekommen, um nach ihrer Gesundheit zu fragen. Er hatte sie heute schlecht aussehend gefunden und war besorgt um sie gewesen; hatte sie noch so liebevoll aufgefordert, sich ein wenig niederzulegen — den um seinetwegen verlornen Schlaf nachzuholen.

Sie hatte sich bemüht, ihm unbefangen zuzulächeln — es war ihr schwer gefallen. Eine kleine Bemerkung, welche Pistasch heut unbedacht hingeworfen, hatte sie davon unterrichtet, daß Oswald in Prag eine Unterredung mit Capriani gehabt, bei der Niemand zugegen gewesen war, und die ihn sehr aufgeregt hatte. Sie errieth seine Qual. Seine Liebe und sein Vertrauen zu ihr waren so groß, daß er in seinem peinigenden Verdacht nur eine Idée fixe sah. Vielleicht schlief diese momentane Unruhe in ihm wieder ein, ohne daß der Grund derselben

zwischen ihr und ihm zur Sprache kam. Wollte Gott! Aber wenn nicht! Wenn er heute oder morgen vor sie hintreten und ihr sagen sollte: „Mutter, ich habe nicht fertig werden können mit mir selbst — Mutter, vergib mir, wenn ich die Last, die mich erdrückt, zu Deinen Füßen niederlege und Dich bitte, mich zu beruhigen!“

Ihr graute, wenn sie diese Möglichkeit in Betracht zog. Was würde sie ihm antworten? „Werde ich die Kraft haben, zu lügen?“ fragte sie sich — und dann sagte sie: „Ich muß die Kraft finden; was liegt an mir? Meine ganze Existenz ist seit Jahren Betrug und Falschheit — aber ihm muß ich den Frieden geben, seine Existenz muß ich retten!“

Sie wußte, daß, wenn sie im Stande wäre, diese Lüge ruhig auszusprechen, seine Zweifel ein- für allemal gebannt sein würden — daß vor ihm kein Zeugniß auf der Welt sich halten könne gegen ihr Wort. Wie sie weiter leben würde nach dieser Lüge, war freilich ein ander Ding — aber sie konnte ja sterben — und weiß Gott, sie gab ihr Leben willig für ihn hin.

Dann wieder trachtete sie, diese bösen Gedanken abzuschütteln. Das Alles, was sie fürchtete, brauchte nie zu geschehen; sie vermochte es ja durch ein geschicktes, besonnenes Benehmen, dem Verdacht vorzubeugen — denselben zu widerlegen, ohne eine directe Unwahrheit zu sagen.

Arme Frau! Eine selten gerade Natur wie sie es ihrem ureigensten Wesen nach war, krümmte sie sich doch unter der furchtbaren Last, welche auf ihr lag, und war bereit, nach allerhand kleinlichen Mitteln zu greifen, um der schwankenden, falschen Situation einen Halt abzugewinnen!

Sie hatte ihre Schuld vergraben, tief, tief — und hatte an dieser Stelle einen wundervollen Tempel gebaut, zu Ehren alles dessen, was am Uneigennützigsten, am Edelsten, am Schönsten auf der Welt! So hoch und fest hatte der Tempel in den blauen Himmel empor geragt, daß sie gewähnt hatte, er müsse ewig dauern. Sie hatte es gehofft! Sie war fromm geworden aus Liebe zu ihrem Kind. Seit langen Jahren betete sie an jedem Abend immer dasselbe Gebet:

„O Gott! Ich danke Dir für mein liebes, edles Kind; nimm seine Vortrefflichkeit hin als Sühne für meine Schuld!“

Sie glaubte, Gott habe sie erhört — glaubte in ihrer wahnwitzigen Mutterliebe, Gott habe ein Wunder für sie gewirkt! Sie vergaß, daß die große geheimnißvolle Macht, welche unsere Geschicke lenkt, ihren selbstgegebenen, ewigen Gesetzen nie widerspricht; und daß die Folgen unsrer Schuld unerbittlich ihren Weg gehen, bis sie ihre natürliche Sühne gefunden haben. Das war in diesem Falle eine andere, grausamere Sühne, als die, welche ein zärtliches Mutterherz in Vorschlag brachte! — — —

Die Uhr hatte elf geschlagen. Kam er denn noch nicht zurück? Ihre Unruhe wuchs, ohne daß sie zu sagen gewußt, was sie fürchtete. Ihre Fenster standen noch offen, sie horchte hinaus ... jetzt endlich ... leichter Hufschlag ... das eigenthümliche Knattern strammen Riemenzeugs. Sie athmete auf! —

Ein paar Minuten vergingen — den Corridor entlang, auf ihre Thür zu kam ein müder, schleppender Schritt — warum sagte es ihr dieser Schritt augen-

blicklich, daß der entſcheidende Moment gekommen ſei! Es klopfte an ihre Thür — Oswald trat ein.

„Verzeih', daß ich Dich ſo ſpät ſtöre, Mama,“ ſagt er tonlos; „ich ſah von unten, daß Du noch Licht habeſt ...“

„Spät? — Es iſt ja kaum elf — Du weißt, daß Du mich nie ſtörſt, liebes Kind. Seit wann klopfſt Du denn bei mir an? — Nächſtens wirſt Du Dich anmelden laſſen!“

Es iſt eine gezwungene Leichtigkeit in ihrem Ton, die ihm nicht entgeht.

„Nun, ich wußte nicht ... ich ...“ murmelt er vag und läßt die Hand, welche ſie ihm gereicht, aus der ſeinen gleiten, ohne ſie zu küſſen; dabei ſetzt er ſich unweit von ihr nieder, außer dem Bereich der kleinen Lichtinſel, welche die Lampe auf dem Tiſchchen neben der Gräfin in die Finſterniß zeichnet.

„Du biſt über Rautſchin zurück?“ frägt die Gräfin.

„Ja!“

„Alles wohlauf?“

„Ich weiß nicht — — ich war nicht oben, es war ſchon zu ſpät.“

„Und Fritz? Wie geht's dem Armen?“

„Schlecht!“

„Haſt Du ihm meine Botſchaft ausgerichtet?“

„Ja, er läßt Dir danken.“

Oswald iſt wie ausgewechſelt. Noch nie hat er ihr ſo kurze Antworten gegeben. Aengſtlich ſtreift ihn ihr Blick. Er ſitzt weit vorgebeugt, den Ellenbogen auf dem Knie, die geſenkte Stirn in der Hand, wie Jemand, der einen ſchrecklichen Entſchluß zu erkämpfen trachtet.

Ein unheimliches Schweigen folgt. Ihm iſt, als ſollte er an competenter Stelle fragen, ob es einen Gott gibt oder nicht. Er kann ſich nicht dazu zwingen, und dann auch ... wie ſoll er die furchtbare Frage ausſprechen — wie kann er etwas ſo Widerliches vor ihr ſagen — er, der ſein Leben lang lieber in einer Kirche geflucht, als ein häßliches Wort vor ſeiner Mutter ausgeſprochen hätte! —

Die Minuten vergehen — tick tack ſingt die altväteriſche Uhr mit dem ſilbernen Zifferblatt auf dem Schreibtiſche der Gräfin. Er räuſpert ſich ...

„Mutter!“ fängt er an.

Sie unterbricht ihn. „Mir iſt ſehr unwohl, Oſſi!“ ſagt ſie, ſich mühſam aus ihrem Lehnſtuhl erhebend; „gib mir den Arm, ich möchte mich zurückziehn.“

Er aber drängt ſie auf ihren Sitz zurück. „Nur einen Augenblick, Mutter, ich habe mit Dir zu reden — ich kann Dir's nicht erſparen!“

„Nun ... ſo ſprich!“ Sie ſitzt da, todtenblaß, ſehr gerade, die Seitenlehnen ihres Fauteuils haltend, — er ſteht vor ihr, die eine Hand auf die Platte des Tiſchchens geſtützt, den Blick auf den Boden gerichtet.

„Es will mir nicht über die Lippen,“ murmelt er tonlos — „es will nicht ... meine Idée fixe iſt wieder gekommen, mit einer Gewalt, die ich nicht mehr überwinden kann, mit dem beſten Willen nicht ... mein Pflichtgefühl ... meine Gewiſſenhaftigkeit mißbraucht ſie zu ihren Werkzeugen. Mutter ...!“

das Blut steigt ihm zu Kopf — „Mutter ... könntest Du mir's verzeihen, wenn ich Dir im Wahnsinn ins Gesicht schlagen würde?" frägt er.

Wird sie jemals den flehenden, verzweifelnden Ton seiner Stimme vergessen!

„Ja, was willst Du ... ich begreife nicht ..." sie stottert, ist unruhig.

Er mustert sie staunend. „Mutter!" ruft er — sein Athem stockt — dann herb und eintönig, wie man früher vorbereitete Worte herunter haspelt, sagt er: „Capriani und ich sind aneinander gekommen; um sich an mir zu rächen, hat er mir einen Brief geschrieben, in dem er Dich ..." er sieht, wie sie plötzlich zusammenfährt — „großer Gott! ahnst Du's denn, wessen er Dich angeklagt hat?"

Sie ringt nach Athem, sie öffnet die Lippen — mit aller Gewalt möchte sie sich zwingen „Nein!" zu sagen ... hat ihr denn Gott die Sprache geraubt? Wie sie sich auch abmüht — ein leises Röcheln tönt aus ihrem Munde — ein Wort nicht — —!

„Mutter!" keucht er, „Mutter!" — Sie bleibt stumm!

Der Boden schwankt unter ihm, alle Gegenstände verlieren ihre Linien, lösen sich in unbestimmte Farbenflecke auf, die ineinander fließen.

Noch einen Moment steht er wie angewurzelt; dann wendet er sich zur Thür — langsam, als schleppe er eine Centnerlast mit sich fort — da hört er hinter sich das Rauschen eines Kleides, zwei schwache, eiskalte Hände klammern sich an seinen Arm — seine Mutter kauert neben ihm auf dem Boden, halb ohnmächtig — außer sich. „Mein Sohn! mein Kind!" röchelt sie, „Erbarmen!"

Er aber löst ihre Hände von sich ab, ohne Ungeduld, ohne Zorn, mit der Apathie von Leuten, denen man das Herz todt geschlagen hat in der Brust, und verläßt das Zimmer! — —

XII.

Es war vorüber — vollständig vorüber — die Entscheidung war gefallen — die Existenz ihres Kindes war vernichtet. Sie sagte sich's, ohne dennoch ein rechtes Verständniß für die Thatsache gewinnen zu können; immer und immer wieder, während sie noch halb betäubt am Boden lag, an derselben Stelle, wo sie ihrem Sohn zu Füßen gesunken war. Nach einem Weilchen richtete sie sich auf und begann rastlos auf und nieder zu gehen, wobei sie sich jedoch kaum auf den Füßen zu halten vermochte, und immer wieder, um sich zu stützen, nach einem Möbel griff. Endlich sank sie in einen Stuhl, ihr Gedächtniß hatte nachgegeben. Sie fragte sich, was denn der dumpfe Druck in ihrer Brust eigentlich bedeute. Ihr Blick glitt stumpf von den umliegenden Gegenständen ab. Schmerzensblind tappten ihre Gedanken zwischen Vergangenheit und Zukunft herum, ohne irgend einen festen Anhaltspunkt zu finden. Sie dachte an die Geburt des Kindes, und wie sich Alles darüber freute, nur sie nicht — denn als der Arzt ihr den winzigen Wicht stolz als ein kleines Prachtexemplar präsentirt, hatte sie ihn mit einer ungeduldigen Bewegung von sich abgewehrt. Ihre Erinnerung suchte den Weg noch hinter Oswald's Geburt zurück, schaudernd scheu vor sich hinblinzelnd, wie man den Weg in einem von Miasmen durchwehten finstern Gang sucht. — Aber wie sie sich auch mühte, hier fand sie sich nicht zurecht — das Licht verlöschte, hier war Alles dunkel! Wie es eigentlich

gekommen, hätte sie beim besten Willen nicht zu sagen gewußt. Das, was in ihr gesündigt, war ja so lange, so vollständig todt; der Frau, die eines so hohen Aufschwungs fähig gewesen, die sich in der Liebe zu ihrem Kinde so vollständig veredelt und geläutert, der mußte das Verständniß für ihre Vergangenheit verloren gegangen sein.

Uebrigens war Alles, was hinter Oswald's erster Lebensstunde lag, in ihr grau und verschwommen, — die Geburt des Kindes hatte ihr eine neue Herzenswelt eröffnet, und, wenn sie sich's auch Jahre lang nicht hatte eingestehen wollen, wenn sie auch Jahre lang ihr Muttergefühl niedergekämpft, hatte sie seit seiner Geburt doch nichts mehr interessirt, als ihr Kind. Dringender Gesundheitsrücksichten halber hatte der Arzt ihr geboten, das Kind selbst zu nähren, und sei's nur für die Dauer von acht Wochen. Verdrießlich genug hatte sie sich dieser Vorschrift gefügt und mit einem mißtrauischen, beinahe gehässigen Blick das Kind gemustert, als man es ihr zum ersten Male in die Arme gelegt, dann ... dann freute sie sich darauf, sehnte sich schon nach den Stunden, um die man ihr den Kleinen zu bringen pflegte, — und als die acht Wochen ihrem Ende zugingen, war sie zornig und aufgeregt und empfand eine unglaubliche Irritation gegen den Arzt, welcher ihr mittheilte, sie könne das Kind nun ganz ruhig, ohne jegliche Gefahr für ihre Gesundheit, einer Amme übergeben. Der Arzt hatte geglaubt, sich ihr angenehm zu zeigen, sie von einem unerträglichen Zwang zu befreien. Aber der Gedanke, das Kind einer Fremden ans Herz zu legen, war ihr unerträglich — und einen Augenblick dachte sie bereits daran, es ganz für sich zu behalten. Aber nein, das wäre doch zu absonderlich gewesen — und sie that den Kleinen von sich. Ein paar Tage lang war's ihr, als solle sie den Verstand verlieren. Sie verzehrte sich vor Eifersucht und Unruhe, schlief die Nächte lang nicht, und gar um die Stunden, die sie ihm zu widmen sich gewöhnt hatte, da zitterte sie am ganzen Leib, und manchmal weinte sie vor Aufregung und Sehnsucht. Sie konnte die warme kleine Last nicht vergessen, die da so hilflos auf ihren Knien gelegen. Er war so gut gediehen in ihren Armen, hatte angefangen so hübsch zu werden, ihr zuzulächeln und mit seinen großen schwarzen Augen staunend um sich zu blicken, langsam und feierlich, nach Art solch' ganz kleiner Menschenexemplare, welchen das, was sie umgibt, noch fremd und ein ungeheures Mysterium ist.

Dann überwand sie sich und wich dem Kinde vollständig aus, suchte sich zu zerstreuen — aber nichts freute sie.

Die Existenz des Kindes schuf ihr endlose Qualen. Sie gehörte nicht zu Denen, die sich mit Spiegelfechtereien beruhigen können. Sie nannte jedes Ding bei seinem rechten Namen, und dieses Hineinfälschen eines Erben in die Familie Lodrin nannte sie ein Verbrechen. Manchmal wünschte sie seinen Tod — der hätte Alles ins Reine gebracht. Mein Gott! so viele Kinder sterben — aber er ... er wurde nicht einmal krank, sondern blühte und gedieh.

Der Graf, welcher es sein Lebelang nicht gewagt hatte, seiner jähzornigen Gemahlin auch nur die geringste Vorstellung zu machen, machte ihr jetzt endlose Vorwürfe über die lieblose Art, mit der sie das Kind vernachlässige. Mit finster

zusammen gezogenen Brauen und fest geschlossenen Lippen hörte sie seinen Worten zu, ohne eine Silbe zu erwidern.

Im Winter gelang es ihr allenfalls, den Knaben ganz aus den Augen zu verlieren, — im Sommer aber war es schwerer, und besonders um die Zeiten, wo ihr Mann erklärte, daß ihm Gäste lästig seien und er allein bleiben wolle. Sie konnte kaum den Fuß in den Park hinaussetzen, ohne daß sie das Kichern eines weichen Stimmchens hörte, über ein herumliegendes Kinderspielzeug stolperte, oder ein weißes Kleidchen zwischen den Büschen aufschimmern sah. — Einmal, an einem schönen Junitag war's, nach einem Gewitterregen, da bemerkte sie plötzlich ein paar winzige Fußspuren, die sich im feuchten Sande abzeichneten. Ihr Blick heftete sich starr auf die zarten kleinen Zeichen — sie blieb stehen. Da, lustig jauchzend trippelte ein kleines Wichtchen auf sie zu und umfaßte ihr Kleid mit seinen dicken Aermchen und lachte dabei aus seinen dunklen Augen recht schelmisch zu ihr auf. Aber sie wehrte ihn von sich ab und eilte an ihm vorbei, so rasch und ungeduldig, daß er das Gleichgewicht darüber verlor und umfiel. Nun — umsehen mußte sie sich nach ihm doch . . .

Wenn er geweint hätte, wie andere Kinder an seiner Stelle, so hätte ihr das wahrscheinlich keinen Eindruck gemacht; aber er saß ganz still, mit gerad vor sich ausgestreckten Beinchen und starrte sie mit einer Art staunender Indignation an, wie ein kleiner König, dem man eine Huldigung versagt hätte. Er begriff nicht! Er war ein drolliges Kerlchen mit kleinen, rothen Schuhen, einem weißen Kleid, das ihm nicht bis an die nackten Knie reichte, und einem unter dem Kinn zugebundenen, weit vorspringenden Leinwandhut, der einen Schatten über sein reizendes Gesichtchen warf. Und plötzlich überkam sie ein rasender Herzensdurst. Sie beugte sich zu ihm nieder, faßte ihn unter den Achseln und hob ihn zu sich empor.

Es gibt Kinder, die an Liebkosungen keinen Geschmack finden und verdrießlich den Kopf wegbiegen, wenn ihre Mütter sie küssen wollen; aber der kleine Ossi war anders geartet und beantwortete die Zärtlichkeiten seiner Mutter mit neckischer Zuthunlichkeit, kicherte lustig in ihre Schulter hinein und klebte sein kleines feuchtes Mäulchen an ihre Wange.

Nur einen Augenblick lang wollte sie Alles, Alles vergessen, sich satt küssen an seinem kleinen, warmen Gesicht, und sich ergötzen an seiner Liebenswürdigkeit und Schönheit, an seinem klugen, ernsthaften Blick, an der possirlichen Art, wie die Worte, von allen harten Consonanten gesäubert, gleich süßem Vogelgezwitscher von seinen weichen kleinen Lippen fielen.

„Papa! . . . Papa!" schrie der Kleine plötzlich. Sie sah auf — dort stand der alte Graf und beobachtete sie schweigend — selig!

„Hat er Dir's endlich auch angethan?" rief er; „'s gibt freilich keinen herzigeren kleinen Kerl in ganz Oesterreich, als unsern Ossi!" Und er streckte die Hände nach dem Kinde aus. Ohne ein Wort zu erwidern, ließ sie ihn das Kind nehmen und schritt an den Beiden vorüber, dem Schlosse zu. —

O die böse, böse Nacht, die sie hierauf verbrachte! —

Nein, sie wollte sich nicht um ihn kümmern. Es that zu weh! —

Er wuchs heran; sie sah sich Wochen lang nicht nach ihm um, dann plötzlich

erſchien ſie wieder bei ſeinen Lehrſtunden, beobachtete ihn ein paar Tage lang beinahe auf Schritt und Tritt mit einer krankhaft geſchärften Aufmerkſamkeit, die zuweilen in lauerndes Mißtrauen ausartete ... fand nichts, das ihr Mißtrauen beſtätigt hätte, und wandte ſich neuerdings von ihm ab!

Der Knabe wäre vielleicht, trotz aller ſchönen Anlagen, ſchließlich zu einem gutmüthigen, aber rückſichtsloſen Egoiſten verwildert, hätte ſich Graf Lodrin nicht unermüdlich um ſeine Erziehung bemüht und ihn mit liebevoller Sanftmuth immer wieder auf den rechten Weg gewieſen.

Der Einfluß des gebrechlichen Greiſes auf den ungeſtümen Knaben war ein unſchätzbarer. An der Seite des ihm ſo herzlich zugethanen Kranken lernte dieſer, was er ſonſt nirgends hätte lernen können, lernte ſich beugen vor der Hilfloſigkeit und Schwäche, den einzigen zwei Größen, denen ſo ſtolze Naturen, wie die ſeine, ſich unterordnen.

Er lernte es, ſeinen angebornen Hochmuth durch die rückſichtsvolle Zartheit gegen alle Niedrigergeſtellten zu veredeln und ſeinen Stolz als unzertrennlich von peinlicher Pflichttreue und unwandelbarer Ehrentüchtigkeit zu betrachten.

Manchmal ſchlich ſich die Gräfin heimlich an die Bibliothek heran, in der die Beiden gewöhnlich mit einander plauderten, und horchte. — Einmal kam ſie dazu, wie der alte Herr dem Knaben einen ernſten Verweis gab. Es handelte ſich um eine Unart, die er ſich ſeinem Hofmeiſter gegenüber erlaubt.

„Ich weiß es, Papa, ich bin im Unrecht; aber Herr Müller iſt eine gemeine Natur, und ich kann keine Gemeinheit vertragen,“ hörte ſie das Kind ſagen, und der Greis antwortete ſanft:

„Er iſt ein armer Schlucker, Oſſi, das bedenke vor allem Andern. Wie meinſt Du wohl, könnte er ſeine Stellung ertragen, wenn er ſo ſtolzes Blut in den Adern hätte, wie Du?“

Es wurde ſchwarz vor den Augen der Mutter; den Blick auf den Boden geheftet, eilte ſie fort; dann ſperrte ſie ſich in ihr Zimmer ein und ſchlug den Kopf gegen die Wand. —

— — —

Sie gab ihm jetzt nie mehr ein gutes Wort, behandelte ihn im Gegentheil mit verächtlicher Gleichgültigkeit, ja beinahe gehäſſiger Härte. Der Knabe litt unter dieſer Behandlung, wurde blaß, mager, nervös. Da — ein laufeuchter, windloſer Herbſt war's, braune Wolken ſchleppten ſich über den Himmel hin — es tröpfelte beſtändig, ohne eigentlich zu regnen, und die Blätter faulten von den Bäumen herunter, anſtatt herab zu fallen. Eine gräßliche Epidemie brach in der Umgegend von Tornow aus, wüthete wie eine Peſtilenz, forderte Opfer um Opfer, und kehrte ſchließlich auch in dem Städtchen ein.

Der Graf, ſeinen Standespflichten wie immer fanatiſch treu, wollte Tornow nicht verlaſſen, um die Panik des Volkes nicht noch zu vergrößern; doch beſchwor er ſeine Gattin, mit dem Knaben abzureiſen. Dem widerſetzte ſie ſich eigenſinnig, wollte es auch durchaus nicht zugeben, daß Oswald ſich mit ſeinem Hofmeiſter zu ihren Verwandten verfüge.

Eines Morgens kam der Graf zu ihr und meldete ihr kurz: „Oſſi hat den Typhus! Die Krankheit hat einen acuten und anſteckenden Charakter,“ ſetzte

er hinzu, „es ist unnütz, daß Du Dich der Ansteckung preis gibst, die Schmitzer und ich werden die Krankenpflege allein besorgen.“ Damit verließ er sie.

Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich ihrer. Die Stunde ihrer Befreiung schlug vielleicht endlich, sagte sie sich und nahm sich vor, keinen Finger zu seiner Pflege — zu seiner Rettung zu rühren!

Sie gewann es über sich, mehrere Tage von dem Krankenzimmer fern zu bleiben. Der Zustand des Knaben verschlimmerte sich rasch. Der Graf ließ in der Schloßcapelle eine Messe lesen für seine Genesung. Er erschien dabei nicht, da er sich von der Seite des Kranken nicht zu trennen vermochte; die Gräfin aber mußte natürlich der religiösen Ceremonie beiwohnen. Der ganze zahlreiche Hausstand war bereits versammelt, als sie in die Capelle trat. Sie war sonst bei der Dienerschaft äußerst beliebt gewesen — heute las sie auf den Zügen Aller ein hinter officieller Ehrfurcht schlecht verhehltes Staunen, ja eine kaum verhaltene Entrüstung.

Nachdem die Messe celebrirt war, hielt der Caplan eine kleine Ansprache an die Versammelten, worin er die liebenswürdigen Eigenschaften des kranken Knaben erwähnte und Alle aufforderte, mit ihm Gottes Gnade für den Erben des Hauses anzuflehn.

Den alten Dienern liefen die Thränen über die Wangen, während sie dem Priester das Gebet nachsprachen. Mit bleichem Gesicht und trocknen Augen kniete die Gräfin in ihrem Betstuhl und bewegte die Lippen kaum. — —

Der Tag verging. Stunde um Stunde sank in die Ewigkeit hinab, die frühe Herbstdämmerung glitt aus den grauen Wolken auf die Erde und verdichtete sich langsam zu schwarzer Finsterniß. Ein furchtbares Schweigen lag über dem ganzen Schloß. Draußen war's windstill, man hörte die Blätter von den Bäumen herabgleiten.

Der Gräfin schlich's wie ein Fieber durch alle Adern — die Sehnsucht nach ihrem Kinde befiel sie wie eine Raserei. Sie fragte sich, ob das Kind nicht am Ende die gleiche Sehnsucht nach ihr empfände; ob nicht seine Kränkung über ihr Fernbleiben von seinem Schmerzenslager seinen Zustand verschlimmere, ja ihn tödte. Ihr war's, als sähe sie ihn auf einem schwarzen, dumpf hinrauschenden Strome der Ewigkeit zutreiben, knapp neben sich, so, daß sie die Hand hätte ausstrecken können, um ihn zu retten — aber sie durfte nicht! Sie hätte dem Schicksal zurufen mögen: „Nimm ihn, ich will ihn nicht halten; aber nimm mich mit!“

Die Minuten dehnten sich zu Stunden aus. Vielleicht lag er bereits in den letzten Zügen. ... Sie sprang auf ... sie wollte ihn ja nicht gesund pflegen, nein, nur noch einmal sehen, ihn noch einmal an ihr Herz halten vor seinem Tod!

Sie schlich sich bis an die Thüre des Krankenzimmers heran und horchte. Sie hörte ein leises, eintöniges Wimmern, wie es Bewußtlose ausstoßen, wenn sie große Schmerzen leiden. Sie trat ein. Am Fußende des Bettes saß müde, zusammengekauert der alte Graf. Die Schmitzer, Oswald's ehemalige Kinderfrau, die nun irgend eine Sinecure im Schlosse bekleidete, beugte sich mit einem kalten Umschlag über die Stirn des Kranken. Die Gräfin riß ihr den Umschlag aus der Hand und stieß sie mit eifersüchtigem Zorne von dem Bett hinweg, dann legte sie dem Knaben das nasse Tuch auf die Stirn. — Merkwürdig! bei ihrer

Berührung öffnete er die Augen — trotzdem er nur bei halbem Bewußtsein war, erkannte er sie — ein staunendes, ängstliches Lächeln zuckte über seine Züge hin …

Von da ab entfernte sie sich nicht mehr von seinem Lager. Ein berühmter Arzt, in den sie ganz besonderes Vertrauen setzte und welchen sie telegraphisch von Wien berufen ließ, äußerte sich später oftmals: „Mit solcher Hingebung habe er noch nie eine Mutter ihr Kind pflegen sehen!“

Sie pflegte ihn wie eine barmherzige Schwester — wie eine Magd. Sie war stolz darauf, daß er sich von Niemandem bedienen lassen wollte, als von ihr; daß er vor Schmerz aufschrie, wenn eine andere Hand, als die ihre, ihn berührte, und übellaunig die Arznei von sich wies, wenn nicht sie ihm dieselbe reichte. —

Die Krise ging vorüber. Der Arzt sagte, die Gefahr sei, wenn die Reconvalescenz unter nur irgendwie normalen Umständen vor sich gehen könne, vorbei.

In dem an die Krankenstube stoßenden Zimmer, in welches sich das Ehepaar mit dem Arzt zurückgezogen hatte, machte er ihnen diese Mittheilung. „Als der Graf ihm verbindlich für die Rettung des Knaben danken wollte, lehnte Doctor W.… dies freundlich aber entschieden ab — „mein Eingreifen war in diesem Fall leider auf das Minimum beschränkt,“ sagte er; „die Genesung unseres liebenswürdigen kleinen Patienten ist einzig und allein der sympathischen Pflege zuzuschreiben, die er genossen hat;“ und sich zu der Gräfin wendend, setzte er ehrerbietig hinzu: „Excellenz können sich's mit Stolz sagen, Sie haben Ihrem Kinde zum zweiten Male das Leben geschenkt.“

Der Boden schwankte unter ihren Füßen — sie hätte aufjauchzen mögen vor Freude und war doch in ihrem Leben kaum so unglücklich gewesen wie in diesem seligen, schrecklichen Augenblick. Stumm schlich sie sich in das Krankenzimmer und setzte sich neben das weiße Bettchen nieder; der Schmitzer, welche den Schlaf des Knaben bewacht hatte, winkte sie, sich zurückzuziehen, sie wollte allein sein mit ihrem Kind. Er schlief fest und ruhig, sein Athem stieg und fiel regelmäßig, und sein brauner Kopf ruhte behaglich in den Kissen. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem lieben, abgemagerten Gesichtchen, das so freundlich im Schlaf lächelte. Es glich dem ihren Zug um Zug, dieselbe gerade, breite Stirn, die horizontalen, etwas niedrigen Brauen, das kurze, fein gebogene, und doch etwas in die Höhe gezogene Näschen, der schön geschnittene Mund, das feste Kinn, ja selbst der Goldglanz des dunklen Haars um die Schläfe herum. Auch seine Hände, die halbgeschlossen auf der Decke lagen, glichen den ihren; sie waren zwar länger, schniger, hatten aber doch im Grunde dieselbe Form. Wie gut er ihr gefiel, wie stolz sie in ihrem innersten Herzen auf ihn war!

Sie hatte es nicht vermocht, ihn sterben zu lassen, *sondern hatte ihm das Leben ein zweites Mal geschenkt!* Es war unnütz, gegen ein Gefühl zu kämpfen, das immer siegreich blieb. Doch wie konnte sie sich in ihrer falschen Situation zurecht finden — wo lag die Pflicht? Sie fragte sich's tiefernst, aufrichtig — bereit, ihre Schuld durch das schwerste Opfer zu sühnen. Die kalte, nackte Pflicht wäre vielleicht gewesen, ihrem Gatten die furchtbare Wahrheit zu gestehen und dann mit ihrem Kinde und dem, was sie an eigenem Vermögen besaß, in die weite Welt zu ziehen und mühsam zu trachten, in einer

fremden Umgebung dem Knaben ein erträglich Loos zu schaffen. Ihr schauderte! — Um ihre Erniedrigung wäre es ihr nicht zu thun gewesen; sie litt so fürchterlich unter der ihr aufgezwungenen Lüge, daß es geradezu eine Erleichterung gewesen wäre, die Fesseln endlich zu sprengen, — aber ihr Kind! — Wahrhaftig, im Vergleich zu der Qual, welche ihr Geständniß ihm bereiten mußte, wäre es Barmherzigkeit gewesen, ihm ein Messer in das Herz zu stoßen. Er war zu alt und zu urtheilsstark, um die Schmach der Situation nicht völlig zu bemessen; und war zu stolz und zu zartfühlend, als daß ihm die Liebe einer entehrten Mutter in dieser schrecklichen Lage Trost und Stütze hätte bieten können.

Sie mußte den Betrug durchführen. Wer litt durch diesen Betrug? — ihr Gewissen, ihr Selbstgefühl. Die Qual mußte *sie* aushalten! Durch ihr Geständniß hätte sie die Existenz ihres Mannes und die ihres Sohnes ruinirt, hätte zwei ganze Familien mit Schande befleckt — während so . . .!

Der Einzige, welcher auf den Lodrin'schen Besitz einen Anspruch gehabt hätte, war ein loser Taugenichts, der seinen Untergebenen nie das sein würde, was Oswald ihnen zu werden versprach.

Und plötzlich glaubte sie ihre Pflicht vor sich zu sehen — edel und groß!

Sie mußte Oswald so erziehen, daß er den Platz, welchen er einzunehmen berufen war, besser ausfüllte, als ihn irgend ein Anderer hätte ausfüllen können — seine Vortrefflichkeit sollte ihren Betrug rechtfertigen! —

An dem Bette des Kindes gelobte sie sich's feierlich, sein Herz und seine Seele zu bewachen, alle seine schönen Anlagen zu hüten wie den kostbarsten Schatz, daß kein ungesunder Hauch sie berühren und verderben könne. Dann beugte sie sich über seine Hände und küßte sie leise. Er wachte auf und lächelte, — mit der Kühnheit eines kleinen Patienten, dem Alles erlaubt ist, flüsterte er: „Mama, wirst Du mich noch lieb haben, wenn ich wieder gesund bin?"

— — —

Und ob sie ihn lieb hatte!

Wie sie ihn hätschelte und verwöhnte während der sich etwas lang hinschleppenden Reconvalescenz; wie willig sie sich allen seinen kleinen Manien fügte, wie freudig sie sich von seiner, nach genesender Kranken Art etwas egoistischen Zärtlichkeit quälen ließ! Wie gut sie ihn zu erheitern, zu beschäftigen verstand; wie viele Partien Schach sie mit ihm spielte und wie viele Partien Piquet, und wie sie sich, der Anstrengung ungewohnt, die Stimme heiser las mit Cooper's „Lederstrumpf" und Dumas' „trois Mousquetaires"! —

Als er wieder genesen war, wurde ihr Benehmen ihm gegenüber ernster. Sie hielt ihr sich selbst gegebenes Wort — sie überwachte an ihm jede Regung, jeden Athemzug, scheute keine Mühe, um ihn zu dem zu erziehen, was er werden mußte, wenn ihr Gewissen beruhigt werden sollte — ihr Stolz und ein Segen für seine ganze Umgebung! Sie that selbst das, was ihr am härtesten ankam — sie bezwang ihre Zärtlichkeit ihm gegenüber, um ihn nicht zu verweichlichen. Sie war es, die sich, als er seine Studien wieder aufnehmen sollte, nach einem neuen Hofmeister für ihn umthat. Mit den faulen, kriechenden, nachgibigen Prämianten, die ihr bisher zu Lehrern empfohlen wurden, hatte sie keine Geduld. Sie trat mit einem ihr bekannten ausländischen Professor

in Correspondenz, und einen Monat später erschien in Tornow ein junger Philolog mit weißblondem Haar, das ihm über seiner großen intelligenten Stirn kerzengrad in die Höhe stand, mit einem häßlichen, jedoch sympathischen, sehr rothen und ganz glatt rasirtem Gesicht, mit strammer Haltung und anständigem, wenngleich nicht im Mindesten zudringlichem Selbstbewußtsein. Er faßte sein Hofmeisteramt als einen schwierigen, aber schönen Beruf auf, und nicht nur als eine für arme Studenten bequeme, provisorische Versorgung mit einer Pension im Hintergrund. Oswald spöttelte so lange über den „Preußen“, bis ihm der „Preuß'“ nicht nur seine Achtung abzwang, sondern seine Freundschaft abgewann.

— — —

Ihre Beziehungen zu der Welt beschränkte die Gräfin auf ein Aeußerstes; Alles, was ihrem Verkehr mit dem Kinde irgend ein Hinderniß bot, war ihr lästig. Sie wohnte sehr oft den Lehrstunden bei, sie ritt täglich mit Oswald spazieren, er und sein Hofmeister participirten an ihren Mahlzeiten.

— — —

In Allem richtete sie sich nach dem Knaben. Was die Vorstellungen ihrer Mutter, ihres älteren Bruders nicht vermocht, nämlich ihr hartes, auffahrendes Wesen dem kränklichen Gatten gegenüber zu ändern, das bewirkte ein einziges Wort Ossi's. Lange gab sie sich keine Rechenschaft davon, daß ihr Benehmen gegen den alten Mann Ossi's Zartgefühl verletzen mußte; sie fragte sich zuweilen, was den Knaben so sehr verstimmte. Er machte sie besorgt und sie nahm ihn eines Tages ins Gebet. Sein schmales Gesicht zärtlich zwischen ihren beiden Händen, fragte sie ihn: „Was sind denn das für traurige Augen, Ossi, kränkt Dich etwas? — Vertrau' Dich mir an.“ Einen Moment stockte er, dann brachte er's muthig heraus: „Mütterchen! Du bist so engelsgut gegen alle Andern, sei ein wenig gut gegen den Papa!“

Sie fuhr zusammen, wurde sehr blaß und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Aengstlich sah er ihr nach. Hatte er ihre Liebe von Neuem verscherzt?

— — —

Nein! .... was alle Ermahnungen und Vorstellungen ihrer Mutter, ihres Bruders ihr nicht abgerungen, das hatte das eine schüchterne Knabenwort über sie vermocht. Von Stund' ab zeigte sie dem alten Herrn die unwandelbare Deferenz und vorsorgliche Rücksicht einer pflichttreuen Tochter; und obgleich seine verschiedentlichen, jetzt schnell zunehmenden Gebrechen — er verlor das Gehör, den größten Theil seiner Sehkraft, und wurde zuletzt gänzlich paralytisch — ihr den Verkehr mit ihm oft recht peinlich machten, so ließ sie sich auch nicht ein einziges Mal mehr zu einem ungeduldigen Wort hinreißen. Es fiel ihr schwer! Nun freilich, besonders im Anfange, sehr schwer! Aber was that's; Ossi war mit ihr zufrieden, das war Belohnung genug!

Sie hatte in seinen Augen lesen gelernt; sie änderte sich ihm zu Liebe in Allem, was ihm unangenehm war, ohne daß er sich zuweilen Rechenschaft hatte geben können weshalb; sie veredelte ihren ganzen Charakter täglich, stündlich, um seinen Anforderungen zu genügen, sie ward wirklich so, wie er sich seine Mutter wünschte und träumte!

Der alte Herr starb ... Georges Lodrin war verschollen. Eine amerikanische

Zeitung hatte seinen Tod gemeldet, und da diese Nachricht nicht widerrufen ward, so hielt man sie für verbürgt. Georges war der letzte Erbe — nach seinem Tod hätte das Majorat dem Fiscus anheimfallen müssen. Der drückende Gedanke, einen Einzelnen um seine Habe betrogen zu haben, war somit der Gräfin benommen.

— — —

Tage fast wolkenloser Herzensfreude folgten. Ossi wuchs heran und entrang sich ihrem Schutz — schwamm in den breiten, gefahrvollen Strom des Lebens hinaus, während sie, ihm angstvoll nachblickend, am Ufer stehen bleiben mußte. Die Zeiten waren vorüber, da sie noch mit tastendem Zartgefühl, von seiner ihr über den Kopf wachsenden Männlichkeit bereits ein wenig eingeschüchtert, seinem Leben nachforschen, ihm liebevoll eine kleine Beichte hatte abschmeicheln können. Sie mußte ihn sich selbst überlassen — sie zitterte manchmal, aber nur im Geheimen. Sie wollte den freien Zug seines Wesens nicht hemmen. Von allen Seiten hörte sie sein Lob. Sie war mit ihrem Werk zufrieden.

Er glich ihr in Allem — so auch in seinen Fehlern. Aber die Fehler, welche sie zu Grunde gerichtet, der maßlose Stolz und das heiße Blut — die kleideten ihn.

Es gab keine Krone, deren sie ihn nicht für würdig gehalten, nach der sie nicht die Hand ausgestreckt, so sie selbe für ihn hätte erreichen können. Es gab keine Qual auf der Welt, die sie nicht willig ertragen, so sie damit sein Glück zu mehren vermocht.

Seine Vortrefflichkeit war ihre Rechtfertigung — ihre Mutterliebe war ihre Religion.

— — —

So saß sie in demselben Stuhl, in dem sie sich vorgenommen, die Lüge auszusprechen, und es doch nicht gekonnt! Es war, als sei ihr Herz mitten entzwei gesprungen und der ganze Schatz von schönen Erinnerungen, den sie darin aufbewahrt, wäre herausgefallen; ihre todten Freuden lagen um sie herum, unordentlich, ohne rechte Reihenfolge — zerrissen, verdorben. Sie tastete bald nach diesem Andenken, bald nach jenem. Mit einem Male wendeten sich ihre Gedanken der Zukunft zu — es wurde klar in ihr, sie begriff!

Sie stöhnte, strich sich das Haar aus den Schläfen, sah unruhig nun da-, nun dorthin. Zufällig heftete sich ihr Blick auf eine Zeitung, die auf ihrem Schreibtische lag. Sie las das Datum — sechster August — und fuhr zusammen — morgen war sein Geburtstag! Sie gedachte der kleinen Ueberraschung, welche sie für ihn vorbereitet. Unter ihrem Geschmeide hatte sie etwas besonders Schönes herausgesucht, damit er es seiner Braut schenken könne. Sie fuhr aus dem Sessel empor — „Die Hochzeit ist unmöglich!" sagte sie ganz laut vor sich hin. Dann folgte die Frage: „Was wird er thun, wie wird er weiter leben? . . . Leben? . . ." wiederholte sie. Eine rasende Angst überkam sie. „Um Gotteswillen!" ächzte sie — „das darf nicht geschehen, ich muß es verhindern!"

In schrecklicher Hast wirbelten ihre Gedanken durcheinander. Sie wollte zu ihm, sich vor ihm niederwerfen und rufen: „Verachte mich, verfluche mich, aber sei glücklich, lebe zum Segen aller Derer, deren Schicksal in Deiner Hand

liegt, und die keinen beſſern Herrn finden können, als Dich. Was Unrechtes dabei iſt, will ich verantworten hienieden und vor dem Tribunal Gottes! Oder... wenn Du die Laſt dieſes unrechtmäßigen Beſitzes nicht verträgſt, ſo ſtreife ſie ab. Laß mich zu Grunde gehen. Ich verdiene nichts Beſſeres. Aber Du... Du lebe, nimm Alles, was mein iſt und worauf Du einen gerechten Anſpruch haſt, und gründe Dir eine Exiſtenz, wo immer es auch ſei!“

Sie eilte hinaus in den Corridor, raſend, außer ſich. Da — vor ſeiner Thür blieb ſie ſtehn. Eine furchtbare Scham überkam ſie — ſie konnte ihm nicht mehr vor die Augen treten! —

Was hätte es auch genützt! Ein Anderer hätte vielleicht ein philoſophiſches Compromiß mit der Situation ſchließen können. Er aber ... der Abſcheu vor dem Blut, das in ſeinen Adern floß, mußte ihn in den Tod treiben! Sie hob mühſam die Arme und ließ ſie wieder ſinken mit der Bewegung eines verwundeten Vogels, der, im Staube verendend, ein letztes Mal vergeblich die Flügel hebt, um ſich zu dem verlornen Himmel aufzuſchwingen. Dann warf ſie ſich nieder vor ſeiner Thür, drückte ihre Lippen auf ſeine Schwelle, und ſich mühſam aufrichtend ſchlich ſie, an den Wänden taſtend, in ihr Zimmer zurück. —

XIII.

Es war in einer ganz eigenthümlichen Stimmung, daß der Conte Capriani neben Kilary in ſeinen Victoria ſtieg, um ſich auf den Zuſammenkunftsort zu begeben. So ſiegesſtolz hatte er ſich noch nie gefühlt. Er dachte daran, wie er faſt am Anfange ſeiner Carrière die ſchöne Gräfin Lodrin kennen gelernt, und mit der Divinationsgabe, die ihm all' Dem gegenüber, was im Menſchen niedrig iſt, nie im Stiche gelaſſen, die Leidenſchaftlichkeit ihrer Natur errathen — eine Leidenſchaftlichkeit, die ſie ſeit ihrer einen großen Enttäuſchung mit herriſchem Stolz niedergezwungen, ja wegzuleugnen verſucht hatte.

Mit der berechnendſten Schlauheit hatte er ſie umlauert, getrachtet, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen.

Doch, als er gewähnt, nun endlich ihr innerſtes Weſen geknickt und gebrochen zu haben, da richtete ſie ſich plötzlich mächtig auf und ſtieß ihn von ſich. —

Eine ſolche Kühnheit hatte er nicht für möglich gehalten.

Und ſo hoch, ſo unantaſtbar ſtand die Frau, die er in den Staub treten zu können geglaubt, über ihm, daß der Verrath in ſeinen Händen eine völlig unbrauchbare Waffe war.

Wie ihm damals ſein ohnmächtiger Zorn das Herz zerfleiſcht! — Noch vorgeſtern hatte ſie es gewagt, ihm durch Zoë Melkweyſer ſagen zu laſſen, daß ſie ſich ſeiner nicht erinnere.

„Aber meine Siegesſtunde hat geſchlagen,“ dachte er bei ſich; „das bevorſtehende Duell hat eine ernſte Auseinanderſetzung zwiſchen ihr und Oswald nöthig gemacht, ſie hat ſich demüthigen müſſen vor ihrem Kinde!“

In ſeinen Fingerſpitzen brannte eine dämoniſche Freude. „Endlich werden ſie ſich vor mir beugen,“ ſagte er ſich — — „Mutter und Sohn, die zwei Stolzeſten unter dem ganzen hochmüthigen Troß!“

Daß dieſe, von ihm unerbittlich erzwungene Auseinanderſetzung noch ganz

andere Folgen haben müßte, als die, welche er in Betracht zog, das kam ihm gar nicht in den Sinn. So etwas ging über sein Fassungsvermögen. —

Und langsam, große Rauchwolken in die noch herbe Morgenluft hinausblasend, lehnte er sich zum ersten Male in seinem Leben wirklich befriedigt in den Polstern zurück, während sich der Wagen dem Elisabethkloster näherte.

Das Kloster war ein großes, zeitgeschwärztes Gebäude, welches völlig vereinsamt, etwa eine halbe Stunde von Tornow entfernt, sich auf brachem Terrain erhob. Erst Kloster, nachher Blatternspital, schließlich Armenhaus, war es eine von jenen traurigen Ruinen, die, längst unbewohnt, auf nichts als die Demolirungshacke warten. Die Wände waren schmutzig, die Fenster schwarz, die Scheiben theils ausgebrochen, theils mit Papier geflickt. Ein paar Weinstöcke mit braunen gefleckten Ranken streckten sich über das Gras des völlig verwilderten Gartens, — gegen die baufälligen Mauern drückten sich ein paar verkrüppelte Maulbeerbäume.

An die Wand gelehnt stand ein großes, uraltes, schwarzes Holzkreuz; der Nagel, welcher die rechte Hand des Heilands festgehalten, war herausgefallen und der Arm hing lose herunter, was dem roh geschnitzten Bildwerk einen eigenthümlichen lebensvollen Anstrich gab. Es war, als habe der Heiland im Todeskampfe die blutende Hand vom Kreuze heruntergerissen, um noch einmal damit die Menschheit zu segnen.

Unter der Figur des Heilands war ein Täfelchen eingelassen, auf dem eine goldene Inschrift, halb von der Zeit weggewischt, in der Morgensonne flimmerte.

Die Luft war ungewöhnlich klar, der Himmel wolkenlos.

Oswald, Georges und der alte Doctor Swoboda waren vor Capriani angekommen. Während Georges und Doctor Swoboda bald das, bald jenes an dem alten Gebäude untersuchten, um sich eine Haltung zu geben, kauerte Oswald auf der Thürschwelle des alten Klosters und blickte stumm vor sich hin. Von der Reizbarkeit, die Georges gestern an ihm bemerkt, zeigte er heute nichts mehr. Er hatte die Ruhe eines Menschen, der das Ziel vor sich sieht, wo er die ungeheure Last, die ihm das Schicksal auf die Schultern geladen, niederlegen kann. Die schreckliche Unruhe, welche der Todeskampf einer letzten Hoffnung in unserer Seele bereitet, war vorüber. Seine Adern waren voll brennender Qual; aber es war eine stetige Qual, welche wußte, wo sie Kühlung suchen durfte und mußte. Die Erlösung ging mit der Pflicht Hand in Hand!

Alte schöne Erinnerungen glitten an ihm vorüber — undeutlich, wie durch einen dichten schwarzen Qualm von ihm getrennt. Das Bild seiner Mutter trat vor seine Seele. Er grub die Hände ineinander, stand auf und warf den Kopf zurück, sah empor wie alle Verzweifelnden, eh' sie müd' geworden sind. Sein Blick fiel auf den Heiland; das Täfelchen zu seinen Füßen fesselte seine Aufmerksamkeit — er trat etwas näher.

„Was siehst Du denn Merkwürdiges dort?" fragte ihn Georges mit gezwungener Gleichgültigkeit.

„Ich versuche nur die Inschrift zu entziffern," erwiderte Oswald.

„Die Inschrift? ... Gott ... Gott ... hab' ..." buchstabirte Georges.

„Gott hab' Gnade mit uns Allen!“ las Oswald — in dem Moment ging knirschend das alte Eisenthürchen des ehemaligen Klostergartens auf — Kilàry trat zuerst ein — Oswald erwiderte seinen Gruß mit gleichgültiger Freundlichkeit. Als aber der Conte, Kilàry auf dem Fuß folgend, mit süßlichem Lächeln grüßte, rückte Oswald kaum mit dem Hut.

Forschend bohrte der Conte den Blick in ihn hinein — einen Moment begegneten seine Augen denen des jungen Mannes — tauchten tief hinein und fanden nichts, als einen grenzenlosen Ekel. — —

Dreißig Schritt mit gegenseitigem Vortreten bis auf zehn Schritt lauteten die Bedingungen des Duells. Die Secundanten maßen dreißig Schritte ab und legten auf die Distanz von zehn Schritten zwei Stöcke in das Gras.

Die ganze Procedur kam Georges vor wie ein ekles Possenspiel. Ihm war's, als handle er willenlos in einem Traum. Es war doch nicht möglich, nicht wahr, daß sein Vetter Oswald Lodrin sich mit diesem Abenteurer schlagen sollte.

Oswald und der Conte nahmen ihre Plätze ein. Die Secundanten gaben das Zeichen. Im selben Moment schoß Oswald an dem Conte vorbei. Eine kurze, grausige Pause folgte. Der Conte zögerte mit seinem Schuß. Verächtlich blinzelnd, den Kopf hoch in der Luft, trat Oswald vor. So stolz hatte ihn der Conte noch nie gesehen.

Der Anblick dieses schönen starren Gesichts führte dem Abenteurer alle Demüthigungen ins Gedächtniß zurück, die er sein Lebtag von dem Hochmuth „dieser Leute“ hatte erdulden müssen. ... Sein ganzer Haß gegen die Kaste loderte in ihm auf, blind, nicht mehr berechnend ... sein Schuß fiel! — —

Oswald fühlte etwas wie einen starken, eiskalten Schlag auf der Brust, eine rothe Wolke schien vor ihm aus der Erde zu steigen ... er sank um.

„Um Gotteswillen!“ schrie Georges außer sich — fassungslos.

Der alte Doctor beugte sich über den Sterbenden; Georges stützte ihn in seinen Armen.

Da öffnete Oswald die Augen. Er begriff nicht mehr recht — Alles um ihn herum schien zu zerfließen ... Dann, mitten in dem schrecklichen, chaotischen Aufruhr aller Kräfte, der der Auflösung vorangeht, dem Schwindel, der Uebligkeit, versuchte er es mit ungeheurer Anstrengung, einen undeutlich durch sein halbverdunkeltes Bewußtsein gleitenden Gedanken festzuhalten.

„Georges!“ hauchte er, „der wievielte ist heute?“

„Der siebente August.“

„Mein Geburtstag,“ sagte Oswald. Und plötzlich wurde es noch einmal hell in seinem Kopf. Die rasende Denkschnelligkeit und Hellseherei der Sterbenden, bei denen sich die Erinnerung an ein ganzes entschwundenes Leben in einem Moment zusammengefaßt, kam über ihn. Die Erde unter sich schwinden fühlend, vermochte er's, die menschliche Schwäche vom Standpunkt der Ewigkeit zu bemessen.

„Georges!“ begann er.

„Nun, mein Alter!“ sprach Georges leise mit erstickter Stimme.

„Sage meiner Mutter ... und um Gotteswillen vergiß es nicht ... daß

ich ihr für die schönen sechsundzwanzig Jahre, die ich hinter mir habe, danke und daß ich ihre lieben Hände küsse zum Abschied!"

Er schwieg, sein Athem kam schwer — dann bewegte er von Neuem die Lippen, Georges mußte das Ohr beinahe an seinen Mund legen um ihn zu verstehen. „Georges ... wenn ich Dir ... oder irgend Jemandem im Leben nahe getreten wäre ohne es selbst zu wissen ... wenn ich ein Unrecht gethan ... so ..."

„Ach Ossi, ich wollt' nur, ich könnte einmal den Kopf so ruhig und stolz hinlegen, wie Du!" flüsterte Georges, den Arm fester um ihn schließend.

Der Sterbende lächelte. Eine große Beruhigung war über ihn gekommen. Er sagte sich, daß das, was geschehen war, sein Geheimniß für alle Ewigkeit begrub.

Er trachtete, sich ein wenig aufzurichten. Seine Augen hefteten sich auf das Kreuz — die goldenen Buchstaben flimmerten im Morgenlicht.

Er hob mühsam die Hand, um das Zeichen des Kreuzes zu machen — Georges mußte ihm die Hand führen. Ein bläulicher Schimmer glitt über sein Gesicht — er zuckte zweimal mit dem ganzen Oberkörper, seine Hände sanken an seinen Seiten nieder und zogen sich zusammen wie die Krallen eines sterbenden Vogels, — seine Lippen bewegten sich, ein letztes Mal ... „arme Jella!" murmelte er kaum hörbar. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gott hab' Gnade mit uns Allen!" — —

XIV.

Die Gräfin Lodrin hatte sich nicht niedergelegt in dieser Nacht. Als ihre Kammerfrau sich schließlich besorgt eingefunden hatte, um nachzusehen, ob ihre Herrin nicht etwa von einer Ohnmacht übermannt worden wäre, hatte die Gräfin, ohne nur ein Wort zu reden, sie mit einer stummen Handbewegung hinausgewiesen. Schließlich, schon gegen Morgen, war sie, neben ihrem Schreibtisch sitzend, in jenen bleiernen Schlaf gesunken, der auf eine schreckliche Gemüthsaufregung zu folgen pflegt. —

Die Sonne stand voll am Himmel, als sie mit steifen Gliedern und einem dumpfen, wunden Gefühl im Herzen, aber ohne jegliches bestimmtes Unglücksbewußtsein erwachte. —

Sie blickte um sich — plötzlich fuhr sie auf, bemerkte eine seltsame Bewegung, die das ganze Schloß unheimlich zu beleben schien — über ihrem Zimmer tönten Schritte, und da draußen vor ihrer Thür ...

Sie eilte hinaus — der Corridor war voll Menschen — Leuten, die nichts hier oben zu thun hatten. Das ganze Dienstpersonal drängte sich durcheinander mit der Zerfahrenheit eines Hausstandes, den eine Katastrophe entfesselt hat — alle weinend, zitternd, kein einziger theilnahmslos neugierig! Mitten unter ihnen Pistasch, der sich vergebens bemühte, Oswald's laut heulenden Neufundländer zu beruhigen.

„Was gibt's?" schrie die Gräfin, „was gibt's?"

Aber Keiner fand den Muth ihr zu antworten. Sie eilte nach Oswald's

Schlafzimmer, ſie ſahen ihr nach, entſetzt, mitleidig; ſie hätten ſie zurückhalten mögen — aber — wer hätte ſie zu berühren gewagt! An der Thüre traf ſie mit Georges zuſammen.

„Was gibt's?“ röchelte ſie, ihn am Arm faſſend, „wo iſt Oſſi?“

„Er iſt drin,“ murmelte er heiſer, „aber . . !“

„Aber . . . um Gotteswillen, was iſt geſchehen?“

„Ein Duell,“ ſagte Georges mühſam — er trachtete ſie zurückzuhalten, trachtete die traditionellen Worte zu finden, mit denen man Menſchen auf ein Unglück vorbereitet, — er fand keine und ſtockte.

„Ein Duell?“ fragte ſie ſcharf auffahrend, „mit wem?“

„Mit Capriani — er —“

Doch ehe er weiter ſprechen konnte, hatte ſie ſich bereits von ihm losgemacht. Sie riß die Thür von Oswald's Zimmer auf.

. . . Auf ſein Bett hatten ſie ihn niedergelegt. Die langgeſtreckten, edlen Linien ſeines Körpers zeichneten ſich deutlich ab unter dem weißen Leintuch — das Geſicht hatte man freigelaſſen. Der ganze ideale Zauber ſchöner, junger Leichen war darüber ausgegoſſen.

Die Gräfin brach zuſammen, verſuchte ſich aufzurichten, ſtrauchelte über ihr Kleid, fiel noch einmal und mühſam auf den Knieen ſchleppte ſie ſich bis an das Lager ihres todten Kindes. Am Fußende des Bettes blieb ſie liegen und verſteckte das Geſicht in ihre Hände.

Als, um ein paar Stunden ſpäter, Truyn, den man von dem entſetzlichen Ereigniß in Kenntniß geſetzt, mit Georges Lodrin in das Zimmer des Todten trat, kniete ſie noch genau an derſelben Stelle, den Kopf auf den gefalteten Händen.

Tief erſchüttert beugte ſich Truyn über ſie, und bat ſie ſanft, die Leiche endlich zu verlaſſen. Mechaniſch erhob ſie ſich, ging auf ſeinen Arm geſtützt bis an die Thüre. Dort blieb ſie ſtehen, machte ſich mit einer ungeſtümen Bewegung von ihm los, und eilte noch einmal zu dem Bett zurück. Sie verzweifelten bereits daran, die Unglückliche ohne Gewalt von der Leiche trennen zu können; da gedachte Georges der Botſchaft, welche der Sterbende ihm für ſie anvertraut. In dem Tumult, dem Schrecken, dem eigenen furchtbaren Schmerz um den Dahingeſchiedenen hatte er dieſelbe vergeſſen.

„Ich will's noch einmal verſuchen, warte hier auf mich,“ ſagte er zu Truyn und trat in das Sterbezimmer zu der Knieenden.

„Tante!“ flüſterte er leiſe, „ich habe Dir etwas auszurichten von ihm. Er iſt in meinen Armen geſtorben — im Hinübergehen hat er Deiner gedacht!“

Sie zuckte zuſammen.

„Es war ſein Geburtstag heute,“ fuhr er fort — „er hat ſich deſſen erinnert im letzten Augenblick und mich gebeten Dir's zu ſagen — und es um Gotteswillen nicht zu vergeſſen —, daß er Dir für die ſchönen ſechsundzwanzig Jahre, die er hinter ſich hat, dankt und Dir Deine lieben Hände küßt zum Abſchied!“

Die früher wie aus Stein gemeißelte Geſtalt der Unglücklichen begann krampfhaft zu zittern. Ein hartes heiſeres Schluchzen drang zwiſchen ihren Lippen hervor.

Es war beinahe, wie wenn beim ersten warmen Frühlingshauch das Eis bricht. Plötzlich richtete sie sich auf, — „mein Kind!“ rief sie, „mein schönes, edles Kind!“ und warf sich weinend über die Leiche.

Georges zog sich zurück — diesen Abschied durfte er durch seine Gegenwart nicht entheiligen.

Um weniges später wankte sie tief gebückt aus dem Sterbezimmer. Truyn, den sie gar nicht bemerkt hatte, reichte ihr den Arm und sie ließ sich, ohne weiteren Widerstand zu leisten, hinwegführen. —

XV.

Der Tod des jungen Mannes weckte die allgemeinste Theilnahme. Es waren nicht nur seine Verwandten und Freunde, die um ihn trauerten, sondern alle seine Untergebenen, die Bauern von seinen Gütern, ja ganz fremde Leute — Leute, die ihn nicht kannten, denen man ihn nur im Vorübergehen gezeigt. Und an dem Tag, da er mit den Ehren bestattet ward, die dem Namen, welchen er so würdig getragen, gebührten, da gab's in der ganzen Umgegend kein kleines Kind, dem man nicht die Händchen gefaltet hätte, damit es ein „Vater unser“ für ihn bete, keine Tagelöhnerin, die ihm nur einmal auf der Straße begegnet, und der er die Last ihrer Existenz mit einem freundlichen Lächeln tragen geholfen, die nicht eine schwarze Schürze oder ein schwarzes Tuch angelegt, seinem Andenken zu Liebe. Keiner wußte vielleicht zu sagen, was er von ihm erwartet; aber Allen war's, als sei ihnen mit ihm irgend eine schöne Hoffnung gestorben, und als ob man mit ihm einen Sonnenstrahl begrabe! —

Da der einzige Zeuge der dem Conte widerfahrenen Beleidigung, Fritz Malzin bereits in der Nacht vor dem Duell verschieden, und man somit ganz auf die persönlichen Aussagen des Conte angewiesen war, kursirten über das, was Oswald eigentlich veranlaßt, die Forderung des Conte in solch' überstürzter Hast anzunehmen, die verschiedensten Versionen.

Keine dieser Versionen aber streifte auch nur im mindesten den richtigen Sachverhalt.

Ganz wie Oswald es vorausgesehen, überhäuften die Verwandten des Verstorbenen Georges mit Vorwürfen darüber, daß er zu einem Duell zwischen seinem Vetter und dem Abenteurer die Hand geboten. Aber ein Brief an Truyn, welchen man nach Oswald's Tod vorfand, exkulpirte Georges vollständig.

Man sagte freilich noch, Georges hätte seinem heißblütigen Vetter die Narrheit ausreden sollen; aber der aufrichtige Schmerz um den Todten, welcher aus dem ganzen Wesen des ehemals als leichtsinnig verschrieenen Mannes sprach, entwaffnete die Welt. Seine Anhänglichkeit an den Dahingeschiedenen verrieth sich in seinem ganzen Gebahren, — in der innendlichen Zartheit, welche er der unglücklichen Mutter Oswald's entgegenbrachte, und auch darin, daß er sich in seinen plötzlich umgestalteten Verhältnissen völlig nach dem Beispiel des Verstorbenen richtete, wodurch er sich in kürzester Frist die wärmsten Sympathien errang.

Der Conte wurde natürlich in Anklagestand versetzt. Die Standesgenossen des Verstorbenen betrachteten ihn als einen Mörder. Er aber bot der öffentlichen Meinung mit kalter Herausforderung die Stirn. Er hatte den Kopf nie

so hoch gehalten wie jetzt, es war, als käme er sich durch sein Verbrechen gewachsen vor, und in der Journalistik meldeten sich Stimmen zu seinen Gunsten. — —

Schluß.

Wenn im Mai aus einer weiß umränderten schwarzen Wolke, der Hagel auf das frische, grüne Getreide niederfällt, da bricht er wohl alle die zarten Hälmchen und begräbt sie unter schwerem, grauen Eis; und wenn dann das Unwetter sich verzogen hat, das Eis geschmolzen ist, und die Sonne wieder hell und festlich aus dem Himmel herausscheint, da wähnen die gebrochenen Hälmchen, sie könnten das Licht nicht vertragen, und drücken sich fest, fest gegen die Erde, und wollen sterben. Und gar mancher, der an solch' verwüstetem Felde vorübergeht, schüttelt mitleidig das Haupt und denkt, nun sei's mit der ganzen Saat vorbei.

Der Sachverständige aber zuckt nur die Achseln und meint: „Hagelschlag im Frühling, ... der knickt, ... aber er tödtet nicht!“

Und hoffnungsstark blickt er in die Zukunft.

Sehr langsam und allmälig dringt die sie umgebende Wärme in die geknickten Hälmchen, weckt und stärkt die verschüchtert in ihnen schlummernde Jugendkraft und richtet sie empor. Ehe noch der Sommer voll in das Land hinein geschritten, stehen sie da, so gerade und stattlich, daß ein ungeübtes Auge ihnen nichts anmerkt. Der Landwirth aber sieht deutlich den harten Ring, der an jedem Halm die Stelle bezeichnet, wo er gebrochen war, und sagt: „das Getreide ist ins Knie geschossen“. —

Und so ist es auch, wenn ein junges Menschenkind in der Frühlingszeit seines Lebens von einem harten Schlage betroffen worden. Langsam, aber sicher gesundet sein wundes Gemüth und wem Gott wohl will, dem gönnt er eine verklärte Herzensauferstehung.

Gabrielle hat sich von dem furchtbaren Schlag, der sie betroffen, erholt, — sehr langsam und mühsam, aber dennoch. Anfangs freilich, da war der Jammer so groß, sie litt so stumm, so thränenlos, daß man geradezu um ihren Verstand fürchten mußte; — da, als es mit ihr am schlimmsten stand, überkam sie plötzlich eine unerklärliche, gewaltsame Sehnsucht nach dem hübschen Nest in der Avenue de Labédoyère, in welchem sie die seligsten Stunden ihres nunmehr zerschmetterten Glücks verlebt.

Man hat ihrem Wunsche Rechnung getragen. — So manche lange Winternacht hat Zinka neben ihr gesessen an demselben weißen Bettchen, in dem das vor Wonne fiebernde Mädchen ihr einmal zugeflüstert, ihr sei, als solle ihr das Herz brechen vor Glück, — und mit liebkosender Theilnahme hat sie die Thränen ihres lieben Töchterchens ungestört fließen lassen, hat unermüdlich von dem lieben Verstorbenen mit Jella gesprochen, ohne je einen grausamen Versuch zu machen, ihren Jammer gewaltsam zu ersticken. Und wenn Truyn, unvernünftig, aus Verzweiflung über diesen nicht enden wollenden Jammer ihr manchmal vorgeworfen, daß sie durch diese ewigen Recriminationen Jella nur aufrege und am Vergessen hindere, — hat sie ihm sanft erwidert: „Laß' mich nur, ich weiß, was

ich thu'. — Es gibt nichts Schrecklicheres, noch Unheimlicheres, als das Gespenst eines gewaltsam erstickten Schmerzes, das uns um desto heimtückischer auflauert und verfolgt, je heftiger wir es von uns weisen. Die Erinnerung an einen lieben Todten darf man nicht verstoßen, sondern soll sie hegen und pflegen recht innig und zärtlich, bis daß sie mit der Zeit ihre Bitterkeit verlieren und uns als ein trauriger, aber lieber Freund immer zur Seite stehen möge".

Diese Worte hat Truyn stumm und kopfschüttelnd hingenommen; um einige Wochen später aber hat er mit einer Art ängstlich staunender Freude bemerkt, daß Gabrielle's bleiche Wangen sich ein wenig zu röthen beginnen, und daß ihre müde gebückte Haltung sich aufgerichtet hat. Und wie er dann mit Zinka allein war, hat er ihr dankbar die Hand geküßt und gemeint: „ich seh's, Du verstehst das Trösten besser als ich".

„Und von wem hab' ich's denn gelernt?" frägt Zinka und sieht ihn innig dazu an, — „weißt Du's nicht mehr, ich zahle alte Schulden!" —

Mit dem ersten Schneeglöckchen hat der Februar Gabriellen ein winziges, goldhaariges Brüderchen gebracht. Sie haben den Kleinen „Ossi" getauft, auf Zinka's Vorschlag hin. Gabrielle hat es in Folge dessen endlich gelernt, den Namen des Verstorbenen auszusprechen, ohne zu weinen. Sie hängt abgöttisch an dem Kleinen, und wenn sie ihn auf dem Schoß hält, lächelt sie schon manchmal. Sie hat neues Interesse am Leben gewonnen. Georges, welcher Ende Mai nach Paris gekommen ist, nur um Truyns zu sehen und sich zu überzeugen, wie es ihnen und besonders Gabriellen geht, hat das mit Vergnügen bemerkt, und hat dem noch immer um sein liebes Kind bekümmerten Truyn herzliche und aufmunternde Worte darüber gesagt. „Hagelschlag im Frühling, — der knickt, aber er tödtet nicht!" —

— — —

Wenn aber der Hagel kurz vor der Ernte die gereifte Saat zu Boden schlägt, — dann erholt sie sich nicht mehr. Halb in die Erde gegraben, von der Wucht der Eiskörner gebrochen und verdorben, liegt das schwere Getreide auf dem Felde und wartet nur noch auf die säubernde Hand, die es hinweg zu räumen kommt! —

Die Gräfin Lodrin wird nichts mehr aufrichten. Wäre ihre Gesundheit weniger widerstandsfähig, so hätte sie an dem Schmerz vielleicht sterben, wäre ihr Geist weniger stark, so hätte sie vielleicht vergessen können. Aber ihre Gesundheit ist von Eisen, — und ihr Geist tageshell.

Sie bewohnt in Tornow, welches Georges sie zeitlebens als ihre Heimath zu betrachten gebeten, ihre kleine Suite im Mezzanin. Ihre ganze Wohnung ist nur noch ein Reliquienschrein von Erinnerungen an den Todten. Jeder Gegenstand, den seine Hand einmal berührt, ist für sie heilig. Jedes wohlthätige Unternehmen, welches Oswald in seinem großmüthigen Bemühen: „so vielen Menschen, als möglich die Existenz zu erleichtern", in das Leben gerufen hat, setzt sie fort. Sie überschüttet seine ehemaligen Diener mit Wohlthaten, sie läßt seinen treuen Neufundländer nicht aus den Augen. Sie hat ihr Witthum daransetzen wollen, um Schneeburg für die Kinder des armen Fritz zurück zu kaufen.

Aber ihr Vertreter hat nichts auszurichten vermocht gegen den Starrsinn und die Millionen Capriani's. So hat sie denn wenigstens die Kinder von ihrer Mutter losgekauft.

Charlotte hat sich bereits wieder vermählt und zwar mit einem Secretär des Conte Capriani. Die Kleinen Malzin's leben in Tornow unter der Obhut einer englischen Gouvernante. Sie gedeihen vortrefflich. Die Gräfin bekümmert sich um jede Einzelnheit ihrer Erziehung und Pflege, sieht sie alle Tage, aber nur auf kurze Zeit. Ein inniges Verhältniß gestaltet sich zwischen ihr und ihnen nicht. Wenn sie im Park unten ihre weichen Stimmchen voll unbefangener Lebensfreude in den Frühling hinausjauchzen hört, so zuckt sie zusammen und wird noch blasser als sonst. Sie weicht ihnen aus; begegnet sie ihnen dennoch durch Zufall, so unterläßt sie es nie, ihnen ein freundliches Wort, eine aufmunternde Liebkosung zu gönnen. Eine warme Zuneigung ist sie für keinen Lebenden zu fühlen mehr fähig. Ihr Herz ist nur noch eine Gruft, ein einziger abgöttisch geliebter Todter füllt es aus. Aber um des lieben Verstorbenen willen thut sie den Lebenden Gutes, wo sie kann. Es ist als ringe sie selbst nach seinem Dahinscheiden noch um den Beifall ihres Sohnes!

Den größten Theil ihres Einkommens und ihrer Zeit widmet sie der aufopferndsten Wohlthätigkeit. Es gibt kein Elend in der ganzen Umgebung, von dem sie nicht wüßte und das sie nicht zu lindern versucht hätte. Von Hütte zu Hütte geht sie und schrickt vor der Pflege auch des widerlichsten Siechthums nicht zurück.

In dem ganzen Landstrich wird sie verehrt wie eine Heilige. Im Verkehr mit ihren Standesgenossen, die sich von Zeit zu Zeit in immer entfernteren Zwischenräumen bei ihr einfinden, kommt der Name ihres Sohnes nie über ihre Lippen, und wenn die Anderen seiner erwähnen, bricht sie das Gespräch ab. Wenn aber das Landvolk segnend seinen Namen nennt, und dankbar seiner immer hilfebereiten Herzensgüte gedenkt, wenn die Bauern und Taglöhner weinend den Saum ihres Kleides küssen und sagen: „Gott schenke ihm den verdienten Lohn im Himmel, einen solchen Herrn bekommen wir doch kein zweites Mal!“ — dann richtet sie sich auf und aus ihren Augen leuchtet ein großer heiliger Stolz. Wer ihr dann begegnet, wenn sie mit hoch gehobenem Kopf und verklärtem Blick in das Schloß zurückschreitet, der sagt wohl, sie sei merkwürdig gefaßt und Keiner würde es ihr anmerken, daß ihr Leben ein völlig zerstörtes ist. Aber wenn er sie dann später sähe, wie sie von der momentanen Aufregung erschöpft, in ihr Boudoir flüchtet und dort in den Lehnstuhl sinkt, in dem sie in jener entsetzlichen Nacht eingeschlafen war, — der würde erschrecken vor der furchtbaren Trostlosigkeit, die aus ihren Zügen spricht.

Gerade und regungslos sitzt sie stundenlang müßig mit eng an die Seiten gedrückten Ellenbogen, die Hände im Schoß gefaltet. Ihre ganze Existenz ist nichts mehr als ein qualvoller, lang hingeschleppter Todeskampf. Die Augen starr vor sich hingerichtet, scheint sie dem Flügelschlag des Todesengels entgegen zu lauschen, der sie erlösen kommt! —

Ende.

Ueber die Convention in der französischen Literatur.

Von

Karl Hillebrand [1]).

Denke Dir, liebster Phosphorus, während Du im Gewühle der Großstadt Dich am Allermodernsten ergötzest und ereiferest, habe ich in meiner Waldeinsamkeit eine Entdeckung gemacht auf dem Felde der Prähistorie: die Entdeckung, daß das grand siècle wirklich ein großes Jahrhundert war. Wie's dem Menschen doch ergehen kann! Da lebt Einer zwanzig Jahre in Frankreich, präparirt alle seine Examina wie ein guter Collégien, lernt seinen Racine hübsch auswendig und macht Auszüge aus dem Discours sur l'histoire universelle, promovirt an der Sorbonne, wird am Ende gar wohlbestallter Ordinarius-Publicus an einer französischen Facultät, und — bei alledem kommt er nie recht dahinter, daß eine gescheidte Nation wohl weiß, was sie thut, wenn sie einstimmig und dauernd eine Zeit, einen Menschen, ein Werk groß nennt. Nicht als ob besagter Besserwissenwoller nicht einzelne Geister, wie Pascal und Molière, von vornherein gewürdigt und liebgewonnen, noch als ob er je die Schönheit der Form an fast allen Schriftstellern jener Zeit verkannt oder unterschätzt hätte; aber der Geist,

[1]) Die Freundlichkeit der Frau Jessie Hillebrand und die Erlaubniß des Herrn Verlagsbuchhändlers R. Oppenheim setzen uns in den Stand, noch ein letztes Mal unsern Lesern einen Beitrag aus der Feder unsers vielbetrauerten Mitarbeiters Karl Hillebrand mitzutheilen. Es ist allerdings nur ein Fragment, nur die erste Hälfte eines Essay, welcher unter dem Titel: „Ueber Convention und Naturalismus in der französischen Literatur" und anknüpfend an H. Homberger's, in der „Deutschen Rundschau", Juli 1882, erschienenen, gegen den modernen Naturalismus gerichteten Aufsatz: „Wereschagin's Katalog. Ein Gespräch" die Entwicklung der französischen Literatur aus dem Conventionellen ins Naturalistische darzeigen und erläutern wollte. Leider hat unser Freund nur den auf die „Convention" bezüglichen Theil niederschreiben und an die Adresse Phosphorus', d. i. einer der in Homberger's Gespräch redenden Personen richten können. Unter der Waldeinsamkeit, welche erwähnt wird, ist Arcachon bei Bordeaux zu verstehen, wo Hillebrand, bereits schwer erkrankt, einen Theil des Jahres 1882 zubrachte. So sehr wir bedauern, daß der Essay nur Bruchstück geblieben ist, so werden unsre Leser doch auch in den wenigen Seiten alle die Vorzüge wiedererkennen, die ihnen den so früh geschiedenen Autor lieb gemacht haben. Es gehört dieser Aufsatz zum siebenten Bande der „Zeiten, Völker und Menschen", welcher demnächst zur Veröffentlichung gelangen und verschiedene Essays aus dem Nachlasse enthalten wird. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

das wahre Wesen des ganzen Jahrhunderts entging ihm doch. Da sitzt er einmal, lange, lange Jahre, nachdem sich sein Verhältniß zu der Nation gelöst, einen Winter über in ihrer Mitte als Fremder, unbekannt und unbeachtet, ohne jede Berührung mit den Lebenden, allein in der Gesellschaft jener mißachteten Todten, ohne daß ein eifriger Fürsprech oder leidenschaftlicher Gegner die lautlose Unterhaltung stört, ohne daß Vorurtheil, Gewohnheit, Umgebung, die reine Wirkung trübend, drein reden, und siehe da, es geht ihm ein Licht auf, daß Er der Blöde war, und im Grunde auch der Eingebildete, nicht aber das Volk, das mit solchem Stolze und scheinbar blinder Verehrung auf seine „große" Zeit zurückblickt.

Das kommt wohl mit vom heilsamen Sauerteig der Kritik, der unser Einem nicht erlaubt, literarische oder historische Dogmen ohne Weiteres hinzunehmen; aber doch auch von der leidigen Verknöcherung jener Kritik und ihrer Dogmen, welche uns dazu verleitet, die gesammte Cultur, von deren Uebeln allein unsere Väter uns zu befreien gestrebt und uns befreit haben, unbesehen, als werthlos zu verwerfen. Umsonst protestirten schon Schiller und Goethe gegen dies unterschiedslose Verfahren, welches das Kind mit dem Bade ausschüttet. Nur natürlich war und ist der Widerwille gegen allen und jeden Conventionalismus bei einer Nation, deren geistiges Leben durch den Kampf gegen die Convention geweckt wurde, deren gesellschaftliches Leben noch immer die Convention zu ignoriren scheint. Und wo hätte sich eine Literatur, eine Gesellschaft je in conventionelleren Formen bewegt als die französische des 17. Jahrhunderts? Daher das Vorurtheil gegen die Gründer der französischen Cultur, das wir von den Gründern unserer Cultur geerbt — bei ihnen war's noch kein Vorurtheil — und das sich bei fortschreitender Ignoranz dazu gesteigert hat, an jener besiegten Welt, die man nicht mehr kennt, überhaupt nichts Gutes anerkennen zu wollen[1]).

Dazu kommt, daß der substantielle Deutsche, dem wenig an der Form gelegen ist, die Dinge vor Allem nach ihrem Inhalte fragt. „Worum handelt es sich denn in jener Literatur?" höre ich ihn einwerfen. „Um Erörterungen über das pouvoir prochain und die opinion probable, die grâce actuelle, prévenante, efficace, suffisante; um Constructionen der Weltgeschichte, die uns so willkürlich als absurd erscheinen, um rhetorische Verherrlichung von Größen, die für uns keine sind, um Satiren gegen Verhältnisse und Sitten, die, Gott sei Dank, längst aufgehört haben, die französische Gesellschaft zu charakterisiren; wenn's hoch kommt, um tragische Motive, welche, wie das des Ehrenpunkts oder der Loyalität, der heutigen Generation ganz abhanden gekommen sind. Und um welche Interessen dreht sich die politische Geschichte jener Zeit? Um Fragen des Ranges und Titels, kleinliche Hofintriguen, Cabinetspolitik, der keinerlei Idee, sondern nur die baare Selbstsucht zu Grunde liegt. Wie viel näher steht uns da doch das

[1]) Wie verbreitet noch immer dies Vorurtheil ist, beweist u. A. folgender Satz, den ich in derselben Nummer der „Deutschen Rundschau" finde, in welchem Homberger's Gespräch über Wereschagin's Katalog abgedruckt ist: „Doch des Zeitalters des Roi soleil und Racine's, welcher, nach Bacquerie's (!) Ausspruch, nicht so sehr durch das, was er gesagt, als durch das, was er nicht zu sagen wagte, berühmt geworden ist, kann kaum Jemand froh werden außer einem regelrechten französischen Legitimisten, der in Cabinetsjustiz, Eroberungspolitik und Hofpoesie einen gehobenen Dreiklang zu hören vermag."

18. Jahrhundert. Wir theilen nicht alle seine Ideen, aber wir verstehen sie doch; sie bewegen noch heute einen großen Theil der Geschichte machenden Menschheit: Montesquieu's constitutionelle, Rousseau's demokratische Theorien, Voltaire's Deismus und Condillac's Sensualismus sind noch nicht todt und begraben, wie Bossuet's und Fénélon's theologische Streitfragen; sie begegnen uns auf Schritt und Tritt, ja sie verlegen uns oft recht unbequem den Weg. Selbst die Motive der Familienromane und -Dramen des vorigen Jahrhunderts verfehlen noch immer nicht ihre Wirkung, und beide Gattungen werden noch eifrigst gepflegt, während die classische Tragödie mitsammt der sie bewegenden Denk- und Fühlweise für immer ausgelebt zu haben scheint."

Ja, aber die Form! ruft der Franzose alter Observanz, die Form! Was ist aus dem Stil, was aus der Sprache geworden, erst unter der Hand der Philosophen, dann unter der der Romantiker, und endlich unter der der Realisten? — „Was nennt Ihr Form, was nennt Ihr Stil?" entgegnet der hartnäckige Deutsche, der doch nur halb den Zauber einer vollendeten Sprache fühlt, welche nicht die seine ist: „Form, Stil ist ja nur Ausdruck des Gedankens. Wo der Gedanke dürftig oder abwesend ist, werft Ihr umsonst rhetorische Purpurlappen über Eure Nichtigkeit — nur das Kostüm ist schön, das einen schönen Körper zeichnet." Schon recht; aber was nennt Ihr Gedanken? Ist nur die raisonnirende Abstraction Gedanke? Sind nur allgemeine Ideen Ideen? Sind concrete Anschauungen etwa keine Ideen mehr? Und habt Ihr ganz vergessen, daß ἰδέα von ἰδεῖν, schauen, kommt? Sind überdies Fühlen, Wollen, Thun nicht ebensowohl dazu angethan, in der Sprache ausgedrückt zu werden, als das Gedachte? Ist vor Allem die Persönlichkeit, wo sie sich ganz ausspricht, nicht alle Gedanken der Welt werth? Wo ist aber je eine Sprache geschrieben worden, welche den speculativen Gedanken wie die concrete Anschauung mit allen ihren Schattirungen, das Gefühl, die Leidenschaft, den ganzen Menschen in einem Worte, getreuer und lebendiger, großartiger und dabei knapper wiedergibt, als das Französische Descartes' und Pascal's, Racine's und Molière's, Labruyère's und St. Simon's? Sehet Euch einmal die Sache von der Seite an, und es wird Euch nicht schwer werden zu begreifen, warum die lebensvolle Literatur und Geschichte des 17. Jahrhunderts noch immer für den von der politischen und literarischen Revolution nicht durchaus verdorbenen Franzosen einen ganz anderen Reiz hat als die, mit wenig Ausnahmen, blasse und abstracte literarische Production und die schwächliche, inconsequente Politik der beiden folgenden Jahrhunderte. Was man so gewöhnlich Inhalt nennt, ist ja eigentlich gar nicht Inhalt, sondern Stoff, an dem sich Geist manifestirt. Der wahre Gehalt und Inhalt eines jeden Kunstwerkes, wie auch jeder That, ist der Mensch, der sich darin kundgibt. Nicht der Gegenstand des peloponnesischen Krieges machte das Interesse desselben aus, sondern die großen Menschen, die ihn geführt: wenn zwei Negerstämme um die Herrschaft über eine kleine Halbinsel Afrika's stritten, so wäre uns das höchst gleichgültig. Gleicherweise sind es nicht die Distinctionen Bauny's und Escobar's, die uns interessiren, sondern Pascal; wie wir uns ja auch nicht für oder wider Göze's und Klotz' Aufstellungen erwärmen, sondern für Lessing.

Unstreitig sind die Ideen und Interessen, welche das 18. Jahrhundert bewegten, wenn nicht höherer so doch allgemeinerer Art, folglich wichtiger für uns als die theologischen Streitfragen oder die Vortrittsrivalitäten, für die sich die Männer des 17. Jahrhunderts ereiferten; aber man vergesse doch nicht, daß, neben jenen Tages- und Personenfragen, die speculative Philosophie, welche dem Zeitalter der „Philosophen" schon ganz fremd geworden war, Geister wie Descartes und Malebranche in Bewegung setzte, und daß die Regierung eine nationale Politik verfolgte, welche wahrhaftig nicht kleinlich war und den begeisterten Beifall der ganzen Nation hatte. Zugleich muß wiederholt werden, daß die Ideen und Interessen, welche die Handlungen der thätigen Menschen bestimmen, beinahe ebenso, ich will nicht sagen unwichtig, aber doch nebensächlich sind als die Gegenstände, welche Dichter und Künstler behandeln, wenn wir sie gegen die menschlichen und künstlerischen Eigenschaften halten, denen diese Ideen, Interessen und Gegenstände die Gelegenheit boten, sich an den Tag zu legen. Endlich benimmt gerade die Allgemeinheit der Ideen und Interessen denselben Etwas von ihrer Kraft und Lebendigkeit, wie ja auch die Vorkämpfer solcher Allgemeinheiten selten die klare und richtige Einsicht in Menschen und Dinge haben, welche die Vertreter bestimmter, gegebener Interessen und Ideen auszeichnet: Turgot ist ein gar kläglicher Staatsmann neben Richelieu, der nie eine volkswirthschaftliche Theorie gekannt; die Psychologie Jean Jacques', diejenige Voltaire's sogar, ist recht flach gegen die Labruyère's und Larochefoucault's, welche nicht einmal wußten, daß sie Psychologen waren; und die Philanthropie eines heiligen Franz von Paola hatte sicherlich mehr „Milch menschlicher Güte" in sich, als alle die anonymen Wohlthätigkeitsanstalten unserer Zeit, mit denen wir das Recht zur Gleichgültigkeit für jedes besondere Unglück erkauft zu haben glauben. Man sollte meinen, die Philosophen des vorigen Jahrhunderts hätten so viel an *den* Menschen gedacht, daß sie darüber die Kenntniß *der* Menschen verloren. Sie sahen eben das Leben durch den Schleier allgemeiner Ideen — später, zur Zeit der Revolution gar durch einen Schleier von Worten —; ihre Väter sahen es unmittelbar von Angesicht zu Angesicht.

Gewiß waren die Leute des vorigen Jahrhunderts in einem Sinne besser weicher im Gefühl, hochfliegender in ihrem Streben, als die des vorhergehenden bei denen Neid, Haß, Ehrgeiz, Eitelkeit eine, wenn nicht bedeutendere, so doch viel augenfälligere Rolle spielen. Dabei haben diese aber doch eine unvergleichliche Würde und Größe, die ihren Nachfolgern ganz abgeht: Größe im Charakter, im Geist, in der Sprache. Wer wollte leugnen, daß das 17. Jahrhundert keinen so liebenswürdigen Menschen aufzuweisen hat als Montesquieu, keinen so geistreichen als Voltaire, keinen so freien als Diderot, keinen so empfindsamen als Rousseau? Und doch, wie klein erscheinen die Montesquieu und Voltaire, Diderot und Rousseau neben einem Bossuet, einem Condé, einem Beauvilliers! Selbst in England haben die Strafford und Cromwell, die Milton und Newton einen Zug von Großheit, der den Walpoles und Goldsmiths ganz fremd ist, des Mangels an Würde nicht zu gedenken, der die Staatsmänner und Schriftsteller dieser Zeit im Gegensatz zu ihren Vätern so auffallend kennzeichnet.

„Was nennst du denn aber ‚Größe'," höre ich fragen, worauf ich freilich

antworten möchte: was Jedermann darunter versteht, denn jedes Wort bringt dem Sprachverständigen, Sprachfühligen stets sofort seinen vollen Sinn mit; und alles Definiren von Worten läuft mehr oder minder auf eine Tautologie hinaus. Wie indeß jene andere Tautologie, welche man Geometrie nennt, die Anschauungen klärt, so klärt die Definition — bisweilen — die Begriffe und sie wird immer nothwendiger in einer Zeit, wo die moralische Heuchelei den Sinn so vieler Worte verdreht: Jam pridem equidem nos vera vocabula rerum amisimus, möchte man mit Cato ausrufen. Sollte ich nun gefragt werden, worin ich die Größe eines Menschen sehe, so würde ich antworten: im gleichzeitigen Besitze dreier Eigenschaften: einer gewissen Macht des Willens, sei's über Andre, sei's über sich selber; einer Schärfe des geistigen Blickes, welche es ihm möglich macht, das Wesen der Dinge mittelst directer und naiver Anschauung zu erfassen; der Fähigkeit endlich, jenem Willen und dieser Anschauung den einfachsten, völlig adäquaten, folglich nothwendigen Ausdruck im Handeln, Sprechen oder Bilden zu geben. Ein Mensch, der diese drei Eigenschaften in sich vereinigt, ist in meinen Augen ein großer Mensch, ob er, der Welt unbekannt, in einem Dörfchen sein Leben verbringe oder auf den weithin sichtbarsten Schauplatz der Weltgeschichte gestellt sei.

Ein solcher Mensch nun schafft immer Dauerndes, sei's im Staate wie Cäsar und Napoleon, sei's in der Religion wie Mahomet und Luther, sei's in der Kunst und Wissenschaft, wie Michel Angelo und Galileo, sei's endlich im Leben seiner Umgebung, dem er auf lange hin eine gewisse Richtung gibt, wie das Jeder von uns mehr oder minder zu beobachten die Gelegenheit gehabt hat. Ist nun aber eine ganze Generation groß, d. h. ist sie im Besitze jener drei Eigenschaften — was durchaus nicht sagen soll, daß jeder Einzelne ein Genie sein müsse, sondern daß ein Geschlecht im Ganzen genommen eine größere Dosis jener Eigenschaften besitze als andere Geschlechter — so begründet sie eine Cultur, wie dies die Generation Ludwig's XIV. für Frankreich gethan. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich unter „Gründen" kein Schaffen ex nihilo verstehe wie gewisse Finanzmänner: Werthe müssen da sein, wie sie da waren, als die Generation des Aeschylos aus sechshundertjährigen Traditionen eine Cultur schuf, welche, nach Perikles' Ausdruck, aus Athen „die Schule von Hellas" machte; denn sie erst brachte Gesetzeseinheit ins geistige Leben der Griechen, indem sie dem übertriebenen Provinzialismus und Individualismus der vorigen Jahrhunderte für immer ein Ende machte: Athens Urtheil und Geschmack wurden von da an maßgebend für ganz Griechenland und, wie Ottfried Müller treffend bemerkt, lange vor dem alexandrinischen Kanon bestimmte Athen, was classisch war, was nicht; seine Bestimmungen aber beschränkten sich keineswegs auf Kunst und Poesie. Auf ähnliche Weise wurde der ganze Schatz der französischen Cultur erst nach Heinrich IV., d. h. nach Beendigung des Religionskrieges und Herstellung der politischen Einheit des Landes, gesammelt, gesichtet und, so zu sagen, codificirt. Unter diesem politischen und socialen, religiösen und literarischen Codex hat Frankreich seitdem gelebt. Wohl begann der Kampf dagegen vom ersten Tage an, Anfangs unterirdisch, fast unbewußt, bald am hellen Tageslicht, mit festem Kriegsplan. Die Angreifer selber respectirten den Buchstaben, aber sie

suchten, mit nur allzu großem Erfolge, den Geist auszutreiben: unter den servil beobachteten Formen der classischen Tragödie bekämpfte Voltaire nicht nur die Kirche und die absolute Monarchie, sondern die ganze Weltanschauung, welche jener Cultur zu Grunde lag. Das Werk der Aushöhlung aber, welches das Moralisiren und Raisonniren des 18. Jahrhunderts begonnen, ward durch die große Revolution beschleunigt, und, nachdem Gesellschaft und Literatur noch bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts die Formen jener Cultur wie hohle Schalen mit sich schleppten, ist seitdem Dank dem Vorwiegen der Wissenschaft im geistigen Leben, der Demokratie im öffentlichen, ein noch rascheres Tempo in der Auflösung eingetreten, so daß nicht nur von dem Erbtheil selber, sondern auch von dem Gehäuse, das es enthielt, wenig übrig bleibt. Immerhin hat die überwiegende Mehrheit der gebildeten Nation, unbeirrt durch alle Angriffe, fast zwei Jahrhunderte lang an jenem Culturschatze gezehrt.

Wohl hatte, wie angedeutet, schon das 16. Jahrhundert ein reiches geistiges und geselliges Leben gekannt; allein die Willkür des Individuums herrschte darin: dazu Rohheit und Luxus in den Sitten, Schwulst und Unnatur in der Literatur, Geschmacklosigkeit und verderbliche Nachahmung des Auslandes in beiden. „Nous n'appercevons les grâces," sagt Montaigne selber vom Geschmacke seiner Zeit, „que poinctues, bouffies et enflées d'artifice: celles qui coulent sous la naïfveté et la simplicité eschappent aysément à une veue grossière comme est la nostre, elles ont une beauté délicate et cachée; il faut la veue nette et bien purgée pour dèscouvrir cette secrette lumière." Die Arbeit des 17. Jahrhunderts war es nun, „das Gesicht zu reinigen", den Geschmack zu einer größeren „Naivetät und Einfachheit" zurückzuführen, das wuchernde Laub zu beschneiden, um dem Marke des Stammes mehr Kraft zu geben, gewisse feste Grundsätze aufzustellen, die das Individuum zu respectiren habe, kurz in das geistige, wie ins gesellige Leben gesetzliche Ordnung zu bringen: „denn das Gesetz nur kann die Freiheit geben."

Die Naivetät des 17. Jahrhunderts mag wie ein Parodoxon klingen; das Wort ist aber doch, in gewissem Sinne, berechtigt. Die Unnatur und Ueberfülle der Ronsard'schen Zeit, denen sogar ein Rabelais unterlag, war so verbreitet und eingewurzelt, daß selbst Regnier's und Descartes' Beispiel eines einfachen poetischen und prosaischen Stiles nicht genügten, um damit aufzuräumen und der Sieg der Natürlichkeit erst durch Molière — in seinem Feldzuge gegen das Hôtel Rambouillet — erfochten werden konnte. Was Wunder, wenn England und Spanien, welche fast wieder in Euphuismus und Culterianismus zurückgefallen waren, wenn Italien und Deutschland, die tief im Marinismus und Silesianismus — sit venia verbo — staken, die französische Bewegung als eine Rückkehr zur Natur begrüßten und sich ihr begeistert anschlossen, wie ja einst die Reformation auch nicht als Abfall vom Glauben, sondern als Rückkehr zu demselben empfunden wurde. Man lese, um sich die Empfindung jener Geschlechter zu vergegenwärtigen, eine Tragödie von Racine, nach einem Gedichte von Baif oder Dubertas.

Wohl erschien einem späteren Geschlechte jener Sieg des Gesetzes und der Ordnung über die Anarchie als der Sieg des Despotismus über die Freiheit.

Beruhte doch jene ganze neue Cultur auf der Convention, und Conventionalismus war eben die Form der Knechtschaft, von der die französischen Romantiker von 1830 ihre Nation zu befreien unternommen hatten. Als ob eine nationale Cultur ohne Convention denkbar wäre! Als ob die Befreier nicht selber eine neue Convention eingeschmuggelt, ohne nur zu ahnen, daß es eine war! Die classisch-akademische Cultur war eine besonders strenge und enge. Möglich; aber war's etwa Chinesenthum? Darauf kommt's ja allein an. Hat sie nur die Form, den Ausdruck bestimmt, oder hat sie auch das Wesen beeinflußt? Und wie weit ging dieser Einfluß? Wurden Sprache und Gedanken dadurch zum Gerinnen gebracht? In andern Worten hat jene Convention die geistige Entwicklung Frankreichs gehemmt oder gefördert, oder aber unberührt gelassen? Hat sie die Menschen verhindert Wahrheit und Natur zu sehen? Jede Seite der classischen Literatur des 17. Jahrhunderts sagt Nein und aber Nein.

Was der Convention des 17. Jahrhunderts im Auge der Nachwelt Abbruch gethan, war der Umstand, daß ihre äußerlichen Formen noch fortdauerten, als ihr Geist längst gewichen war. Der Hof beobachtete noch die ganze Etikette Ludwig's XIV., als die Monarchie schon lange aufgehört hatte das bewegende Princip Frankreichs zu sein. Bis tief in unser Jahrhundert hinein fuhren sogenannte Classiker und Akademiker fort, Tragödien zu verfertigen mit strikter Einhaltung der drei Einheiten, mit Traum und Confidente, mit stereotyp und dadurch unwirklich gewordenen „edlen" Redewendungen u. s. w., worin auch nicht eine Spur Racine'schen Geistes zu entdecken war. Was bestimmt gewesen, große und starke Individualitäten im Zaume zu halten, war zum leeren Ceremoniell einer todten Religion geworden. Das war's, was die Lessing und Herder gegen die französische Poesie einnahm; aber sie wandten sich keineswegs gegen Molière, Lafontaine und Racine, weil hier die strenge Form der Originalität noch keinerlei Eintrag gethan, sondern gegen die Tragiker ihrer Zeit, zumal gegen Voltaire; selbst bei Corneille, der noch stark an den Gebrechen der vorclassischen Zeit laborirte, griff Lessing nur die greifenhaften Erzeugnisse wie die „Rodogune" an, nicht aber den „Cid" oder „Cinna". Sie fühlten eben in einer französischen Tragödie der guten Zeit jene Ketten ebenso wenig, als wir sie in Goethe's „Iphigenie" fühlen, welche ja doch auch alle Conventionen des 17. Jahrhunderts, von den drei Einheiten bis zum obligaten Traumgesicht aufs Gewissenhafteste respectirt. Man lese Racine's „Phädra", — die ich deshalb nicht mit Goethe's „Iphigenie" auf eine Stufe gestellt haben will —; aber man lese sie ja nicht im Französischen, wo uns Deutsche der Alexandriner so wenig anmuthet und das Madame unwillkürlich an Madame Schulze oder Schmidt erinnert, während es dem Franzosen nur etwa wie „hohe Frau" klingt; — man lese sie in den fünffüßigen Jamben, mit denen Schiller's einziges Uebersetzungstalent sie bekleidet[1]) und man wird die Einheit des Ortes und der Zeit oder andre Conventionen so wenig merken als in Goethe's Iphigenie.

[1]) Auch die Gesänge aus der „Aeneide", die Schiller übersetzt, hat er mit richtigstem Tacte in ottroa rima wiedergegeben und ist so dem Römer unendlich viel gerechter geworden, als unsere polternde Hexameterschmiede.

Ueberhaupt macht man viel zu viel Wesens aus der Convention. Es ist ja, im Grunde genommen, gar keine Poesie denkbar ohne Convention, so wenig wie eine Gesellschaft. Schon das Singen in der Oper, die Verse im Schauspiel sind eine Convention, ein Uebereinkommen. Homer bereits unterwarf sich einer Convention, als er seinen Helden ständige Epitheta gab, die oft mit der Handlung des Betreffenden in geradem Widerspruch erscheinen. Wenn Achill den Agamemnon: „ruhmreichster Atride, habsüchtigster der Sterblichen" nennt, so ist die Convention doch noch viel verletzender, als wenn ich sage: „Monsieur, vous êtes un misérable". Was könnte conventioneller sein als die griechische Tragödie, mit ihrem Chor, ihren Masken, ihrem Kothurn, mit ihren festen Bühnen, wo Rechts stets die Heimath, Links die Fremde bedeutete, wo die Mittelthüre dem ersten Schauspieler oder Protagonisten, die linke Seitenthüre dem Deuteragonisten, die rechte dem Tritagonisten vorbehalten war? Ist sie darum weniger wahr als das „romantische" Drama mit seiner anscheinenden Freiheit und Willkür? Da sitzt freilich die Convention viel tiefer: die Gestalten selber, vornehmlich die Byron-Hugo'schen Gestalten hochsinniger Mörder und keuscher Dirnen, sind conventionell; Klytemnestra und Orestes sind es nicht. Sie tragen das griechische Kostüm, aber darunter sind sie wahre Menschen; bei Racine mögen sie Menschen aus dem Versailles des 17. Jahrhunderts sein, wie Tasso und Antonio unter ihrem Kostüm der italienischen Renaissance Menschen aus dem Weimar des 18. sind, aber sie haben existirt; die Laras, Quasimodos und Triboulets haben nie und nirgends gelebt. Und ebenso ist's mit der Oper. Hat die Schablone des vorigen Jahrhunderts mit Arien, Duetten und Terzetten, mit obligater Doppelintrigue zwischen den Herrschaften einerseits, der Dienerschaft andererseits, und mit Allem, was noch daran hängt — hat sie etwa Mozart und Cimarosa verhindert uns mehr Wahrheit zu geben als Richard Wagner's ganzes Wahrscheinlichkeitswesen? (Du, lieber Phosphorus, kennst hinreichend meinen musikalischen Böotismus, um zu wissen, daß ich hier nicht von der Musik selber rede. Alle Leute, die ich als Autoritäten anerkennen muß, versichern mich, Wagner sei das größte musikalische Genie seit Beethoven, was ich übrigens um so lieber glaube, als seine Musik mich Barbaren vollständig hinreißt und überwältigt: ich höre eben die furchtbaren Verse nicht und kann von der leidigen Illustration absehen. Aber über seine dramatischen Theorien habe ich ein Recht mitzureden und da kann ich nur erklären, daß sie mir höchst kunstverderblich, ein offenbarer Rückschritt zur Barbarei und zugleich äußerst widernatürlich ausgeklügelt zu sein scheinen. Auch hier gilt wohl das quoique, nicht parceque.)

Man hat der französischen Tragödie vorgeworfen, daß sie nicht das ganze Leben schildere, wie das Shakespeare'sche Drama, nur die pathetische Seite, nur vornehme Handlungen und Charaktere auf die Bühne bringe, keine niederen, die doch auch zur Wahrheit gehörten, dem Humor so gar keinen Raum gönne. Das ist ein sehr unbilliger Vorwurf. Die französische Tragödie hat sich ja aus der antiken Tradition herausgebildet; und die Classik des Alterthums beruhte hauptsächlich auf der Auseinanderhaltung und Reinheit der Arten. Sie trennte entschieden Tragik, Komik und Phantastik, wofür man die drei Formen der Tragödie, Komödie und des Satyrspiels hatte, alle aus dem Religionsfestspiel

hervorgegangen, wie Miracle, Mystère und Rappresentazione, welche ihrerseits jene Theilung nicht erfuhren. Verleidet uns diese Theilung aber etwa die alte Tragödie? Und wenn nicht, warum sollte sie uns die französische Tragödie oder unsere „Iphigenie" und unsern „Tasso" verleiden? Auch ist's ein höchst schiefer Gesichtspunkt, wenn man im 17. Jahrhundert Frankreichs immer nur die Tragödie sieht, als ob damals gar keine anderen Formen und Literaturzweige gepflegt worden wären.

Was insbesondere die Convention der „edlen Sprache" angeht, gegen welche die französischen Romantiker so heftig protestirten, so darf nicht vergessen werden, daß sie sich freilich auf diejenigen Genres beschränkt, in denen eine vornehme „edle" Gesellschaft geschildert oder unter besonders feierlichen Umständen angeredet wird, wie in der Kanzelberedsamkeit und vornehmlich der Tragödie, über deren wahren Charakter Goethe so beherzigenswerthe und so wenig beherzigte Worte in „Wilhelm Meister" gesprochen. Wo aber die Alten oder modernen Nichtfranzosen ähnliche Kreise vorführen, bedienen sie sich auch stets einer „edlen Sprache". Wir würden gerade so unangenehm berührt sein als die Franzosen, wenn wir in der „Iphigenie" das berufene Schnupftuch zu hören bekämen. In allen andern Genres aber, in der Satire, der Fabel, der Komödie, brauchen die Dichter des 17. Jahrhunderts wohl schon den unedlen Ausdruck, wo er nöthig ist. Will man Regnier nicht gelten lassen, den die Romantiker ja als ihrer einen beanspruchen, obgleich der große Satiriker nicht nur chronologisch, sondern auch geistig, durch seine Reaction gegen den Bombast des 16. Jahrhunderts, schon dem „grand siècle" angehört, so denke man an Boileau selber, den „Gesetzgeber des Parnasses", der in seinem „Lutrin" die Dinge wohl bei ihrem Namen zu nennen versteht, wäre dieser Name auch noch so übelklingend für zarte Ohren. Und Lafontaine in den „Contes", ja selbst in der Fabel: hat er nicht die Auftritte des gewöhnlichsten Lebens mit niederländischer Wahrheit geschildert? Sind in dem unnachahmbaren Genrebilde von der „Kutsche und der Fliege"

Dans un chemin montant, sablonné, malaisé,
Et de tous les côtés au soleil exposé,
Six fort chevaux tiraient un coche

sind die Worte

L'attelage suoit, soufloit, était rendu

etwa allzu edel? Sind Molière's „Précieuses ridicules" nicht so recht eigentlich ein Manifest gegen den falschen Adel, die zimperliche Umschreibung der natürlichen Dinge, eine Revindication des dichterischen Rechtes Alles, auch das Alltäglichste, in sein Bereich zu ziehen? In der Prosa gar bewegte man sich ganz frei: Pascal sprach ohne alle Umschweife von dem „petit grain de sable qui se met dans l'urêtre" Cromwell's. Bossuet selber — sogar in seinen Leichenreden für fürstliche Personen, worin selbst ein Abraham a Santa Clara oder ein L. Sterne ein Blatt vor den Mund genommen hätten — braucht gern recht kräftige, ja, — man erlaube den unedlen Ausdruck — saftige Worte.

Allerdings datirt die berufene Sobrietät der französischen Sprache aus jener Zeit; allein das französische sobriété hat keineswegs den Sinn unseres Wortes Nüchternheit, das schon an die jejunitas anstreift, welche die römischen

„Romantiker" der Taciteischen Zeit dem Cäsar vorwarfen. Es meint nur Maß, nicht mehr. Hat nun aber dieß Maß der Originalität der Sprache geschadet? Man denke zum Beispiel an Labruyère, der, ohne genial zu sein, doch das Höchste in der Sprache erreichte, weil er sich den strengen Gesetzen des Stils unterwarf, die seine Zeit beherrschten. Wohl ist seine Sprache „gezüchtigt" — un langage châtié, pflegte man zu sagen —; aber diese Zucht hat ihm nur noch mehr Kraft gegeben. Hätte er in der literarischen Anarchie des 16. Jahrhunderts oder in der Affectation des unsern gelebt, das Talent würde eine Dauergabe für ihn geworden sein, wie es der Fluch unserer literarischen Zeitgenossen ist. Anstatt sich die Mühe zu geben, seinen Ausdruck stets aufs durchaus Nothwendige zu beschränken, würde er, wie's heute geschieht, die Sorgfalt, die er aufs Wegschneiden verwandt, aufs Anhäufen verwandt haben. Die Leute nennen das heute Reichthum und wenn etwa ein Mann wie Merimée oder Musset in die Fußstapfen der großen Schriftsteller früherer Zeiten tritt, so meinen sie allen Ernstes, es sei Armuth. Als ob vierhundert Kupfersous mehr Werth seien als ein halber Louisd'or! Doch davon weiter unten.

Die übertriebene Bedeutung aber, welche in Frankreich der Correction der Sprache beigelegt wird, kam erst nach Ludwig XIV. auf. Alle großen Prosaiker des 17. Jahrhunderts, von Descartes bis auf Labruyère, erlauben sich Freiheiten in der Syntax, Wortwiederholungen, Alliterationen und Assonanzen, Häufung von Relativsätzen, ja Anakoluthien, welche die schwächlicheren und ängstlicheren Schriftsteller der Folgezeit wohl zu vermeiden wußten; und es ist manchmal recht unterhaltend, die gestrengen Herren Magister dieser Folgezeit in ihren Commentaren den großen Geistern der vorhergehenden das Exercitium corrigiren zu sehen. Saint-Simon vor Allen, in einem Sinne der typischste Repräsentant des 17. Jahrhunderts und das reinste Erzeugniß seiner Cultur, Saint-Simon trägt eine Verachtung der Grammatik zur Schau, die man heutzutage keinen Augenblick dulden würde. Seine Incorrection — die Incorrection des großen Herrn (grand seigneur), wie die Benvenuto Cellini's die Incorrection des gemeinen Mannes (popolano) ist — erinnert bisweilen an gewisse Kunstwerke des Quattrocento, deren unrichtige Kürzungen, Zeichnungsfehler, falsche Perspective u. s. w. den Oltramontanen, der frisch aus seiner Zeichenschule kommt, so sehr verletzen. Freilich unterwirft er sich bald dem Urtheile des Jahrhunderts, manchmal lernt er sogar selber einsehen, daß dergleichen nichts mit dem künstlerischen Werthe eines Werkes zu thun hat. Man stelle ihn aber vor ein modernes Gemälde mit jenen Fehlern und einem künstlerischen Werthe, der weniger augenfällig oder weniger allgemein anerkannt ist als das des Meisters des 15. Jahrhunderts — sagen wir, vor ein Bild von Böcklin oder eine Novelle von Jeremias Gotthelf, so wird er nur noch Incorrection sehen und ganz vergessen, wie nebensächlich eine Correction ist, die Jeder heutzutage ohne Mühe erlernen kann, verglichen mit der künstlerischen Anschauung, die man nicht erwerben kann und die denn auch so wenige unserer Zeitgenossen besitzen. Bei Saint-Simon freilich mag etwas Absicht mit unterlaufen; er fürchtet als ein Schulmeister zu erscheinen, wenn er die Grammatik allzu ängstlich respectirt; oft auch ist's, weil er wirklich den Geist und Klang der Sprache über die Grammatik stellt. Er

ist wie eine Frau aus der guten Gesellschaft, die lieber sagt: „il voudrait que je donne," als „que je donnasse," obwohl sie weiß, es ist unrichtig; sie ist sich eben doch bewußt, daß sie Recht hat gegen die Grammatik, wie Saint-Simon es weiß, wenn er sich die unglaublichsten Incorrectionen erlaubt: thut er's doch immer mit sicherstem Sprachgefühl, oft mit Anmuth, immer mit Stärke.

Noch einmal, die literarische Convention des 17. Jahrhunderts hat der Originalität seiner Schriftsteller keinerlei Eintrag gethan. Frankreich besaß eigentlich kein poetisches Genie im 17. Jahrhundert, keinen Homer oder Dante, Shakespeare oder Göthe; aber es hatte ausgezeichnete poetische Talente; daher denn auch die classische Poesie der Franzosen nicht mit der der Griechen, Italiener, Spanier, Engländer und Deutschen, sondern eher mit der der Römer verglichen werden sollte. Daß diese classische Poesie nichtsdestoweniger so bedeutend ist, verdankt sie zum großen Theile der Convention, welche die Talente verhinderte, sich versucherischer Leichtigkeit hinzugeben. Die classische Prosa Frankreichs aber, welche Männer von Genie gepflegt haben, ist die reichste, die je eine Nation in so kurzem Zeitraum hervorgebracht. Eines ist sicher: weder Genies noch Talente haben unter der Convention gelitten, und die ganze Frage ist ja nur, ob das Individuum durch dieselbe entmannt oder gekräftigt wird oder auch einfach unberührt bleibt in seinem Kerne.

Jeder rechte Mann kann, in der Kunst wie im Leben, Conventionen annehmen, wenn er nur sich selber zu wahren weiß. Bin ich etwa weniger ich selbst, weil ich einen hohen Hut trage wie mein Nachbar, statt eines runden wie der Fremde? Weil ich meinen Brief „Hochachtungsvoll" unterzeichne, selbst wo ich meinem Correspondenten recht wenig Achtung entgegenbringe? Daher denn auch die strenge äußerliche Regel des 17. Jahrhunderts die Charaktere ebenso wenig brach, als sie die Stärke und Originalität der Geister schädigte. Und dies gilt von den conventionellen Grundlagen der Gesellschaft ebenso wohl wie von den conventionellen Aeußerlichkeiten derselben. Es gibt Conventionen, die so tief eingewurzelt sind, daß sie fast Naturgesetzen gleichkommen. Wie unsere Gesellschaft noch immer auf den Conventionen des Eigenthums und der monogamischen Familie beruht und ihr deshalb Diebstahl, Vielweiberei, Blutschande fast instinctiv als verbrecherisch erscheinen, so war jener Zeit der Staat nur als Monarchie, die Sittlichkeit nur mit Religion, die Religion nur als Kirche denkbar. Sich diesen Autoritäten bedingungslos zu unterwerfen, war für die größten Geister und unabhängigsten Charaktere nicht allein keine Schande, sondern Ehre. Selbst die, welche sie als Convention erkannten und ihr nichtsdestoweniger gehorchten, verloren dadurch nichts von ihrer sittlichen und geistigen Kraft: Niemand vielleicht — außer dem ganz vorurtheilslosen Macchiavelli — hat je unbefangener seine innerste Meinung über den Menschen und die Gesellschaft ausgesprochen als Pascal, dessen Skepticismus doch immer vor der Autorität der Kirche innehielt. Es ist leicht absprechen über die religiösen und monarchischen Vorurtheile jener Zeit; allein wir warten noch darauf, daß die Demokratie und der Positivismus Männer hervorbringen wie Rancé, den Stifter der Trappe[1]) oder

[1]) Eigentlich sollte ich sagen der Reformator, denn die Trappe bestand schon vor Rancé; aber seine Reform kam einer Neubegründung gleich.

den Freund Fénélon's, Herzog Beauvilliers. Wie groß in ihrer Schlichtheit — ihrer Beschränktheit, wenn man durchaus so will — jener Mönch in seiner Gottergebenheit, dieser Höfling in der Unterwerfung unter seines Königs Willen, Beide lautlos, ihrem Gefühle und ihrer Ueberzeugung alles opfernd, worum die Menschen ringen: Genuß, Ehren, Einfluß.

Es gibt aber auch Conventionen mehr äußerlicher Natur, deren Beobachtung mit Hintansetzung aller persönlichen Interessen wir doch billigen, bewundern, ja fordern. So erleidet Antigone den Tod für eine Convention, die für uns längst nicht mehr existirt: ihr Tod hat darum nicht aufgehört auch für uns tragisch zu sein, weil wir fühlen, daß für sie und ihre Zeit jene Convention die Stärke eines Naturgesetzes hatte. So ist Cinna's Unterwerfung unter Ludwig-Augustus für Corneille und seine Zeitgenossen eine sittliche Forderung; so ist die Vendetta für Colomba eine innere Nothwendigkeit, die wir begreifen, ohne das Gefühl zu theilen; so ist sogar die Wahrung seiner Gattenehre eine Existenzbedingung für Calderon's Don Gutierrez, die uns groß erscheint und doch ihre politische und moralische Berechtigung hat. Die Gesetze der Ehre, deren sich viele bis in unsere Tage erhalten haben, sind vielleicht am meisten dazu angethan, uns die zwingende Natur der Convention begreiflich zu machen, da wir selber ja oft nur um ihretwillen die folgenreichsten Handlungen begehen, ohne deshalb unwahr oder feige zu erscheinen. Ihre conventionelle Natur können wir nicht leugnen: gelten sie doch nur für die höheren Stände, nicht für die niederen; sind sie doch andere in England und Amerika als auf dem europäischen Festlande; werden sie doch auf Privatverhältnisse beschränkt, während sie auf öffentliche unanwendbar sind. Achtung dieser Ehrengesetze selbst gegen bessere Einsicht kann aber darum doch nicht als Charakterschwäche betrachtet werden. Wenn ich auf die Beleidigung eines vielleicht nicht sehr achtbaren Standesgenossen mit einer Herausforderung antworte, anstatt ihn zu prügeln, wie man's mit einem höchst Achtbaren aus dem Volke zu halten pflegt, oder ihn vor Gericht zu bringen, wie ich's in England thun würde, so verliere ich dadurch wenig an meiner geistigen und sittlichen Unabhängigkeit: ich unterwerfe mich dem Gesetze der Gesellschaft, wie ich mich dem Staatsgesetz unterwerfe; selbst wo ich es nicht billige, keineswegs aus Furcht vor der Strafe allein, sondern weil es Gesetz ist und befolgt sein will, so lange es nicht abgeschafft ist. Sogar bei Conventionen von noch viel äußerlicherer Natur, bei solchen, welche nur die vorübergehende Mode auferlegt, büße ich nichts von meiner Unabhängigkeit ein, wenn ich mich ihnen unterwerfe. Erst dann werde ich unfrei, wenn mir das von der Convention Gebotene — und wäre es die Crinoline oder die drei Einheiten — für schön an sich, das von ihr Verbotene für häßlich und naturwidrig gilt. Ich bin kein Sklave der Convention, weil ich mein Gemüse mit der Gabel esse; aber ich werde es, sobald ich, wie Thackeray's Snob, einen Menschen geringschätze, weil er sich bei dieser Operation des Messers bedient. In anderen Worten und auf höhere Regionen angewandt, erst wenn ich die Convention allen Ernstes für die Hauptsache, ja für die Sache selber halte, jedes Werk und jede Handlung als gut ansehe, sobald sie der Convention gemäß sind, als schlimm, sobald sie dagegen verstoßen; wenn ich gemeine Gesinnung ignorire, wo sie sich unter strenger Beobachtung der Sitte verbirgt,

oder Edelsinn nicht mehr zu erkennen vermag, wo die Schranken der Sitte umgeworfen sind; wenn ich keinen Unterschied mehr zu machen im Stande bin zwischen wahrem Gefühl und gemeiner Lust, sobald die Convention verletzt ist; wenn ich das Schöne und Wahre nicht mehr erkenne, sobald es in anderer Gestalt als der der Convention erscheint: erst dann wird die Convention von Uebel. Wann und wo aber war diese unterschiedlose, blinde Achtung vor der Convention strenger und allgemeiner als im heutigen Frankreich? Man lasse sich doch nicht durch die Oberfläche täuschen, auf der sich gerade jetzt eine lärmende Minorität tummelt: für die Mehrzahl der Franzosen gilt noch heute die Verletzung der religiösen Observanz, die Auflösung der Ehe, das Sichlossagen von der Partei und vieles Andere derart für ebenso schlimm als für ihre Ahnen im 17. Jahrhundert: der Unterschied ist nur der, daß jene an die Religion, an die Heiligkeit der Ehe, an die Treue gegen den König glaubten, während heute die eifrigsten Kirchgänger im Herzen Voltairianer sind, alle Männer Frankreichs, wie der Saint-Simonist Duveyrier schon vor fünfzig Jahren es dem Gerichtshofe ins Antlitz schleuderte, thatsächlich in Polygamie leben, und die Politiker meist, wenn nicht aus Interesse, doch aus Furcht vor dem blöden Urtheil der Menge einer Sache treu bleiben, die sie innerlich längst für verloren halten, ja verdammen.

Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie.

Mitgetheilt
von
Albert Duncker.

II.

Der folgende Brief ist an Frau von Heintze, die Schwiegermutter Malsburg's, gerichtet.

10.

Stuttgart, 18. October 1843.

„Ich kann den heutigen Tag[1]), an dem ich Ihrer und Eschebergs so viel gedenke, nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen und den Ihrigen meinen herzlichsten Gruß zu senden und Ihnen für die freundlichen Zeilen zu danken, welche Sie nach Weinsberg an mich richteten. Seit ich Ihnen zum letzten Male schrieb, hatte ich eine schöne Zeit verlebt. Meine Reise nach Weinsberg, die mich den Rhein hinauf und dann über Frankfurt, Darmstadt und Karlsruhe führte, ward mir durch das herrliche Wetter und mehr noch durch das Zusammentreffen mit alten und neuen Freunden doppelt genußreich. Wie schwelgte ich in diesen sonnig frischen in Blau und Gold zerfließenden Herbsttagen, die mir so lebhaft die schöne Septemberzeit des Jahres 1841 ins Gedächtniß riefen, wie that es mir wohl, mit Freunden, die ich seit Jahren nicht gesehn, endlich wieder Auge in Auge die Gedanken austauschen zu können! Aber auch das war mir eine Freude, daß sich mir, wohin ich kam, die Thüren und Herzen willig aufthaten und daß man mich überall, auch in bisher mir unbekannten Kreisen, gerne willkommen hieß.

In Frankfurt brachte ich in der Gesellschaft meines Freundes Adolf von Schack und im Hause des Legationsraths von Sydow ein paar angenehme Tage hin, auch lernte ich den Maler Lessing persönlich kennen; zu Darmstadt fand ich Levin Schücking wieder, der jetzt vor wenigen Tagen wirklich Hochzeit gehalten hat, auch verständigte ich mich mit Duller ganz wohl und lernte in dem Intendanten Herrn von Dalwigk einen recht wohlwollenden Mann kennen; in Karlsruhe besuchte ich den Obersten von Radowitz, der mich mit der größten Zuvorkommenheit aufnahm und mich in seinen liebenswürdigen Familienkreis einführte[2]).

So kam ich endlich nach Weinsberg, das, anmuthig zwischen Waldhöhen und Rebenhügeln gelegen, schon von außen den freundlichsten Eindruck hervorbringen mußte. Daß ich auf das Herzlichste empfangen wurde, brauche ich bei Kerner's bekannter Umgänglichkeit und Gastlichkeit wohl kaum hinzuzufügen. Man wies mir ein freundliches Gartenhäuschen zur Wohnung an, ein traulich behagliches Gemach, in

[1]) Seinem eigenen Geburtstag.

[2]) Radowitz war damals preußischer Gesandter am badischen Hofe.

welches die Morgensonne durch das dichte grüne Weinlaub am Fenster golden hereinleuchtete. Ich war unter den lieben Leuten bald wie zu Hause, Kerner lehnte sich an mich, wie an einen Sohn, ich mußte ihn Du nennen, er hatte eine eigene Freude an meinen neuesten Liedern, das Alles that mir unbeschreiblich wohl[1]). In dem ganzen Hause athmet ein Geist der Redlichkeit, Freundlichkeit und Milde, der jeden Neuhereintretenden anziehen und fesseln muß, es ist eine selige Zurückgezogenheit, ein friedliches Eiland, wo die Menschen stille fortwandeln, wo die Blumen im Garten ruhig fortblühen, noch unberührt von dem Sturme der jungen Zeit, der hoch über ihren Häuptern brausend dahin fährt, und von dem nur dann und wann ein leises Säuseln bis zu ihnen herabkommt. Sie muß schön gewesen sein, die alte Zeit, da die Dichter noch alle so lebten, so leben durften, es war mir manchmal, als wolle mir ein Heimweh nach ihr durch die Brust ziehn. Aber nein! Ich bin zu jung, um mich so aus der Welt zu flüchten, ich muß in den Kämpfen unserer Tage stehn und frisch in Wind und Wetter hinein. Eben deswegen aber kann ich von Kerner alles Mögliche lernen, nur nicht jene mir von Ihnen, wie es scheint, dringend anempfohlene Milde, da diese eben nur auf dem Boden einer solchen Zurückgezogenheit von dem Ringen und Drängen der Zeit gedeihen kann. Mißverstehen Sie mich nicht! Der Person gegenüber werde ich mich stets hüten, irgendwie zu richten und zu verdammen, schon das Gefühl der eigenen Schwäche und Sündhaftigkeit, wird mich, so Gott will, davor bewahren, aber wo es die Sache gilt, wo es sich um Recht und Unrecht, um heilige unveräußerliche Ueberzeugungen handelt, da darf ich Niemandem zu Gefallen auch nur einen Fuß breit nachgeben und der Kampf muß seinen Gang gehen. Es gibt Zeiten, wo bei ursprünglich weichen Charakteren Festigkeit und Unbeugsamkeit zu Tugenden werden und unsere Zeit ist eine solche. —

Den 19.

Sie verlangen von mir ein Glaubensbekenntniß in Bezug auf das Eingreifen der unsichtbaren Welt in unsere körperliche. Das ist eine schwierige Frage, zu deren Beantwortung ich weder durch reiche Erfahrungen noch durch längeres Studium der dahin gehörigen Gegenstände befähigt bin. Ohnedies ist das Feld gar weit; gehört doch das ganze große Gebiet der Ahnungen, der bedeutungsvollen Träume, der prophetischen Gesichter, der Wunder des Magnetismus mit hieher.

Die Rationalisten und Aufklärungsmänner haben sich unstreitig die Sache am leichtesten gemacht, indem sie von vorn herein Alles, was in dies Fach schlug, schlechthin verneinten und für leere Phantastereien erklärten; ihre Gegenfüßler, ich möchte sie die medicinischen Romantiker nennen (und zu diesen muß ich wohl auch Kerner zählen) haben dagegen wohl mit allzugroßem Fleiß und vielleicht nicht immer mit ruhiger Kritik, ja nicht ohne ein gewisses Behagen am Wunderbaren und Wunderlichen die betreffenden Erscheinungen aufgesucht, zusammengestellt und sich aus einer Reihe beglaubigter und unbeglaubigter Fälle ein System abgezogen, mit dessen Anwendung sie jetzt rasch bei der Hand sind. Ich für mein Theil kann mich keiner dieser beiden Richtungen anschließen. Schlechthin zu läugnen, wo eine Menge Thatsachen vorliegen, bloß aus dem Grunde, weil wir nicht begreifen, würde mir Thorheit und gemeiner Unglaube scheinen; den dunkeln Vorhang aber lüften zu wollen und gewaltsam in ein unsern Augen gnädig verhülltes Reich einzudringen, däucht mich — wenigstens für meine Person — Vermessenheit. Mir bleibt nichts übrig, als die Sache hingestellt sein zu lassen. Daß es wunderbare Ahnungen und Träume gibt, daß in magnetischem Zustande ein wirkliches Hellsehen eintreten kann, das ist uns verbürgt: daß die Schatten Abgeschiedener in sichtbarer Gestalt hin und wieder lebenden Menschen nahe getreten sind, wird uns von glaubwürdigen Leuten versichert — warum sollten

[1]) Kerner schrieb am 30. October 1843 an Karl Mayer: „Der junge herrliche Dichter Geibel war vier Wochen bei mir, was mir sehr lieb war. Er bleibt den Winter über in Stuttgart und wird wohl auch nach Tübingen kommen. Er ist sehr lieb und reich an herrlicher Poesie."

wir das Letztere ohne weiteres als Lug und Trug verneinen, wenn wir das Erstere, ebenso Unbegreifliche, zugeben müssen? Ich sehe das nicht ein und gebe darum im Allgemeinen die Möglichkeit solcher Erscheinungen zu. Weil wir aber zugleich wissen, daß eine Menge sogenannter Geistergeschichten theils auf wissenschaftlichem Betrug, theils auf unbewußter Täuschung beruhten, so halte ich es für Pflicht, bei jedem einzelnen Falle so lange als möglich zu zweifeln und zu forschen. Glücklich aber in jedem Falle Derjenige, in dessen Wege ein gütiges Geschick solche Abweichungen von dem gewöhnlichen Gange der Natur nicht hereintreten läßt. Wer möchte sie auch suchen!

Aber über den Geistern und Gespenstern hätte ich beinahe vergessen, Ihnen zu erzählen, wie ich nach Stuttgart gekommen bin. Ich habe Ihnen, wie ich glaube, schon in Eschеberg viel von meinem Freunde Röse[1]) gesagt. Dieser, der jetzt in Stuttgart wohnt, kam eines Tages in Weinsberg an und wußte so lange in mich zu dringen, bis ich ihm einen Besuch in Stuttgart versprach. Als ich nach 8 Tagen hier eintraf, hatte er mir eine freundliche und sonnige Wohnung, ein größeres Zimmer mit anstoßender Schlafkammer allerliebst und ganz nach meinem Geschmack ausgesucht und eingerichtet. Da das Haus ziemlich am Ende der Stadt liegt, so sehen die Fenster auf eine Reihe freundlicher Gärten, hinter denen in gemessener Ferne die waldigen Berge emporsteigen. So lebe ich hier wie auf dem Lande und genieße doch dabei die Vortheile der Residenz. Umgang mit bedeutenden Männern, Theater, Concerte, das gibt meinem ganzen Wesen eine ruhige Heiterkeit; ich habe Muße und Stille und entbehre dabei der geistigen Anregung und des freundschaftlichen Verkehrs nicht. Mir ist hier wohl, ich kann hier arbeiten, warum sollt' ich mich übereilen fortzugehen! — — Empfehlen Sie mich dem Herrn Kammerherrn, grüßen Sie die jungen Damen und die Knaben auf das Beste. Jettchens Geburtstag[2]) habe ich in der Ferne still mitgefeiert; als ich an dem frischen klaren Herbstmorgen zwischen den hohen Georginenreihen im Kerner'schen Garten auf und niederging, waren alle meine Gedanken jenseits der Berge bei Ihnen und ich sandte meine besten Segenswünsche aus. Möchten sie eine gute Stätte gefunden haben! — — —"

11.

Stuttgart, den 1. Jan. 1844.

„Lassen Sie mich, hochverehrter Herr Kammerherr, meinen Dank für Ihre freundlichen und ausführlichen Mittheilungen heute als am Neujahrsmorgen mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr und Ihres Hauses Glück verbinden, und so eine Schuld, die noch vom alten Jahre her stand, abtragen, indem ich zugleich eine der ersten und angenehmsten Pflichten erfülle, welche mein Herz mir im neuen auferlegt. — Wie innig erfreut es mich, daß ich bei Ihnen noch nicht in Vergessenheit gerathen bin, daß Sie im Kreise Ihrer Familie auch an meinem Geburtstage meiner gedachten! Aber seien Sie versichert, daß auch mir kein festlicher Tag, ja ich darf wohl sagen, keine schöne Stunde vorübergeht, wo meine Gedanken nicht den Flug hinübernehmen zu Ihnen und das Schloß im Walde grüßen und alle die wohlbekannten liebgewordenen Stellen. — Aber jetzt lassen Sie mich erzählen. — Ich bin noch immer in Stuttgart und, welch ein seltsames ausschließendes Völkchen die Schwaben auch sein mögen, namentlich in den Mittelständen: es läßt sich doch recht wohl unter ihnen leben. Ich habe hier was man nennt: in der Gesellschaft Glück gemacht. Durch eine Vorlesung des Roderich bei der Prinzessin Marie, Tochter des Königs[3]), wurde ich in die höheren Cirkel ein-

[1]) Ferdinand Röse, ein Lübecker Schulfreund Emanuel's, der auch als Dichter sich versuchte. In Chamisso's Musenalmanach für 1834 hatten beide Freunde gleichzeitig ihre ersten Gedichte veröffentlicht, Geibel unter dem Pseudonym L. Horst.

[2]) Henriette von der Malsburg war am 24. September jenes Jahres sechzehn Jahre alt geworden.

[3]) Gemahlin des Grafen Alfred Neipperg.

geführt; auch den Kronprinzen sah ich, bis er nach Italien abreiste, öfters in engerem Kreise. In kurzem war ich genöthigt, die meisten Salons zu besuchen, die Bälle — obwohl ich nirgends tanzte — mitzumachen und an allerlei ausgesuchten Festlichkeiten theilzunehmen; allein, so leicht und ungezwungen ich mich bald in dieser Sphäre der Geselligkeit bewegte, so kann ich doch nicht läugnen, daß ich meine stillen vier Wände stets mit jenem eigenthümlich freudigen Gefühle wieder begrüßte, welches mich einst erfüllte, wenn ich, mit Ihnen von den Casseler Lustbarkeiten zurückkehrend, die hohen Pappeln am Eschebergr Teiche wiedersah.

Daß ich auf diese Weise eine Menge neuer Bekanntschaften machen mußte, werden Sie leicht denken. Doch fand ich wenig Leute, an die ich mich inniger hätte anschließen mögen. Selbst zwischen Dingelstedt und mir, so häufig wir uns sehen und so gut wir miteinander stehen, konnte ein freundschaftliches Verhältniß nicht gedeihen. Unsere Naturen, unsere Richtungen sind zu verschieden. Er ist ein Mensch von glänzenden Gaben, geistreich, leicht beweglich, voll feinen Sinns für die schöne Form, dabei, wenn ihn die böse Laune nicht plagt, angenehm und liebenswürdig in der Unterhaltung. Aber selten weiß ich, wie weit es ihm eigentlich Ernst ist; er spielt mit Allem und glaubt an seine eigene Poesie nicht.

Was mich selbst betrifft, so habe ich meine Stuttgarter Zeit wohl benutzt. Ich habe viel gearbeitet, wenn auch nicht lauter poetische Dinge; namentlich habe ich mich in meinen politischen und religiösen Ansichten zu immer größerer Klarheit durchgerungen. Ich habe erkannt, daß im Staat wie in der Kirche, im Verkehr wie in Kunst und Wissenschaft dieselben Kräfte wirken, dieselben einfachen Grundgesetze gelten, nach denen die Welt sich bewegt, das Leben sich entwickelt. Darum fühle ich deutlich, wo wir hinaus müssen, und werde auf meinem Wege rüstig und ruhig fortschreiten, weder gestört durch die ungerechten Angriffe einer ästhetischen Splitterrichterei und eines politischen Radikalismus, noch eitel und hoffärtig gemacht durch die übertriebenen Lobeserhebungen mancher Freunde, die von den Blüthen reden, als ob sie schon Früchte wären. Hält meine Gesundheit aber nur noch zehn Jahre vor, so hoffe ich allerdings noch etwas zu leisten, was der Mühe werth sein soll. —

Im November war Liszt hier, der dämonische Pianist, der durch sein Spiel alle Herzen gewaltsam fortreißt. Ich bin sonst kein Freund der Virtuosenschwärmerei, aber als ich ihn hörte, lernte ich diejenigen entschuldigen, die über seinen Vortrag fast des Componisten vergessen. Er ist durch und durch Poet, und die poetische Auffassung aller Musikstücke, nicht die technische Fertigkeit ist es, was die Menge unbewußt bezaubert. Bald lernte ich ihn persönlich kennen, und mußte, wie ich vorher den Künstler bewundert hatte, nun den genialen Menschen hochschätzen. Ich erinnere mich mehrerer Abende, wo er wirklich von Geist sprudelte. An Schillers Geburtstage waren wir in kleiner aber ausgesuchter Gesellschaft beisammen. Bald war die lebendigste Unterhaltung im Gange; die Worte flogen herüber und hinüber, ein blitzender Trinkspruch folgte dem andern; der Champagner schäumte und zischte dazwischen. Da plötzlich sprang Liszt von der Tafel auf und ließ auf dem Flügel Don Juans Champagnerlied daherbrausen. Es war als ob er, ein Zauberer, alle Dämonen muthwilligen Jubels losgelassen hätte, wir glaubten den tönenden Flügelschlag eines trunkenen Elfenreigens in der Luft zu vernehmen, ein Rausch der Freude kam über uns alle. Der Kronprinz ließ Noten holen, es wurde gesungen. Er selbst sang meinen Zigeunerbuben, Liszt accompagnirte. Ich werde mein Lied wohl in ähnlicher Weise nicht wieder hören. — Wenige Tage darauf ward ein Ausflug nach Heilbronn veranstaltet, wo Liszt den Abend Concert geben sollte. Wir fuhren alle in einem großen vierspännigen Omnibus; die Prinzen von Hohenlohe, Graf Neipperg, der Schwiegersohn des Königs, Liszt, Dingelstedt und ich. Nach dem Concert war ein Abendessen veranstaltet, an dem außer uns auch Justinus Kerner und Strauß mit ihren Frauen Theil nahmen. Fürwahr eine bunte Gesellschaft. Doch genug davon! — — —."

Zu Ende Februar 1844 erbat und erhielt Geibel die Erlaubniß, auf seiner Heimreise nach Lübeck nochmals Escheberg besuchen zu dürfen. Malsburg und

die Seinen empfingen ihn mit gewohnter Liebenswürdigkeit. Der Aufenthalt war diesmal nur ein kurzer. Bei dem Abschiedsfeste am 28. Februar, das der Freiherr dem Gaste zu Ehren veranstaltete, gab dieser den Gefühlen des Dankes für alles Gute und Liebe, das ihm jetzt und früher im Schlosse erwiesen worden war, in dem allerliebsten Gedichte Ausdruck:

„Wer das sonn'ge Meer hindurch
Kommt zu Naxos' Fels geschwommen —"

Das Lied schloß mit den Versen:

„Habe hier an Deinem Tisch
Frohen Muthes oft gesessen
Und bei Deinem Weine frisch
Allen alten Harms vergessen.
Manch ein froher Freudenklang
Ist in meiner Brust erklungen,
Und das Beste, was ich sang,
Hab' ich hier im Haus gesungen.
Traun, so gern, bevor ich schied,
Brächt' ich meinen Dank zur Stelle,
Und so werf' ich denn dies Lied
Dir als Ros' auf Deine Schwelle."

Erst nach Geibel's Tode ist das Gedicht in der Oeffentlichkeit bekannt geworden.

Der nächste Brief des Dichters, in Lübeck geschrieben, ist ohne Datum, muß aber, seinem Inhalte nach zu schließen, im Anfange des Sommers 1844 geschrieben sein. Nach einigen freundschaftlichen Mittheilungen, die er im Auftrage seines Vaters dem Kammerherrn macht, heißt es:

12.

„Jetzt auch ein paar Worte von mir. Von Cassel reiste ich, wie Sie wissen, gerade auf Berlin. Dort ward ich überall mit offenen Armen aufgenommen; der König empfing mich auf das huldreichste, die Salons der Minister öffneten sich mir, die Wogen des geselligen Lebens schlugen hoch an meine Brust und drohten mich fast zu verschlingen. Das war ein ewiges Hin- und Hertreiben aus einem glänzenden Kreise in den andern. Man sagte mir, daß man mich in Berlin zu fesseln wünsche, man bot mir eine Stellung, die ich aber für diesmal noch ausschlug und für die ich einen auswärtigen Freund mit Erfolg empfahl. Sie kennen meine Natur und wissen, daß ich auch gerne einmal für ein Paar Tage im vollen Strudel des Lebens umhertreibe, daß aber dann die Sehnsucht nach friedlicher Stille mit Macht in mir lebendig wird. So geschah's auch in Berlin und ich folgte deshalb nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte mit Freuden der dringenden Einladung eines Freundes, des Hofraths Schöll, nach Weimar. Aber auch dort sollte ich nicht zur Ruhe kommen. Schöll sagte mir, er habe mich halb und halb im Auftrage des Erbgroßherzogs nach Weimar gefordert, da dieser mehrfach die Aeußerung gethan, daß er mich kennen zu lernen wünsche. So mußte ich schon am zweiten Tage wieder zu Hofe und mich dem Erbgroßherzog vorstellen lassen, einem liebenswürdigen etwa sechsundzwanzigjährigen Manne. Er unterhielt sich sehr freundlich mit mir, führte mich darauf selbst im Schlosse umher und zeigte mir die Frescogemälde und die übrigen Merkwürdigkeiten der fürstlichen Wohnung. Am nächsten Morgen schickte er mir seine Equipage und ließ mich nach seinem Jagdschlosse Ettersburg bringen, demselben, wo einst Goethe und Schiller mit seinem Großvater gehaust. Später kam er selbst nach und von nun an mußte ich fast jeden Abend mit ihm zubringen. Auch der Großherzogin, seiner Mutter, und seiner liebenswürdigen Gemahlin, einer Prinzessin von Holland, wurde

ich vorgestellt. Ich mußte ihnen vorlesen und erzählen und nicht selten ging die Unterhaltung zu vertraulichem Scherze über. Der Erbgroßherzog sprach den dringenden Wunsch aus, mich künftig für immer in Weimar zu sehen — nun, werde daraus was werden will, ich habe nicht Ja und nicht Nein gesagt. Nachdem ich drittehalb Wochen in der alten Stadt der Musen verlebt, kehrte ich nach Berlin zurück. Aber da fing der Frühling eben an, die blauen Augen hell aufzuschlagen und mit Sonnenschein und Blüthen zu winken und zu locken. Ich war der ewigen Geselligkeit satt; der Poet siegte über den Politiker und eines schönen Morgens saß ich zu Potsdam auf dem Dampfschiff und fuhr die blaue Havel hinunter, der Elbe zu. Am folgenden Tage war ich in Hamburg, von dort ging es nach Lübeck. Hier habe ich mir eine stille Wohnung vor dem Thore gemiethet. Außer meiner Familie und Nöltings sehe ich Niemand: aber die tiefe Stille, der leise hinwandelnde Sonnenschein, das Grünen und Rauschen der Bäume umher thut mir unbeschreiblich wohl. Ich arbeite viel; eine große Tragödie ist begonnen[1]), auch die lyrische Ader quillt wieder reich; außerdem ist schon manches Gelegentliche in Ernst und Scherz entstanden. Ich fühle mich glücklich und zufrieden und trage keine anderen Wünsche mehr als einmal als Dichter noch etwas Großes hervorzubringen. Wenigstens halte ich das für die Hauptaufgabe meines Lebens — —."

In der Correspondenz tritt jetzt eine längere Unterbrechung ein. Das nächste Schreiben, aus dem ich nach gütigst ertheilter Erlaubniß hier Mittheilungen machen kann, ist an eine der Damen der Malsburgischen Familie gerichtet und eine Antwort des Dichters auf einen nicht lange vorher empfangenen Brief.

13.

Berlin, 6. Januar 1847.

„— — — Ich kann Ihnen kein so freundlich stilles Bild zeichnen, wie Sie es mir von Ihrem Leben mit wenigen Strichen entworfen. Sie haben Ihr Lebensschiff in eine friedliche Bucht gesteuert, das meine treibt noch auf dem hohen Meere, wo der Sturm losgelassen ist und die Wogen hoch gehen. Es ist schön, ein Dichter sein, aber es ist schwer, unendlich schwer; und doch fühle ich es jeden Tag deutlicher, daß ich nie von dem Berufe lassen kann, denn er hat mich, nicht ich ihn erwählt. Aber denken Sie sich ein Gemüth voll vielseitiger Empfänglichkeit, voll inniger rastloser Sehnsucht, voll verhaltenen Feuers, wie das Gemüth jedes ächten Poeten es sein muß, denken Sie sich das im wechselnden Verkehr mit Tausenden, einsam hineingerissen in den Strudel blendender Geselligkeit, bewegt und durchschüttert von den Pulsschlägen der Zeit, bezaubert von dem Glanze, abgestoßen von der Hohlheit neuer sich vor ihm aufschließender Lebenssphären, heute in kühner Jugendlust aufjauchzend, morgen durch bittere Enttäuschung gekränkt, und fühlen Sie dann mit mir, wie schwer es sein muß, in diesem hastig stürmischen Leben, in all der blühenden Verworrenheit immer das rechte Gleichgewicht zu bewahren, immer rein von Eitelkeit und Sinnlichkeit, frei von Selbstbetrug, Uebermuth und Verzagtheit zu bleiben.

Daß trotzdem mein Ziel ein großes und schönes ist, daß ich mit Ernst darnach ringe, daß ich die Arme immer wieder nach der göttlichen Gnade emporstrecke, von der allein der Segen kommt, das wissen Sie. So ist all mein Leben Kampf und Sehnsucht; oft wird mir schwül und müde, und ich meine fast zu erliegen; aber dann säuselt es plötzlich wieder kühl und frisch, wie ein himmlisch Erbarmen um meine Schläfe, eine unendliche Siegeshoffnung strömt in mein Herz; ich fühle alle Kräfte gestählt, und mit unverzagtem Muth und klingender Seele schreit' ich vorwärts auf der begonnenen Bahn. Ich möchte so gerne wenigstens Ein großes Werk vollenden, das zur Ehre meines Volkes gereichte.

[1]) Wohl die Albigenser. Doch wurde nur ihr Vorspiel unter dem Titel „Die Jagd von Beziers" vollendet.

Meine Stellung ist im Wesentlichen dieselbe geblieben, wie damals, da ich zuletzt Ihrer Großmutter[1]) schrieb; nur, daß sich der Kreis meiner Leser noch erweiterte. Von meinem äußeren Leben ist eigentlich wenig zu sagen. Bald im Getümmel der großen Städte, an den Werkstätten der Zeit, in den Sälen der Gesellschaft sog ich mich voll neuer Anschauungen, ward ich durch Bühne und Musik, durch Umgang und Freundesgespräch hundertfach angeregt, bald wieder in weltferner Einsamkeit zwischen Waldschatten und Quellen verarbeitete ich den gewonnenen Stoff und trank in tiefen Athemzügen das heilige Frühlingsleben der Natur. Das waren meine schönsten Stunden, wo die Bilder der lauten farbigen Welt, ihre Bestrebungen und Kämpfe sich in meiner Seele zu klarer Gestaltung rundeten, während ich draußen nur den Sonnenschein über die Berge wandeln sah und das leise Wehen und Flüstern der grünen Wildniß um mich her vernahm. So verlebte ich im Sommer 1845 köstliche Wochen in einem abgelegenen Thale des Harzgebirges, und im Herbste desselben Jahres eine tiefstille Zeit in Waldhusen (zwischen Lübeck und Travemünde), wo ich mitten im Walde bei dem Förster meine Wohnung aufgeschlagen hatte. Den vorigen Winter brachte ich darauf in Berlin zu, wo ich unter dem allgemeinen Gewühl, in dem Hause und der Familie meines Freundes Kugler, den Sie ja auch kennen, einen sicheren Haltpunkt fand. Aber der ausbrechende Frühling ließ mich nicht im Sande der Mark weilen. Ich ging nach Dresden und lebte dort zurückgezogen in den blühenden Gärten der Vorstadt, indem ich mehr die reizenden Elbufer, die Forsten und Felsenthäler in der Nähe, als die geselligen Kreise, als selbst die Schätze der unvergleichlichen Gallerie aufsuchte. Für den hohen Sommer hatte ich mit Kugler eine Fußreise nach Thüringen und Franken verabredet, ja, wir hatten davon gesprochen, Cassel zu berühren, aber leider that sein Arzt Einspruch und schickte ihn nach Marienbad. So ging denn auch ich dorthin, und in der frischen böhmischen Bergluft, wo so viel Störendes aus dem Stadt- und Geschäftsleben wegfiel, und wir ganz aufeinander angewiesen waren, knüpfte sich das Band der Freundschaft nur fester. Nachdem ich dann wiederum eine Zeitlang in Waldhusen und Lübeck zugebracht und im Kreise der Meinigen bei den alten Freunden ausgeruht hatte, kehrte ich für den Winter nach Berlin zurück, das ich aus mancherlei Rücksichten nicht auf zu lange Zeit meiden darf. — — —

Unterdessen ist mein Leben in den zwei letzten Jahren auch nicht ohne alle Frucht geblieben. Der Sigurd und die Schleswig-Holsteinischen Sonette sind, glaube ich, wohl in Ihre Hände gekommen. Außerdem liegt ein zweiter ziemlich starker Band von neuen Gedichten fast druckfertig da, und wird wohl zum Herbste in die Welt treten. Im letzten Sommer schrieb ich ein dreiaktiges dramatisches Märchen: Die Lorelei, das vielleicht seiner Zeit mit der Musik eines bedeutenden Componisten[2]) zur Darstellung auf der Bühne gelangen wird. Jetzt beschäftigt mich außer manchem Lyrischen wieder eine große Tragödie, deren Stoff aus der Geschichte der Albigenser entnommen ist; ich hoffe, sie soll besser werden, als der Roderich, der bei einem gewissen Ansatz zur Größe doch an vielen Jugendfehlern leidet, wenn ich sie gleich nicht in so schöner Zeit und unter so lieber Umgebung wie jenen vollenden kann.

Und nun genug für heute! Grüßen Sie Adelheid auf das Beste. Und wenn Sie mögen, so schreiben Sie mir bald wieder, erzählen Sie mir, was Sie erlebt, gelesen, gedacht haben, was Sie nur wollen. Jeder Hauch, der aus Ihrer Stille zu mir herüberweht, ist mir eine Erquickung. Ich will Ihnen dann aus meinem täglichen Leben berichten.

Gott sei mit Ihnen, und erhalte Sie so rein und heiter — — —."

Im Mai 1847 trat Geibel mit Franz Kugler eine längere Fußreise nach

---

[1]) Frau von Heintze war 1845 gestorben.

[2]) Felix Mendelssohn-Bartholdy. Die Composition blieb bekanntlich in Folge des am 4. November 1847 eintretenden Todes Mendelssohn's unvollendet.

Süddeutschland und in die Alpen an. Von mehreren Rastorten auf dieser Wanderung schrieb er an Fräulein von der Malsburg.

14.

Salzburg, den 10. Juni 47.

„— — — Es war ungefähr um Neujahr, als ich Ihnen zuletzt von Berlin aus schrieb. Mein dortiges Leben ward seit jener Zeit immer stiller und begrenzter. Ich zog mich mehr und mehr aus den bunten Kreisen der weiten Geselligkeit zurück und beschränkte mich zuletzt fast ausschließlich auf den Umgang mit Kugler und seiner Familie. Nur der Verkehr am Hofe der Prinzeß von Preußen, die für mich ein eigenthümliches Wohlwollen zu hegen scheint, brachte öfters Abwechselung in jene Einförmigkeit. Zu ihrem Sohne, dem Prinzen Friedrich Wilhelm, der einst König von Preußen sein soll, gewann ich allmählich ein fast freundschaftliches Verhältniß. Er ist eine einfache sittliche edle Natur, von klarem Geiste und voll eingeborener Achtung vor geistigen Dingen. In Manchem erinnert er an seinen Großvater; aber die weise Erziehung, die ihm zu Theil wird und deren erster Grundsatz es ist, daß er nicht in fürstlicher Absonderung, sondern menschlich mit Menschen aufwachse, läßt erwarten, daß er einst noch mehr als jener alte würdige Herr ein Schmuck des Thrones sein werde. —

Gearbeitet habe ich mancherlei. Außer lyrischen Ergüssen schrieb ich im Januar ein längeres Gedicht, das in der Form eines morgenländischen Mythus[1]) das Wesen der Sehnsucht auszusprechen sucht. Im Februar warf ich in übermüthiger Laune ein zweiaktiges Lustspiel hin: die Seelenwanderung, das späterhin im Palais des Prinzen von Preußen mit glücklichem Erfolge zur Darstellung gelangte[2]). Im März und April arbeitete ich einen großen Theil der Loreley (jenes musikalischen Märchens, von dem ich Ihnen schon in meinem vorigen Briefe sagte) nochmals um, theils um manches für die Musik bequemer zurecht zu legen, theils um hier und da die dramatische Wirksamkeit noch zu verstärken. Jetzt endlich glaube ich genug gethan zu haben, indem das Werk mir nun, selbst wenn die Composition ganz wegbliebe, einen selbstständigen poetischen Werth zu haben scheint. An die weitere Ausführung der Albigenser getraute ich mich noch nicht. Ich war körperlich zu unwohl; und solche Arbeit muß aus voller Frische, aus ungetrübter Heiterkeit der Seele hervorgehen, wenn sie gelingen soll. Ach könnt' ich jene sorglos glückliche Stimmung wiederfinden, in der ich damals den Roderich schrieb, wie viel Größeres und Reiferes wollte ich jetzt schaffen! Aber es bangt mir oft, das sei vorüber für immer — doch ich will nicht vor der Zeit verzagen; Hoffnung und Sehnsucht sollen meine Führerinnen bleiben, wie sie bisher es waren. —

In der zweiten Hälfte des Mai brach ich mit Kugler von Berlin auf; die Eisenbahn führte uns bis Köthen, von dort aus wanderten wir wie Handwerksbursche weiter nach Süden, den Stab in der Hand, den Tornister auf dem Rücken. Unser Marsch ging das grüne sonnige Saalthal entlang über die Rudelsburg bis nach Rudolstadt; dann durch das wildromantische Thal der Schwarza und über den Thüringerwald. Bei Coburg zu Neuseß besuchten wir Rückert, der die Wanderer gastlich an seinem patriarchalischen Heerde aufnahm; wir begrüßten das stattliche Bamberg, das kunstgeschmückte Nürnberg, das alterthümliche Regensburg, und zogen dann die Donau hinab nach Linz, bis sich endlich bei Gmunden die herrliche Alpenwelt in voller Glorie vor uns aufschloß. Von dort schifften wir über den Traunsee, besuchten Ischl, und wanderten weiter nach St. Wolfgang, das dem lieblichen See, an dem es liegt,

[1]) Gesammelte Werke II, 180 ff.

[2]) Das Stück wurde später von Geibel „Meister Andrea“ genannt. Die erwähnte Aufführung durch Dilettanten fand am 7. April 1847 statt. Prinz Friedrich Wilhelm, jetzt Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen, spielte dabei die Rolle des Malers Buffalmaco, des Veranlassers des muthwilligen Scherzes, der dem Stücke zu Grunde liegt.

den Namen giebt. Schöneres als diesen kleinen Ort habe ich kaum gesehen. Mit seinem Wallfahrtskirchlein und dem offenen Herrschaftsgarten schwebt er am Felsenhang über dem klaren, lichtgrünen Fluthspiegel, der ringsum von reichen Hangwiesen und prächtiger Buchenwaldung und den hoch und höher dahinter aufsteigenden Bergen malerisch eingefaßt ist. Dazu lag der Abend, den wir dort zubrachten, so klar, so sonnig, so ganz in Gold zerfließend über Höhen und Tiefen, daß es wie ein Hauch stiller Naturandacht durch meine Seele ging. Mir war's, als müßt' ich jeden glücklich preisen, der hier vor aller Welt verborgen, mit denen, die er liebt, einförmig stille Tage hinlebt; und ich schloß das reizende Bild fest und tief in mein Herz, um noch lange daran zu zehren. — Vielleicht soll es für mich für's erste das einzige in seiner Art bleiben; denn leider stellte sich schon am nächsten Tage das Mißliche einer Alpenreise zu dieser Jahreszeit heraus; der Schnee liegt noch überall auf den Höhen, der Wind fährt eiskalt durch die Thalschluchten, dazwischen brütet an geschützten Stellen eine glühende Hitze. Ohne Mantel und Schirm, wie wir waren, langten wir beide matt und stark erkältet gestern hier in Salzburg an, und haben uns, wie schwer es uns ward, entschließen müssen, den weiteren Weg durchs Hochgebirge, der uns in die Lombardei und bis nach Venedig führen sollte, aufzugeben und uns nordwestwärts zu wenden, um über München, durch Schwaben und den Rhein entlang uns einen Heimweg zu suchen.

Blaubeuren bei Ulm, den 17. Juni.

Heute schreib' ich Ihnen schon aus Würtemberg. Ich sitze in der Schenke des kleinen uralten Landstädtchens; vor den offenen Fenstern liegt der Markt im Sonnenschein, rings alte seltsam übereinander hockende Giebel, in der Mitte der große rinnende Steinbrunnen, wo die Mädchen mit Eimern und Krügen ab und zugehen. Die grünen Waldhöhen sehen freundlich in die Gassen herein, und die Schwalben, die überall ihre Nester an die vorspringenden Dächer geklebt haben, zwitschern in stetem Hin- und Wiederfliegen so lustig, als ob sie ein Fest zu feiern hätten. Wäre nur Eine darunter, die der vorrückende Sommer weiter nach Norden triebe, ich wollt' ihr tausend Grüße mitgeben für das schöne Thal von Pyrmont[1]), zu dem ich mich in Gedanken jetzt so gern hinträume. — In Salzburg hatten wir ein Paar schlimme Tage. Anhaltender Nebel und Regen, Zahnschmerzen und Katarrh sind schlechte Reisebegleiter und ließen uns von der weitgepriesenen Gegend wenig Freude haben. Und da der trübe dunstige Himmel auch nach drei Tagen keine Miene machte, sich aufzuheitern, nahmen wir kurzweg Schnellpost und fuhren in Einem Zuge bis München, wo wir denn auch blaue Luft und Sonnenschein freudig wieder begrüßen durften. Der einzige Tag, den wir dort zubrachten, verging uns rasch unter der Betrachtung der dort aufgehäuften älteren Kunstschätze sowie der Schöpfungen des modernen Kunsttreibens. Auf der Bildergallerie, wo ich natürlich nur Einzelnes wieder aufsuchte, hatte ich große Freude; namentlich ist mir Rubens in seiner verschwenderischen Fülle und Lebenskraft nie so mächtig entgegengetreten. Die neuen Bauwerke der Stadt sind da vortrefflich, wo sie alte überlieferte Formen reproduciren, so die Allerheiligenkirche und die Auerkirche, deren Inneres an Reinheit des Styles und Schönheit der Verhältnisse kaum übertroffen werden mag. — — — Aber wohin gerathe ich? Mein Brief ist so schon fast ein bloßer Reisebericht geworden, und nun komme ich gar mit Kunsttheorien. Ich will also rasch mit der Eisenbahn von München nach Augsburg fliegen und Ihnen nur noch kurz erzählen, daß wir von dort aus wieder zu Fuß nach Ulm und von Ulm hieher wanderten. Der gestrige Marsch aber, über elf Stunden Weges, machte uns so müde, daß wir heute und vielleicht auch noch für morgen in unserem malerischen schwäbischen Nest liegen zu bleiben beschlossen. Und so habe ich denn heute nichts zu thun, als die Sonne scheinen und die Wolken ziehen zu sehen, meine Gedanken in alle Welt reisen zu lassen, oder höchstens, wie diesen Vormittag, einen

[1]) Dort befand sich damals die Empfängerin des Briefs.

kurzen Spaziergang nach dem von hohen Rüstern umschatteten engen Felsschlunde zu unternehmen, aus welchem die Blau als ein vollständiger Fluß mit ihrem scharfblauen Wasser urplötzlich ans Tageslicht hervorbricht.

Reutlingen, den 19. Juni.

Ich will meinen Brief heute schließen, damit doch endlich meine Grüße zu Ihnen gelangen. Das Wetter ist wieder schlecht geworden und wir sitzen im Wirthshause gefangen. Da richten sich die Gedanken von selbst auf Beschleunigung der Rückkehr in häuslich behaglichere Verhältnisse. Wenn ich meinem Freunde nicht treue Genossenschaft versprochen hätte, so würde ich wahrscheinlich auf kürzestem Wege eine Stätte suchen, wo fürs Erste meines Bleibens wäre, und wo ich nun mit frischen Kräften gleich an die Arbeit gehen könnte. So aber kann ich nicht ganz, wie ich möchte, und muß mich begnügen, hier und da am Reiseplan zu kürzen. Sehr möglich wäre es, daß uns die Heimfahrt über Cassel führte; auch Detmold, wo ich meinen Vater bereits vermuthe, wünsche ich dringend zu berühren.

Daß mein Vater zu Ostern dieses Jahres nach fast fünfzigjähriger Verwaltung sein Amt in Lübeck niedergelegt hat, ist Ihnen vielleicht schon auf anderem Wege bekannt geworden. Nicht sowohl die Abnahme seiner körperlichen oder geistigen Kräfte als vielmehr des Vermögens, mit diesen Kräften zur bestimmten Stunde auf dem Platze zu sein, hatte ihn schon seit mehreren Jahren bedrückt und geängstigt, und ihm mehr als einmal besonders zur Winterszeit, schlimme Tage bereitet, und so ward allmählich jener Entschluß in ihm reif, den er endlich trotz mancher Gegenvorstellungen von außen her mit der vollen Überzeugung der inneren Nothwendigkeit ruhig ausführte. Zugleich beschloß er, Lübeck zu verlassen, und sich in Detmold, wo mein ältester Bruder wohnt, für die kommenden Jahre anzusiedeln. Als ich von Berlin fortging, war jene Übersiedelung noch nicht ausgeführt; jetzt aber, da die Mitte des Sommers da ist, die er von jeher am liebsten zur Reise benutzte, darf ich fast mit Gewißheit voraussetzen, daß er Lübeck bereits verlassen habe. Sie würden ihn also jetzt in Ihrer nächsten Nähe haben; wer weiß, ob ein glücklicher Stern Sie nicht zusammengeführt hat, oder doch bald zusammenführt — — —."

Aus der unmittelbar auf die Heimkehr von der Reise folgenden Zeit rührt der folgende Brief an dieselbe Dame her; ein weiterer an sie gerichteter ist im Mai 1848 unter dem gewaltigen Eindruck der politischen Ereignisse geschrieben.

15.

Lübeck, den 19. Sept. 1847.

„Wie oft habe ich in diesen Wochen, wo der Herbst uns täglich ein anderes Gesicht zeigt, an Ihr altes Schloß im Walde denken müssen! Denn jetzt ist eigentlich die schönste Zeit des Waldes, wenigstens für mich, gleichviel ob der Sturm droben in den Zweigen daherbraust und die ersten welken Blätter in Wirbeln über die Steige fegt, oder ob der Himmel blau und sonnig in warmer Klarheit um die leise sich röthenden Wipfel fließt. Wie schön war es dazumal in solchen Tagen in Eicheberg, wie unendlich froh und glücklich war mir zu Sinn! Die „Zeitstimmen" waren ziemlich beendigt, die Idee des Roderich war mir aufgegangen und füllte mir den Sinn aus. So hatt' ich den Tag über zu denken, zu sinnen, zu gestalten; und dazwischen lagen die freundlichen Stunden der Geselligkeit, wo die Rede traulich und unbefangen herüber- und hinübersprang, und wo ich in dem kleinen Kreise die liebreichste Theilnahme fand für das, was mich innerlich bewegte. Und dann kamen fröhliche Festabende mit Kerzenglanz und Musik; der Wein blinkte, die Lieder klangen, der Tanz rauschte. An das Alles hat mich der Herbst auch in diesem Jahre erinnert. — —

Mit meiner Gesundheit geht es, Gott sei Dank, besser und ich freue mich wie ein Kind der wachsenden Kräfte, denn es liegen große Arbeiten vor mir. Aber auch auf die schweren Tage, die ich durchleben mußte, blicke ich mit Dank zurück; denn

gerade diesmal ſind in ihnen manche fruchtbare Samenkörner in meine Seele gefallen. Wir Männer leben ſo leicht nach außen; Krankheit und trübe Zeit aber nöthigen uns in uns ſelbſt hinabzuſteigen, und zu ſehen, wie es denn dort eigentlich ſteht. Sie ſind Boten, die an das Innerſte anklopfen, und wenn dann der Menſch nur redlich fragt: Was wollt ihr? ſo findet er bald ſelbſt die Antwort. Denn ſie wollen faſt immer etwas Beſtimmtes, und laſſen nicht eher ab zu drängen, bis das, was gethan werden ſoll, geſchehen, oder das, was ausgeſchieden werden ſoll, beſeitigt iſt. Darnach aber wird Alles wieder gut und der geneſende aus der Trübſal befreite Menſch hat gewöhnlich eine Erfahrung mehr in ſich, dafern er ein ganzer Menſch iſt.

Morgen oder übermorgen geht nun endlich das jetzt vollendete Manuſcript meiner „Juniuslieder" ab. Ich habe dieſen Titel für die zweite Sammlung meiner Gedichte gewählt, weil ſie meiſtens in der erſten hohen Sommerzeit meines Lebens entſtanden ſind, und eine dem entſprechende Stimmung in ihnen vorwaltet. Die Zeit des Mai's, der Blüthen, der Träume, der erſten ſüßen Neigung iſt vorüber. Nur dann und wann macht ſie ſich noch geltend, aber als ein Vergangenes, das im Glanze der Erinnerung ſteht. Auch die Leidenſchaft bricht noch hervor, wie ein Gewitter, aber ſie zieht vorüber und beruhigt ſich in ernſter Betrachtung. Auf die Empfindung folgt der Gedanke, auf die flackernde Glut die milde dauernde Wärme, auf den Kampf der erſte Schritt zur Verſöhnung. Der erſte Band gab mich meiſtentheils im Verhältniß zu Einzelnen; der zweite ſchließt das nicht aus, aber er bringt zugleich ein Stück meiner Weltanſchauung. Zu Weihnacht kann er in Ihren Händen ſein; Sie mögen dann ſehen, wie weit Sie ſich mit dem Inhalte befreunden können, wie weit die darin ausgeſprochenen Anſchauungen den Ihrigen verwandt ſind. Hoffentlich ſtehen ſie Ihnen nicht allzufern.

Von meinem äußeren Leben weiß ich wenig zu ſagen; es fließt meiſt in einförmiger Ruhe dahin. Der Vormittag gehört ausſchließlich der Arbeit, zu Tiſche hab' ich mir einen Platz bei meiner jüngſten Schweſter eingerichtet; Nachmittags mache ich einen Gang nach Krempelsdorf oder in den Wald. Dann wird wieder gearbeitet, und die ſpäteren Abendſtunden etwa von neun Uhr an bringe ich bei dieſem oder jenem Bekannten hin. Dies iſt eigentlich die einzige Zeit, wo ich der Geſelligkeit *bedarf*; und da möchte ich denn hier freilich oft manches lebendiger und anregender wünſchen. Über die gewöhnlichen Tagesgeſpräche geht es ſelten hinaus, und, *wenn* dies geſchieht, ſo iſt die ganze Baſis, auf der wir ſtehen, eine ſo verſchiedene, daß wenig Erquickliches dabei herauskommt. — —"

16.

Lübeck, den 11ten Mai 48.

„Endlich iſt es mir wieder möglich, Ihnen mit Ruhe zu ſchreiben. Ihr letzter Brief traf hier gerade zugleich mit der Nachricht von den Berliner Märzereigniſſen ein und Sie mögen ſelbſt denken, welche Zeit fieberhafter Aufregungen ich ſeitdem durchlebte. Ich habe Tage, ja Wochen gehabt, wo meine Seele, als wäre ſie des Leibes ledig, nur in den ungeheuren Begebenheiten der neueſten Weltgeſchichte flutete, alle die leidenſchaftlichen Kämpfe der Zeit freudig und ſchmerzlich mitkämpfend. Den jähen Wechſel tiefen Schmerzes, jauchzender Hoffnung, bängſter Befürchtung, die wie Well' auf Welle um die Wette hintereinander aufſtiegen, hab' ich redlich durchgerungen, bis zuletzt mein Körper das erhitzte Arbeiten des ſchlafloſen Gedankens, die raſtloſe Steigerung der widerſtreitendſten Empfindungen nicht mehr ertragen konnte, und für kurze Zeit ein Zuſtand dumpfer Ermattung eintrat. Aber auch das iſt — Gott ſei Dank — vorüber; der Frühling, der jetzt ſchöner als je durch Berg und Thal zieht und überall das grüne Banner der Hoffnung ſiegreich aufpflanzt, hat auch an mir ſeine verjüngende Kraft bewährt; von dem göttlichen Frieden der Natur iſt ein Hauch in meine Bruſt gekommen, und mit muthiger Faſſung vermag ich dem Gange der Dinge zuzuſehen, der mich vorher ſtürmiſch mit ſich fortriß.

Ich habe mir die innere Freiheit wieder erkämpft, die mit Verläugnung aller perſönlichen Sympathien, aber auch ungeirrt von dem täglich umſetzenden Winde der

öffentlichen Meinung, die Wahrheit sehen will, die Wahrheit um jeden Preis, auch wo sie schmerzlich ist. Erwarten Sie darum nicht, daß ich irgend einer der jetzt bestehenden Partheien unbedingt Recht geben soll. Es ist auf allen Seiten gesündigt worden und an die Stelle der gestürzten Lüge ist eine neue eben so große getreten. Das ist das Tragische in allen großen Welterschütterungen, daß in ihnen nicht Schwarz gegen Weiß kämpft, sondern daß zwei Rechte, ein altes und ein neues, mit einander in Conflikt gerathen, und sich dann gegenseitig in's Unrecht drängen. Auch ist die Hand selten ganz rein, welche den Baum pflanzt, von dem einst spätere Geschlechter Früchte des Segens brechen sollen. In der Hitze der Leidenschaft, in der Hast und Glut des Kampfes geschieht viel Dunkles, aber Gottes Hand weiß auch die dunkelsten Thaten so zu lenken, daß sie zuletzt doch zum Heile führen müssen. Wie oft habe ich in diesen Tagen an Josephs Worte denken müssen: Ihr gedachtet, es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. — Das ist meine Hoffnung. —

Fragen Sie mich nun aber speciell um mein politisches Glaubensbekenntniß, so ist es folgendes. Ich halte keine Staatsform an und für sich für gut oder schlimm. Absolutismus, constitutionelle Monarchie, Republik, jede von diesen Gestaltungen des politischen Lebens kann nach den Umständen die berechtigte sein. Glücklich aber wird ein Volk nur unter der Staatsform leben, die seiner politischen, seiner sittlichen und religiösen Bildung entspricht. Daß Deutschland das absolut patriarchalische System *nicht mehr* ertragen kann und will, *hat* es bewiesen; daß es die Republik *noch nicht* ertragen könnte, beweist es täglich; es bleibt also nichts übrig, als die entschieden constitutionelle Monarchie. Möchten das alle tüchtigen Männer im Vaterlande erkennen, und von allen Sonderinteressen, von aller früheren Spaltung absehend sich unter diesem Banner die Hand reichen. Was hinten liegt, was hier wie dort gefehlt wurde, möge vergessen sein — vom Volke, wie von den Fürsten. Es giebt nur Eine Sühne für das Geschehene, und die ist, auf den neuen Grundlagen deutscher Freiheit und Volksthümlichkeit mit jungen Kräften einen glorreichen Bau zu begründen.

Aber nun genug von der Politik! Ich fühle zu deutlich, daß ich eine weitläuftige Abhandlung schreiben müßte, um Ihnen ganz klar darzulegen, was ich denke; doppelt weitläuftig, da mehrere Äußerungen in Ihrem letzten Briefe mich vermuthen lassen, es sei noch über die Grundanschauung dieser Dinge eine Verständigung zwischen uns nöthig. Mehr als je habe ich deshalb in diesen Tagen den Wunsch gehegt, mich persönlich gegen Sie auszusprechen. Ich bin fest überzeugt, wir würden durch eine Stunde mündlich lebendiger Rede weiter kommen, als durch eine Reihe von Briefen. Mir ist es nicht gegeben, über Dinge der Art zu schreiben; wie ich denn überhaupt wohl *etwas* schreiben kann, aber nicht *über etwas*. Das betrachtende Wort gefriert mir in der Feder, und was mir lebendig, frisch und milde in der Seele stand, steht Schwarz auf Weiß hart und herbe aus. — — —

Von meinen Arbeiten kann ich Ihnen diesmal wenig erzählen. Beim Beginn des Jahres war ich prächtig in den Zug gekommen und schaffte mit Glück und innerer Befriedigung rüstig fort, so daß gegen das Ende des Februars ein gut Stück von den Albigensern fertig war, und ich das Ganze noch im Laufe des Sommers abzuschließen hoffen durfte. Aber die Nachricht von der französischen Revolution, die wachsende Unruhe in Deutschland, der Umsturz aller Verhältnisse in Wien und dann in Berlin schreckten mich jäh aus meiner heitern Muße empor, und ließen mir kaum einen andern Gedanken übrig als den an die Gefahr und die Hoffnung des Vaterlandes. Und noch bis heute habe ich weder die geistige Ruhe noch das körperliche Wohlbefinden wieder gewinnen können, die zum eigentlichen Produciren vor allen Dingen nöthig sind. Sie werden es begreifen, daß ein Maler nicht mit sicherer Hand seine Pinselstriche zu führen vermag, wenn er auf dem Verdeck eines Schiffes steht, das vom Sturmwind auf dem schwankenden Ungestüm der Wellen dahingerissen wird. Ich halte mich mit geschichtlichen Studien hin; nicht einmal ein Lied hat die junge Zeit mir aus der Seele gelockt; es ist noch nichts Festes, Haltbares da, und ich kann mich weder für eine deutsche Einheit begeistern, die man auf den Hut steckt, statt sie im Herzen zu

tragen, noch für eine Freiheit, die die Wahrheit nicht zu ertragen vermag. — — — In wenigen Tagen ist die Eröffnung des Frankfurter Parlaments, von West und Ost drängt die Gefahr täglich näher heran. Die Weltgeschichte fliegt auf Flügeln der Morgenröthe und die Geschicke der Völker entscheiden sich mit furchtbarer Hast. Gott schütze unser deutsches Vaterland — — —."

Im November 1851 verlobte sich der Dichter mit Amanda Trummer aus Lübeck, der „Ada" seiner Lieder. Die Verlobung wurde im December veröffentlicht. Damals sagte er von seiner Braut in einem Briefe an die Schwester seines Vaters, seine Tante Elisabeth Schlicht in Hanau: „Ich empfinde es ganz, welch ein Schatz von Liebe und Treue meinen Händen anvertraut ist und bitte Gott, daß er mir Kraft verleihen möge, dieses Schatzes nun auch so zu hüten und zu pflegen, wie er es verdient." Bald darauf schrieb er an Karl von der Malsburg:

17.

Lübeck, den 18. Januar 1852.

„Schon längst, mein hochverehrter Herr Kammerherr, würde ich Ihr freundliches Schreiben beantwortet haben, wenn mich nicht ein heftiges Erkältungsfieber eine Zeit lang an das Bett gefesselt hätte. Nun aber geht es besser, und so will ich nicht säumen, Ihnen ein Lebenszeichen zu senden. Haben Sie tausend Dank für Ihren herzlichen Glückwunsch, den ich Ihnen von ganzer Seele in Bezug auf Ihre liebenswürdige Tochter und deren Verlobten zurückgebe[1]). Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich über diese glückliche und angemessene Verbindung gefreut habe, die, wie ich aus der beigelegten gedruckten Anzeige ersehe, gerade an demselben Tage gefeiert wurde, da auch ich mich verlobte. Möge der Himmel das junge Paar mit seinem besten Segen auf dem neuen Lebenspfade begleiten, und ihnen das Glück und den Frieden zu Theil werden lassen, die ich ihnen mit aufrichtigem Herzen wünsche.

Daß es mir — wenn ich von dem leider fortwährend schwankenden Zustande meiner Gesundheit absehe — gegenwärtig wohl geht, bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Versicherung. Meine Braut ist ein junges schüchternes Kind von kaum achtzehn Jahren, weder vermögend noch auffallend schön, aber ein Schatz von Liebe und Treue, innig und anmuthig, und mit jener feinen Empfänglichkeit für das Schöne begabt, die mir wenn auch nicht das erste, doch ein nothwendiges Erforderniß für meine zukünftige Lebensgefährtin schien. Im nächsten Frühjahr denke ich, wie in den vorigen Jahren, wieder nach Carlsbad zu gehen; gleich nach der Rückkehr soll — so Gott will — unsere Hochzeit sein. Wenn keine besondere Veranlassung mich nach außen ziehen sollte, werde ich wohl mein altes Lübeck zum stetigen Wohnort erwählen, wobei dann freilich nach wie vor hin und wieder ein Ausflug mich dem Herzen Deutschlands näher bringen und mit ihm in Verbindung halten müßte. Vielleicht werde ich schon im bevorstehenden Herbst meine junge Frau nach Detmold zu meinem Vater und von dort an den Rhein führen, und es würde mir natürlich die größeste Freude sein, wenn wir Sie alsdann auf ein Paar Tage in Ihrem schönen Escheberg begrüßen dürften. Glauben Sie mir, ich habe Ihrer alten Gastfreundschaft und des köstlichen Jahres, das ich auf Ihrem Schlosse und in Ihren herrlichen Wäldern verleben durfte, nicht vergessen; diese Zeit, da ich unter Ihren Auspicien mir als angehender Poet die Ritterſporen erwarb, gehört vielmehr zu den schönsten und theuersten Erinnerungen meines Lebens, und noch heute kann ich jener Tage nicht anders als mit tiefer Bewegung gedenken — — —."

[1]) Freiin Henriette von der Malsburg hatte sich mit dem Grafen Ludwig von Holnstein aus Bayern verlobt, mit dem sie sich im Juni 1852 vermählte.

Dieser Brief ist kurz vor der Berufung des Dichters nach München geschrieben. Geibel hat Escheberg nicht wieder gesehen, wohl aber den Freiherrn und die meisten Mitglieder seiner Familie. In den Jahren 1854 und 1855 verkehrte Karl von der Malsburg während seiner Anwesenheit in München, wo seine älteste Tochter verheirathet war, viel mit dem Dichter. Niemand freute sich mehr als er über den glänzenden Flug, den sein ehemaliger Schützling genommen hatte. Am 18. November 1855 starb der Freiherr auf einer Reise in Venedig an der Cholera. Seine Leiche ward nach Deutschland gebracht und im Malsburgischen Erbbegräbnisse in der Kirche zu Brenna bei Escheberg beigesetzt. Die Trauerkunde vom Hinscheiden des Freundes traf Emanuel Geibel im tiefsten Schmerze um eigenes Leid. Denn am 21. November war ihm seine geliebte Ada nach nur vierjähriger glücklicher Ehe durch den Tod entrissen worden.

Daß und wie er diesen harten Schlag ertrug, wissen seine Freunde, weiß das deutsche Volk. Der Liebe zu seinem Volke war der Lebensabend des Dichters geweiht, den treue Fürsorge seiner einzigen Tochter Marie und seiner Nichte Bertha Geibel um den Vater und Oheim verschönten. Der Bedeutung, welche die Escheberger Tage für die Entfaltung seines Talentes besaßen, vergaß sein edles Herz nimmermehr. Als er 1864 die Elegie „Ein Brief" dichtete, die unter den „Spätherbstblättern" erschien, lieh er der Erinnerung an jene Jugendzeit Worte, so schön, wie sie nur seinen reinen Lippen entströmen konnten. Dort sagt er:

„Weit hinaus, wohin die Fahrt
Des Lebens einst den nimmermüden Pilger trug,
Schweift, wachen Traums, in fesselfosem Flug der Sinn
Und sucht die Stätten seiner alten Freuden auf.
Aus Sonnennebeln hell mit ihren Tempeln steigt
Die Burg Athens; das alte Schloß im Habichtswald,
Das forstumrauschte, wo der Dichter still gereift,
Taucht grüßend auf, am Lurleyfelsen braust der Rhein,
Ein Echo weckend ungestümer Jugendlust
— — — — —
— — — Wo sind sie hin
Die goldnen Tage? Wo die Treuen, die mit mir
Den Segen ihres Strahls getheilt? Ach fröstelnd rinnt
Durch meine Brust der Schauer der Vergänglichkeit
Und tiefe Wehmuth fällt mich an —"

Man weiß, welche Vorgänge den Dichter nöthigten, zu Ende 1868, vier Jahre nach dem Tode seines königlichen Gönners Max II., München zu verlassen. Er kehrte zurück nach Lübeck, das seinen Sohn mit der größten Freude aufnahm. Ein von König Wilhelm verliehener Ehrensold sicherte den Lebensabend des nicht mit irdischen Gütern Gesegneten vor Sorgen. Aus der Vaterstadt schrieb Geibel bald nach seiner Ankunft an Gräfin Holnstein, die älteste Tochter Karl's von der Malsburg.

18.

Lübeck, d. 11. Nov. 68.

„Ihre herzlichen Zeilen vom 29. v. M. kamen erst hier in Lübeck in meine Hände, also leider zu spät, als daß es mir möglich gewesen wäre, Ihren Wunsch zu erfüllen. Da Sie ihn niederschrieben, war ich bereits mitten im Aufbruche begriffen

dessen Beschleunigung Sie mir unter den obwaltenden Umständen kaum verdenken werden. Ich möchte fast an geistige Wirkungen in der Ferne glauben. Als ich am dritten Tage meiner Heimreise Mittags über Cassel kam und nun an den sonnigen Waldgipfeln von Wilhelmshöh vorüberfuhr, als dann die eigenthümlichen Bergformen, die über der Straße nach Zierenberg aufsteigen, deutlich umrissen aus dem blauen Herbstdufte hervortraten, überfiel es mich wie ein plötzliches Heimweh und die Bilder der „alten schönen Zeit" erwachten in mir in ihrem ganzen unsagbaren Zauber. Hätte ich gewußt, daß Sie damals in Escheberg waren, ich hätte einen Rasttag in Cassel gemacht und mir die Freude nicht versagt, Sie aufzusuchen und noch einmal die erinnerungsreichen Stätten meines glücklichsten Jugendjahres zu betreten, die ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen, die aber noch frisch und lebendig vor meiner Seele stehen, als hätte ich sie erst gestern verlassen.

Die weitere Entwicklung meiner Geschicke und den raschen und über alles Erwarten befriedigenden Ausgang, den das hochherzige Eingreifen des Königs von Preußen herbeigeführt, werden Sie bereits durch die Zeitungen vernommen haben. Ich freue mich jetzt, der geliebten norddeutschen Heimath ganz und für immer wieder anzugehören und fühle mich in dem endlich wieder errungenen Einklange meiner Verhältnisse und Gesinnungen so überaus glücklich, daß ich in meiner Seele für Groll und Bitterkeit keinen Raum habe und nur in reiner dankbarer Stimmung an die Stadt zurückdenke, in der ich einst so viel Liebes und Ehrendes erfahren und nun zwei theure Gräber zurückgelassen habe: meiner geliebten Frau und unsres unvergeßlichen Königs Max.

Ob und wann wir beide uns auf Erden noch wiedersehen werden, muß ich Gott überlassen. Nach menschlicher Berechnung ist bei meiner schwer erschütterten Gesundheit, die mir jedes unnöthige Reisen verbietet, wenig Aussicht dazu, wenn Sie nicht einmal nach dem Norden kommen. Davon aber dürfen Sie überzeugt sein, daß ich unter allen Umständen die alte Freundschaft treu im Herzen bewahren und auch aus der Ferne Ihren Schicksalen in Freud und Leid mit unwandelbarer Theilnahme folgen werde. Gewähren Sie mir das Gleiche, das ist der letzte Wunsch, den ich beim Scheiden gegen Sie auszusprechen habe.

Und nun Gottes Segen mit Ihnen! Empfehlen Sie mich Ihrem Gemahl und wenn Ihren Kindern vielleicht künftig einmal meine Lieder in die Hände kommen, so sagen Sie ihnen, daß Sie den Dichter einst gekannt haben — — —."

Im Jahre 1878 sandte Fräulein Adelheid von Baumbach, die, wie früher erwähnt, im Malsburgischen Familienkreise erzogen worden war, dem greisen Dichter auf seinen Wunsch eine Photographie des ihr gehörigen, von Fräulein van der Embde in Kassel gemalten Oelbildes, das ihre Freundin Henriette von der Malsburg in jungen Jahren vorstellte. Als Gegengabe erhielt sie von Geibel mit einem liebenswürdigen Briefe die jüngste Sammlung seiner Gedichte, von der er meinte: „Sie wird wohl auch die letzte bleiben, da mein Zustand sich leider fortwährend verschlimmert und das schadhafte Instrument keinen reinen Ton mehr gibt." Von dem Bilde sagte er in jenem Briefe: „Ich fühlte mich wie durch Zauberschlag in die köstliche Escheberger Zeit zurückversetzt und es kam wie ein warmer Strahl von Jugendglück über mich. Ach, das Alter hofft ja auf keine irdische Zukunft mehr, seine Gegenwart wird von Tag zu Tag einsamer und fast alle seine besten Schätze liegen in der Erinnerung."

Emanuel Geibel hat Gräfin Henriette Holnstein wiedergesehen. Wohl darf man es eine eigenthümliche Fügung nennen, daß er im October 1879 die schöne Elegie, welche so viele seiner Escheberger Erinnerungen zusammenfaßt, eben

vollendet hatte, als ihn die Gräfin in Lübeck besuchte. Es war ein des edlen Dichters würdiger Empfang, daß er ihr das Gedicht vorlas, welches Beiden längst vergangene Stunden so wundervoll vor die Seele führte.

Mit ungeschwächter Anhänglichkeit blieb Emanuel stets dem Malsburgischen Hause zugethan. „Als ich Geibel vor drei Jahren zum letzten Male in Lübeck sah," schrieb mir kurz nach dem Tode des Dichters Herr Kammerherr Hans von der Malsburg, „war er über seine Jahre hinaus gealtert, aber wie frisch war er doch noch in Allem, wie nahm er an Allem, was das Gespräch berührte, Theil, wie jung war er wieder, wenn die Rede auf frühere Zeiten kam! Die Erinnerung an dieses letzte Zusammensein möchte ich nicht für Vieles hingeben." Und Fräulein Bertha Geibel, des nun Heimgegangenen unermüdliche Pflegerin in den Tagen seines Greisenalters, konnte noch unlängst in einem Briefe an jenen Sohn Karl's von der Malsburg sagen: „Mein Onkel hing mit unwandelbarer Liebe und Treue an der schönen Zeit, die er im Hessenlande, in Ihrem Escheberg verleben durfte."

Gewiß hatte Geibel ein Recht, auf jenes in den hessischen Bergen zugebrachte Jahr mit dem Gefühle freudigen Stolzes zurückzublicken. Ist es wahr, daß es dem Dichter vergönnt ist, in die Zukunft zu schauen, so zeigte sich diese Sehergabe damals bei Geibel auf das Glänzendste. In Escheberg dichtete er, angeregt durch die Stelle im vierten Gesange von Byron's „Childe Harold":

„Italia! oh Italia! thou, who hast
The fatal gift of beauty — —"

das den „Zeitstimmen" eingereihte Lied „Italien", worin er die baldige Befreiung und Einigung des zerspaltenen und geknechteten Landes voraussagt. Er vergleicht das tiefe Weh Italiens mit dem herben Kummer der Penelope der Odyssee um ihren fernen Gatten. Jedoch er schließt mit der tröstenden Zuversicht:

„Kennst du jenes Lied, Italia? Hör's und harre muthig aus,
Wie sich auch die Freierschwärme drängten in dein adlich Haus;
Deine Söhne zieh' zu Männern unter Thränen früh und spat,
Wein' und hoff'! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odysseus naht."

Und als Emanuel Geibel das Glück beschieden ward, voran in der Schar der Sänger zu stehen, die unser junges deutsches Reich und seinen Kaiser begrüßten, da mochte er wohl der Stunde gedenken, in der ihm unter den Baumkronen Eschebergs sein Genius das prophetische Gedicht „Gesicht im Walde" eingegeben hatte. Lange ward sein Inhalt als phantastischer Traum belächelt. Aber heute weiß selbst jeder deutsche Knabe, daß die Stimme des Geistes den „Kaiserherold" nicht betrog, wenn er einen der Riesen, die das Königsschwert schmieden, verkünden ließ:

„Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held."

Rußland und England.

Von

F. Heinr. Geffcken.

Im Februar 1880 ist in diesen Blättern[1]) die Machtstellung Rußlands und Englands in Asien einer eingehenden Erörterung unterzogen und dargelegt, wie die des ersteren ebenso gewachsen, wie die des letzteren zurückgegangen ist. Damals war noch Lord Beaconsfield am Ruder und die britischen Truppen standen in Kandahar, aber wenige Monate darauf stürzte der Wankelmuth der englischen Wähler das Toryministerium und seitdem ist das Tempo des russischen Vordringens ein so beschleunigtes geworden, daß in den jüngsten Tagen der Zusammenstoß beider Mächte unvermeidlich schien und nur durch vollständiges Nachgeben Englands vermieden ist. Niemand aber, der die Dinge unbefangen betrachtet, wird sich dem Eindruck entziehen können, daß der Entscheidungskampf damit lediglich verschoben ist und wenn ein solcher aller Wahrscheinlichkeit nach zu weitgehenden Erschütterungen führen muß, so dürfte es um so mehr an der Zeit sein, sich die dermalige Stellung der beiden Mächte und die Aussichten, welche dieselbe eröffnet, zu vergegenwärtigen.

I.

Fassen wir nur kurz die früheren Stadien der sich entwickelnden Gegnerschaft zusammen. Rußland hatte seit 1815 Persien die Provinzen Eriwan und Nakitchevan, der Pforte Abchasien entrissen und sich die Alleinherrschaft auf dem Kaspischen Meere gesichert; es hatte sodann nach dem Krimkriege in rascher Folge einerseits den Kaukasus, andrerseits die kirghisischen Steppen und die Khanate von Khokand und Bochara unterworfen. Es hatte so eine herrschende Stellung in Mittelasien gewonnen und andrerseits sich eine feste Operationsbasis gegen die Gebiete östlich vom Kaspischen Meere gesichert, wodurch es zugleich einen unwiderstehlichen Druck auf Persien übte. Endlich aber hatte es im fernsten Osten durch die Erwerbung des Amurgebietes, das allein größer als England und Frankreich zusammen ist, die Möglichkeit einer wirksamen Entwicklung für Sibirien gewonnen, indem für dasselbe nunmehr durch einen Strom, dessen Lauf doppelt so lang als die Donau ist, eine wirksame Verbindung mit dem Meere

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", Bd. XXII, S. 242 ff.

hergestellt war, durch welche Dampfer aus dem Herzen Asiens rascher nach San Francisco gelangen konnten als von London.

Zu diesem planvollen und erfolgreichen Vordringen Rußlands, bei dem kein Schritt rückwärts zu verzeichnen ist, stand Englands schwankende Politik in unvortheilhaftestem Gegensatz. Obwohl es schon in napoleonischer Zeit die Wichtigkeit Persiens für sein indisches Reich erkannt und 1814 ein Defensivbündniß mit ihm geschlossen hatte, so ließ Canning dasselbe im Stich, als es unter den nichtigsten Vorwänden 1825 von Rußland angegriffen wurde, das sich dann durch den Frieden von Turkomentschaï (1827) Eriwan und Nakitchevan einverleibte. Lord Palmerston trat sogar später dem Schah zweimal feindlich entgegen, als dieser seine alten Rechte auf Herat zur Geltung bringen wollte, obwohl der Besitz dieser Provinz für Persien nicht bloß wichtig, sondern auch nothwendig war, um sich gegen die steten räuberischen Einfälle der Turkmenen zu sichern. Die Folge war, daß der britische Einfluß in Teheran in demselben Maße sank, als derjenige Rußlands stieg.

Was England nach Lord Auckland's Grundsatz in Asien in erster Linie erstreben mußte, aber in Persien verfehlt hatte, nämlich eine befreundete und widerstandsfähige Macht im Nordwesten Indiens zu schaffen, suchte es dann in Afghanistan zu erreichen, welches durch Lage wie Bodenbeschaffenheit die Vormauer Indiens bildet, so daß in Asien das Sprichwort gilt, daß nur der Herrscher am Ganges sein kann, der zugleich Herr von Kabul ist. Gleichwohl zeigt die englische Politik auch hier eine Kette schwerer Mißgriffe. Lord Palmerston suchte zuerst Dost-Mohammed, der sich nach langen Bürgerkriegen zum unbestrittnen Herrscher des Landes aufgeschwungen, durch einen unfähigen Prätendenten zu ersetzen, ein Unternehmen, das zu der verhängnißvollsten Niederlage führte, welche die englischen Waffen in Asien erlitten. Obwohl dann das wiederhergestellte freundliche Verhältniß zu Dost-Mohammed von der größten Bedeutung für die Niederwerfung des Sepoy-Aufstandes von 1857 wurde, entfremdete England sich dessen Nachfolger Schir-Ali doch stufenweise immer mehr. Für den Emir war das Vorrücken Rußlands eine furchtbare Wirklichkeit; man erwiderte ihm, seine Besorgniß sei ganz unbegründet[1]. Er wünschte ein Schützling Englands zu werden[2]) und man antwortete mit der platonischen Versicherung, „die britische Regierung werde mit ernstem Mißfallen jeden Versuch seitens seiner Nebenbuhler sehen, seine Stellung als Herrscher von Kabul zu stören und den Bürgerkrieg wieder zu entflammen“[3]). Er bot an, britische Agenten überall außer in Kabul zuzulassen, ja selbst die Grenzfestungen durch britische Truppen besetzen zu lassen, der Vicekönig ging nicht darauf ein und versprach nur, „sich zu bemühen

[1]) Corresp. resp. the relations betw. the British Govt. and that of Afghanistan since the accession of Shire-Ali-Khan p. 105. Telegramm des Herzogs von Argyll an den Vicekönig: „Government thinks you should inform Ameer that we do not at all share his alarm and consider there is no cause for it.“ (26. Juli 1873.)

[2]) Er schrieb 1869 an den Vicekönig: I strongly hops, that the British Government will always do good and be kind to me, and keep me under its protection. (Staatsarchiv Bd. 35, S. 88.)

[3]) Ebenda.

durch Mittel, wie sie die Umstände erfordern mögen, seine Regierung zu stärken und alle seine Vorstellungen mit Achtung und Aufmerksamkeit zu behandeln". Rußland versäumte nicht, diese Lage zu benutzen. Schir-Ali's aufständischer Neffe Abdurrahman-Khan war nach seiner Niederlage nach Taschkend geflohen und hatte dort bei dem Gouverneur von Turkestan, General von Kaufmann, freundliche Aufnahme gefunden. Letzterer aber benutzte diesen Anlaß, um mit dem Emir anzuknüpfen, indem er ihm (30. April 1870) schrieb, er möge diese Aufnahme nicht mißverstehen: sie sei nur ein Beweis des Gastrechtes, welches der Kaiser Jedermann, namentlich Unglücklichen gewähre und er habe Abdurrahman bedeutet, derselbe könne nicht auf Unterstützung in seinem Streite mit seinem Oheim rechnen. Jede Einmischung in innere Angelegenheiten Afghanistans liege ihm ferne, zumal er wisse, daß dasselbe unter dem Schutze Englands stehe, mit dem Rußland sich in den besten Beziehungen befinde, sowie er darauf rechne, daß der Emir dieselbe Neutralität gegenüber Bochara, Khiva und andern Nachbarn beobachten werde[1]). Trotz dieses unverfänglichen Inhalts nahm Schir-Ali den Brief mit Mißtrauen auf und sandte ihn dem Vicekönig; „Was kann die Russen bewegen, freundliche Briefe an einen Staat zu schreiben, der schon freundliche Beziehungen mit der britischen Regierung hat? warum, wenn sie unter sich einen unserer Feinde aufgenommen haben, machen sie noch darauf aufmerksam?" schrieb er und beantwortete den Brief nach der Anweisung des Vicekönigs, indem er einfach Act von den Zusicherungen Rußlands nahm, seine Feinde nicht zu unterstützen und versicherte, daß er sich ebenso wenig in die Angelegenheiten der außer seinem Gebiete wohnenden Stämme mischen werde. General von Kaufmann aber suchte die angeknüpfte Verbindung aufrecht zu halten und schrieb 1870—1872 eine Reihe weiterer Briefe an den Emir, in welchen er wiederholt den Wunsch aussprach, „daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Russen und Afghanen täglich fester und dauernder werden möchten", was um so auffälliger war, als Rußland gerade in dieser Zeit England wiederholt und positiv versichert hatte, daß es Afghanistan als ganz außer der Sphäre seines Einflusses liegend betrachte.

Diese Versicherung ward freiwillig vom Fürsten Gortschakoff in den Verhandlungen gegeben, welche Lord Clarendon 1869 über eine sogen. neutrale Zone zwischen dem Machtgebiet beider Staaten in Asien mit Rußland anknüpfte. Sie begannen damit, daß der Minister dem russischen Botschafter versicherte, England sehe die Ausdehnung des russisch-asiatischen Reiches nach dem Süden ohne Besorgniß, aber er glaube nach seinen eigenen Erfahrungen in Indien, daß es der Regierung in Petersburg schwer sein werde, den Eifer ihrer Untergebenen für die Erweiterung ihrer Machtsphäre zu zügeln und wenn man in dieser Hinsicht nicht vorbaue, so könne es leicht dahin kommen, daß ein unternehmender russischer General mit irgend einem unruhigen oder unzufriedenen indischen Fürsten in Verbindung trete und Bewegungen hervorrufe, über welche England sich gegen Rußland wieder würde beschweren müssen. Um dem vorzubeugen, empfehle er die Anerkennung eines gewissen neutralen Gebietes zwischen den beiden Besitzungen beider Mächte, welches dieselben begrenzen und von beiden gewissenhaft geachtet

[1]) Ebenda S. 92.

werden sollte[1]). In einer Depesche vom 7. März 1869 an den Botschafter in London, Baron Brunnow, erklärte sich Fürst Gortschakoff mit dieser Idee vollständig einverstanden. Es sei stets der Gedanke des Kaisers gewesen, „zwischen beiden Reichen eine gewisse Zone zu erhalten, bestimmt, um sie vor jeder Berührung zu bewahren"; in Beziehung auf diese, wo die Wirkungen der Einflüsse beider Länder (le rayonnement des influences respectives) sich begegnen könnten, befänden sich beide in gleicher Lage. Es handle sich nur darum, durch freimüthige Erklärungen allem Mißtrauen vorzubeugen und er könne Lord Clarendon die positive Versicherung wiederholen, daß Se. Maj. Afghanistan als ganz außerhalb der Sphäre liegend betrachte, in der Rußland berufen sein könne, seinen Einfluß zu üben. Seinen Absichten liege jede Intervention oder Einmischung ferne, die der Unabhängigkeit dieses Staates widersprechen würden[2]). Lord Clarendon zeigte sich von dieser Eröffnung befriedigt, bemerkte jedoch, daß es ihm zweifelhaft erscheine, ob Afghanistan dem Zweck einer neutralen Zone entsprechen würde und da die indische Regierung sich entschieden dagegen erklärte, weil dieser Begriff auf die vertragsmäßigen Beziehungen Englands zu Afghanistan gar nicht passe, auch die Grenzen desselben ungenügend bestimmt (ill defined) seien, so schlug er vor, daß der obere Lauf des Amu-Darja südlich von Bochara die Grenze bilden solle, welche keine der beiden Mächte überschreiten dürfe; dann bleibe ein weites Gebiet zwischen Afghanistan und den jetzigen russischen Besitzungen, das zum Khan von Khiva gehöre (17. April)[3]). Dies wollte indeß Fürst Gortschakoff nicht zugeben, da Bochara ein Gebiet südlich am Amu-Darja beanspruche und der Kaiser bemerkte dem englischen Botschafter, daß er die freundschaftlichen Gefühle der britischen Regierung schätze, aber weniger Vertrauen zu der indischen Regierung habe; diese, wie er befürchte, begünstige die ehrgeizigen Absichten des Emirs von Kabul, der die Eroberung Bochara's beabsichtigen solle. Sir Andrew Buchanan erwiderte, seine Regierung könne nicht das Recht Schir-Ali's bestreiten, seine Autorität über die Provinzen herzustellen, welche die Souveränetät seines Vaters anerkannt hätten, daß er aber an dessen Absicht, Bochara anzugreifen, nicht glaube und keinesfalls eine solche Unternehmung von der indischen Regierung begünstigt werden werde, die übrigens unter der unmittelbaren Controle der königlichen Regierung stehe und ohne deren Genehmigung keine wichtigen Beschlüsse fassen könne, welche die Beziehungen zu jenen Staaten berühren. Der Kaiser erklärte sich durch diese Versicherungen beruhigt, sagte, er habe keine ehrgeizigen Absichten und sei durch die Umstände weiter als er wünsche in Central-Asien fortgezogen (entraîné)[4]). In einer Zusammenkunft, die sodann am 2. September zwischen Lord Clarendon und Fürst Gortschakoff in Heidelberg stattfand, bemerkte letzterer, er theile ganz des Kaisers Ansicht, daß Gebietserweiterung Erweiterung an Schwäche sei und Rußland keinen Wunsch habe, weiter südwärts zu gehen. Als der Lord auf das rasche Vordringen der russi-

[1]) Staatsarchiv Bd. XXVI. S. 84.
[2]) Ebenda Nr. 5110.
[3]) Ebenda Nr. 5111.
[4]) Ebenda Nr. 5113.

schen Macht in den letzten Jahren hinwies[1]), meinte, daß nach der Besitznahme von Samarkand der nächste Schritt wahrscheinlich nach Balkh gehen würde, welches für Rußland nur Angriffszwecke haben könne und daß, obwohl England keinerlei Invasion über die nördlichen Gebiete besorge, welche Indien begrenzten, doch eine weitere Annäherung Rußlands große Beunruhigung in Indien hervorrufen würde, gab Fürst Gortschakoff zu, daß alle russischen Befehlshaber, um sich auszuzeichnen, ihre Instructionen überschritten hätten, versicherte aber, daß nichts dergleichen von General v. Kaufmann, dem jetzigen Gouverneur von Turkestan, befürchtet werden könne, der schon im Besitz aller Auszeichnungen sei, die ein russischer General wünschen könne, und Instructionen empfangen habe, die ganz den Absichten Englands entsprächen. Es sei sogar die Absicht des Kaisers, Samarkand nicht zu behalten, obwohl das Abkommen mit dem Emir von Bochara noch nicht vollständig sei. Lord Clarendon versicherte dann seinerseits, daß die Schir-Ali gewährte Unterstützung nur zur Erhaltung der Ruhe innerhalb seines Gebietes bestimmt sei und daß derselbe nicht die geringste feindselige Absicht gegen Bochara habe. Den wiederholten Wunsch, den Amu-Darja als Grenze zu betrachten, lehnte der Kanzler wie früher ab und wollte Afghanistan als den neutralen Boden festhalten. Der Lord wiederholte, daß die Grenze dieses Landes unklar und des Emirs Wunsch begreiflich sei, die Khanate wieder zu unterwerfen, die früher zu Afghanistan gehört hätten, die aber Rußland wahrscheinlich als unabhängig betrachte. Gortschakoff entgegnete, daß dies dem Emir ganz freistehe, so lange er nicht Bochara angreife oder aggressive Zwecke gegen Rußland verfolge[2]). Im Spätherbst 1869 ging dann der indische Handelsminister Sir D. Forsyth nach Petersburg, um ein bestimmteres Abkommen zu erzielen. Die Idee der neutralen Zone wurde stillschweigend fallen gelassen, es handelte sich wesentlich um Afghanistan, und russischerseits wurde anerkannt, daß darunter alles Gebiet verstanden werden sollte, welches Schir-Ali jetzt inne habe; über dasselbe hinaus solle er keinen Einfluß üben. England solle in diesem Sinne auf ihn wirken, während Rußland Bochara von jedem Angriff abhalten werde. Fürst Gortschakoff gab auch Sir Andrew Buchanan zu, daß er keine Einwendung dagegen machen könne, wenn englische Officiere nach Kabul geschickt würden, während russische Agenten dasselbe nicht besuchen sollten. Alles kam also darauf an, die Grenzen Afghanistans möglichst genau zu bestimmen und der Director der Asiatischen Abtheilung, Stremoukoff, schlug vor, gemeinsam die Grenzen der Gebiete festzustellen, welche die Souveränetät Dost-Mohammed's anerkannt hätten und jetzt Schir-Ali unterworfen seien. Unbegreiflicher Weise aber versäumte man englischerseits diese Gelegenheit und als nun die indische Regierung, der hiervon Mittheilung gemacht war, eine solche specificirte Grenze in einer Depesche vom 20. Mai 1870 vorschlug, lehnte Fürst Gortschakoff dies mit dem Bemerken ab, daß er

[1]) Bekanntlich hatte nach der Besetzung von Taschkend Fürst Gortschakoff in einem Circular vom 24. Nov. 1864 erklärt, Rußlands Ziel sei damit erreicht und es werde nicht weiter gehen. In einem Memorandum vom 6. April 1875 betonte er, da dies Circular nur an die russischen Gesandten gerichtet sei, so sei die Möglichkeit der Auslegung ausgeschlossen, als ob Rußland damit irgend welche Verbindlichkeit gegen irgend eine Macht übernommen habe.

[2]) Ebenda Nr. 5114.

nicht erlauben könne, die Aufrichtigkeit der gegebenen Versicherungen in Frage zu stellen und nicht verstehe, warum die indische Regierung noch weitere Erklärungen verlange. Uebrigens falle der gegenwärtige Besitzstand Schir-Ali's nicht, wie die indische Regierung annehme, mit dem früheren Dost-Mohammed's zusammen, den sie specificirt habe; jedenfalls müsse eine genauere Untersuchung vorausgehen, mit der russischerseits General v. Kaufmann beauftragt sei (13. Nov. 1871). Die Correspondenz ging nun längere Zeit ohne bestimmtes Ergebniß fort, bis endlich Clarendon's Nachfolger, Lord Granville, in einer Depesche vom 17. Oct. 1872 nachdrücklich auf die Erledigung der Grenzfrage drang, indem er, da kein Bericht von General v. Kaufmann eingegangen, seinerseits die Ergebnisse darlegte, zu denen die englische Regierung in dieser Beziehung gekommen. Das Recht Schir-Ali's auf alle Gebiete südlich vom Amu-Darja bis Kodja-Saleh könne nach ihrer Ansicht nicht bestritten werden; hierüber hinaus dürfe er nicht greifen und die indische Regierung werde Alles thun, um dies zu hindern. Diese Gebiete seien 1) Badakschan mit dem davon abhängigen Gebiet Wakhan; 2) das afghanische Turkestan, welches die Districte von Kunduz, Khulm und Balkh umfasse, so daß die Nordgrenze die Linie des Amu-Darja von dem Einfluß des Kukcha bis Kodjah-Saleh, einschließlich der Heerstraße von Bochara nach Balkh bilden würde; unterhalb Kodjah-Saleh könne der Emir nichts am linken Ufer des Amu-Darja in Anspruch nehmen; 3) die Gebiete von Aktchi, Saripul, Meimene, Schibirjan und Andkhoi, welches den äußersten Grenzdistrikt nach Nordwesten bilden würde, da die Wüste weiter hinaus unabhängigen Turkmenenstämmen gehöre; 4) die westliche afghanische Grenze zwischen den Umgebungen (dependencies) von Herat und der persischen Grenze sei wohl bekannt und brauche hier nicht weiter bestimmt (defined) zu werden.

In seiner Antwort vom 19. Decbr. kam Fürst Gortschakoff wieder auf die intermediäre Zone zurück und bezeichnete Afghanistan als solche. Ueber die Grenzen desselben hätten sich Zweifel erhoben, da Dost-Mohammed bei seinem Tode einen Zustand der Verwirrung hinterlassen habe, der nicht erlaube, die territoriale Ausdehnung, die sein Gebiet zeitweise gehabt, als Basis anzunehmen; man habe also als solche die Gebiete genommen, die heute im wirklichen Besitz Schir-Ali's seien. Um die Grenzen derselben festzustellen, habe es einer zeitraubenden und mühevollen Untersuchung bedurft. Vom Kukcha bis Kodja-Saleh sei in der That der Amu-Darja die Grenze, östlich vom ersteren, namentlich in Badakschan und Wakhan sei keine Spur der afghanischen Souveränetät zu finden und diese Länder seien, abgesehen von gelegentlichen Tributzahlungen, von Dost-Mohammed thatsächlich unabhängig gewesen, eine wirkliche Ausdehnung der Herrschaft Schir-Ali's über diese Gebiete sei eher geeignet, Conflicte mit Bochara und Khokand herbeizuführen. Auch hinsichtlich des Besitzes von Aktchi, Saripul, Meimene, Schibirjan und Andkhoi beständen Zweifel; doch wolle Rußland, wenn England darauf Werth lege, deshalb keine weiteren Schwierigkeiten machen [1]).

Als indessen Lord Granville darauf bestand, daß Badakschan und Wakhan

[1]) Ebenda Nr. 5134.

Dost-Mohammed vollkommen unterthänig gewesen seien[1]), England daher auch Schir-Ali nicht das Recht bestreiten könne, seine Herrschaft dort geltend zu machen und daß gerade, wenn Rußland diese Gebiete als unabhängig anerkenne, leicht Conflicte mit Bochara entstehen könnten, gab Fürst Gortschakoff nach und erklärte in einer Depesche vom 31. Jan. 1873, Rußland nehme die englische Grenzlinie an.

Der Grund dieses Nachgebens ist leicht erkennbar. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Lord Granville sich nur mit der nördlichen Grenze bis Kodja-Saleh beschäftigte, dagegen über die weit wichtigere von dort ab westlich gegen die Turkmenen und Persien wegging, während es sehr darauf ankam, diese festzustellen und klar zu machen, wie weit denn jene Umgebungen (dependencies) von Herat gingen. Lord Granville hat zwar jetzt in der Sitzung des Oberhauses vom 12. Mai gesagt, „Sie wissen, Mylords, daß die Definition, die wir von der Grenze gaben, nicht klar war in Bezug auf die Umgebungen von Herat und wir eines, die Russen ein anderes behaupten"; aber er gesteht damit nur die Nachlässigkeit ein, die er damals in diesem Punkte sich zu Schulden kommen ließ, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn er 1873 auf der Feststellung der Grenze von Kodja-Saleh bis zur persischen Grenze bestanden hätte, Rußland, das damals mit dem Feldzug gegen Khiva vollauf beschäftigt war, darauf eingegangen wäre. Und doch hatte schon in einer meisterhaften Denkschrift vom 20. Juli 1868 einer der besten Kenner der asiatischen Verhältnisse, der frühere Gesandte in Teheran, Sir Henry Rawlinson, dargelegt, daß gerade von dieser Seite Indien die eigentliche Gefahr drohe. Er zeigte, daß das Vordringen Rußlands gegen Indien dem einer Armee gleiche, welche Parallelen gegen eine Festung eröffne: die erste nördliche, die nur eine Beobachtungslinie sei, gehe von Orenburg auf den Irtisch, die zweite vom Kaspischen Meere auf den Amu-Darja und längs desselben bis zur Pamir-Hochebene. Durch sie werde Rußland das ganze uzbegische Gebiet und die großen Wasserstraßen des Syr-Darja und des Amu-Darja beherrschen; gleichwohl werde sie überwiegend eine Bedrohungslinie sein, von der Indien nichts unmittelbar zu fürchten habe, da die dazwischen liegenden Gebirge eine starke Vertheidigung bildeten. Die dritte Parallele, die Rußland unfehlbar in Angriff nehmen werde, gehe vom Süden des Kaspischen Meeres längs der persischen Grenze auf Herat und von da auf Kandahar und Kabul. Gelinge es diese herzustellen, so würde Rußlands Stellung wahrhaft furchtbar sein; wenn es erst die Turkmenen östlich vom Kaspischen Meere beherrsche, so könne es beliebige Truppenmassen auf Herat werfen, das mit Recht der Schlüssel Indiens genannt sei und thatsächlich die wichtigste militärische Stellung in Mittelasien einnehme, zumal seine Umgebungen alle Hilfsquellen für Frieden wie für Krieg biete. Von da aus würde Rußland Persien wie Afghanistan beherrschen und wenn es einmal in Besitz dieser Festung sei, würde alle Macht Asiens nicht im

[1]) Der Mir von Badakschan, Jahandar Schah, hatte sich 1859 Dost Mohammed unterworfen, nachdem derselbe das ganze afghanische Turkestan erobert; er suchte sich, während Schir-Ali um die Herrschaft kämpfte, unabhängig zu machen, was ihm indeß nicht gelang, sein Nachfolger verpflichtete sich wieder, Schir-Ali Tribut zu zahlen. (Quarterly Review 1873, I, p. 549.)

Stande sein, ihm dieselbe zu entreißen. In einem derartigen Kampfe aber würde England sehr im Nachtheil sein; schon das Vordringen einer fremden, großen fremden Militärmacht müsse in Indien Eindruck machen, besonders bei den unzufriedenen Mohammedanern, die wieder in Verbindung mit ihren Religionsgenossen in Afghanistan ständen. Sei Rußlands Einfluß in Kabul maßgebend, so werde es die unruhigen Grenzstämme jenseits des Solimangebirges zu Einfällen in Indien aufstacheln und durch die Aussicht auf Plünderung die Turkmenen wie Afghanen fortreißen, auf die England keine ähnliche Anziehungskraft üben könne.

Wir werden sehen, wie rasch sich dies prophetische Programm der russischen Politik erfüllt hat; zunächst sollte England erfahren, was es mit der Versicherung Gortschakoff's auf sich hatte, daß jede Gebietsausdehnung in Asien für Rußland Schwächung sei. Schon im November 1869 waren 1500 Mann von der kaukasischen Armee nach dem Ostufer des Kaspischen Meeres gegangen und hatten Krasnowodsk besetzt, angeblich um von dort eine kürzere Karawanenstraße nach Mittelasien zu eröffnen, obwohl durch die östlich davon liegende unwirthbare und von den Turkmenen unsicher gemachte Steppe keine wirkliche Handelsstraße gehen konnte. Dann begann man sich über die Räubereien des Khan von Khiva zu beklagen, stellte aber längere Zeit in Abrede, daß eine Unternehmung gegen ihn beabsichtigt werde; schließlich erklärte man, es sei nothwendig geworden, den Khan zu züchtigen, aber es liege dem Kaiser ferne, Khiva in Besitz zu nehmen und die positivsten Befehle seien gegeben, dies zu verhindern. Wenige Monate nachdem Graf Schuwaloff im Januar 1873 in besonderer Mission dies Namens des Kaisers zugesichert, war Khiva eingenommen, mußte das ganze rechte Ufer des Amu-Darja abtreten und wurde durch die harten Bedingungen des Friedensvertrags praktisch russisch[1]). Man entschuldigte dies mit der militärischen Nothwendigkeit, die General v. Kaufmann, den Gortschakoff als erhaben über alle Versuchungen, seine Instructionen zu überschreiten, geschildert hatte, zu einem Act getrieben, den man nicht rückgängig machen könne und Lord Granville wußte darauf nur zu erwidern, daß er keinen praktischen Vortheil darin sehe, zu eingehend zu prüfen, wie weit diese Bedingungen in genauem Einklang mit den ihm gegebenen Versicherungen ständen. Er bemerkte aber, daß jetzt bereits von einer Expedition gegen Merv gesprochen werde, welche Schir-Ali sehr beunruhige, namentlich da die Turkmenen sich an ihn um Rath gewendet hätten, welche Stellung sie Rußland gegenüber einnehmen sollten; der Emir fürchte, daß dieselben in seinem Gebiet Zuflucht suchen könnten (Jan. 1874). Fürst Gortschakoff erwiderte darauf, nachdem er die Zusicherung wiederholt, daß die kaiserliche Regierung Afghanistan als ganz außerhalb ihrer Actionssphäre liegend betrachte; es bestehe keine Absicht, etwas gegen die Turkmenen zu unternehmen. Es hänge ganz von ihnen ab, mit Rußland in gutem Einvernehmen zu leben und selbst von seiner

[1]) Staatsarchiv. XXXV. Nr. 6822. Später in einer Denkschrift vom April 1875 bemerkte der Kanzler: „Ces représentations tendaient à restreindre la sphère d'action que nous concédait le programme tracé d'un commun accord entre les deux cabinets, puisque Merv se trouve bien au-delà des frontières reconnues à l'Afghanistan —“ aber doch noch weiter von den damaligen russischen Grenzen, über die Rußland nicht hinausgehen zu wollen erklärt hatte.

Nachbarschaft und den Straßen Vortheil zu ziehen, die es sich bemühe dem friedlichen Handel zu eröffnen; aber wenn diese unruhigen Stämme sich Räubereien erlaubten, werde man gezwungen sein sie zu züchtigen. Die Befürchtungen Schir-Ali's seien unbegründet und könnten am besten zerstreut werden, wenn er vorweg den Turkmenen bedeute, daß sie Unterstützung und Schutz bei ihm nicht finden würden, sofern sie Maßregeln der Strenge russischerseits herausforderten. Dies werde ihm die indische Regierung leicht bedeuten können. Ganz in gleichem Sinne sprach sich der Kaiser persönlich gegen den Botschafter Lord A. Loftus aus[1]).

II.

So standen die Dinge, als das Ministerium Gladstone fiel; aber Disraeli zeigte als sein Nachfolger trotz seines lebhaften Gefühles für die Machtstellung Englands ebenso wenig eine klare Auffassung der Lage in Mittelasien. Unter seinem ersten Ministerium (1866—68) hatte der Minister für Indien in einer Depesche an den Vicekönig vom 26. December 1867 erklärt, „die Eroberungen, welche Rußland gemacht hat und anscheinend (!) noch in Mittelasien macht, können für J. M. keinen Grund zur Beunruhigung oder Eifersucht geben; sie scheinen ihr das natürliche Ergebniß der Umstände zu sein, in denen es sich befindet, und bieten keinen Anlaß zu Vorstellungen unsrerseits, welche Besorgniß oder Verdacht bekunden könnten“[2]). Trotz allem, was nun inzwischen vorgefallen war und unmittelbar nach der Erfahrung, die man mit Khiva gemacht hatte, verharrte Disraeli in derselben Vertrauensseligkeit, als er 1874 wieder ans Ruder gekommen war. Allerdings entging ihm nicht die Bedeutung des Vordringens Rußlands für Indien, er gab sogar zu, daß dasselbe dort beunruhigend wirke; die Bevölkerung habe die Eroberung der Tartarei wahrgenommen und kenne den Titel des großen Fürsten, der diese wunderbare Umwälzung zu Stande gebracht. Aber um diesem Eindruck zu begegnen, hielt er es für hinreichend, daß die Königin den Titel Kaiserin von Indien annehme, was die Bedeutung habe, daß England entschlossen sei, seine Herrschaft am Ganges zu behaupten. Den Asiaten, welche sich nur vor der Macht beugen, durch einen Namen Achtung einflößen wollen, hieß doch schwerlich, wie Disraeli meinte, die Zeichen der Zeit verstehen und die richtigen Folgerungen aus ihnen ziehen. Weit unglücklicher aber war eine fast unmittelbar hierauf folgende Rede. Als am 5. Mai 1876 Herr Baillie-Cochrane die Aufmerksamkeit des Unterhauses auf die bedenkliche Lage der Verhältnisse in Asien lenkte und eine Geschichte des Vordringens Rußlands, sowie seiner stets nicht innegehaltenen beruhigenden Versicherungen gab, erwiderte der Premier, die Eroberung der Khanate sei längst vorhergesehen und nur eine Frage der Zeit gewesen, die wesentlich von deren eigenem Benehmen abgehangen habe; sie hätten ihren Fall beschleunigt, indem sie Rußland stets widerstanden. Es werde von einer neutralen Zone gesprochen, als von etwas, was wirklich bestehe und von den betreffenden Mächten anerkannt sei; aber thatsächlich sei dies nur ein Plan (speculation) in diplomatischen Depeschen gewesen und niemals in einem Protokoll oder Vertrage ausgedrückt. Die Idee, daß Rußland und England übereingekommen,

[1]) Staatsarchiv Nr. 6822.

[2]) Staatsarchiv Bd. 35 Nr. 6810.

eine solche neutrale Zone festzusetzen und daß Rußland dieselbe nun fortwährend verletzt habe, sei eine Täuschung; keine neutrale Zone sei von beiden Theilen angenommen und deshalb sei es ein höchst unglückliches Abkommen (understanding) gewesen, weil nicht zwei Personen darüber einverstanden waren, was es bedeute. Dann fuhr Disraeli wörtlich fort: „Ich gehöre nicht zu der Schule, welche Rußlands Vordringen in Asien mit jener tiefen Besorgniß (misgivings) ansieht, wie Manche thun. Ich glaube Asien ist groß genug für die Zukunft beider, Englands und Rußlands. Ich glaube, daß zu keiner Zeit ein besseres Einvernehmen zwischen den Höfen Großbritanniens und Petersburgs bestanden hat. Weit entfernt mit Unruhe auf die Entwicklung der Macht Rußlands in Mittelasien zu blicken, sehe ich keinerlei Grund, warum es nicht die Tartarei so gut erobern soll, wie wir Indien erobert haben“ [1]).

Man wird zugeben, daß Rußland keine bessere Stimmung bei einem englischen Minister wünschen konnte; er behandelte als gegenstandslos die Befürchtung Baillie-Cochrane's, daß Rußland Englands Nachbar werden und dadurch letzteres nöthigen könnte, eine große Armee zur Vertheidigung Indiens zu halten, während jetzt die großen noch zwischen beiden Mächten liegenden Wüsten diese Sicherheit verbürgten und die Beherrschung Indiens durch ein kleines Heer ermöglichten, und sah die Zukunft in dem rosigen Lichte zweier freundschaftlicher, zur Civilisation Asiens verbündeter Mächte.

Und doch hatten sich abgesehen von Rußlands Vordringen die Verhältnisse in Asien für England gerade in den letzten Jahren sehr ungünstig gestaltet. General v. Kaufmann hatte in einem Schreiben vom 1. Decbr. 1873 an Schir-Ali das Ergebniß des Feldzugs dahin ausgelegt, daß der Khan sich zwar dem Kaiser ergeben, dieser aber nicht wünsche, sein weites Reich zu vergrößern und deshalb befohlen habe, daß Khiva wie bisher ein unabhängiges Land bleiben solle; demgemäß sei Syud Mohammed wieder in den Besitz seiner Ahnen eingesetzt [2]). Aber obwohl der General hinzufügte, daß er 400 afghanische Sklaven in Khiva aus der Gefangenschaft befreit, die nun in ihre Heimath zurückkehren würden, und der Emir darauf erwiderte, daß die Nachricht „dem Antlitz seiner Hoffnungen die Thore des Glücks und der Freude geöffnet“, so ließ der schlaue Asiate sich doch nicht durch solche Zusicherungen blenden und sandte einen Vertrauten zum Vicekönig nach Simla, um ihm seine Besorgniß über dieses neue Vordringen Rußlands auszusprechen: er fürchtete, letzteres könne verlangen, einen Gesandten oder Agenten in Afghanistan zu haben und noch andere Forderungen stellen. Lord Northbrook erwiderte darauf [3]), die Befürchtung sei unbegründet, da Rußland England gegenüber anerkannt habe, daß es keinen Agenten in Kabul haben dürfe und Afghanistan außerhalb der Sphäre seines Einflusses liege. Er theilte dann dem Abgesandten Syud-Nur das Abkommen zwischen Lord Granville und Gortschakoff über die afghanische Grenze mit und bemerkte: da keinerlei Invasion von Rußland zu fürchten sei, werde es nicht rathsam sein, daß der Emir sich in

[1]) Hansard. CCXXIX. p. 133 ff.
[2]) Corresp. resp. Centr. Asia 1881 p. 9.
[3]) Corresp. 1878, p. 119 ff.

große Kosten stürze, um einer solchen Eventualität vorzubeugen. In Ansehung der Verantwortlichkeit, die England für die Einhaltung der Grenze übernommen, werde es allerdings immerhin wichtig sein, dieselbe genau festzustellen und wünschenswerth, daß höhere britische Officiere dies thäten; England sei dagegen bereit, ihm weitere 10 Lakh-Rupien zu zahlen und bleibe bei der Versicherung von Lord Lawrence und Lord Mayo, daß es des Emirs Regierung durch solche Maßregeln zu stärken bereit sei, welche die Umstände erforderten. Schir-Ali erwiderte einigermaßen ironisch, daß diese Versicherung ihm sehr angenehm sei, aber daß, wenn Alles bleiben solle wie zuvor, die Unterhaltungen mit Syud-Nur nicht nöthig gewesen seien; die Untersuchung der Nordwestgrenze durch britische Officiere lehnte er ebenso ab wie die angebotenen Subsidien und weigerte sogar dem Oberst Baker und Sir Douglas Forsyth die nachgesuchte Durchreise von Teheran und Yarkand nach Hindostan. Der Emir hatte eben die Ueberzeugung erlangt, daß er auf Englands Hilfe nicht zählen könne und wandte sich immer mehr von demselben ab[1]).

Der Umstand, daß England, welches die unbequeme Verpflichtung übernommen, Grenzstreitigkeiten zwischen Persien und Afghanistan durch Schiedsspruch zu schlichten, dem ersteren den größten Theil des streitigen Gebietes von Seistan zusprach, erbitterte den Emir sehr und als der Vicekönig sich bewogen fand, ihm eine moralische Vorlesung darüber zu halten, daß er seinen ungehorsamen Sohn Jakub Khan ins Gefängniß geworfen, wies er gereizt derartige Einmischungen in seine Privatangelegenheiten zurück. Auf seine Anzeige, daß er seinen jüngeren Sohn Abdullah Jan zu seinem Nachfolger bestimmt und alle Sirdars demselben feierlich gehuldigt, antwortete der Vicekönig, der die Uebergehung Jakub Khan's mißbilligte, kurz und kühl; General v. Kaufmann aber, der nicht müde ward, dem Emir die Freundschaft Rußlands zu versichern, sandte die schmeichelhaftesten Glückwünsche zu der getroffenen Wahl und sprach die Hoffnung aus, daß Abdullah Jan nach dem Beispiel seines Vaters ein Freund und Verbündeter des Kaisers sein werde[2]).

Lord Salisbury, der in dem Disraeli'schen Ministerium die indischen Angelegenheiten übernommen hatte, erkannte nun wohl die bedenkliche Lage, nicht aber die von Rußland drohende Gefahr. Und doch fehlte es nicht an Warnungen in dieser Beziehung. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Derby, hatte am 12. März 1875 den russischen Botschafter aufs Neue auf die große

[1]) Lord Napier von Magdala sah wenigstens später die Fehler dieser Politik ein. In einem Memorandum vom 20. Mai 1878 schreibt er: „Wir haben unglücklicher Weise Schir-Ali ungeschickt behandelt. Zuerst sahen wir ruhig zu, wie er um Leben und Herrschaft kämpfte, bereit, Jeden anzuerkennen, der schließlich Meister von Afghanistan blieb. Dann, als er seine Feinde unterdrückt hatte, bot er uns ein Bündniß an, aber wir waren nur zu einem halben Bündniß mit ihm bereit. Er war bereit, uns zu vertrauen, wenn wir ihm trauen wollten, wir schlugen vor, ihn zu binden, wollten aber selbst frei bleiben und lehnten den Vorschlag ab. — Unsere Politik meisterlicher Unthätigkeit, oder vielmehr des Zurückweichens vor jeder Schwierigkeit, bis das, was Anfangs leicht hätte unterdrückt werden können, zu ernster Gefahr geworden ist, hat zu lange gedauert und wird, wenn man dabei beharrt, zum Unheil führen."

[2]) Corresp. p. 10.

Bedeutung hingewiesen, welche Merv in den Augen der indischen Regierung habe und daß ein Vormarsch Rußlands auf dasselbe der einzige Fall sei, welcher wahrscheinlich ein Vorrücken der britischen Truppen gegen Westen veranlassen könne[1]). Fürst Gortschakoff erwiderte darauf mit einer Denkschrift, in welcher er die Behauptung wiederholte, daß in den früheren Verhandlungen Afghanistan als intermediäre Zone angenommen und Rußland zugesagt, dasselbe als außer dem Bereich seines Einflusses zu betrachten. Dabei aber sei stets vorbehalten, daß beide Mächte ihre Actionsfreiheit behielten und er könne England nicht das Recht zugestehen, diejenige Rußlands zu beschränken, seinen Einfluß zu paralysiren und sich gegen mögliche Angriffe zu schützen. Lord Derby entgegnete darauf mit Recht (Oct. 25.), Lord Clarendon habe sofort hervorgehoben, als von der intermediären Zone, die zugleich neutral sein solle, die Rede gewesen, daß dies nicht auf Afghanistan anwendbar sei, weshalb man diese Idee fallen gelassen habe. Was immer die Gründe gewesen sein möchten, welche Rußland dazu geführt, gegen seine Wünsche weiter zu gehen, so stehe die Thatsache dieses Vorrückens seiner Grenzen fest, welche daher, da ähnliche Ursachen zu ähnlichen Ergebnissen führen würden, nicht als unbeweglich betrachtet werden könnten. Demgegenüber sei England berechtigt, darauf hinzuweisen, daß bei den Beziehungen, die einerseits zwischen den turkmenischen Stämmen und dem Emir von Afghanistan, andrerseits zwischen diesem und Indien beständen, ein Vordringen Rußlands gegen die Grenze von Afghanistan, wie z. B. die Besetzung Mervs, wodurch ersteres unmittelbarer Nachbar des letzteren würde, Verwicklungen herbeiführen müsse, die zu vermeiden im gegenseitigen Interesse liege, denen gegenüber sich England aber seinerseits freie Hand bewahren müsse. Hierauf erfolgte am 15. Febr. 1876 die Antwort, Rußland halte seine Versicherung aufrecht, Afghanistan als außer seiner Sphäre liegend zu betrachten, sehe die als wenig praktisch anerkannten Erörterungen über die Zwischenzone als geschlossen an und nehme an, daß beide Theile bei voller Actionsfreiheit den beiderseitigen Interessen und Bedürfnissen Rechnung tragen würden und möglichst (dans le mesure du possible) eine unmittelbare Berührung, sowie Collisionen zwischen den Asiatischen Staaten, die unter ihren Einfluß fielen, vermeiden würden. Rußland nahm also thatsächlich für sich volle Freiheit der Action in Anspruch; gleichzeitig kam ein Bericht der indischen Regierung, welche aus sicherer Quelle meldete, daß der Verkehr zwischen General v. Kaufmann und Schir-Ali ein sehr lebhafter geworden und keineswegs, wie Fürst Gortschakoff auf diesbezügliche Klage erwiderte, ein bloßer Austausch von Höflichkeiten „conforme aux usages de l'Orient" sei, sondern einen sehr bestimmten politischen Inhalt angenommen und sich sowohl auf die auswärtigen wie die inneren Angelegenheiten beziehe; daß auch der Emir, der diese Mittheilungen Anfangs mit Mißtrauen aufgenommen, jetzt in herzlichem Tone darauf antworte und sie der indischen Regierung verhehle[2]). Gleichwohl sah Lord Salisbury das Uebel nur darin, daß England keinen wirklichen Vertreter in Afghanistan habe, der vollständig berichten und wirksame Vorstellungen machen könne, und beauftragte die

[1]) Staatsarchiv XXXV. Nr. 6826—30.
[2]) Staatsarchiv XXXV. Nr. 6833—41.

indische Regierung die nöthigen Schritte zu thun, um britische Agenturen in Herat und Kandahar einzusetzen. Lord Northbrook und sein Rath machten hingegen ernste Vorstellungen, weil der Emir hierauf nicht eingehen werde und seine Weigerung die Beziehungen zu ihm nur verschlechtern könne. Da Salisbury auf seiner Ansicht bestand, reichte der Vicekönig seine Entlassung ein und ward durch Lord Lytton ersetzt, dessen erster Schritt war, Schir-Ali eine Gesandtschaft anzukündigen, um ihm mitzutheilen, daß die Königin den Titel einer Kaiserin von Indien angenommen; der Emir lehnte den Empfang der Gesandtschaft ab, da er nicht für deren Sicherheit einstehen könne und dann auch nicht weigern könne, einen russischen Agenten zu empfangen, was, wie er früher bereits angedeutet, große Unzuträglichkeiten haben würde. Eine neue Besprechung in Peschauer mit Sir Lewis Pelly, die erst nach langer Verhandlung zu Stande kam, hatte keinerlei Ergebniß, obwohl man englischerseits jetzt bereit war, im Wesentlichen alle früheren Wünsche des Emirs zu befriedigen.

Am ungünstigsten aber wirkte auf Englands Stellung in Asien seine Politik in der russisch-türkischen Verwicklung und dem folgenden Kriege, die sich nur durch die vollkommene Verkennung der Thatsache erklärte, daß Rußland sein natürlicher Gegner in Asien war und es somit geboten war, die Pforte zu stützen, welche immerhin noch das stärkste Bollwerk zwischen beiden bildete. Zu spät hat Disraeli auf dem Berliner Congreß die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn England fest gesprochen hätte, es nicht zum Krieg gekommen wäre, es ward eben nicht fest gesprochen. Er ließ es zu, daß der kläglichste Minister, der je die Siegel des Auswärtigen Amtes geführt, Lord Derby, der sich schon 1867 in der Luxemburger Frage um jeden Credit gebracht und nun ganz unter dem Einfluß Schuwaloff's stand, jede Bewegung lähmte. Er sandte Lord Salisbury zur Conferenz nach Constantinopel, wo dieser mit General Ignatieff Hand in Hand ging, ohne daran zu denken, welchen Eindruck diese Verbindung mit dem bestgehaßten Feinde des Islam im Orient machen mußte und den Sultan zu Zugeständnissen drängte, welche er als goldne Brücke zum Frieden betrachtete, während sie nur die Brücke wurden, auf der Rußland den Pruth überschritt. Jede Unterstützung Rumäniens, das so dringend wünschte seine Neutralität zu wahren, ward abgelehnt, passiv sah man dem langen Kampf um Plewna zu, während es voraussichtlich nur einiger englischer Ingenieure bedurft hätte, um die Festung zu halten, und erwachte dann wie aus langem Traum mit Schrecken, als das russische Heer den Schipkapaß überschritt und der Widerstand der Türkei zusammenbrach.

Konnte nun auch England am Bosporus auf Unterstützung anderer Mächte rechnen, so gestalteten sich die Dinge in Asien, wo dies nicht der Fall war, um so ungünstiger für dasselbe. Unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges hatte Lord Salisbury in einer außerparlamentarischen Rede erklärt, die Befürchtungen eines Conflicts zwischen England und Rußland in Asien seien ein Nachtgespenst (Indian nightmare), welches am einfachsten durch den Gebrauch hinlänglich großer Karten beseitigt werde. Als aber der Vertrag von San Stefano das Maß englischer Geduld erschöpft hatte und Salisbury, der auswärtiger Minister geworden, seine Politik mit dem stolzen Circular vom 1. April 1878 einleitete, in dem er er-

klärte, England werde die Ausführung dieses Friedens nicht dulden, da gewann plötzlich jenes indische Nachtgespenst sehr greifbare Gestalt in der Person eines in Kabul auftauchenden russischen Gesandten. General v. Kaufmann hatte nicht umsonst seine Beziehungen zu Schir-Ali gepflegt und sandte nun, als England sich anschickte, Rußland am Bosporus entschiedenen Widerstand zu leisten, den General Stoletieff nach Kabul, um den Emir „von Allem zu unterrichten, was in seiner Seele verborgen sei" und ihm die Vortheile eines engen Bündnisses mit Rußland darzulegen. Der General ward mit großer Auszeichnung aufgenommen und ein Vertrag kam zu Stande, nach dem dauernde Freundschaft zwischen der russischen Regierung und Schir-Ali wie seinem Nachfolger bestehen soll; erstere verpflichtet sich, letzterem gegen auswärtige Angriffe, die er nicht selbst zurückweisen kann, beizustehen und wird Jedermann zur Rechnung ziehen, der gegen ihn Ränke spinnt oder sich auflehnt. Dagegen wird der Emir keinen Krieg mit irgend einer fremden Macht ohne Rußlands Rath und Zustimmung führen und Alles, was in seinem Reiche vorgeht, sowie alle sonstigen wichtigen Angelegenheiten und seine Wünsche dem General v. Kaufmann mittheilen[1]). Ein Vormarsch von Taschkend gegen Indien begann, indem 15,000 Mann über Samarkand südwärts rückten, während 4000 Mann bestimmt waren, von Tchikislar gegen Merv vorzudringen. Diese Umstände waren es, welche Lord Salisbury zu seinem geheimen Abkommen vom Mai mit Graf Schuwaloff bestimmten, das durch eine Indiscretion so unliebsam an die Oeffentlichkeit kam und das man nicht ohne Grund in England „surrender" nannte[2]); denn es war eine erzwungene Uebereinkunft, Rußland in der türkischen Frage halbwegs entgegenzukommen, abgenöthigt durch die plötzliche Entdeckung, daß das Beharren auf der Politik des Circulars sofort einen russischen Marsch gegen die nordindische Grenze in Verbindung mit einem feindlichen Afghanistan zur Folge haben werde — eine Aussicht, die, an sich schon ernst, noch gefährlicher dadurch wurde, daß man vollkommen unvorbereitet darauf war, ja indische Truppen nach dem Mittelmeer eingeschifft hatte. Erst durch dieses Abkommen ward der Berliner Congreß möglich; aber wenn auf demselben Rußland, was die Balkanhalbinsel betraf, dem vereinten Europa erhebliche Zugeständnisse machen mußte, so hatte Lord Beaconsfield sehr wenig Ursache, auf den „Frieden mit Ehren" stolz zu sein, den er nach London zurückbrachte. Verhinderte auch auf der Balkan-Halbinsel das deutsch-österreichische Bündniß die von Rußland beabsichtigte Durchlöcherung des Berliner Vertrags, den Fürst Dondakoff-Korsakoff als „musique d'Offenbach" bezeichnen zu können glaubte, so gestalteten sich die Dinge in Asien, wo England auf Unterstützung anderer europäischer Mächte nicht rechnen konnte, um so ungünstiger für dasselbe.

III.

Die russische Gesandtschaft nach Kabul, welche Herr v. Giers noch am 3. Juli vollständig in Abrede stellte[3]), hatte die indische Regierung begreiflicher Weise in

[1]) Corresp. p. 1881 p. 16 ff. Dieser Vertrag war damals England nicht bekannt, wohl aber meldete der Vicekönig telegraphisch die bevorstehende russische Mission. Corresp. 1878 p. 226.

[2]) Corresp. 1878 p. 128 ff.

[3]) Staatsarchiv XXXV Nr. 6849: „No such mission had been, or was intended to be

große Aufregung versetzt, und sie erklärte Lord Salisbury, daß diese Lage sofortiges Eingreifen nöthig mache, da es bald in ganz Indien bekannt sein werde, daß General Stoletieff mit den größten Ehren in Kabul empfangen worden, während man englischen Officieren den Zutritt geweigert. Die russische Regierung habe vorgeschlagen: 1) Zulassung von Consuln in Kabul und andern Plätzen; 2) Besetzung von vier Plätzen an der Grenze Afghanistans durch russische Truppen; 3) den Bau einer Straße von Samarkand nach den Hauptstädten Afghanistans; 4) Erlaubniß, diese für russische Truppen gegen Indien zu benutzen; 5) Anlegung eines Telegraphennetzes zwischen den russischen Besitzungen und den afghanischen Städten; 6) Lieferung von Unterhalts- und Transportmitteln an die russischen Truppen gegen Bezahlung, wenn Rußland es wünschenswerth finde, kriegerisch gegen Indien vorzugehen, wogegen es sich verpflichte, den Emir gegen alle äußeren und inneren Feinde zu vertheidigen. — Solchen Vorgängen gegenüber unthätig zu bleiben, hieße Afghanistan ebenso unter russischen Einfluß fallen lassen wie die Khanate; es müsse sofort der Empfang einer britischen Gesandtschaft in Kabul gefordert werden. Nachdem nun der Berliner Friede geschlossen war, wandte sich Lord Salisbury aufs Neue nach Petersburg und forderte, daß die getroffenen Maßregeln rückgängig gemacht würden. Herr v. Giers erwiderte, er sei mit den militärischen Maßregeln nicht vollkommen bekannt, jedenfalls habe Rußland dazu bei drohendem Kriege ein ebenso gutes Recht gehabt, wie England indische Truppen in die Levante zu senden, alle militärischen und politischen Vorkehrungen aber seien jetzt sistirt; auf die Forderung der Rückberufung der Gesandtschaft erwiderte er, daß dieselbe nur d'un caractère provisoire et de pure courtoisie gewesen. Der Kaiser, bemerkte Fürst Gortschakoff dem englischen Botschafter, werde nie sein Recht aufgeben, freundschaftliche Gesandtschaften an irgend welche fremde oder benachbarte Souveräne zu schicken, er sei eben der Herrscher über 80 Millionen. Indeß war nicht bloß Oberst Rozgonoff vom Gefolge Stoletieff's in Kabul geblieben, sondern auch letzterer führte die Verhandlungen fort und noch Ende 1878 ward Oberst Grodekoff nach Kabul gesandt. Am 9. October schrieb Stoletieff dem afghanischen Minister Schah Mohammed, er sei Tag und Nacht in Sachen des Emirs thätig; kein Reich sei dem des Kaisers gleich, deshalb möge er jedem Rath desselben, der ein so treuer Freund Afghanistans sei, sein Ohr leihen; der Feind des Islam (England) wolle Frieden mit dem Emir durch den Sultan machen, „deshalb mögt ihr nach euern Brüdern jenseits des Flusses (Indus) blicken; wenn Gott sie erregt und das Schwert des Kampfes in ihre Hand gibt, so geht in Gottes Namen vorwärts, wo nicht, so seid wie eine Schlange, macht scheinbar Frieden und bereitet euch insgeheim auf den Krieg" [1]). Schir-Ali, der auf diese Versicherungen baute, antwortete, die

sent to Cabul, either by the Imperial Government or by General Kaufmann. Mr. de Giers denied, as far as he was aware, that there had been any intrigues with the Ameer of the nature to which I had alluded."

[1]) Dem gegenüber meinte der russische Botschafter in London, Fürst Lobanoff, noch am 28. Januar 1881, die Correspondenz enthalte nichts, was nicht einfach „of a complimentary character" sei, und es könne Rußland bei dem drohenden Kriege nicht verargt werden, daß es sich die für England ungünstige Stimmung des Emir zu Nutze gemacht habe. Lord Granville

Engländer zeigten sich immer feindseliger gegen ihn und es bleibe ihm nur übrig, ihnen mit den Waffen zu widerstehen, und übersandte zugleich ein Schreiben an den Kaiser, in dem er um Hilfe bat. Darin sollte er sich freilich täuschen; England, das bereits im Frühjahr Quetta besetzt hatte, forderte nunmehr bestimmt die Zulassung einer dauernden Gesandtschaft, und als diese an der Grenze feindlich zurückgewiesen ward, überschritt ein Heer dieselbe. Auf das Hilfegesuch erwiderte General v. Kaufmann, England habe seiner Regierung versichert, daß es nichts gegen die Unabhängigkeit Afghanistans beabsichtige, er möge daher Frieden mit demselben machen; es sei ihm unmöglich, im Winter Truppen zum Beistand zu schicken. Auf die dringend wiederholten Bitten um Hilfe erwiderte Kaufmann, der Rath des Kaisers sei, die Engländer hinzuhalten (to treat them with deceit and deception), bis die kalte Jahreszeit vorüber sei, dann werde er ihm zu Hilfe kommen und die Engländer entweder durch einen Congreß veranlassen, jede Einmischung in Afghanistan aufzugeben, oder es werde zu einem großen Kriege kommen.

Indeß General Roberts drang rasch nach Kandahar vor, Schir-Ali überließ die Regierung seinem Sohne Jakub Khan, den er aus dem Gefängniß befreite und floh nach Turkestan, wo er am 21. Februar 1879 starb; am 8. Mai erschien Jakub Khan im britischen Lager und erklärte sich bereit, Englands Friedensbedingungen anzunehmen; am 29. Mai ward der Friedensvertrag zu Gundamak unterzeichnet. Die Grenzpässe des Gebirgszuges, der westlich vom Indus die Nordwestgrenze Indiens bildet, wurden an dasselbe abgetreten und somit die wissenschaftliche Grenze hergestellt, welche Lord Beaconsfield als Ziel des Krieges bezeichnet hatte; der Emir versprach, einen englischen Gesandten in Kabul zu empfangen, seine Beziehungen zu fremden Staaten nach dem Rath der britischen Regierung zu regeln und gegen keinen derselben ohne ihre Zustimmung Verbindlichkeiten einzugehen oder die Waffen zu ergreifen, wogegen England ihm Schutz gegen jeden auswärtigen Angriff und eine jährliche Subsidie von 6 Lakh-Rupien versprach. Aber uneingedenk des tragischen Endes von Burnes und Mac Naghten als englische Gesandte in Kabul, ließ man Major Cavagnari als solchen mit geringem Gefolge dorthin gehen, wo Anfang Juli ein Aufstand ausbrach, in welchem er mit allen seinen Genossen getödtet ward. Jakub Khan betheuerte, hieran unschuldig zu sein und stellte sich als Beweis dafür selbst im britischen Lager ein; aber nach der Einnahme Kabuls ergaben sich schwere Verdachtgründe gegen ihn[1]), er dankte ab und wurde als Gefangener nach Peschauer abgeführt.

---

bemerkte darauf, daß in den Briefen, die drei Monate nach dem Berliner Frieden geschrieben seien, sich einige „very disagreable passages“ befänden. Lobanoff wollte dies damit entschuldigen, daß Stoletieff damals (am 9. October!) noch keine Nachricht vom Abschluß des Friedens gehabt, worauf der Minister erwiderte, daß zwei Briefe des Generals, einer nach seiner Rückkehr von Rußland nach Taschkend, der andere aus Livadia sei, auf welche diese Erklärung nicht passen könne. (Staatsarchiv 7355—79.) Gleichwohl glaubte Lord Northbrook, der frühere Vicekönig von Indien, noch in der Debatte des Oberhauses vom 3. März 1881 diese Briefe, die doch nur ein Glied einer zusammenhängenden Kette waren, als eine „oriental romance“ bezeichnen zu können! (Hansard CCXL.)

[1]) Robert's Bericht vom 7. Nov. 1879. Certain evidence had lately been brought before the Inquiry commission which tended to prove him guilty of culpable weakness and neglect

Der Feldzug hatte mit einer vollkommenen Niederlage der Afghanen geendet und das scharfe Gericht, das General Roberts über die Anstifter des Aufstandes hielt, eine heilsame Furcht unter der fanatischen Bevölkerung Kabuls verbreitet. Was Schir-Ali's Pläne gewesen waren, zeigten die Befestigung der Stadt und die dort aufgehäuften Vorräthe an Kriegsmaterial, vornehmlich aber sein mehrerwähnter Briefwechsel mit General v. Kaufmann, der dort den Engländern in die Hände fiel. Derselbe, sowie die Menge des umlaufenden russischen Geldes in dem so armen Lande bewiesen, wie eng die Verbindung zwischen dem Emir und Rußland gewesen war. Aber ehe das Ministerium Beaconsfield mit seinen Absichten über die Zukunft Afghanistans zu einem praktischen Ergebniß gekommen war, fiel dasselbe und an die Spitze der Regierung trat Gladstone, dessen Hauptziel war, die Politik seines verhaßten Nebenbuhlers umzukehren. Dies läßt sich allerdings nicht von der Wahl des Nachfolgers in Afghanistan sagen; der Sohn Jakub's, Musa Khan, war ein Knabe von zehn Jahren, eine Regentschaft hätte zu keinen haltbaren Zuständen führen können, unter den Sirdars fand sich Keiner, der Erbansprüche oder besondere Fähigkeiten für den Thron besessen hätte. Eyub-Khan, der Herat noch in seiner Botmäßigkeit hielt, war ein entschiedener Feind Englands, so blieb als Nachfolger aus der bisherigen Dynastie nur Abdurrahman-Khan, Enkel Dost-Mohammed's und Neffe Schir-Ali's, der, wie erwähnt, bisher in der Verbannung in Taschkend gelebt hatte. Seine dortigen Beziehungen zu General v. Kaufmann waren unklar, nach dem Beginn des Krieges verschwand er von dort, ob mit russischem Auftrage oder auf seine Hand, indem er hoffte, den erledigten Thron an sich zu bringen, steht dahin. Er war unzweifelhaft ein tapferer und energischer Mann, der bei den Afghanen in Ansehen stand und als der einzige erschien, der den Frieden von Gundamak durchführen konnte; hatte er lange Zeit ein russisches Jahrgehalt genossen, so konnte England allein ihm jetzt das Ziel seines Ehrgeizes, die Krone bieten. In einem zu Anfang April berufenen Durbar der vornehmsten Sirdars erklärten General Roberts und der Civil-Commissar Sir Lepel Griffin, England sei bereit, seine Truppen zurückzuziehen, wenn ein Emir gewählt würde, der mit dem indischen Reiche freundschaftliche Beziehungen unterhalten wolle, und empfahlen Abdurrahman für den Thron. Der Vorschlag ward günstig aufgenommen und gleichzeitig lief ein Schreiben Abdurrahman's an General Roberts ein, in welchem derselbe seine Bereitschaft sich der englischen Regierung zu unterwerfen und die Hoffnung aussprach, daß sein langer Aufenthalt auf russischem Gebiete ihn nicht verdächtig mache; er habe niemals die geringste Unterstützung an Geld und Mannschaft von den Russen empfangen, sei herzlich nach seiner Rückkehr aufgenommen und hoffe sicher auch die Stimmen des übrigen Landes zu erlangen, wenn die britische Regierung ihn als Emir annehmen wolle. Das Ministerium Gladstone führte daher in dieser Frage nur die Politik seiner Vorgänger aus, indem es in einem Durbar der vornehmsten Sirdars Abdurrahman Khan am 22. Juli als Emir anerkannte. Die Ruhe war damit allerdings noch nicht hergestellt. Eyub

during the attack on the Residency and to show that he was using his influence against us. (Staatsarchiv Nr. 7079.)

Khan hatte dem General Burrows eine empfindliche Niederlage beigebracht und wurde erst am 1. September von Roberts entscheidend geschlagen, worauf er nach Persien floh; aber auch im übrigen Lande hatte Abdurrahman seine Autorität erst zu begründen. Um so zweifelhafter erschien dafür der Entschluß des Ministeriums, Afghanistan, Kandahar eingeschlossen, in kürzester Frist vollständig zu räumen, wie eine Depesche des Ministers für Indien, Lord Hartington, vom 11. November verkündete, obwohl General Roberts, der die Verhältnisse doch am genauesten kannte, sich in einer ausführlichen Denkschrift entschieden dagegen ausgesprochen und dargelegt hatte, daß, da jeder Angriff auf Indien den Weg über Herat und Kandahar nehmen werde, letzterer Platz dauernd von England besetzt gehalten werden müsse, während auch er rieth, im Uebrigen die Afghanen so viel wie möglich sich selbst zu überlassen. Lord Lytton gab demzufolge seine Entlassung und auf seinen Antrag sprach sich am 4. März 1881 das Oberhaus mit 165 gegen 76 Stimmen gegen die Absicht der Regierung aus; doch siegte dieselbe im Unterhaus, wo ein gleicher Antrag Stanhope's am 25. März mit 336 gegen 216 Stimmen verworfen ward.

Es läßt sich heute kaum bestreiten, daß dieser Schritt ein entschiedener Fehler war; die Regierung behauptete zwar, es gebe keinen Mittelweg zwischen vollständiger Räumung und Einverleibung, ein Angriff einer fremden Macht sei nicht zu besorgen, und falls ein solcher überhaupt einmal komme, werde es besser sein, denselben innerhalb der Grenzen Indiens auszufechten, als dem Feinde auf halbem Wege in Afghanistan entgegenzutreten; indessen beide Gründe können schwerlich als stichhaltig gelten. So gewiß an sich ein möglichst starkes Afghanistan für die Sicherheit Indiens ein Bedürfniß ist, so fehlt es doch sehr an den Bedingungen, die dafür nöthig sind. Herat, Kandahar, Kabul und das afghanische Turkestan sind Länder, die durchaus von einander verschieden, von den mannigfaltigsten Nationalitäten bewohnt, nur durch Eroberung zusammengeschweißt sind. Deshalb bildet die Geschichte Afghanistans einen selten unterbrochenen Bürgerkrieg, und verhältnißmäßige Ordnung herrschte nur, seit Dost-Mohammed seine Herrschaft gesichert bis zu seinem Tode. Das afghanische Turkestan, das er unterworfen, stand unter Schir-Ali nur in sehr losem Abhängigkeitsverhältniß; Herat hatte sich wiederholt empört, die Besetzung Kandahars gab somit einen festen Punkt, von dem aus bei neuen Störungen die Ruhe rasch wiederhergestellt werden konnte. Widerstand der Bevölkerung war nicht zu besorgen, da ein großer Theil derselben nicht afghanisch ist, sie würde im Gegentheil bald die Wohlthat eines festen Regiments erfahren haben; hatten sich doch im Gebiete von Quetta ein Jahr nach dessen Besetzung die Einnahmen des Khans verdoppelt. Die Behauptung dieses wichtigen Punktes konnte daher nur zur Beruhigung des noch tief erschütterten Landes beitragen und somit Abdurrahman's Stellung stärken, zumal nach der geographischen Lage Kandahars, an der äußersten Südgrenze gegen Beludschistan, es kaum als verlängerte Besetzung Afghanistans gelten konnte, wenn die britischen Truppen dort blieben, während England dadurch eine Bürgschaft für die Beobachtung des Vertrages von Gundamak erhielt. Was aber die strategische Bedeutung des Platzes betrifft, so widersprachen, außer Lord Lawrence, fast alle Autoritäten der Ansicht

der Regierung. So erklärte Lord Napier of Magdala in einer Denkschrift vom 30. Mai 1878: „Es ist oft von Leuten, die ein maßgebendes Urtheil in Anspruch nahmen, behauptet, daß wir sicher sein werden, wenn wir innerhalb unserer Gebirgsgrenze blieben. Aber dies widerspricht aller Geschichte. Eine Bergkette, die an vielen Stellen durchbrochen werden kann, gibt denen keine Sicherheit, die sich hinter derselben verbergen. Indien ist oft durch seine Bergscheide angegriffen, die niemals vertheidigt wurde, es wartete, um den Kampf in seinen eigenen Ebenen auszufechten und wurde jedesmal geschlagen. Wie viel hat Oesterreich verloren, indem es seine böhmischen Gebirge nicht vertheidigte! Was hätte die Stellung der Türken sein können, wenn sie die Balkanpässe hinreichend gesichert hätten[1])". Der Besitz Kandahars, zwischen Herat und Kabul, hätte eine ganz andere defensive Kraft gehabt, als die verhältnißmäßig gebrochene Linie des Gebirgskammes; mit der verbesserten indischen Grenze hätte man so die wilden Stämme jenseits derselben ruhig gehalten und nach der anderen Seite hin den Frieden zwischen Afghanistan, Beludschistan und Persien, sowie Einfluß auf letzteres gesichert, zumal die Verbindung mit dem Meere über Kurachi leicht war. Und welches Ansehen hätte England durch eine solche Stellung den Asiaten gegenüber gewonnen, denen der Rückzug nur als ein unbegreiflicher Beweis von Schwäche erscheinen mußte! Konnte die Ersparung ihrer Kosten von ½—1 Mill. £, die Gladstone vornehmlich am Herzen lag, in Betracht kommen, wenn man dadurch künftigen Verwickelungen vorbeugte? Stände England jetzt stark in Kandahar und hätte es, statt die Eisenbahn nach Quetta aufzugeben, dieselbe von dort nach Kandahar fortgeführt, außerdem vielleicht Girischk am Helmend besetzt, so wäre das eine Armee von 20,000 Mann werth.

IV.

Rußland hatte sich gegenüber den Ereignissen von Afghanistan ruhig verhalten und General Kaufmann, der gleich wieder an Abdurrahman geschrieben, alle Beziehungen zu dem neuen Emir untersagt[2]); aber man erkannte russischerseits wohl, wie sehr der afghanische Erfolg der Engländer die Stellung derselben in Asien wieder gehoben hatte und war entschlossen, ihn durch einen wirksamen Gegenzug wett zu machen. Dafür konnte Rußland nichts Besseres wünschen, als den Sturz Beaconsfield's und die Nachfolge Gladstone's; hatte derselbe doch in seinen Midlothian-Reden erklärt, daß er nichts von dem Vordringen Rußlands in Asien befürchte, daß solche Befürchtungen nicht besser als die eines alten Weibes seien und der afghanische Krieg nur durch thörichte Eifersucht in Bezug auf Pläne Rußlands veranlaßt sei, die unmöglich und unausführbar seien. Es nahm daher nun energisch die von Rawlinson als dritte und gefährlichste bezeichnete Parallele in Angriff. Schon Peter der Große hatte die Bedeutung Transkaspiens erkannt; bei seinem Besuche in Astrachan 1722 bemerkte er, daß jene unwirthbaren Steppen der Schlüssel und das Thor von ganz Mittelasien seien; er eroberte Derbend, Baku, Ghilan, Mazenderan und Astrabad, die sechszehn Jahre später sämmtlich

[1]) Corresp. 1878 p. 228.
[2]) Staatsarchiv Nr. 7375.

von Nadir-Schah wiedergenommen wurden. Erst 1798 begann Rußland aufs Neue südöstlich vorzudringen, was dann 1828 in dem Frieden von Turkomantschaï, der Persien Nakitchevan und Erivan entriß, zu dem jetzigen Besitzstand führte. Wie erwähnt, hatte es 1865 zum ersten Male durch die Gründung von Krasnowodsk seinen Fuß auf das östliche Ufer des Kaspischen Meeres gesetzt, was, wie der Kaiser dem britischen Botschafter bemerkte, kaum eine Eroberung zu nennen, da das Gebiet so gut wie herrenlos und Persien die bündigste Versicherung gegeben sei, daß die Atreckgrenze eingehalten werde; es handle sich nur darum, Handelsverbindungen zwischen dem Kaspischen Meere und dem Amu-Darja herzustellen[1]). Bisher mußte der ganze russisch-asiatische Handel, abgesehen von der Verbindung mit dem persischen Astrabad, über die nördliche Straße Khokand, Taschkend, Fort Alexandrow und den Aralsee gehen; die südlicheren Straßen vom Kaspischen Meere nach dem Amu-Darja und längs des Atreck nach Herat waren außer Frage, da sie durch die Wüste Kara-Kum führten, die mit ihren verschiedenen Oasen seit Menschengedenken von den räuberischen Turkmenenstämmen bewohnt wurden, welche allen Handel unmöglich machten, ja ihre Razzias tief bis in das nördliche Persien hinein erstreckten, die Städte und Dörfer plünderten und verwüsteten, die Einwohner tödteten oder auf die Sklavenmärkte Mittel-Asiens schleppten; selbst die Karawanen von Teheran nach Mesched bedurften starken militärischen Schutzes. Auch eine directe Straße vom Kaspischen Meere nach Khiva hätte den Zweck nicht erfüllt, da die Wüste, welche sie durchschnitt, wasserlos ist und die eigentlichen Festen der Turkmenen nicht berührt hätte, von denen aus die Karawanen beraubt wären, welche außerdem durch das schlimme Klima der Steppe — im Winter Schneestürme, im Sommer brennende Hitze — schwer leiden mußten. Sollte also hier Ordnung und Verkehr geschaffen werden, so war die Unterwerfung dieser Stämme durchaus nothwendig, gerade so, wie erst russische Kriegsschiffe ihre Seeräuberei und den Sklavenhandel auf dem Kaspischen Meere hatten unterdrücken können[2]).

War nun die Absicht Rußlands wirklich nur, einmal sich eine Handelsstraße längs des Atreck nach Herat zu schaffen, andererseits den Amu-Darja in sein altes Bett zu leiten, das sich von Kunga-Urgend, im Norden Khiva's, ununterbrochen bis zum Balchanbusen des Kaspischen Meeres erstreckt, so wäre es nicht bloß ehrlicher, sondern auch klüger gewesen, offen zu erklären, daß es dazu nothwendig sei, die Turkmenen zu unterwerfen, statt Jahre lang zu versichern, man wolle nur die Stämme in der Nachbarschaft des Kaspischen Meeres für ihre Räubereien züchtigen, denke aber nicht daran, etwas gegen Merv zu unternehmen, sondern wolle vielmehr 200 Werst vor demselben stehen bleiben. Gegen die Herstellung einer solchen gesicherten Handelsstraße vermochte England gar keinen triftigen Einwand zu erheben, denn als solcher konnte doch nicht gelten, daß dadurch sein Handel leiden würde; es hatte auch gar kein Mittel, den russischen

[1]) Staatsarchiv Nr. 5118.

[2]) Ueber die Turkmenen cf. C. O'Donovan, The Merv Oasis, travels and adventures east of the Caspian, 2 vol. London 1881, und Moser, Le pays des Turcmans. Rev. des deux Mondes 15. Mai 1885.

Vormarsch zu hindern, da es dabei nicht einmal auf die Unterstützung Persiens rechnen konnte. Denn einerseits war für dessen nördliche Gebiete die Beseitigung der turkmenischen Räubereien eine wahre Wohlthat, andererseits war es so von Rußland abhängig, daß ein Widerstand außer Frage war. Diese Abhängigkeit mußte aber natürlich durch das Vordringen der Russen längs des Atreck noch gesteigert werden, wie der englische Gesandte in Teheran bereits in einem Berichte vom 14. März 1869 bemerkte, in welchem derselbe bestimmt voraussagte, daß Rußland sich diese Straße nach Osten bahnen werde. War man englischerseits aber überzeugt, daß es damit Angriffszwecke verfolge[1]), so war das einzig Richtige, in Petersburg bestimmt zu erklären, daß man eine Besetzung der Punkte, welche man für die Sicherheit Afghanistans als maßgebend erachtete, also namentlich Merv und Saraks, nicht dulden werde, zumal für die von Rußland beabsichtigte Straße der Besitz des erheblich nördlich gelegenen Mervs nicht nöthig war. Statt dessen erschöpfte man sich in fortwährenden Vorstellungen gegen ein Vorgehen auf Merv, die der russischen Regierung nur den Eindruck geben konnten, daß England nicht handeln werde, und ließ sich mit Versicherungen abspeisen, über deren Werthlosigkeit die Geschichte der früheren Verhandlungen keinen Zweifel lassen konnten.

Die Russen hatten 1871 Tschikislar besetzt, dann nach der Unterwerfung Khiva's ein großes Blutbad unter den Yomuts angerichtet, in den folgenden Jahren die Göklens am Atreck unterworfen und eine schmalspurige Bahn von Michailowsk nach Kizil-Arvat begonnen. Der stärkste Stamm aber waren die Achal-Tekkes, die sich zu verzweifelter Gegenwehr rüsteten und, wie einer ihrer Führer selbst O'Donovan erzählte, dabei wenigstens auf mittelbare Hilfe der Engländer rechneten, die, wie sie glaubten, Herat besetzen und ihnen von da aus die Hand reichen würden[2]). Gegen sie erlitt bei einer von General Lazareff mit

---

[1]) An bezeichnenden Winken hierfür fehlte es selbst russischerseits nicht. Am 16. Juli 1879 bemerkte Hr. v. Giers dem englischen Botschafter, daß, obwohl man nicht beabsichtige nach Merv zu gehen oder irgend etwas zu thun, was als Drohung gegen England ausgelegt werden könnte, letzteres sich doch darüber nicht täuschen möge, daß das Ergebniß des jetzigen Vorgehens sein werde, Rußland eine Operationsbasis gegen England für den Fall zu geben, daß es durch die Besetzung Herats seine jetzige Stellung in Mittelasien bedrohe. Der Botschafter wagte darauf nicht einmal den Minister an die zahlreichen Versicherungen zu erinnern, daß Afghanistan außerhalb der Actionssphäre Rußlands liege, sondern erwiderte nur, daß von einer Besetzung Herats keine Rede sei, und es leicht sein werde, zu einer Verständigung zu kommen, welche den beunruhigenden Verdacht abschneiden würde, den der Vormarsch russischer Truppen begreiflicher Weise errege.

[2]) O'Donovan („The Merv Oasis") schreibt nach seiner Unterhaltung mit Durdi-Bey: „Hätten die Tekke-Turkmenen sich in ihrer Oase vollkommen isolirt gefunden und keinerlei Hoffnung auf Beistand von Außen gehabt, so glaube ich, hätten sie sich sehr viel früher unterworfen. Ich kann nicht umhin zu glauben und habe Gründe dafür, daß Lord Beaconsfield's Regierung ihnen Anlaß gab, ihre Hoffnungen auf etwas Bestimmteres als ihre eigenen Illusionen zu gründen. Sicher hätte es, so lange eine Möglichkeit vorlag, mit Rußland über die Kabul-Frage in feindliche Berührung zu kommen, keine bessere Politik geben können, als den Turkmenen die Zuversicht einzuflößen, daß britische Soldaten von Herat zu ihrem Beistand heranrücken würden. Und ich bin überzeugt, daß man sie dies nicht nur glauben ließ, sondern es ihnen geradezu sagte. Der Rückzug der britischen Truppen in deren eigenes Gebiet, war der Todesstreich für ihre Hoffnungen (I. p. 468). Durdi-Bey versicherte, seine Landsleute wären für England von größtem Nutzen gewesen, um

ganz unzureichenden Kräften ausgerüsteten Unternehmung, General Lomakin, der versuchte, das befestigte Lager von Dengil-Tepe zu stürmen, am 1. September 1879 die schwerste Niederlage, welche je ein russisches Heer in Asien erfahren. Die Schadenfreude, mit der diese Nachricht von der englischen Presse aufgenommen wurde, war indeß ziemlich kurzsichtig, denn es lag auf der Hand, daß Rußland Alles aufbieten mußte, diese Scharte durch einen entscheidenden Sieg auszuwetzen; die Vorkehrungen dafür wurden in der umsichtigsten und umfassendsten Weise getroffen: am 11. Juni besetzte General Skobeleff Bami, die Eisenbahn ward bis dahin weiter geführt, was die Zufuhr von Lebensmitteln und den Nachschub von Truppen erleichterte; aber erst im December wurde Geok-Tepe mit 8000 Mann und 58 Kanonen eingeschlossen. Am 8. Januar setzten sich die Russen in den Vorwerken fest und nachdem die Festung, in der sich 30—40,000 Menschen befanden, eine letzte Aufforderung, sich zu ergeben, zurückgewiesen, wurde sie am 24. Januar nach verzweifeltem Widerstand der Tekkes gestürmt. Der Sieg war vollständig; mit den Wenigen, welche dem furchtbaren Blutbade, das die Russen anrichteten, entrannen und noch einen Plänklerkrieg zu führen versuchten, ward Skobeleff rasch fertig, zumal die persischen Behörden bereitwillig alle Flüchtlinge auslieferten. Der ganze Stamm unterwarf sich am 28. März, und der General erklärte alles von Turkmenen bewohnte Gebiet durch Recht der Eroberung als russisch. Der bedeutendste Führer Tokmé Serdar ging mit mehreren Abgeordneten nach Petersburg und überbrachte dem Kaiser die Huldigung der Achal-Tekkes. Ein Ukas vom 24. Mai 1881 verkündete die Einverleibung des „von den russischen Truppen besetzten Gebietes der Tekke-Turkmenen" und errichtete das neue „Transkaspische Territorium" unter dem Oberbefehlshaber der Kaukasus-Armee.

Herr v. Giers versicherte dem englischen Botschafter am 26. Januar, nach diesem entscheidenden Erfolge sei die Zeit für die Regierung gekommen, ihre Mäßigung zu zeigen und sich nicht in weitere militärische Verwicklungen hineinziehen zu lassen; er fügte am 8. März hinzu, der Kaiser habe ihn ermächtigt, zu erklären, daß keine Rede von einem Vormarsch auf Merv sei. „Nicht nur wünschen wir nicht dorthin zu gehen, sondern glücklicher Weise liegt auch nichts vor, das uns dazu bestimmen könnte." Der Botschafter glaubte eine Bestätigung dafür in der Ersetzung Skobeleff's durch General Rohrberg zu finden, der eines besonderen Rufs für Verwaltungsangelegenheiten genieße und nun geordnete Zustände dort herstellen solle[1]). Dies war in gewissem Sinne richtig; die Waffenarbeit der Russen gegen die Tekkes war beendet, kein Widerstand wurde hinfort gewagt, das in Trümmern liegende Askabad erhob sich rasch und ward ein bedeutender militärischer Platz, alle Räubereien hörten auf. Sodann kam es darauf

---

Rußland von Herat, sowie von andern Punkten, für die ihr Land der Schlüssel ist, fernzuhalten, und sie hätten nur in der Hoffnung, daß ihre Dienste benutzt werden würden, die glänzenden Anerbietungen Rußlands zurückgewiesen. Unter diesen sei auch der Vorschlag gewesen, daß die Tekkes mit Rußland und Afghanistan über Indien herfallen und die Engländer aus demselben vertreiben sollten" (p. 409).

[1]) Staatsarchiv. Nr. 7376—81.

an, die Grenze des neuen Gebietes gegen Persien festzustellen; die Unterhandlungen darüber begannen sofort im September in Teheran und am 21. December 1882 ward der bezügliche Vertrag unterzeichnet. Es stand bisher nur fest, daß der Atreck die Grenze bis Chat bildete; Rußland verlangte, diese längs des Flusses bis Pisch-Kaleh weiterzuführen, von wo ab sie dann in nordöstlicher Richtung auf Baba-Dormuz, unweit der persischen Stadt Lutfabad gehen sollte. Er gab indeß nach, daß diese nordöstliche Abbiegung bereits bei Chat beginnen und die Grenze dem Kamm des Somnu-Dagh, Sagirien und Kopet-Dagh folgen solle, bis sie Baba-Dormuz treffe. Persien trat also immerhin einen erheblichen Strich Landes mit den Forts Giamab und Kulkulab an Rußland ab, das sich nur verpflichtete, dort keine Befestigungen anzulegen und die Ansiedelung von Turkmenen nicht zu erlauben.

V.

Die nächste Entwickelung der Verhältnisse hing nun von dem Schicksal Merws ab. Dasselbe bildet die östlichste Oase der Wüste Kara-Kum, belegen am Murghab, der, von den afghanischen Bergen kommend, das Land durch ein Canalsystem bewässert. Es war eine der ältesten Städte der Welt, wird im Zend-Avesta erwähnt, ward später persisch und durch die geflüchteten Nestorianer ein christliches Erzbisthum; zwei Jahrhunderte später bemächtigten sich die Araber desselben. Seine Blüthe aber erreichte es unter türkischer Herrschaft im 11. Jahrhundert, es hieß damals „die Königin der Welt". — Dschingis-Khan's Sohn, Tuli-Khan, zerstörte es gänzlich, so daß von der Stadt kaum eine Spur übrig blieb. Seitdem wurde die Oase abwechselnd von uzbegischen und turkmenischen Stämmen bewohnt, die bald unter Khiva, bald unter Persien standen. Die jetzigen Bewohner sind verhältnißmäßig neue Einwanderer, sie kamen, wie die Achals, vor etwa 150 Jahren vom Norden als das Reich Nadir-Schahs nach dessen Tode zerfiel, drängten die damals in Merv ansässigen Stämme der Saryk- und Salor-Turkmenen nach Süden und blieben nach mannigfachen Wechselfällen im Besitz; gegen Persien führten sie einen beständigen Raubkrieg und brachten dem jetzigen Schah Nasreddin, der versuchte, sie zu unterwerfen, eine vollständige Niederlage bei. Die Wichtigkeit Merws liegt darin, daß es den Knotenpunkt aller Straßen bildet, welche vom Süden nach Turkestan führen. Zwei Straßen führen von dort nach Bochara, eine andere nach Khiva; die Oase war der letzte wichtige Punkt, welcher den Russen noch in dem Netze fehlte, mit dem sie die alte unabhängige Tartarei umfaßt und sie mußten dasselbe haben[1]), denn es konnte wieder werden, was es früher war, ein Mittelpunkt des Handels zwischen Iran und Turkestan. Die Merw-Tekkes hatten den Achals Beistand geleistet, aber die Russen waren nach dem Fall Geok-Tepe's nicht in der Lage, gegen Merw vorzugehen, da in dem Feldzug alle ihre Kameele gefallen waren. Die dortigen Aeltesten hatten beschlossen, sich unter britischen Schutz zu

[1]) Dies sah auch Rawlinson schon 1875 bestimmt voraus: „The pending expedition against the Turcomans is merely one of a series of movements that will almost infallibly lead the Russians to Merv. (England and Russia in the East 2. ed. p. 372.)

stellen und die englische Flagge aufzuziehen; sie hofften von England, als dem natürlichen Feinde Rußlands, mindestens Unterstützung an Geld und Waffen zu erhalten und sandten Abgeordnete an den englischen Befehlshaber in Kandahar und den Gesandten in Teheran, um sie hiervon zu unterrichten und zu bitten, daß England sie unter seinen Schutz nehme. Als aber diese Hoffnung zu nichte ward, erkannten sie, daß jeder bewaffnete Widerstand hoffnungslos sei. Sie wandten sich an den Khan von Khiva, der sie an den russischen Befehlshaber verwies; dieser war einer Vereinigung Merws mit Khiva nicht abgeneigt, aber die Verhandlungen scheiterten an der Abneigung der Turkmenen und Uzbegen gegeneinander. So blieb nichts übrig, als in freundliche Beziehungen zu Rußland zu treten. Bald begannen Karawanen zwischen Askabad und Merw zu gehen; ein Häuptling der Merw-Turkmenen kam nach Petersburg und Herr v. Giers versicherte demselben, daß Rußland keine feindlichen Absichten gegen sein Volk habe, sondern wünsche auf freundschaftlichem Fuße mit ihm zu stehen. Gleichwohl war man in England nicht ohne Besorgniß, denn auf die Frage des Botschafters, was denn nun die Grenzen des transkaspischen Gebietes seien, hatte Herr v. Giers erwidert, er kenne sie nicht und könne keine Verbindlichkeit übernehmen, so lange sie noch nicht festgestellt seien; und auf dieselbe Frage hatte der Unterstaatssecretär Baron Jomini erwidert, Transkaspien sei „alles Gebiet jenseits des Kaspischen Meeres", wo es ende, könne er nicht sagen, da die Verhandlungen mit Persien noch fortdauerten. Jetzt sei Askabad der östlichste Punkt, aber General Skobeleff habe weiter südlich ein sehr fruchtbares Land entdeckt, wo vollständige Unordnung herrsche, dann komme auch Saraks in Betracht und es bleibe festzustellen, ob es persisch sei oder nicht[1]). Wenn dies der Fall, so werde es so bleiben, wenn nicht, werde es nothwendig sein, eine geordnete Regierung dort herzustellen; die Souveränetät des Schahs an den Grenzen Khorassans bestehe nur dem Namen nach (27. Juli 1881)[2]).

Am 28. August erklärte das „Journal de St. Pétersbourg", Rußland habe niemals eine Verbindlichkeit hinsichtlich Merws übernommen, obwohl es nicht die Absicht habe, dorthin zu gehen; nachdem die feindliche Stellung, die Lord Beaconsfield 1878 angenommen, die allgemeinen Abmachungen zwischen England und Rußland zerrissen(!), habe Rußland sich um so freier in seinen Bewegungen gefühlt, dennoch hätten seine Ansichten über Merw nicht gewechselt, weil dieselben auf dauernden Interessen und nicht auf den Wünschen einer fremden Regierung beruhten. Lord Hartington habe anerkannt, daß kein Vergleich zwischen der Besetzung des Achal-Gebietes durch Rußland und der Afghanistans durch englische Truppen zu machen, aber gesagt, daß deren dauernde Behauptung Kandahars kein genügender Grund für einen russischen Vormarsch gewesen wäre. Dies sei richtig, indeß Rußland verfolge in jenen Gegenden nur das Interesse der Ruhe und der Sicherheit seiner Grenzen; aber Beides erfordere mehr oder weniger umfassende Vorsichtsmaßregeln, je nachdem dieser Zweck durch die politische Lage

[1]) Gleichwohl berichtete im Herbst 1882 der russische Ingenieur Lassor, er habe in Saraks den persischen Befehlshaber besucht und dort eine Besatzung von 700 M. gefunden.

[2]) Staatsarchiv Nr. 7656.

der Nachbargebiete gefährdet sei. Der Einzug englischer Truppen in Kandahar und Kabul, die offen feindliche Politik des vorigen Ministeriums und die Gegenwart britischer Officiere in der turkmenischen Steppe hätten Rußlands Befürchtungen nach dieser Seite hin erregen müssen, deshalb seien die transkaspischen Feldzüge unternommen worden und hätten nach dem Sturze Beaconsfield's nicht abgebrochen werden können, weil der Mißerfolg des General Lazareff die Herstellung des russischen Ansehens forderte.

Gegenüber solchen Kundgebungen wünschte Lord Granville begreiflicher Weise die russische Regierung zu einer Abmachung zu bringen; er hatte jetzt entdeckt, daß seine Depesche vom 19. Januar 1872 die afghanischen Grenzen nur unvollständig angegeben und schlug Rußland vor, dies zu ergänzen (2. Februar 1882). Herr v. Giers war hierzu für die Strecke von Kodja-Saleh bis Saraks bereit, indem er im Gegensatz zu dem „Journal de St. Pétersbourg" anerkannte, daß die Abmachung fortbestehe, nach der Afghanistan außerhalb der Sphäre russischen Einflusses liege (28. Februar). Lord Granville und Lord Hartington bemerkten, daß dies nicht ausreichen würde; daß, angenommen, die Interessen Rußlands hätten gefordert, bis Baba-Durmaz zu gehen, es nöthig sei, die Grenze gegen Persien von da ab weiter festzustellen. Fürst Labanoff entgegnete, daß das eine Sache sei, welche allein Rußland und den Schah angehe, Persien habe übrigens nie die Einfälle der Turkmenen verhindern können, und ihm diese Aufgabe für die Sicherheit der russischen Grenzen zu übertragen, würde eine reine Täuschung sein. Rußland habe sich nie in die Beziehungen zwischen England und Afghanistan gemischt (?) und erwarte, daß ihm dieselbe Freiheit hinsichtlich der Maßregeln gelassen werde, welche seine Sicherheit im Verhältniß zu den Staaten innerhalb seiner Sphäre erforderten. Lord Granville bestritt, daß die Angelegenheit Rußland und Persien allein angehe und England an der Frage der Grenzen des letzteren nicht interessirt sei. Herr v. Giers erklärte indeß am 29. April, daß die Ueberlassung des Gebietes von Baba-Durmaz bis Saraks an Persien unmöglich sei, es habe keinerlei Recht darauf und könne es nicht regieren; die Unordnung daselbst würde die Turkmenen nur zu neuen Einfällen reizen; dagegen halte er es für sehr wichtig, die Grenze von Kodja-Saleh bis Saraks festzustellen und sei ganz bereit dazu. Rußland habe nichts Besonderes dagegen einzuwenden, daß Kandahar von britischen Truppen besetzt und Englands Einfluß auch in Herat maßgebend sei; es habe aber ein Recht zu erwarten, daß russischer Einfluß in den Ländern nördlich von Afghanistan und Persien überwiege, wo es sich bemühe, Handelsbeziehungen herzustellen. Inzwischen hatte bereits am 13. Februar der englische Gesandte in Teheran gemeldet, daß Unterhandlungen von Askabad mit den Mervlis im Gange seien, und dies war in der That der Fall. Obwohl am 18. Juli 1881 Herr v. Giers dem britischen Geschäftsträger gesagt, es sei keine Rede davon, einen Vertrag mit den Merv-Turkmenen zu verhandeln, unterzeichnete am 28. October Oberst Grotekilm einen solchen mit den Aeltesten der einen Hälfte des Stammes, den Otamisch, in welchem dieselben sich verpflichteten, allen Plünderungen zu entsagen, Karawanen zwischen Khiva, Bochara und dem russischen Gebiete Schutz zu gewähren, russischen Sendboten Pferde und Geleit zu stellen, russische Abgesandte achtungsvoll zu empfangen

und selbst solche an den Befehlshaber am Amu-Darja zu schicken, aber nicht zu erlauben, daß Agenten anderer Mächte sie besuchten, wogegen Rußland Religion und Regierung des Stammes achten und keine Steuern von ihm fordern will. Dies lose Verhältniß konnte um so weniger Rußland genügen, als der zahlreichere Stamm der Toktamisch außerhalb desselben geblieben war; deshalb arbeiteten Oberst Alikanoff und Sermé Tokmar, der frühere Häuptling der Achals, eifrig dahin, den ganzen Stamm zur Unterwerfung zu bringen. Noch am 8. November 1883 schrieb Lessar, der jene Gegenden gründlich bereist hatte: „Ein unabhängiges Merv ist Rußland nicht gefährlich: je länger es dies bleibt, desto besser für Rußland; seine Besetzung würde nicht schwer, sein Besitz außerordentlich unfruchtbar sein[1])". Am 12. Februar 1884 erschienen die vier Khane und vierundzwanzig Aeltesten von Merv in Askabad, um dem russischen Befehlshaber den Eid des Gehorsams zu leisten; am 14. brachte die Regierungszeitung das Telegramm des General Komaroff, welcher dem Kaiser meldete, daß die Mervlis sich zu diesem Schritt entschlossen, „weil sie ihrer Unfähigkeit, sich selbst zu regieren bewußt, überzeugt seien, daß nur Ew. Maj. mächtige Regierung Ordnung und Gedeihen in Merv herstellen und befestigen kann", und am 15. Februar theilte Herr v. Giers dem britischen Botschafter mit, der Kaiser habe beschlossen, diese Huldigung anzunehmen. Natürlich wurde dabei betont, daß dieser freiwillige Entschluß der Mervlis die Regierung gänzlich überrascht habe; dieselben hätten eben eingesehen, daß sie ihr bisheriges Räuberleben aufgeben müßten und deshalb am besten thäten, sich unter den Schutz einer geordneten Regierung zu stellen. Rußland aber, das nie beabsichtigt habe, Merv einzuverleiben, habe ihre Bitte nicht ablehnen können, ohne die Sicherheit seines Nachbargebietes zu gefährden. Jede feindliche Absicht gegen England, versicherte der russische Botschafter, Baron Mohrenheim, Lord Granville, habe dabei ebenso fern gelegen, wie der Gedanke, sich die gegenwärtigen Verlegenheiten der britischen Regierung an anderer Stelle (elsewhere) zu Nutze zu machen. Hätte die Sache von ihr abgehangen, so würde sie sich bemüht haben zu verhindern, daß die Entscheidung in einem Augenblick getroffen wäre, wo England durch die Angelegenheiten des Sudans besetzt sei. Das Beste würde sein, der Welt zu zeigen, daß beide Regierungen entschlossen seien, ihre alte Politik des Mißtrauens und des Antagonismus aufzugeben zu Gunsten einer Politik des Vertrauens, der Freundschaft und loyalen Zusammengehens[2]). Die russische Diplomatie weiß, was sie ihren Gegnern bieten kann; die Zeit war gekommen, wo das Wort wahr wurde, das schon vor Jahren ein russischer Staatsmann Lord Napier entgegengeworfen: „Widerstand, Mylord, ist ein Wort, das nicht länger in dem politischen Wörterbuche Englands Platz hat." Lord Granville begnügte sich denn auch, in einer langen Depesche vom 29. Februar Herrn v. Giers alle seine Versprechungen wegen Merv vorzuhalten und nachdem er bescheiden bemerkt, daß er keine Thatsachen kenne, welche rechtfertigten, diese bei Seite zu setzen, bat er, ihm Vorschläge zu machen, um den Verwicklungen vorzubeugen, zu denen diese weitere Ausdehnung der

[1]) Correspondence 1884. I. p. 110.
[2]) ibid. 1885. p. 6. 16.

ruſſiſchen Souveränetät gegen die afghaniſche Grenze hin Anlaß geben könne. Herr v. Giers erwiderte hierauf, er wolle ſich nicht auf die geſchichtliche Darlegung der Depeſche einlaſſen und nur bemerken, daß Rußland niemals ſeine Freiheit der Action aufgegeben habe; förmliche Vorſchläge habe er nicht zu machen und müſſe nach der Auslegung, welche ſeine früheren Zuſicherungen erfahren, damit beſonders vorſichtig ſein. Die kaiſerliche Regierung ſei bereit, die früheren Vereinbarungen aufrecht zu halten und wenn England es für nützlich halte, dieſelben durch eine genauere Abgrenzung der Gebiete, welche den ruſſiſchen Beſitz von den Grenzen Afghaniſtans trennten, zu ergänzen, ſo könne er nur auf ſein Anerbieten von 1882 hinweiſen, wonach die 1872—1873 vereinbarte Grenze von Kodja-Saleh weſtwärts fortzuführen wäre[1]). Lord Granville nahm dieſes Anerbieten am 29. April an und ſprach den Wunſch aus, daß die Grenze an Ort und Stelle durch eine gemeinſame Commiſſion in ihren Hauptpunkten beſtimmt werde, welche ſich im October in Saraks einzufinden hätte. Herr v. Giers nahm dieſen Vorſchlag am 15. Mai an, hielt es aber für richtiger, Kodja-Saleh als Ausgangspunkt zu nehmen und von da ab feſtzuſtellen, welche der dortigen Turkmenenſtämme wirklich unter dem Emir von Afghaniſtan ſtänden. England dagegen hielt an Saraks feſt, weil der weſtliche Theil der Grenze der wichtigſte ſei; Herr v. Giers fand, daß gerade, weil dort die meiſten Schwierigkeiten entſtehen könnten, es beſſer ſei, im Norden zu beginnen. Es komme dazu, daß Perſien ein gewiſſes Gebiet am rechten Ufer des Heri-Rud in Anſpruch nehme, ſo daß der weſtliche Ausgangspunkt der Grenze ſchwer zu beſtimmen ſei; er machte auch geltend, daß doch gewiſſe Grundzüge der Inſtructionen für die Commiſſare vorgängig feſtgeſtellt werden müßten. Als Thornton bemerkte, der Hauptgrundſatz werde ſein müſſen, feſtzuſtellen, wie weit die wirkliche Herrſchaft des Emirs reiche, erwiderte er, das würde die Commiſſion zu einer lediglich unterſuchenden machen und ließ durchblicken, daß ſeiner Anſicht nach alle Turkmenen von Afghaniſtan ausgeſchloſſen ſein ſollten. Inzwiſchen waren Nachrichten in London eingetroffen, daß nicht nur in Merv ſtarke Truppenanſammlungen ſtattfänden und im Mittelpunkt der Oaſe ein Fort gebaut werde, ſondern daß ruſſiſche Agenten ſich bereits in dem Gebiete ſüdlich und ſelbſt in unzweifelhaft afghaniſchen Orten zeigten. Herr v. Giers gab dies zu, ſagte aber, dieſelben hätten nur die Klagen der Salor- und Saryk-Turkmenen unterſuchen wollen, die von den Mervlis aus ihren alten Weideplätzen verdrängt ſeien und dieſe wieder zu erlangen wünſchten; General Komaroff ſei deshalb nach Alt-Saraks gegangen, in deſſen Nähe dieſe Plätze liegen. Dies ſei aber nur ein armſeliges Dorf am rechten Ufer des Heri-Rud, wohl zu unterſcheiden von der Feſtung Saraks am linken Ufer, die perſiſch ſei und auf die Rußland keine Abſichten habe. Thatſache war jedoch, daß Alt-Saraks ein perſiſches Fort war, deſſen Beſatzung von 40 Mann General Komaroff genöthigt war, zurückzuziehen, da dies Land jetzt ruſſiſch ſei. Am 22. April meldete der Geſandte in Teheran, daß der nördliche Theil der Saryks, die um Yulatan wohnen, ſich unter ruſſiſchen Schutz geſtellt habe.

[1]) ibid. p. 18.

Diese Nachrichten mußten in London sehr beunruhigen; die öffentliche Meinung hatte in der damaligen Lage, wo Aegypten ganz im Vordergrunde stand, die Besetzung Merws ziemlich gleichmüthig hingenommen[1]), und man suchte die Befürchtungen der indischen Presse mit dem Herzog von Argyll als „nervousness“ wegzuspotten. Es war auch allerdings richtig, daß Merw nicht, wie früher englischerseits behauptet war, der Schlüssel Afghanistans ist, denn die Straßen, welche von da nach Kabul führen, sind für ein Heer untwegsam; anders aber ward die Sachlage, wenn die Russen sich am Heri-Rud festsetzten, von wo der Weg nach Herat keine Schwierigkeiten bot, der Besitzer dieser Stellung hat vielmehr alle Straßen von Nordwesten nach Indien in seiner Hand. Um so krampfhafter hielt Lord Granville daran fest, daß Saraks Ausgangspunkt der Grenzcommission werde und am 30. Juli erklärte Herr v. Giers sich bereit, die Arbeiten am Heri-Rud zu beginnen, vorausgesetzt, daß beide Regierungen vorgängig zu einem Einvernehmen über den Punkt, von dem ab die Grenze laufen solle, sowie über die Grundsätze, auf denen die Instructionen beruhen sollten, kommen könnten. Diese Bedingung schien vollkommen begründet, da ohne einen solchen festen Ausgangspunkt die Verhandlungen gar keinen Erfolg haben konnten; Lord Granville aber lehnte es ab, der Commission in dieser Weise die Hände zu binden und bemerkte, die britische Instruction werde als Ziel der Verhandlung betrachten, die wahren Grenzen Afghanistans festzustellen, daher müßten für den Umfang der Jurisdiction des Emirs die politischen Beziehungen der Stämme maßgebend sein, welche jene Gegenden bewohnten; um jedoch künftige Verwicklungen zu vermeiden, sollte die Commission bei aller Wahrung der legitimen Rechte des Emirs demselben keine Verpflichtungen auferlegen, die er nicht gerne übernähme oder thatsächlich außer Stande wäre zu erfüllen (Aug. 5). Am 11. August erklärte eine russische Note, daß, nachdem die Saryks sich unter russischen Schutz gestellt hätten, die kaiserliche Regierung darauf bestehen müsse, daß derselbe dem ganzen Stamme zu Theil werde; die Grenze dürfe diesen also nicht zerreißen und einen Theil unter afghanische Herrschaft bringen, weshalb es wünschenswerth sei, von Abdurrahman Khan zu verlangen, daß er verzichte „à toute velléité d'agrandissement aux dépens des contrées habitées par les Saryks“, da diese niemals afghanische Unterthanen gewesen, aber die wenigen anbaufähigen Gebiete bedürften, wenn man sie an eine geordnete Lebensweise

[1]) So schrieben die „Times“: „Die Nachricht ist in London mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen, die man vor einigen Jahren für unmöglich gehalten hätte. Thatsächlich hat die englische Regierung seit dem Fall von Geok-Tepe die große Wichtigkeit erkannt, welche der Besitz Merws für Rußland hat, und ist deshalb bereit, das Ereigniß mit einem gewissen Wohlwollen (complacency) aufzunehmen, um so mehr, als die russischen Staatsmänner stets erklärt haben (?), daß der Besitz von Merw gewünscht werde, weil diese Stadt ihnen die beste Verbindungslinie zwischen Turkestan und dem Kaspischen Meere geben würde, und daß, wenn einmal dies Ziel erreicht sei, ihre Eroberungsrolle in Mittelasien beendet sein würde.“ Begreiflich war man von solcher Auffassung in Petersburg sehr erbaut und die Regierungszeitung, die den ganzen Artikel abdruckte, verfehlte nicht zu bemerken: „On voit combien l'opinion publique Anglaise, surtout celle des gens sérieux et compétents, est revenue des anciennes préventions qui avaient fait du nom de Merv une espèce d'épouvantail. On ne pent que se féliciter de ces appréciations calmes, justes et saines du public anglais.“

gewöhnen wollte. Lord Granville erwiderte darauf nur, daß er der Entscheidung der Commission nicht vorgreifen könne, indem er vorweg Instructionen ertheile, welche ohne Zustimmung des Emirs Gebiet aufgäben, das dieser als ihm gehörig betrachte.

Am 2. September zeigt Thornton an, daß der russische Commissar, General Zelenoï, etwa am 13. October in Saraks mit seinem englischen Collegen Sir Peter Lumsden zusammentreffen werde, daß aber nach der Ueberzeugung der kaiserlichen Regierung eine Vereinbarung nur durch eine Combination erzielt werden könnte, „qui aurait pour objet d'établir entre les sphères d'influence respectives des deux puissances une ligne de démarcation aussi conforme que possible aux conditions géographiques et ethnographiques des contrées formant la zone de la future délimitation". Es sei daher besonders wichtig, daß die afghanischen Behörden keine Gebietsübergriffe sich erlaubten. Lord Granville antwortet hierauf mit dem Ausdruck der Befriedigung über die von Rußland getroffenen Vorbereitungen und versichert, daß der britische Commissar in versöhnlichem Sinne verfahren werde. Am 2. October muß Thornton melden, „General Zelenoï sei außer Stande, zur angegebenen Zeit in Saraks sich einzufinden, da er nicht nur sehr leidend sei, sondern auch Zeit bedürfe, die Frage zu studiren"; die russische Regierung schlage daher vor, die Zusammenkunft bis zum Februar zu verschieben, den Ort derselben südlich von Saraks zu verlegen, z. B. nach Pulikatun, da Saraks keinesfalls den Ausgangspunkt der Grenze bilden könne, und in seiner Umgegend sich 2000 Familien der Salors angesiedelt hätten, über welche die transkaspischen Behörden jetzt zu wachen hätten. Es erscheine auch angezeigt, das Gefolge der Commission möglichst zu beschränken, da die Bewegung und Ernährung bedeutender Corps Schwierigkeiten machen würde. Lord Granville lehnte ab, hierauf einzugehen, worauf der russische Botschafter ihm bemerkte, die Stellung beider Regierungen sei nicht die gleiche: Rußland habe in seinem Gebiete Ordnung zu halten, während Afghanistan zwar unter britischem Einfluß stehe, aber keinen Theil des britischen Gebietes bilde. Um Meinungsverschiedenheiten zu vermeiden, sei es durchaus nothwendig, daß die beiden Regierungen sich über eine vorgängige Abgrenzung der „zone d'investigation" einigten, was der Minister wiederum als unzulässig zurückwies. Ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, übersandte Herr v. Giers am 27. November einen Vorschlag, die von ihm gewünschte Zone südlich vom Heri-Rud auf die natürliche Grenze der Bergkette zu ziehen, welche nördlich das Thal von Herat schließe, nördlich dagegen von dem Punkt am Heri-Rud, der Dauletabad gegenüber, über den Murghab nach Kodja-Saleh. Inzwischen hatte Thornton am 14. October den Besuch Zelenoï's empfangen, welcher die Besorgniß äußerte, die Commission werde zu keinem Ergebniß führen, da sie keine Grundlage habe, auf der sie vorgehen könne. Er meinte, man solle übereinkommen, als äußerste Grenzen Saraks im Norden und das Paropamisusgebirge im Süden anzunehmen, und behauptete mit großer Bestimmtheit, daß Saraks nicht die russische Grenze sei. Als der Botschafter ihm zeigte, daß russische Karten dasselbe als solche bezeichneten, erwiderte er, diese seien von englischen abgezeichnet. Am 30. October meldete der englische Gesandte in Teheran, daß ein praktischer Schritt gethan sei, um General Zelenoï's Auffassung zu verwirklichen,

indem die Russen beabsichtigten, Pulikatun, südlich von Saraks, zu besetzen, und dies geschah auch wenige Tage vor der Ankunft des englischen Commissars, Sir Peter Lumsden's. Pulikatun aber ist der Anfang einer starken strategischen Stellung, die sich bis zum Zufikarpaß hinab erstreckt, welcher die Linie des Heri-Rud zwischen Saraks und Herat ebenso beherrscht, wie Pulikatun die des Keschov-Rud nach Mesched, von Zufikar aber bis Herat ist die Entfernung nur drei Tagemärsche auf ebenem Grunde. Gleich nach seiner Ankunft meldete dann Lumsden, die Kosacken rückten auf Pul-i-Kisti am Murghab vor; am 10. November berichtet er eine Unterhaltung mit Oberst Alikhanoff, der ihm versichert, daß der Vormarsch nach Pulikatun nur eine Vorsichtsmaßregel sei, wegen der Gerüchte über Zusammenziehung von afghanischen Truppen und des Eindrucks, den das zahlreiche Gefolge Lumsden's gemacht. Erst am 20. November beauftragt Lord Granville Sir E. Thornton auf die Zurückziehung der russischen Truppen nach Saraks zu dringen und gleichzeitig zu versprechen, daß die Afghanen in Pendjeh bleiben würden. Hierauf antwortet am 27. November Herr v. Giers, daß in Pulikatun nur wenige Kosacken ständen und daß sie dorthin gegangen, nicht weil die Afghanen die Grenze verletzt hätten, oder die Bewegungen von Lumsden's Gefolge drohend seien, sondern lediglich um einigen Salor-Turkmenen, die dort ihre Felder bestellten, den erbetenen Schutz zu gewähren. Was Lord Granville's Verlangen um Zurückziehung der Truppen betreffe, so wolle er mit dem Kriegsminister darüber Rücksprache nehmen. Die Truppen wurden nicht zurückgezogen, dagegen trat Lord Granville am 23. December seinerseits den Rückzug an, indem er die nördliche Grenze der Zone annahm, die Rußland aufgestellt, die südliche dagegen ablehnte. Sein Drängen auf das Erscheinen Zelenoi's blieb ohne Erfolg, derselbe richtete sich vielmehr für den Winter ruhig in Tiflis ein, während General Lumsden in Bala-Murghab wartete[1]). In einer Depesche vom 16. Januar 1885 drückte Herr v. Giers sein Bedauern darüber aus, daß die britische Regierung dabei beharre, die russischen Vorschläge betreffs einer vorgängigen Verständigung zwischen beiden Mächten über die Abgrenzungszone abzulehnen, ohne Gründe für diese Weigerung anzugeben, und schlug eine neue Grenzlinie vor, die südlich vom Zufikar und Pendjeh läuft, jedoch Merutschak den Afghanen ließ; der Ingenieur Lessar sei beauftragt, in London diesen Vorschlag näher zu erläutern. Die Grenzlinie, die derselbe dort vorschlug, ging jedoch südlich von Merutschak, das also gleichfalls an Rußland fallen sollte und lief längs der Barkut-Berge, einem nordwestlichen Ausläufer des Paropamisus. Diese Grenze, meinte der russische Botschafter, gebe Afghanistan die beste Defensivstellung und sei absichtlich nach wirthschaftlichen Gesichtspunkten gezogen. Lord Granville erwiderte, darauf komme es nicht allein an, England müsse den Emir in seinem rechtmäßigen Besitzstand erhalten und forderte aufs Neue Zurückziehung der russischen Truppen. Am 19. Februar theilt Thornton mit, Herr v. Giers habe eingeräumt, daß 150 russische Soldaten bis zum Zufikar-Paß südlich von Pulikatun vorgerückt seien,

[1]) Hr. Giers bemerkte am 15. März ironisch: „Lord Granville continue à se montrer impatient de voir notre commissaire arriver sur les lieux.“

weil General Komaroff die Meldung erhalten habe, daß afghanische Truppen in dieser Richtung vordrängen. Auf seine Bemerkung, daß dies die Gefahr eines Zusammenstoßes nahe bringe, habe der Minister geantwortet, es seien die gemessensten Befehle gegeben, einen solchen zu vermeiden, und er hoffe, daß es dazu nicht komme, falls nicht die Afghanen denselben durch Angriff auf die russischen Truppen herbeiführten; unter keinen Umständen sollten letztere die Linie überschreiten, die Rußland als die nordwestliche Grenze Afghanistans vorgeschlagen. Er wünsche sehr, zu einer Verständigung zu kommen; sollte dies aber unglücklicher Weise nicht möglich sein, so würde Rußland alles Gebiet behalten, das seine Truppen jetzt besetzt hätten. An demselben Tage meldete Lumsden telegraphisch, Oberst Alikhanoff habe ihn benachrichtigt, er sei beauftragt, die afghanischen Truppen zu nöthigen, sofort auf Ak-Tepe zurückzugehen und am 22., daß russische Schwadronen von Orusch-Tschan vorrückten, die afghanischen Vorposten zum Rückzug zwangen und Akrobat und Pul-i-Kisti besetzten. Auf seinen Protest habe der Oberst geantwortet: „Ob Sie es billigen oder nicht, meine Befehle sind, daß russische Truppen sofort die Gegend bis Pul-i-Kisti besetzen sollen. Haben sie dies gethan, sollen sie weder weitergehen noch kämpfen.“ Lumsden ward beauftragt, den Afghanen zu rathen, ihrerseits sich ruhig zu halten, aber ihre Stellungen zu behaupten und dem weiteren Vordringen der Russen vorbehaltlich militärischer Rücksichten Widerstand zu leisten. Am 24. Februar lehnte Rußland bestimmt ab, seine Truppen zurückzuziehen. Am 13. März meldet Thornton, dem Vernehmen nach erachte General Komarow es als nothwendig, für die Sicherheit der russischen Truppen Pendjeh zu besetzen, und auf seine desfallsige Anfrage erwidert Herr v. Giers, dies Gerücht sei ohne jede Begründung. Thatsächlich hatten die Russen einen Vorstoß auf Pendjeh versucht, aber sich zurückgezogen, als sie dasselbe von Afghanen besetzt fanden. Am 13. März schreibt Lord Granville an den russischen Botschafter in London, die Regierung sei außer Stande, die von Rußland in der Depesche vom 10. Januar vorgeschlagene Grenze anzunehmen, willige aber ein, daß die vorgeschlagene Zone das Feld bilden solle, auf welche die Arbeit der Commission sich beschränken solle. Herr v. Giers erwidert am 15. März, er freue sich, daß die Anschauungen beider Regierungen hinreichend übereinstimmten, um eine durchführbare Grundlage für freundschaftliche Unterhandlungen zu bilden; glaube indeß, daß die Grenzbestimmung an Ort und Stelle zu zeitraubend sein würde, ohne daß die beiderseitigen Ansichten eine Aenderung erfahren dürften, so daß schließlich die Commission ihre Meinungsverschiedenheiten doch den Regierungen zu unterbreiten hätte. Rußland habe keinerlei feindselige Absicht gegen irgend einen Theil Afghanistans und glaube, das beste Mittel, um zu einer Verständigung zu gelangen, sei die Herstellung einer guten Grenze zwischen den Sphären des Einflusses beider Mächte. Auf das wiederholte Andringen Englands, daß den russischen und afghanischen Truppen gleichmäßig der Befehl ertheilt werden solle, nicht weiter vorzurücken, antwortet Herr v. Giers am 16. März zustimmend, vorausgesetzt, daß keine Unruhen in Pendjeh entständen oder die Afghanen ihrerseits nicht vorrückten.

29. Juni 1885.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Goethe und Frau von Stein.

Von

Erich Schmidt.

Wenn es den Menschen vergönnt wäre, die hinter ihnen liegenden Zeitalter der Cultur wie einen Teppich zusammen zu falten, sie dann vor sich aufzurollen und die Felder mit wählendem Auge zu überschauen, so würden drei Epochen den Blick eines vornehmlich ästhetisch gestimmten fesseln: die perikleische, die Renaissance und unsere classische Blüthepeiode.

Der elegische Hölderlin, der aus Hellas ins Schwabenland verschlagen zu sein wähnte, hätte sich ohne Besinnen ein Plätzchen bei Pheidias, Sophokles und Platon zu Diotima's Füßen erkoren — wir, die wir vom Erbe Goethe's zehren, möchten uns ein bescheidenes Verweilen am Musenhofe Weimars erbitten, wo Frau von Stein als leibhaftere Diotima dem Dichter Freundin, Beratherin, Studiengenossin, Geliebte und Muse ward. In höherem Maße als zur Zeit Aspasia's, Beatrice's und der weiblichen Mitglieder italienischer Platon-Akademien übernahm während der sogenannten zehn Jahre, von Goethe's Eintritt in Weimar bis zur Reise nach Italien, die Frau das literarische Regiment. Nicht selbst schriftstellernd, sondern erziehend, begeisternd, durch ihre Theilnahme productiv. So ist Frau von Stein auf dem Gebiete der deutschen Literatur die allerthätigste geworden, obwohl wir ihr Dilettantenstückchen „Ryno" leicht, und das verzerrte Geschöpf blinder Verstimmung, ihre „Dido", sehr gern missen würden.

Was der sechsundzwanzigjährige Doctor Wolfgang Goethe aus Frankfurt vom November 1775 an in Weimar fand: die bewundernde Liebe eines noch unentwickelten und oft ungeberdigen, aber ruckweise zur Größe emporstrebenden Fürsten, die Gunst der klugen, Wielandisch gestimmten Anna Amalia, und der zarten, aus der Darmstädter Klopstockgemeinde nach Thüringen verpflanzten Herzogin Luise, die rasche Freundschaft Wieland's und mancher künstlerisch begabter Edelleute, die zuwartende Haltung weiser Staatsmänner, Zerstreuung und Sammlung, Anstrengung im Dienste des Landes, Kenntniß der großen und der kleinen Welt, fortwährende Impulse für Naturdichtung und daraus Naturforschung — das Alles und viel mehr bleibe unberührt. Sondern:

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.

Lida ist der Name, mit welchem Goethe's Lyrik Charlotte von Stein geschmückt hat. Die „liebe Frau" heißt sie am häufigsten in seinen Briefen, die uns seit 1848 entzücken und die wichtigste Quelle für unser Wissen in den zehn Jahren bilden. Schöll hat sie in drei Bänden herausgegeben; eine für die Behandlung der Epistelliteratur beherzigenswerthe Leistung. Jetzt besorgt W. Fielitz im Frankfurter Verlag des Goethejahrbuchs eine schmucke neue Ausgabe mit mancherlei Correcturen[1]). Es ist leider eine halbe Correspondenz, die hier vor uns liegt, denn die meisten eigenen Schreiben hat Frau von Stein verbrannt; wenigstens bieten gegentheilige Behauptungen keine Gewähr der Glaubwürdigkeit. Von ihrer Hand ist uns auch sonst nicht eben viel erhalten, z. B. die Briefe an Lotte Schiller aus verbitterten Jahren.

Dem Historiker sind die Zeugnisse großer stimmfähiger Zeitgenossen werther, als die getrübten Auffassungen der Epigonen. Schiller hat sich zu Weimar, wo es an keinerlei Nachrede fehlte, im August 1787 folgendes Urtheil gebildet: er, der damals mit der Scharfäugigkeit des Darbenden Goethe's ganze glückliche Existenz maß, nennt Charlotte die beste unter den Frauen Weimars, „eine wahrhaftig eigene interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein" (Graf Christian Stolberg denkt 1775 anders), „aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

Charlotte von Stein, geborene von Schardt, hatte „zugleich mit dem heiligen Christ" am 25. December 1742, fast sieben Jahre vor Goethe, das Licht erblickt und im Mai 1764 den Oberstallmeister Friedrich Freiherrn von Stein geheirathet, einen biedern, derben Mann ohne höhere Bildungsinteressen, der in einem der unbedeutenden Singspiele des Weimarer Goethe flüchtig als „Herr von Altenstein" figurirt und daselbst seinem Amte gemäß von Pferden redet. Sie lebten theils in Weimar, wo Charlotte Hofdame Amalia's war, theils auf dem Gute Kochberg. Vier Mädchen waren schon vor Goethe's Ankunft gestorben, so daß die beliebte Rechnung in den Ausrufen der Entrüsteten „die Mutter von sieben Kindern!" eines Abstrichs bedarf. Drei Söhne lebten; der jüngste, Fritz, von Goethe erzogen, der Cherubin der Frau Rath, ist 1772

[1]) Goethe's Briefe an Frau von Stein, herausgegeben von Adolf Schöll. Zweite vervollständigte Auflage, bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Zwei Bände. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, Rütten u. Löning. 1883, 1885. — Wir ergreifen die Gelegenheit, vertraute Anschauungen und den Gewinn der Studien Schöll's, Grimm's, Scherer's zusammenzufassen, einige selbständige Beobachtungen vorzutragen und alle Leser nachdrücklich auf die „Briefe" hinzuweisen, welche, lange vergriffen, sich nun in einem Festgewande präsentiren.

geboren. Wir erkennen ihn im kleinen Christel der „Geschwister", im Knaben des „Falken", im Felix des „Wilhelm Meister".

Graziös gewachsen, zeigte Charlotte ein klares, feines, von dichten Locken umrahmtes Gesicht mit sehr zurückweichender Stirn. Die objectivste Schilderung ihres Wesens, dem kein heißes, sinnlich erregtes Temperament eigen war, gibt Knebel 1787: „Sie ist unter Allen diejenige, von der ich am meisten Nahrung für mein Leben ziehe. Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser Disposition haben sie durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Art in Deutschland schwerlich oft zu Stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, ist wohlunterrichtet und hat feinen Tact."

Dieses Wesen bestimmte Goethe's Verhältniß zu ihr. Ihm war bisher in Sophie von La Roche die erste hochgebildete Salondame, weder von pretiöser Empfindsamkeit, noch von den Ansprüchen des schriftstellernden Frauenzimmers, frei, entgegen getreten. Seine früheren Geliebten standen meistens gesellschaftlich, sämmtlich geistig unter ihm; denn mit der grundgescheiten Friederike Oeser hatte den Studenten nur Freundschaft verbunden. Da erscheint das Frankfurter Gretchen niederen Standes in fragwürdiger Umgebung; Käthchen oder Annette als hübsches Bürgermädchen, dem durch Leipziger Lectüre, Theaterspiel und Musik ein bischen Bildung angeflogen ist; die Landpredigerstochter Friederike, eine nur im Dorfe denkbare Idyllenfigur; dann die gut bürgerliche, anmuthige Lotte Buff, ohne große Sentimentalität, ein vollkommenes Hausmütterchen; die bemüthigen Mädchengestalten der Gerock's und andere flottere Landsmänninnen; die Max La Roche-Brentano, erst ein schönes Salonfräulein, dann eine verschüchterte junge Kaufmannsfrau; Christel, ein dralles Kind, ein „Misel" (Mäuschen) aus dem Volke; endlich Lili, die wohlerzogene, vornehme junge Dame, bald launisch, bald leidenschaftlich hingebend, geistig nicht hervorragend, aber immer unendlich anziehend zu einem „Glück ohne Ruh".

Den Widerhaken der Lililiebe im Herzen kam Goethe nach Weimar, wo noch 1776 ein Exemplar der „Stella" mit treuen Versen für die freigegebene Braut begleitet, aber die unerträgliche Umgebung der Schönen ungestüm verwünscht wurde. Allerlei neue Liebschaften verdunkelten ihm die ersten Monate. Doch schon 1774 hatte ihn eine Silhouette Charlottens frappirt und dem jungen Physiognomiker die prophetische Deutung abgenöthigt: es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegle. Nach kurzer Zeit sollten sich das Urbild und der Interpret „durchs Medium der Liebe" sehen.

Zum ersten Male liebte Goethe eine nicht bloß an Jahren ältere und reifere Frau, welche die feinsten Formen nicht anerzogen, sondern angeboren als das Erbe aus einer adeligen, tüchtigen, frommen Familie beherrschte und durch Bildung des Herzens wie des Geistes keiner Frau Weimars wich. Sie beurtheilte den siegesgewissen, dämonischen Ankömmling erst kühl und sagte ihm trop de jeunesse et peu d'expérience nach; dann ging sie, die in einer äußerlichen Ehe gewiß oft nach dem Manna geistiger und seelischer Speise geseufzt, dem jungen Genie liebevoll gebend und nehmend entgegen.

In den ersten Januartagen 1776 beginnt Goethe die Correspondenz mit der lieben Frau, zunächst etwas obenhin, obwohl sich schon vor Schluß des Monats eines jener „Du" einstiehlt, die dann mit dem „Sie" wechselnd sein Ringen und Werben so beredt malen. Noch scheint kein tieferes Gefühl den etwas burschikosen Bericht, wie er sich auf der Redoute bei allen hübschen Gesichtern herumgelogen habe, zu hemmen. Aber bald besetzt Charlotte die ganze Gegenwart und verscheucht die geleitenden Schatten der vorweimarischen Zeit. Auch die beichtenden Briefe an die junge Reichsgräfin Gustchen Stolberg, von einer leichten Draperie nicht ganz frei, werden rar und brechen bald ganz ab.

Die zehn Jahre sind überhaupt reich an Abschlüssen. Zwar nicht Goethe selbst, aber ein diebischer Nachdrucker bezeichnet 1775—1779 durch drei Auflagen von „D. Goethens Schriften" das Ende der Jugendepoche, bis Goethe 1787, während der italienischen Reise, einen neuen Markstein setzt. Seine früheren Schöpfungen liegen wie Schlangenhäute hinter ihm auf dem Wege, und wenn er eine wieder liest, so wundert er sich über diese fremde Welt. Die Brüderschaft mit den Dichtern des Sturmes und Dranges nahm ein Ende. Eine Rüge von Vater Klopstock ließ er sich nicht mehr gefallen, aber vacirende Genies wurden 1776 vor die Thüre gesetzt. Langsam sehen wir den Bruch mit alten Freunden vom Schlage Lavater's und Jacobi's nahen.

Zwischen 1778 und 1786 starben führende Männer wie Voltaire, Rousseau, Lessing, Diderot, Friedrich II., und in Deutschland bereitete sich die literarische Großmachtstellung Weimars vor, während Goethe neue Dichtwerke im Stillen hegte und Kleineres als Futter für das Repertoire des Liebhabertheaters hinwarf.

Besonders laut spricht von persönlichen Abschlüssen ein Brief an Frau von Stein, 1779 auf der Schweizer Reise verfaßt: wir sehen Goethe in Emmendingen am Grabe seiner 1776 abgeschiedenen Schwester Cornelie trauern; er stattet den Sesenheimern einen versöhnlichen Besuch ab; er macht in Straßburg Visite bei Lili v. Türkheim, die er als glückliche Mutter findet.

Seine theuren Todten, seine werthen Entfernten, seine verblichenen Liebschaften, seine erblassenden Freundschaften, alle beerbt Frau von Stein.

Goethe kann nicht denken, daß er und sie sich im November 1775 zufällig finden, und wenn er, sein Leben mit dem Talisman ihrer Neigung würzend, beobachtet, wie sie nach und nach Mutter, Schwester und Geliebte vertritt, so muß er an ein Naturband glauben. Er declamirt nicht Klopstockisch von der Harmonie der Seelen, „die du einander, Natur, bestimmtest", sondern er widmet, von einer Metempsychose durchdrungen, diesem gefundenen verwandtesten Wesen die wundervollen Verse „Warum gabst du uns die tiefen Blicke":

Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

In den ersten Jahren eines bald ungestümen, bald demüthigen Werbens sucht Charlotte mit zarter, aber fester Hand die nöthigen Grenzlinien zu ziehen. Selbst mit starker Gegenliebe kämpfend, schreibt sie auf die Rückseite eines Goethe'schen Blattes die tiefgefühlten Zeilen:

Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es, Himmel, du, wenn's mich je könnt' anklagen.

Sie erreicht es, daß er sich fügt. Sie gibt ihm Frieden und vertreibt den Sturm und Drang aus seinem Leben, seinem Dichten. Als 1776 Lenzens knabenhafte Tactlosigkeit an diesem Innigsten und Heiligsten riß, sah Goethe tief bewegt das reinste Verhältniß, das er außer zu seiner Schwester je zu einer Frau gehabt, angetastet. Er nennt sie Besänftigerin und betheuert resignirend: „Ich seh' dich eben künftig, wie man Sterne sieht." Er fleht: „Mache mich recht gut". An sie „geheftet und genistelt" erwirbt er Ruhe, Offenheit, Wohlthätigkeit, Lebensfreude, ernste Thatkraft, und wie ein Korkwamms hält sie ihn über Wasser.

Es wird die Madonna Guido's sein, deren auch Heinse im Leben des Tasso gedenkt, welche Goethe im October 1776 zu den elegisch andächtigen Worten begeisterte: „Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt; vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein scheidender, thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt." So senkte sich die Gloriole des mittelalterlich-minniglichen Mariencultus wieder auf den Scheitel des Weibes. Er achtete die Rolle, welche Charlotte allein übernehmen wollte, und grüßte sie: „Adieu, liebe Schwester, weil's denn so sein soll" — aber der Conflict blieb:

Leb' ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll.

Flüchtig nur konnten andere Frauen ihn anziehen, wie die herrliche Gestalt Corona Schröter's. Man hat darüber einen Roman gedichtet. Wir wissen aus Briefen und Versen (Auf Mieding's Tod), welchen Eindruck die erste Iphigenie, „Corona", wahrlich Kranz und Krone der Weimarischen Kunst, auf Goethe machte; aber den neuen Combinationen setze ich die einfache Mittheilung entgegen, daß ich Coronens leidenschaftliche Liebesschwüre an einen andern Weimaraner in der Handschrift gelesen habe.

Es ist ganz klar, daß 1781 der Bund Charlottens und Goethe's in eine neue Phase tritt. „Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken." Im Gefühl der Unzertrennlichkeit wünscht er, es gäbe ein Gelübde oder Sacrament, das ihn auch sichtlich und gesetzlich ihr verbände. Ein volles, befriedigtes Liebesglück vereinigt sie bis zur italienischen Reise. Was für Vorgänge diese Stimmung heraufführten und erhielten, wissen wir nicht und wollen uns hüten, mit plumper Hand an dem Schleier des Intimsten zu zerren.

Von 1776 bis 1789 hat Goethe an Charlotte die schönsten Liebesbriefe geschrieben, die je aus der Feder eines Mannes geflossen sind. Es ist gar nicht möglich, gleich daneben etwa die Tiraden des heißen Rhetors Mirabeau an seine Sophie oder die bräutliche Correspondenz „Schiller und Lotte" zu lesen.

Diese Briefe sind ein zweites und ein volleres Tagebuch, in welchem jedes kleine und große, jedes äußere und innere Erlebniß verzeichnet und mit Liebes-

gedanken umkränzt wird. Sie sind ein Barometer von Goethe's jeweiliger Stimmung. Sie vermengen das Alltäglichste, Meldungen über Spargel und Schwartenmagen, mit dem Höchsten, dem sein Geist nachstrebt, und dem Tiefsten, das sein Herz ergründet. Er gibt sich ganz wie er ist, er behält nichts für sich, er eignet Alles ihr zu, daß sie es weihe. So befand sich bei Frau von Stein gleichsam ein großes Goethearchiv, dem Goethe auch vorweimarische Ephemeriden und Dichtungen, wie den Prometheus, einverleibte. Sie legte sich eine handschriftliche Sammlung seiner Lyrik an.

Die Harzreise und andere Ausflüge hat er für sie allein beschrieben. Die zweite Schweizerreise ist wesentlich nach Briefen an die Stein redigirt. Ein großer Bruchtheil der italienischen Reise war ursprünglich Mittheilung an Charlotte.

Seine ganze Lectüre und Wissenschaft breitet sich weithin vor uns aus. Fast kein Buch, das nicht auch durch ihre Finger gegangen wäre. Sie folgt ihm in die Reiche der Natur, theilnehmend an Goethe's Botanik, Mineralogie, Geologie, Osteologie, Optik, und wir erblicken das Paar, wie jedes eifrig mit dem Mikroskop hantirt. Die dämmernden Ahnungen und bestimmteren Resultate, mit denen Goethe gewisse Anschauungen Lamarck's und Darwin's vorwegnahm, wie daß im „Thierreich stete Wandlung herrsche, daß der Mensch aus niederen Lebewesen sich entwickelt habe und daß die Thiere unsre „Brüder" seien, gingen in Charlottens Anschauung über. Als Goethe neben Herder seit 1783, durch Jacobi oder vielmehr Lessing angeregt, näher an Spinoza herantrat, war Frau von Stein die Dritte des hohen Bundes, dem Herder, der Hierophant Humanus, präsidirte. Goethe las mit ihr Spinoza's Ethik, deren selbstlose Reinheit auch ihn reinigte, erst deutsch, dann lateinisch, und zu Weihnachten 1784 bescherte ihr Herder, zum Ersatz für das nur geliehene, ein Exemplar zu eigen. Suphan, dem ich hier folge, hat kürzlich Herder's Begleitverse in einer schönen Berliner Programmabhandlung veröffentlicht:

Deinem und unserm Freund sollt heut' den heil'gen Spinoza,
Als ein Freundesgeschenk bringen der heilige Christ.
Doch wie kämen der heilige Christ und Spinoza zusammen?
Welche vertrauliche Hand knüpfte die beiden in Eins?
Schülerin des Spinoza und Schwester des heiligen Christes,
Dein geweiheter Tag knüpfet am besten das Band.
Reich ihm seinen Weisen, den du gefällig ihm machtest,
Und Spinoza sei euch immer der heilige Christ.

Den zweiten Christtag, wie zur Nachfeier von Charlotten's Geburtsfeste, beschließt Goethe mit der Lectüre ihres neuen „Heiligen" und mit treuen Gedanken an die Geliebte. Die innere Ruhe, die sie ihm verliehen, wurde nun, seit er spinozistisch alle Dinge sub specie aeternitatis betrachtete, zur vollkommenen acquiescentia, zur Gefaßtheit des Meisters, und seine Sittenlehre beugte sich unter das große Gebot: „Wer Gott liebt, kann sich nicht vermessen, daß Gott ihn wieder liebe." In den weihevollen Stunden dieses Spinozacultus denken wir uns Charlotte von Stein als eine aufmerksame und begreifende Theilnehmerin, durch feine Fragen sich unterrichtend und die Männer in der Auseinandersetzung belebend. Sie war nichts weniger als ein speculirender Blaustrumpf, und von der frivolen Halbbildung, die immer dreinreden will, hielt sich ihre frauenhafte

Bildung gewiß weit entfernt. Sie besaß die edle weibliche Gabe gut zu hören, die seltener ist als das Talent gut zu sprechen. Und auf Naturen wie die ihrige zielen die Worte der Prinzessin im „Tasso“:

Ich freue mich, wenn kluge Männer reden,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.

Aber sie selbst redet zu uns aus Goethe's Dichtungen: den lyrischen, den epischen und vor Allem den dramatischen. Ueberhaupt hat sie zur Klärung, Vertiefung, symbolischen Verallgemeinerung, zur Harmonie und Formveredelung seiner Poesie mächtig beigetragen. Wo nun reife Blicke in die Frauennatur geworfen werden, da ist sie betheiligt. Im Besonderen erglänzen ihre Züge, individueller oder für typische Charakteristik verwerthet, dem gar oft, der die Goethe'schen Schatzkammern durchstreift und die innere Entstehungsgeschichte seiner Werke studirt.

Die Zahl der eigentlichen Lidagedichte ist nicht sehr umfangreich, aber sie hat auch an anderen Ausflüssen seiner Lyrik Antheil.

Als Goethe den Werther umarbeitete, half die Weimarer „Lotte“ die Gestalt der Wetzlarer an manchen Stellen fein retouchiren, und durch neue kleine Motive dämpfte sie einen Würzruch ihres Fäßleins in das unvergängliche herzbewegende Werk der Frankfurter Jugendzeit, um dann die adelige Weiblichkeit Nataliens im „Wilhelm Meister“ bilden zu helfen.

Wie sich Lotte Buff und die Max Brentano sehr ungleich in die Heldin des „Werther“ theilen, so amalgamirt Goethe im August 1776 Lili und Frau von Stein zur Heldin des nicht auf uns gekommenen, aber reconstruirbaren „Falken“. „Liebster Engel! Ich hab an meinem Falken geschrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben, Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen Deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht um zu tingiren. Dein Verhältniß zu mir ist so heilig, sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen könnens nicht sehen. Vielleicht macht mirs einige Augenblicke wohl, meine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren.“ Der Titel des Dramas und der Name der weiblichen Hauptperson weisen auf Boccaccio als Quelle, wie zuerst Düntzer kurz bemerkte und später Bartsch in einer mir nicht zugänglichen Abhandlung ausführte. Es handelt sich um Decameron 5, 9, eine auch in Frankreich und Spanien sowohl episch als dramatisch bearbeitete Novelle, die in Paul Heyse's Theorie der Gattung eine hübsche Rolle spielt, indem unser moderner Künstler in jeder Novelle einen „Falken“ verlangt. Ein junger Edelmann, Namens Federigo, liebt Monna Giovanna, die holdseligste, schönste Florentinerin, und richtet sich durch Geschenke und werbenden Aufwand bei Festen und Turnieren zu Grunde. Sie achtet dessen nicht. Verarmt, aber nicht abgekühlt, bezieht er einen Bauernhof, seine letzte Besitzung. Giovanna, inzwischen verwittwet, läßt sich auf einem benachbarten Gute nieder. Ihr Knabe möchte gar zu gern den Falken Federigo's erhalten, wagt aber keine Bitte, weil der Vogel dem Besitzer über Alles werth ist. Das Kind erkrankt und versichert, nur durch den Falken könne es gesunden. Giovanna begibt sich zu Federigo: zur Entschädigung für manche Unbill, die ihm früher durch sie geworden, wolle sie heute vertraulich

bei ihm speisen. In der Verlegenheit, solchen Besuch würdig zu bedienen, schlachtet Federigo das theure Federspiel. Nach dem Mahle bittet Giovanna um den Falken, alles klärt sich auf, sie heirathet endlich den armen treuen Mann. Wenn die Frau in eben der Rede, wo sie den Herzenswunsch ihres Knaben vorträgt, wie entschuldigend die „Sittenstrenge, welche du vermuthlich für Härte und Grausamkeit erachtet hast" erwähnt, so erkennen wir die Seite, wo Frau von Stein „tingirte". Federigo, der unbefriedigte Verschwender, und Giovanna, die anspruchsvolle Dame, entsprechen dem Frankfurter Goethe und dem schönen Weltkinde Lili, deren Oheime und Trabanten gewiß satirisch maskirt werden sollten. Auch an die oberflächliche Novelle von Ferdinand und Ottilie in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" mag man denken. Aber Giovanna, die stille Wittwe und Mutter auf dem Landgut, und der beruhigte treue Federigo in seiner dürftigen Villa, das ist die Herrin von Kochberg und der Goethe des Weimarer Gartenhauses, wo Charlotte, Fritzchen zur Seite oder allein, manchmal fürlieb nahm, wenn auch nicht mit gebratenen Falken. Der Mann scheint verzichtet zu haben; durch Hingabe seines liebsten Besitzes offenbart er die höchste cortesia; die Frau krönt sein stummberedtes Werben. Solche Gedanken waren Goethe sehr geläufig.

Dichtete Goethe den zweiten Theil des „Falken" von der Fiction aus, Charlotte sei eine junge Wittwe und könne ohne Verletzung der „Sittenstrenge" die Seine werden, so nahmen ihn bald andere poetische Träume hin, die sich vom 26. bis zum 29. October 1776 in das dramatische Genrebild „Die Geschwister" zusammenballten. Charlotte Wittwe, Goethe Erzieher ihres einzigen Kindes, aber keines Söhnleins, sondern eines Mädchens, das ihm die früh abgeschiedene Charlotte als jüngere Doppelgängerin ersetzt. Das Stück ist durch seine Intimität des Hauses, durch entzückende naive Züge Mariannens, durch Wilhelm's niederländisches Gemälde der alten Käsemutter jedem Leser und Theaterbesucher lieb, obwohl es in seinen Voraussetzungen und Zuständen viel Schiefes und Bängliches aufweist. Fabriz ähnelt dem prosaischen Werner im „Meister" auch darin, daß er um die Schwester seines empfindungsvolleren Freundes wirbt, wenngleich ohne Erfolg. Die Namen Wilhelm und Marianne kehren gleich im Eingange des Romans wieder; Charlotte aber hat von Charlotte von Stein weit mehr als den Namen erhalten. Kam dem Dichter die geliebte Frau zu Zeiten wie eine gen Himmel fahrende Madonna vor, so sendet Wilhelm zu der abgeschiedenen Charlotte die andächtige Frage empor: „Siehst du denn auf uns herunter, heilige Frau?" Er nennt sie „eines der herrlichsten Geschöpfe". Durch sie sei er beruhigt, ein ganz anderer, thätigerer Mensch geworden. Ihre Briefe bewahrt er wie einen Talisman und liest nur seinem Vertrauten Fabriz, fast zum Ueberdruß desselben, daraus vor. Im Stücke wird uns ohne weitere Motivirung ein Schreiben der Todten mitgetheilt, das nach Schöll's feinsinniger Vermuthung geradezu wörtlich aus der Correspondenz zwischen Charlotte und Goethe eingeschaltet wäre: „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben und ich bins nicht mehr." Beide Charlotten haben

den drängenden Liebhaber nicht mit ihrer Person beglücken dürfen. So schreibt Goethe einmal an die Stein, wenn Gott ihm ein Weib bescherte wie Crone, so würde er sie in Ruhe lassen, aber die Schröter sei ihr nicht ähnlich genug. Marianne dagegen ist ihrer Mutter Ebenbild. Goethe's Sehnsucht, den ganzen Widerstreit zwischen Schwesterthum und Erhörung schlichtend, erschafft sich in Marianne die schwesterlich übereinstimmende, liebende Geliebte, die verjüngte neue Charlotte, mit der er bleiben und wohnen darf. So ist es ihm, als weile Charlotte noch hienieden, und „Sie ist auch noch da", spricht er zu Fabriz. „Die Geschwister" wurden zwar auf dem Liebhabertheater aufgeführt, aber Goethe that bis zum Drucke 1787 sehr ängstlich mit der Handschrift, die ihm und der lieben Frau wie etwas Intimes verwahrt sein sollte.

Bedeutsamer als das Erscheinen in diesen Ausläufern des bürgerlichen Dramas ist Charlotte's Antheil an den dramatischen Schöpfungen der tiefen symbolischen Kunst Goethe's. Sie mag neben der Herzogin Luise Züge für die königliche Mutter Antiope im „Elpenor" geliefert haben — sie steuerte reichlich bei zur „Iphigenie auf Tauris", deren Keime wir auch ohne Riemer's unantastbares Zeugniß und auch ohne an Grimm's Combination mit Gluck's Bitte um ein Gedicht auf seine abgeschiedene Nichte zu glauben im ersten Weimarer Jahre suchen müssen. Aus inneren Gründen; denn stärker als 1779 oder gar von 1786 auf 1787 hatte der von den Furien verfolgte Orest 1776 ein Modell an Goethe selbst, dem wilden, wüthigen, der da von manchen Wirren erschöpft fleht „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!" und der im August 1775 nach Berlin schreibt: „Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland", um dann Frau von Stein als „Besänftigerin" zu feiern. In der „Iphigenie", deren weimarische Fassungen zur harmonischen Redaction aus Italien sich verhalten wie Gipsmodelle zur Gestaltung in edlem Marmor, sind die erlebten Motive im Schmelztiegel der Poesie aufgearbeitet. Ein vornehmer Schleier umhüllt die individuellen Bekenntnisse und deutet schmerzliche Regung maßvoll an, die Sprache arbeitet nicht mit den derben Strichen und der scharfen Abstufung der Goethe'schen Jugend, die äußere Handlung ist gering, Alles mit tieferer Lebensansicht durchflochten, die Charakteristik verallgemeinert. Verinnerlichung und Versöhnung sind die großen Mächte dieser Poesie. Die Furien hausen in der Brust des Orest, nicht als „unholdige Schwestern" außer ihm, wenn sie auch einmal mit aeschyleischen Anklängen beschrieben werden. Seine eigene, nicht des Gottes Schwester heilt ihn. Diese Erkennung und Entsühnung ist der Angelpunkt des Stückes, das dann durch den siegreichen Trieb der Wahrheit einem innerlich glücklichen Ende zugeführt wird. Bei diesem Angelpunkt mochte der Dichter der Frau denken, welche ihm nach einem oft zerfahrenen Jugendtreiben voll Schuld und Buße die innere Läuterung so hilfreich erleichtert und beschleunigt hatte. Der fieberisch Erregte gewann Klarheit, der gehetzte Wanderer Ruhe, der trotzende Prometheus Frömmigkeit, der Unstete gesammelte Energie, der Verzweifelnde Versöhnung. Und nun setzen wir nochmals mit dem Gedicht an Charlotte vom 14. April 1776 ein:

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Ein verwandtestes Wesen findet Goethe in der Fremde, und sein Orest ruft auf Tauris befreit, beseligt der Schwester zu:

Laß mich zum ersten Mal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben.

Noch Jemand erkannte sich in diesem entsühnten, geklärten Orest: es war Schiller, den Freund Huber auch mit Goethe's Tasso verglich. In thüringischen Landen setzte er die in Sachsen begonnene Selbstzucht fort, und auch er fand den geweihten Tempel der aufrichtenden Frauenliebe. Seine isolirte Existenz nahm ein Ende, die Wunden seiner Jugend verharschten. So schreibt er im Mai 1788 an die Schwestern v. Lengefeld: „Rudolstadt und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diane für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's, wie dem Orest in Goethe's Iphigenie, den die Eumeniden herumtreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet und statt der Eumeniden etwas anderes gesetzt, das am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen."

Die große Erweiterung der Charakteristik liegt darin, daß Frau von Stein Iphigenien keineswegs deckt. Die fürstliche Priesterin vertritt eine unsinnliche Jungfräulichkeit und sie verkörpert eine ideale Anschauung des Weibes, die Goethe allerdings erst in Weimar allgemach gewonnen hatte. Auch die verklärte Cornelie schwebte ihm vor, welche den gemüthskranken Dichter Lenz einmal geheilt hatte. Alles Schwesterliche, Göttliche, Hoheitsvolle und Weiche, Hilflose und Sichere der Frau, die leidend lernte, in Gehorsam aufwuchs, aber rauhen Geboten sich verschließt, klingt an, und die Frauennatur überhaupt gibt das feine Bekenntniß ab: „Ich untersuche nicht, ich fühle nur", weiblichen Tact über männliche Logik ordnend, so wie es eine allgemeine, in Weimar formulirte Sentenz ist, welche Iphigenie ausspricht:

es ziemt
Dem edlen Mann der Frauen Wort zu achten.

So wird im „Tasso" das Ziemliche in einem ganz allgemein gehaltenen Contrast der Geschlechter ausgesprochen. Die weibliche Anschauung glaubt: „erlaubt sich, was sich ziemt" — die männliche: „erlaubt ist, was gefällt." Der Dichter steht auf Seiten der Frau. Die Weisung von edlen Frauen zu erfragen, was sich zieme und bei männlichem Freiheitsstreben das Streben der Frau nach Sitte zu achten, ist ein Gebot aus Weimar. Zur Prinzessin Leonore haben Frau von Stein und die Herzogin Luise das Meiste beigetragen; wie etwa die

Gräfin Werthern und die kleine Schardt zur anmuthigen, oberflächlicheren und fein egoistischen Leonore Sanvitale.

Im Gegensatz zur „Iphigenie" liegt „Tasso" nur in der letzten sublimirten Redaction aus und nach Italien vor, in einer Fassung, wo überall Sordinen aufgesetzt worden sind. Gewiß war der Ton früher bei geringerer Feinheit und Discretion voller und deutlicher. Besäßen wir die beiden ersten Acte, so wie sie Goethe vom 30. März 1780 an bis ins Frühjahr 1781 in rhythmischer Prosa hingeschrieben hat, so würden wir noch viel greifbarer Weimar in Ferrara finden und noch viel greifbarer erfassen, was Goethe zu Eckermann über die schmerzreiche, nur scheinbar in klaren, glatten, kühlen Fluthen dahingleitende Dichtung sagte: „sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." 1780 wurde „Tasso", auf Grund der geschmacklos, aber doch für den Dramatiker bequem arrangirten Biographie von Heinse und des Manso, recht eigentlich für Frau von Stein geschrieben; kaum, daß Knebel, oder einmal Lavater, einen Einblick erhielt. Da meldete Goethe: „Ich habe gleich am Tasso schreibend dich angebetet" oder deutlich genug: „Als Anrufung an dich ist's gewiß gut, was ich geschrieben habe. Ob's als Scene und an dem Orte gut ist, weiß ich nicht." Tasso-Goethe huldigte der Prinzessin-Charlotte, wie Tasso-Goethe, bevor der Dichter selbst immer mehr vom Staatsmann annahm, mit Antonio-Fritsch zusammenstieß. Der noch ungeschriebene Schluß muß doch lange vor der erst in Rom gepflogenen Lectüre der Serassischen Vita ganz ähnlich gedacht gewesen sein, wie er dann endgültig geliefert wurde. Der Liebende ging zu weit, wiederholte Conflicte zwischen einer vornehmen, wenig sinnlichen, sittigenden, grenzenziehenden Frau und einem heißen Künstlertemperament nahmen ein böses Ende. Solche Conflicte waren erlebt, und es ist gewiß kein Zufall, daß Goethe eben 1781 am Schlusse des „Noviziats" das Tassofragment bis zur italienischen Reise bei Seite schob. . . . Aber noch im October 1780 hatte er in einem Brief an die Stein Worte geschrieben, die sogleich versificirt ihre Stelle in dem Drama finden könnten: „Ja, es ist eine Wuth gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht, dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt, und wenn's nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mir's bewußt sein könnte; aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre."

An der Figur des „Tasso" hat sehr vieles zusammen gearbeitet: Kenntniß des historischen Tasso, Selbsterkenntniß, Beobachtung der Dichternatur überhaupt, Beobachtung gemüthskranker Männer wie Plessing oder Kraft und allgemeine Erfahrungen, allgemeine Conflicte des Lebens. Auch Lenz ist an der Katastrophe des „Tasso" betheiligt. Als er 1776 den Weimarer Hof mit Schimpf verließ und seelisch zerrüttet in die Welt hinaus irrte, um desto sicherer unterzugehen, sah Goethe sich in die Rolle Antonio's hineingedrängt. Der Dichter des „Tantalus" hatte sich in der olympischen Runde sehr unziemlich benommen. Noch im März 1781 schrieb er reuige Worte an Frau von Stein, die eine Antwort aufsetzte, nach deren Prüfung Goethe sehr bezeichnend erklärte, nun erst werde ihm die bisher unmögliche nächste Scene des „Tasso" leicht aus dem Herzen fließen. Wiederum

also erscheint Frau von Stein als unmittelbare Mitarbeiterin an dem tiefen, trostlosen Seelendrama. Kühl schlägt sich Goethe nach Jahren in Rom mit den „Grillen des Tasso" herum, aber als er, im Winter 1789 auf 1790 bis in den Juni 1790 hinein, das Werk feilte und abschloß, machte ihm keine Grille, sondern peinliche Wirklichkeit den Kopf warm. Goethe's Worte an Schultz, er habe im „Tasso" des Herzblutes vielleicht mehr als billig vergossen, versteht man erst im vollen Umfange, wenn man zu den obigen Nachweisen die Erwägung fügt, daß der Dichter Tasso's Frevel gegen die Prinzessin, seine innere Zerrüttung und sein Scheiden endgültig zu Papier brachte, als der Bund mit Charlotte sich qualvoll löste. Er war aus Italien heimgekehrt und fröstelte innen und außen in Thüringen. Die entfremdende Wirkung weiter Reisen und langer Entfernung, eines gewohnt gewordenen, edelegoistischen Genusses und souveräner Freiheit in Leben und Bildung machte sich im weitesten Maße geltend. Dem aufgeblühten Sinnenmenschen trat eine alternde kränkliche Frau entgegen; das klingt häßlich, aber es ist so. Und nun bot er, was die „Madonna" und „Schwester" früher geboten: Liebe für Freundschaft. Tief verletzt durch seine Kälte, sein neues Verhältniß zu Christiane und die peinlich zwischen Entschuldigung und Anklage hin und her schwankenden Briefe, zog sie sich ganz zurück. In Goethe's Poesie aber herrschte zunächst weniger, was geziemt, als was gefällt. Sein nächstes Drama ist der „Großkophta" mit der fatalen Marquise und der höchst unerquicklichen Nichte. Hatte schon Klärchen die Damen Weimars stutzig gemacht, wie Briefe über den neu erschienenen „Egmont" nach Italien meldeten — was sagten „edle Frauen" nun zur Faustine der Römischen Elegien und den Lacerten der Venezianischen Epigramme? Man muß es Charlottens Standpunkt und ihrem persönlichen Verhältniß zu Goethe zu Gute halten, daß sie ihn als einen Gesunkenen ansah.

Goethe aber buchte in der Rechnung seines Lebens die Einbuße:

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles,
Aber ich hab' sie nicht mehr, schweig' und ertrag den Verlust[1]).

---

[1]) Die Paralipomena der „Xenien", wie man sie in Goedeke's historisch-kritischer Schillerausgabe bequem zur Hand hat (Bd. XI S. 153 ff.), bieten als Nr. 37—39 die Monodistica:

Charlotte.

Hunderte denken an dich bei diesem Namen, er gilt nur
Einer, auf diesem Papier findet sie, sucht sie ihn nicht.

An * * *

Ja, ich liebte dich einst, dich wie ich keine noch liebte,
Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr.

An meine Freunde.

Heilig wäre mir nichts? Ihr habt mein Leben begleitet,
Freunde, und wißt es, was mir ewig das Heiligste ist.

Alle drei sind von Schiller's Hand geschrieben, aber auch Goedeke bemerkt, daß „Goethe dictirt haben konnte"; doch scheint er an Schiller's Autorschaft zu glauben, da er für das erste Distichon die Beziehung auf Lotte Schiller bestreitet und mit einem Fragezeichen an Charlotte v. Lilienstern, geb. Wolzogen, Schiller's alte Flamme, erinnert. Ich schreibe alle drei Nummern Goethe zu, die erste und zweite eng verbunden an Charlotte von Stein gerichtet, als Seitenstücke zu dem oben citirten venezianischen Epigramm, erkläre den zweiten Pentameter: „aber wir fanden uns nicht mehr und werden uns ewig nicht mehr finden" und sehe in dem dritten Distichon eine

und doppelt den Gewinn, den Glücksfund mit den Reimen „Ich ging im Walde“ und dem Distichon:

An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Während Goethe, Antikes und Modernes vermählend, als ein Größerer zu den römischen Triumvirn der Liebe sich gesellte und von den unerfreulichen Dramen, welche die französische Revolution obenhin behandelten, zur Naturforschung zurückkehrte, wühlte Frau von Stein im Schmerz und Grimm der Verlassenheit, der 1794 in „Dido“ den abgefallenen Freund als Ogon carikirte. Es stimmt gar wehmüthig, wenn man in ihrem Briefwechsel endlich auf den dürftigen Anhang „1790—1826“ stößt. Aber ein freundlicheres milderes Schauspiel ist es zu sehen, wie die Vereinsamte, deren Gemahl elend dahinsiechte, in der Zeit ihres tiefsten Leidens die vertraute Helferin des Liebespaares Schiller und Lotte ward. Wir erblicken zwei verlassene Lotten und eine von jungem, doch nicht sorglosem Glück erfüllte Lotte. Schiller löst nicht ohne Grausamkeit die letzten Bande, die ihn an die krankhaft leidenschaftliche Charlotte von Kalb noch fesselten, und gewinnt in Charlotte von Lengefeld die treue, gute, an seinem und Goethe's Wirken verständig theilnehmende Hausfrau. Charlotte von Stein segnet und befördert ihre Vereinigung. Nichts kurzsichtiger, als wenn die geistreichelnde und empfindelnde Caroline von Beulwitz (Wolzogen), diese klingende Schelle, meint, für zarte Herzensgeheimnisse sei jener der Sinn jetzt verschlossen; schreibt doch die heimliche Braut eben damals an den Geliebten: „Glaube ja nicht, daß die Stein indiscret ist und es unserm Verhältniß nachtheilig sein würde, daß sie es weiß. Sie schweigt gewiß, ihre Theilnahme an meinem Glück ist so innig, so wahr, daß es mir weh that, sie zu hintergehen. Könnte sie etwas auch nur entfernt beitragen, uns glücklich zu machen, sie wendete alle ihre Kräfte an. Sie liebt Dich, kennt Deinen Werth und schätzt Dich. . . . Es war mir ein rührender Abend, wie ich ihre Liebe zu mir so fühlte, und wir von unserm künftigen Leben sprachen.“ So fand Schiller von Neuem sein eigenes Urtheil aufs Schönste besiegelt: „Ich habe die Stein sehr lieb gewonnen, seitdem ich ihrem Geist mehr zugesehen habe. Ich liebe den schönen Ernst in ihrem Charakter, sie hat Interesse für das, was sie für werth hält und was edel ist. Viele Menschen sterben, ohne je was davon zu ahnen.“

(Nachwort: Dieser Aufsatz ist lange vor den epochemachenden Weimarer Festtagen des letzten Juni geschrieben.)

Erklärung Goethe's an die weimarischen Genossen, die das Wesen des aus Italien Zurückgekehrten nachzufühlen wußten. Die drei Nummern mögen eigentlich Paralipomena der venezianischen Epigramme und von Schiller nach einem Goethe'schen Brouillon abgeschrieben sein. Es ist interessant, daß die zweite „An * * * *“ (Charlotte) sorgsam ausgestrichen ist; gewiß von Goethe. Alle drei entfielen als zu persönlich.

Eugen Neureuther.

Eine Künstler-Biographie.

Von

Dr. A. Schricker.

Es war an einem Spätherbsttage des Jahres 1805, als König Max I. von Bayern, der als „der dicke Max", oder als „Vater Max" bekannt ist, mit seinem Schwiegersohn, dem Herzog von Leuchtenberg, Eugen Beauharnais in den Straßen Münchens spazieren ging. Er liebte es, bei diesen Gängen Hoch und Niedrig, Bekannte und Unbekannte anzusprechen, und so geschah es denn auch dem Landschaftsmaler Neureuther, der mit seiner Frau den König ehrerbietig grüßte. Einen Seitenblick auf die Frau werfend, sprach „Vater Max" zu seinem Schwiegersohn: „Nun, Eugen, da kannst Du auch bald Gevatter stehn."

Dieses joviale Königswort hatte zur Folge, daß der Knabe, welcher am 15. Januar 1806 zur Welt kam, die im katholischen Bayern sonst nicht üblichen Vornamen „Eugen Napoleon" erhielt. Der Prinz hatte wirklich Gevatter gestanden, und als der junge Neureuther siebzehn Jahre später von Bamberg nach München zurückkam, um sich der Kunst zu widmen, zeigte sich die Bedeutung der Beziehung, die er schon vor seiner Geburt mit seinem König und einem wohlwollenden Prinzen angeknüpft hatte.

Der Vater, Ludwig Neureuther (1775—1832), geboren zu Jägerburg im damaligen Herzogthum Zweibrücken, war Schüler des Blumenmalers Wirth, später des bekannten Galeriedirectors Mannlich, und kam mit dem Kurfürsten Karl Theodor nach München. Von hier aus machte er eine Studienreise nach Italien. Was an Bildern in Oel und Gouache erhalten ist, zeigt ihn als einen tüchtigen Maler jener Uebergangszeit, in welcher die von Claude-Lorrain gewiesenen Pfade ausgetreten wurden. Da mit der fortwährend sich vergrößernden Familie auch die Sorgen wuchsen, so suchte der Künstler eine solidere Grundlage, als sie der, in jener Zeit des Kriegs und der finanziellen Unsicherheit spärliche Erwerb aus dem Verkauf von Bildern bot, und nahm 1814 eine Stelle als Zeichenlehrer am Gymnasium in Bamberg an. Trotz der aus dieser Thätigkeit und den Privatstunden herrührenden Einnahmen, trotz einer kleinen Pension aus der Cabinetscasse blieb ihm doch der Kampf ums Dasein ein harter, denn es wuchsen acht Kinder heran, während weitere drei frühe starben. Von jenen acht zeigten sich nicht weniger als drei mit hervorragenden künstlerischen Talenten begabt; unser Eugen Napoleon, so-

dann Gottfried, der noch lebende Architekt und Professor am Polytechnikum in München, welcher Schule gegründet hat, und Marie, die Sängerin am Hoftheater in Petersburg.

Bei den Umständen der Familie war es für Eltern und Sohn eine Erleichterung, daß dieser sich nach Vollendung von siebzehn Jahren auf den Weg machte, um in München gründlichere Studien zu beginnen, als sie in Bamberg möglich waren. Kurz zuvor war von seiner Hand eine Ansicht der Stadt Bamberg in Lithographie erschienen[1]); in seinem Nachlaß findet sich aus dem gleichen Jahre 1822 die „Heidelberger Ruine mit Aussicht auf die Pfalz", eine schülerhafte Zeichnung, wenn sie auch immerhin schon einen Sinn für die großen Züge der Landschaft verräth. Welcher Unterschied aber zwischen diesen Versuchen und den Aquarellen vom September 1824 aus dem Rheingau mit ihrem soliden Strich, der gesunden Farbe, dem Aufmerken auf das Einzelne, den Absichten auf das Ganze! — Im Juni 1823 war er nach München gekommen, wo ihn die Güte des Königs und seines Taufpathen über die Sorgen der Ankunft und des Aufenthaltes hinweghob; der Herzog von Leuchtenberg hatte ihm die Erlaubniß gegeben, sich in jedem Fall des Bedürfnisses an ihn zu wenden. Wir brauchten nicht die ausdrückliche Versicherung des Künstlers in einem seiner Erinnerungsblätter, daß er bei seiner Bescheidenheit diese Vergünstigungen nur soweit in Anspruch nahm, „als es die unvermeidlichste Nothdurft des Lebens erforderte". Künstlerisch trug er sich damals viel mit dem Gedanken einer Vereinigung von Figuren und Landschaft. — „Ich habe mir" — erzählte er einmal — „vorgestellt, wie mächtig das wirken müsse, und eine gewaltige Landschaft entworfen mit dem wilden Heer, das in der Luft dahinzieht. Meine Freunde haben sich darüber höchlich gewundert." Diese Versuche, in welchen das junge Talent die Schwingen probte, wurden plötzlich unterbrochen. Der Herzog und der König starben in zwei aufeinander folgenden Jahren, und der Akademieschüler hatte nichts mehr, als eine kleine Summe, welche von Seiten des Herzogs bei dem Directorium der Akademie hinterlegt worden war. Der Vater erklärte sich außer Stande, ihn zu erhalten, und der Schüler fing an, Unterricht zu geben, um selbst seinen Unterricht nehmen zu können. Es stand sehr schlimm um Gegenwart und Zukunft. In dieser kritischen Lage ging der Vater, der nach München gekommen war, um sich den Fortbezug seiner Pension unter dem neuen Regime zu sichern, mit seinem Sohne zu Cornelius.

In München stand damals eben die „Aera der Wiederbelebung deutscher Kunst" auf ihrem Höhepunkte. Zwar ist die Vorstellung, als sei München vor 1825 nichts weiter als ein großes altbayrisches Dorf, überragt von den zwei runden Knöpfen der Frauenkirche, gewesen, ebenso unrichtig, als sie allgemein verbreitet ist. Auch vor dieser Zeit konnte es im Sinne der alten Zeit eine Kunststadt genannt werden. Hier waren die reichen Schätze aus der Kunstübung der Renaissance, wie sie — allerdings im bunten Gemisch mit abenteuerlichen Curiositäten — Albert V. (1550), sein Sohn Wilhelm V. und der Kurfürst Maximilian I. in der Kunstkammer, dem Antiquarium und der reichen Capelle an-

[1]) Gr. Fol. — Bamberg, bei J. B. Bachmüller. 1822.

gesammelt hatten; hier war ein stolzer Schloßbau entstanden, hier hatte Hans Mielich gearbeitet, hier hatten fruchtbare Künstler der Spätrenaissance wie Christoph Schwartz und Peter Candid die Wände der Kirchen, Schlösser und Bürgerhäuser mit Fresken bedeckt; hier waren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus dem Geiste des Barocko und des Rococo die Prachtarbeiten der Johanneskirche in der Sendlingerstraße, und das Residenztheater entstanden. Künstler wie Franz Hörbt, der Rocailleur, Aegidius Asam, der Stuckator, und Cosmas Asam, der Maler, schufen Alles, was mit dem Bedarf des Hofes, einer reichen Kirche und wohlhabenden Bürgerschaft zusammenhing, erhielten einzelne Traditionen einer vergangenen großen Zeit lebendig und retteten sie in dieses Jahrhundert herüber. Die Sequestration der Kirchen und Klöster, die Annexion mehrerer Reichsstädte, die Ueberführung der Düsseldorfer Sammlung nach München häuften in der Hauptstadt eine ungeheure Menge von Bildern und Kunstsachen an; eine Akademie, so wenig sie unserm Ideale von einer solchen Anstalt entsprechen mag, war vorhanden und zog bis aus Tirol, Oberschwaben und vom Rhein her die Schüler an sich; kurz — südlich des Mains war München immerhin der einzige Ort in den beiden Jahrhunderten nach dem dreißigjährigen Kriege, den man mit dem Worte „Kunst" noch in Verbindung bringen konnte.

Nun aber, nach den Befreiungskriegen und unter dem Antrieb eines von den Ideen der romantischen Schule getragenen, von dem Anschauen der großen Werke der antiken und der italienischen Kunst erfüllten Prinzen, traten neue Bestrebungen hervor: die Kunst sollte national werden und auch außerhalb der Kirche weiten Kreisen des Volkes näher treten. Cornelius verkündete das 1813 seinen Freunden, und König Ludwig dichtete:

> Sieger nicht auf dem Schlachtfeld nur, auch in Malerkunst siegend,
> Hebt das Bewußtsein jetzt freudig das deutsche Gemüth.

Die Bauten Ludwig's I. waren besser scandirt, als seine Distichen. Schon 1816 wurde die Glyptothek für die Reste der antiken Kunst, welche der Kronprinz gesammelt hatte, begonnen und 1819 traf Cornelius in München ein, um die Malereien des „Götter"- und des „Trojanischen Saales" zu beginnen.

Mit der Thronbesteigung Ludwig's aber schnellte der Eifer des Schaffens, wie die durch eine Hemmung zurückgehaltene und nun plötzlich aus derselben entlassene Kraft mächtig empor. Alte Pläne wurden hervorgeholt, neue entworfen, an fünf Stellen der Hauptstadt zugleich wuchsen große kirchliche und Profan-Bauten aus dem Schotter der Isarniederung empor. Ueberall hatte man daran gedacht, auch der Malerei breite Flächen auszusparen. Wie sollte es bei solcher Thätigkeit nicht auch für ein junges, kräftiges, vielseitiges Talent, wie Eugen Neureuther es war, zu thun geben?

Er selbst erzählt in einer der leider so spärlichen Aufzeichnungen, die er in späteren Jahren niederschrieb, über seine Anfänge folgendes: „Cornelius" (damals schon Director der Akademie) „empfing uns freundlich und ich habe den Eindruck nicht vergessen, welchen die Persönlichkeit dieses großen Meisters auf mich machte, als er mich mit seinen tiefliegenden Augen ansah, doch so wohlwollend, daß ich volles Vertrauen zu ihm faßte. „Wir wollen sehen" — sagte er zu meinem Vater — „wenn ich Ihren Sohn als Gehilfen verwenden kann, hoffe ich bei

dem König etwas für ihn zu erwirken." In dieser Hoffnung reiste mein Vater wieder nach Hause. Cornelius, welchen ich alsdann in der Glyptothek wieder besuchte, zeigte mir, womit er mich beschäftigen könne, wenn ich dazu Neigung hätte und rieth mir eine Probearbeit zu machen, die er dem Könige vorlegen wolle. Das Feld meiner nächsten Thätigkeit sollten Festons und Arabesken sein, worin ich allerdings noch gar nichts studirt oder geleistet hatte. Ich besah mir das in diesem Fache von seinen Schülern Gefertigte, und fand darin sehr viel Anziehendes und Reizendes. Von classischer Ornamentik verstand ich gar nichts, um aber doch etwas Arabeskenartiges vorlegen zu können, wendete ich mich an die Natur, ging in den botanischen Garten und machte eine Studie, wobei ich versuchte, den organischen Zusammenhang von verschiedenen Pflanzen, wie man dies bei plastischen Ornamenten stilisirt findet, naturalistisch darzustellen.

„Diese Idee schien dem Meister einiges Talent und Brauchbarkeit zu verrathen, und ich wurde sogleich als Gehilfe mit einem monatlichen Bezug von 25 Gulden aufgenommen. Obwohl dies allerdings nicht hinreichend war, um alle leiblichen und geistigen Bedürfnisse zu befriedigen, war ich doch glücklich, in der Nähe und unter der Leitung eines so großen Meisters arbeiten zu dürfen. So strenge und imponirend das ganze Wesen desselben war, ebenso wohlwollend und theilnehmend habe ich ihn stets gefunden, so lange er sah, daß man es ernst mit der Sache nahm . . . .

„Alles was er mir sagte, war für mich ein Evangelium, ich glaubte daran als an das Unfehlbarste. Und es war Alles mit so wenig Worten gesagt. —

„Ich erinnere mich eines Abends, wo ich ihn in seiner Wohnung besuchte; er saß an einem kleinen Tisch und zeichnete an den Entwürfen für die Loggien in der Pinakothek. Ich glaubte ihn zu stören. „Nein" — sagte er — „Sie stören mich nicht, setzen Sie sich da her." Es war mir höchst interessant zu sehen, wie er arbeitete. Das aufgespannte Papier war ganz weiß, nur zwei, drei Figürchen in ganz einfacher Contur ohne Merkmale von Correcturen aufgezeichnet, und so wuchs unter meinen Augen allmälig eine ganze Gruppe zusammen in einfachen, reinlichen Linien, wie man sie noch in den Skizzen, welche in dem Kupferstichcabinet aufbewahrt sind, sehen kann. Es war kein Entwerfen und Wieder-Aendern und -Corrigiren, sondern jede Linie war mit Bedacht und Ueberlegung gezogen, und so war der Gedanke in Form gebracht.

„Nun setzte er etwas aus und wandte sich zu mir. Da erlaubte ich mir die Bemerkung, wie interessant es für mich sei, zu sehen, mit welcher Sicherheit er ohne jede Aenderung seine Ideen bildlich darstelle. „Sie müssen sich befleißen" — sagte er — „nie anzufangen, ehe Sie mit Ihrer Idee im Klaren sind, und die Form, in welcher Sie dieselbe geben wollen, gehörig überdacht haben. Das Hin- und Hersuchen auf dem Papier taugt nichts."

„Es war auch nicht leicht, ihn von dem, was er gewollt, abzubringen, selbst wenn die Aenderung in unwesentlichen Dingen lag. Davon ein Beispiel: Als Cornelius an dem Bilde „der Zank des Agamemnon mit Achilles" malte, gab er Letzterem ein blaues Gewand. In der Wahl der Farben war er nicht immer sehr glücklich. Der König, welcher damals wöchentlich ein paar Mal kam, meinte, ob es nicht besser sei, hier eine andere Farbe anzubringen, da schon viel

Blau in diesem Bilde vorkäme. Aber Cornelius war anderer Ansicht. Bei dem nächsten Besuche wiederholte der König die Frage. „Es geht nicht," sagte Cornelius, „ich kann hier keine andere Farbe brauchen." Als der König das dritte Mal kam, war Cornelius nicht zugegen. Der König wandte sich nun an Schlotthauer mit dem dringenden Verlangen, daß die von ihm gewünschte Aenderung geschähe, und als hierauf Schlotthauer es wagte, die Ansicht des Cornelius zu vertheidigen, wurde der König ärgerlich und sagte: „Sagen Sie dem Cornelius: Ich, der König, der Besteller des Werkes wünsche es." Kaum war er fort, so kam Cornelius. „Eben war der König da," sagte Schlotthauer und entledigte sich des königlichen Auftrags. „Das soll er mir selbst sagen" — sprach Cornelius und lachte. Wirklich erschien der König bald wieder und bat mit freundlichen Worten: „Lieber Cornelius, überlegen Sie sich die Sache nochmals." — „Ich habe mir's schon überlegt!" sprach Cornelius kurz und bestimmt, so daß der König nie mehr auf diese Frage zurückkam." —

In solche Umgebung hatte den jungen Künstler ein freundliches Geschick gestellt. Neben dem Meister saßen auf dem Gerüste Clemens Zimmermann und der schon genannte Schlotthauer; Künstler und Gelehrte gingen mit dem König ab und zu, und Neureuther malte, indeß er alle Gespräche in sich aufnahm, Tag für Tag die Arabeskenstreifen, welche die einzelnen Bilder scheiden, und durch ihren geistigen Inhalt von einem zum anderen überleiten.

Als Beispiel für die Eigenart und den Reichthum dieser Streifen seien als von seiner Hand auf diejenigen im trojanischen Saal hingewiesen, welche in geistreicher Verbindung und Gliederung der einzelnen Theile darstellen: die Dioskuren, Theseus, der den Minotaurus tödtet, der Raub der Helena durch Theseus und Pirithous, oder jene anmuthige Arabeske mit dem Raub des Ganymed und mit der Leda und dem Schwane. Nach der schweren Arbeit des Tages sehen wir den jungen Künstler den Abend im Actsaal; Sonntags wurde im Antikensaal gezeichnet. Das konnte selbst seine, wenn auch nicht sehr kräftige, doch elastische Natur nicht ertragen; er wurde krank und der Arzt schickte ihn ins Gebirge. Hier tauchte der Jüngling ganz unter in dem ungebrochenen Naturleben des Volkes der Berge. Ueber die Art, wie jene Wanderungen betrieben wurden, berichten uns wieder einige hingeworfene Notizen. Um die Leute von Grund aus in ihrem Heim kennen zu lernen und nicht bloß die im Wirthshaus vorhandenen, machten sich die Wandergenossen verbindlich, auf keiner Landstraße zu gehen, kein Bier zu trinken und in keinem Wirthshause einzukehren. Kraft solchen Tractats sahen sie, wie es am Herd und in Wald und Feld, bei Kirchgang und Tanz, Sang und Rauferei zuging und es gab die lustigsten Abenteuer mit gastfreien Bauern und Müllern, mit Almerinnen und Wildschützen, Zollwächtern und Gensdarmen.

Nur eine Idylle sei hier berichtet: Eines Tages waren die Wanderer auf den Jachenauer-Almen, sahen weit und breit keine Spur von lebenden Wesen und hatten wenig Hoffnung auf eine Mahlzeit. Sie kamen an eine verlassene Sennhütte und der Freund suchte nach dem hölzernen Hausschlüssel, den die Sennerinnen gewöhnlich an einem bestimmten Winkel zu verbergen pflegen. Er wurde gefunden und die Thüre geöffnet. Welche Reinlichkeit und Ordnung! Alles blank und glänzend. Durch ein kleines Kämmerchen nebenan kam man

in einen tieferen Raum, ein Kellerchen, wo Milch und Käse vorhanden war. Die Sennerin war — wie die Maler später erfuhren — schon in aller Frühe auf die höhere Alm gezogen. Die Hungrigen ließen es sich schmecken. Nach der Mahlzeit putzten sie das gebrauchte Geschirr und legten etwas Geld auf den Tisch. Der Sennerin sollte aber zum Danke noch eine besondere Ueberraschung bereitet werden. Es war ein einziges kleines Fensterchen im Zimmer, durch welches gerade die Sonne schien. Diese kleinen vier Scheiben bemalten die Freunde mit einem Madonnenbild, so daß das ganze Fenster mit transparenten Farben ausgefüllt war, wodurch der kleine Raum so feierlich aussah, wie eine Capelle. Dann schlossen sie die Thüre und zogen, über ihren Einbruch beruhigt, weiter.

Eine Frucht dieser Kreuz- und Querzüge waren die Zeichnungen zu den Vierzeilern, genannt „Schnadahüpfeln", welche späterhin (1834) in Lithographie erschienen sind[1]). Ueber diese Zeichnungen äußerte Cornelius seine Anerkennung, meinte, nun solle Neureuther auch Größeres versuchen, und wies ihn auf die Goethe'schen Dichtungen hin. Einige Blätter wurden entworfen und Cornelius selbst schickte dieselben an Goethe. Eben war Cotta in Weimar, um mit dem „Alten" über die Ausgabe seiner Werke zu unterhandeln, und diesem zeigte Goethe die Zeichnungen. Bald darauf, als Neureuther bei Cornelius zu Tisch geladen war, sich setzte und die Serviette aufhob, fand er unter ihr einen Brief von Goethe. Er ist vom 23. September 1828 und lautet:

„Ihre Blätter, mein Verehrtester, haben so viel Gutes, daß ich nicht anfangen will, davon zu reden, weil ich sonst nicht endigen würde. Sie haben dem lyrisch-epischen Charakter der Ballade einen glücklich bildlichen Ausdruck zu finden gewußt, der, wie eine Art von Melodie, jedes einzelne Gedicht auf die wunderfamste Weise begleitet, und, durch eine ideelle Wirklichkeit, der Einbildungskraft neue Richtungen eröffnet. Nur soviel sag' ich: vervielfältigen Sie eben so geistreich und zart Ihre Zeichnungen im Steindruck und geben mir dadurch Gelegenheit, meinen Commentar beifällig zu erweitern. Mehr aber noch bitt' ich: fahren Sie in diesen unerschöpflichen Mannigfaltigkeiten fort, mit dem Dichter zu wetteifern, seine Absichten zu begünstigen und ihn durch eine so treue Theilnahme zu erfreuen und zu belohnen. — Ihre Zeichnungen kommen zurück, sobald ich sie dem vollständigen Weimarischen Kunstkreise, an welchem gegenwärtig noch einige Liebhaber fehlen, werde vorgelegt haben. Die beiden lithographirten Blätter behalte ich zurück, um zunächst über Ihr Talent mich mit Durchreisenden und Einheimischen zu besprechen. — Alle Förderniß Ihren schönen Bemühungen wünschend Goethe."

„Bald darauf" — erzählte uns der Künstler einmal[2]) — „kam Cotta nach München und ich wurde zu ihm geladen. Vorher schon hatte ich mit Cornelius gesprochen, wie ich denn meine Vorschläge einrichten sollte. Er meinte, ich sollte nur einen hohen Preis machen, 250 Louisd'or sollte ich verlangen. Ich erschrak ganz. Soviel sollte ich verlangen; ich hatte ja noch gar nichts gemalt, nichts geleistet. Doch Cornelius wollte es. So machte ich denn bei Cotta meinen Vorschlag. Sechs Lieferungen sollten es sein, jede aus sechs Blättern bestehend. Am Schluß nannte ich auch den Preis. „Ganz recht" — sagte Cotta — „schreiben Sie mir einen Vertrag, in dem alle Ihre Bedingungen enthalten sind; wir wollen ihn dann Beide unterschreiben." Wer war nun froher als ich! Und

[1]) Bayerische Gebirgslieder mit Bildern. (Schnadahüpfeln.) München, Cotta. 1834. 2 lith. Hefte. Fol.

[2]) Handschriftliche Aufzeichnungen des Verfassers nach Mittheilungen Neureuther's aus dem Jahre 1864.

wie schauten meine Freunde, als ich solch eine Bestellung hatte. Ich war nun ein gemachter Mann." Im Sommer 1829 konnte Neureuther die ersten fertigen Hefte[1]) an Goethe absenden. Er that dies mit folgendem Brief vom 24. Juli 1829, dem einzigen, der aus der Correspondenz mit Goethe erhalten ist: „Euer Excellenz haben die Entwürfe meiner Randzeichnungen zu einigen Ihrer Lieder mit Wohlwollen aufgenommen und durch Ihre freundlichen Worte mich in meinen Bestrebungen ermuntert und befestiget. Ich habe versucht, die Welt unendlicher Heiterkeit, die in der Tiefe Ihrer Werke ruht, und die sich über das Wort fortspinnenden Gedanken zu erfassen. Wo es mir irgend gelang, ist es die unmittelbare Folge von der Klarheit meiner Vorbilder, und in dieser Ueberzeugung und in frohem Vertrauen auf Ihre Nachsicht, wage ich es, meine Bilder in die Hände dessen niederzulegen, der sie gegeben, als erstes Zeichen meiner unendlichen Verehrung und Dankbarkeit."

Die briefliche Verbindung mit Goethe wurde von da ab nicht mehr unterbrochen; sie war für den Künstler in hohem Maße beglückend und er hat die acht Briefe wie einen großen Schatz bewahrt, aber — und das ist wieder charakteristisch für ihn — nur wenigen Näherstehenden von dem Vorhandensein des Schatzes Kunde gegeben. Daher mag es auch kommen, daß diese gehaltvollen Briefe in keiner der größeren Briefsammlungen[2]) und auch in den neueren Gesammtausgaben sich nicht finden, obwohl sie bereits 1833 — allerdings an einem Orte, an dem man sie nicht sucht, in Schottky's Buch über „Münchens öffentliche Kunstschätze"[3]) — abgedruckt worden waren.

Auf den oben mitgetheilten Brief antwortet Goethe am 25. August 1829 und hebt mit feiner Mahnung hervor, daß die Farbe der Blätter etwas zu hell gerathen sei und daß man z. B. die lieblichen Intentionen des Titelblattes erst einzeln aufsuchen müsse, „denn das Ganze fällt nicht ins Auge". — Im December des gleichen Jahres kommen weitere zwei Hefte in Weimar als Weihnachtsgeschenk an und Goethe dankt mit einem Brief vom 12. December, versichernd, daß er mit Weimar'schen Kunstfreunden die Arbeiten des Künstlers „mit innigem Vergnügen, das sich bis zur Bewunderung erhebt", wiederholt anschaue. Mit dem Briefe vom 26. Februar 1830 wird die Abschrift einer Recension mitgetheilt, welche, von Heinrich Meyer verfaßt, die beiden ersten Hefte besprach[4]). Hier finden wir in einem Tone inniger Dankbarkeit das Geständniß: „In einer guten Stunde hoffe ich Ihnen das Zeugniß zu geben, daß Ihre Randzeichnungen mit unter diejenigen Ereignisse gehören, die mir eigentlich das Schicksal erfreulich machen, so hohe Jahre erreicht zu haben." Fortfahrend erinnert Goethe: „Mit

---

[1]) Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen. München, Cotta. 1829—1839, 5 lithogr. Hefte Fol. Die vier ersten Hefte erschienen 1829—31, das fünfte erst 1839. Die Publication fehlt bei S. Hirzel: „Neuestes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek. 1874."

[2]) Döring, Leipzig 1837. — Goethe's Briefe, 4 Bde. Berlin, 1856.

[3]) Hirzel, Goethe-Bibliothek, 1874: Münchens öffentliche Kunstschätze im Gebiete der Malerei, geschildert von J. M. Schottky, Professor. 8. München, Franz. 1833. Die Originale der Briefe befinden sich in den Händen der Wittwe.

[4]) Erschienen 1831 in „Wiener Jahrbücher", LII. Band, Anzeigeblatt S. 19. Hirzel a. a. O. nennt Meyer als Autor.

einem Schreiben vom 7. September habe ich Herrn Dr. Boisserée eine Parabel gesendet mit der Bitte, Sie möchten solche mit einer Randzeichnung illustriren, wenn sie Ihnen anmuthete. Ihr Schreiben meldet nichts davon, haben Sie die Güte, darnach zu fragen." Unter der Parabel ist — wie wir aus dem Nachlaß ersehen — jene vom Frühstücksmahl verstanden: „Ich trat in meine Gartenthür".

In derselben Zeit erfreute sich der Altmeister mit Eckermann einige Male an den Heften und sie „bewunderten vor allen den freien heiteren Geist des liebenswürdigen Künstlers".

Der freudige Ausruf im Briefe „Weimar, den 7. Mai 1831," bezieht sich wohl auf eine Zeichnung zur Parabel, welche Neureuther leicht aquarellirt in der Zwischenzeit gefertigt zu haben scheint. Alle Erwartungen des Dichters waren überboten, wenn er sich auch das Blatt so geistreich durchdringend, bedeutend gedacht hatte, wie die herausgegebenen Blätter. Der nächstfolgende Brief vom 27. November 1831 ist in seinem Beginn merklich kühler, vornehmer Haltung, und das kurze Billet vom 4. Februar des nächsten Jahres lehrt uns die Wendung verstehen; hier schreibt Goethe: „Ihre Reise nach Paris hat mich betrübt[1])." Man erräth nicht, welcher Geist in den sonst vorsichtigen Herrn von Cotta gefahren war, daß er im Jahre 1830 unsern Künstler nach Paris schickte, um dort die Studien zu Zeichnungen zu machen, welche zur Verherrlichung der Juli-Revolution bestimmt waren. Neureuther unterzog sich dieser Aufgabe mit einem merkwürdigen Geschick. Er wählte drei der beliebtesten patriotischen Gesänge: „Veillons au salut de l'Empire", sodann das bekannte „Allons enfants" und als drittes „Peuple français, peuple des braves" und schilderte in kleinen Umrahmungen, aber mit einem wahrhaft französischen Elan, die große Juliwoche 1830[2]). Wir haben sehr gewichtigen Grund zu der Annahme, daß Neureuther vollständig harmlos, ein echter Künstler, der in seiner eigenen Welt lebt, auf den Antrag eingegangen ist, daß er damit nichts weniger als ein politisches Bekenntniß habe ablegen wollen. Aber die officielle Welt hatte damals, bei dem ersten Krach im System der Restauration, empfindliche Nerven und es konnte ihr nicht angenehm sein, mit energischer, malerischer Beredsamkeit es dargestellt zu sehen, wie der von der heiligen Allianz aufgerichtete Thron in drei Tagen ruhmlos hinweggefegt wurde. So blieben die unangenehmen Folgen auch nicht aus, und die Verbreitung des Heftes stieß auf Hindernisse; nur wenige Exemplare der interessanten Blätter sind noch vorhanden. Goethe gehörte nicht zu dieser officiellen Welt, von der wir eben reden, und es waren edlere Motive menschlicher Theilnahme, die ihn schreiben ließen: „Ihre Reise nach Paris hat mich betrübt. Ihr Talent ist unmittelbar an der unschuldigen Natur, an der harmlosen Poesie wirksam, und da wird es Ihnen immer wohl sein, und immer glücken; jetzt, da jenes wilde Wesen auch noch gewisse unangenehme Folgen für Sie hat, ist es mir trauriger."

Im selben Februar noch empfing Goethe die sechs Exemplare der „Rand-

[1]) 17. und 21. März 1830. Eckermann, Gespräche. II. 136, 139.

[2]) 27, 19, 29 Juillet 1830 représentés en trois tableaux renfermant trois chansons patriotiques. Publié par Knecht et Roissy. Paris 1831. En commission pour l'Allemagne à l'Institut litt. et art. de la librairie J. G. Cotta.

zeichnungen um Dichtungen deutscher Classiker", auf welche er im November 1831 subscribirt hatte mit dem Ausdrucke der Freude, daß der Künstler sich „nunmehr den edlen Mitarbeitern an den deutschen Lusthügeln der Poesie gleichfalls zuwenden wolle." Er begrüßte die Sendung mit dem herrlichen letzten Briefe vom 28. Februar 1832, freut sich der Zeichnungen zu Schiller'schen Gedichten und zu seinen eignen, und ist „sehr verlangend auf die Folge". Als die Hefte zur Ausgabe bereit lagen, waren jene Augen, an welche der Künstler dachte, wenn er „die Elemente zu seinen Schöpfungen genialisch zusammenrief", für immer geschlossen. Ein neuentworfenes Titelbild zeigte nun unten Goethe auf der Bahre, oben die Begrüßung des Unsterblichen auf dem Parnaß[1]).

Unmittelbar an Albrecht Dürer hatte Neureuther mit seinen Randzeichnungen angeknüpft. Die eben neuerfundene Kunst des Steindruckes hatte die Zeichnungen Dürer's zum Gebetbuche Kaiser Maximilian's[2]) zugänglich gemacht. — Unendlich fruchtbar waren die Anregungen, die von diesem Buche in die deutsche Kunstwelt ausgingen. Die romantische Schule hatte durch Runge diese ihrer Geistesart entsprechende Darstellungsweise ergriffen. Otto Runge, der Freund Tieck's, führte in den Zaubergarten Zerbino's, wo „die Farbe klingt, die Form ertönt", und der Sterbliche, dem der Anblick der blauen Blume noch nicht den Sinn geöffnet hat, sich plötzlich in ein Labyrinth dunkler Beziehungen verstrickt sieht, aus dem ihm nur der Gartenkünstler selbst den Ausweg zeigen kann. Neureuther dagegen überkam von Dürer nicht bloß das phantastische Element, sondern auch die kräftige Naturauffassung, die sinnliche Bestimmtheit, und brachte selbst eine klare, dem Wesen Goethe's verwandte Heiterkeit hinzu. Der Freund Goethe's, sein „Kunst-Meyer", ebenso wie er selbst betonen die Selbständigkeit des Illustrators. Goethe that dies in einem zusammenfassenden Urtheil, das uns Eckermann überliefert hat[3]):

„In der Kunst ist mir nicht leicht ein erfreulicheres Talent vorgekommen, als das von Neureuther. Es beschränkt sich selten ein Künstler auf das, was er vermag, die meisten wollen mehr thun, als sie können und gehen gar zu gern über den Kreis, hinaus, den die Natur ihrem Talente gesetzt hat. Von Neureuther jedoch läßt sich sagen, daß er über seinem Talent stehe. Die Gegenstände aus allen Reichen der Natur sind ihm geläufig, er zeichnet ebensowohl Gründe, Felsen und Bäume, wie Thiere und Menschen. Erfindung, Kunst und Geschmack besitzt er in hohem Grade, und findem er eine solche Fülle in leichten Randzeichnungen gewissermaßen vergeudet, scheint er mit seinen Fähigkeiten zu spielen und geht auf den Beschauer das Behagen über, welches die bequeme, freie Spende eines reichen Vermögens immer zu begleiten pflegt. In Randzeichnungen hat es auch Niemand zu der Höhe gebracht, wie er, und selbst das große Talent von Albrecht Dürer war ihm darin weniger ein Muster als eine Anregung."

Mit diesen Randzeichnungen war Neureuther der eigentliche Schöpfer der Illustration in der neuern Kunstepoche geworden. Mächtig wirkte der Anstoß, den er gab, der Beifall, den er fand, und er selbst kehrt auch später 1855 und 1860 immer wieder von anderen Arbeiten, von größeren Plänen zu seinen Randzeichnungen zurück. Eine Reise nach Ungarn zu Verwandten im Jahre 1831 brachte

[1]) Randzeichnungen um Dichtungen der deutschen Classiker von Eugen Neureuther. 1. Thl. 1832. München, Cotta. Neue Ausgabe 1855. In ihr „Die Glocke" in 15 Blättern.

[2]) Lithographien von J. N. Strixner. München, 1808.

[3]) 5. April 1831. Eckermann, Gespräche, II, 229.

eine große Anzahl trefflicher Studien, deren Folge sich in seiner Production jedoch nicht nachweisen läßt. Nur der biographischen Genauigkeit wegen erwähnen wir, daß auch er, wie damals so Viele in Bayern, das Project erwog, mit der neuen Secundogenitur nach Griechenland zu gehen. Er blieb und malte die Trophäen mit Fruchtschnüren in den Arkaden des Hofgartens, an den Eingängen neben der Durchfahrt, das innerlich Vollendetste und Gereifteste zwischen den zum Theil sonderbaren Früchten dieses Versuchsfeldes der Jung-Cornelianer.

Endlich dachte man auch an ihn, den Ueberbescheidenen, als es galt einen größeren Auftrag zu ertheilen. Im Salon der Königin, im neuen Königsbau, sollte von ihm ein Fries nach Wieland's Oberon geschaffen werden, die Wände des Schlafsaals sollten Goethe's dichterische Gestalten zieren. Er zeichnete die Skizzen mit ungemeiner Gründlichkeit, immer wieder umwerfend, nur schwer sich selbst genügend. Den Schlafsaal malte er allein, in dem andern waren neben ihm noch Wilhelm Kaulbach und Ernst Förster beschäftigt; im Jahre 1836 war die Arbeit vollendet.

Inzwischen (1834) hatte er mit einer geliebten Frau, deren classische Züge sein Griffel oft in die Mappe eingetragen, ein Heim gegründet. In den ersten dreißiger Jahren war es auch, daß er sich der Kunst des Radirens, die von den Düsseldorfern wieder aufgenommen worden war, zuwandte. Das war so recht eine Kunst für ihn! Hier konnte er die Sicherheit seiner Hand, die Herrschaft über das Detail, das seine mikroskopisch gebaute Auge, die unendliche Menge seiner Naturstudien verwerthen; denn hier gilt der erste Strich und von einem unglücklichen Zuge der Hand ist das Schicksal einer Platte abhängig. Dazu kommt, um mit F. Vischer zu reden, „die Tücke des Objects", hier der Chemikalien, der Atmosphärilien. In einem hübschen Blatt hat Neureuther den Proceß dargestellt. Der Künstler hält in gespannter Erwartung Uhr und Thermometer, während sein Gehilfe mit verbundenem Munde das Scheidewasser auf die Platte gießt. Eine Tapete mit Höllen-Breughel'schen Zeichnungen stellt den Aufruhr dar, wenn das Verfahren mißlingt. Im Rauch der Dämpfe erscheinen häßlich verzogene Gesichter und Gestalten. Sie sind es, auf die sich die Verse beziehen:

> Schützen wohl magst du den Mund vor dem Geist aus ätzendem Wasser,
> Gegen den Kobold in ihm schützt kein Mittel dein Bild.

Neureuther's Findigkeit wurde des Koboldes meistens Herr und schon 1836 konnte er das „Dornröschen" bringen, ein Blatt, welches ebenso wohl durch die für eine Radirung ungewöhnliche Größe, als durch die Virtuosität der schwierigen Mitteltöne das allgemeine Entzücken der Kenner hervorrief. — In der Composition hatte er nach altdeutschen Vorbildern den Aufbau erneut, welcher die räumlich oder zeitlich getrennten Theile zu einer Handlung vereint. Es war damit wieder eine fruchtbare Anregung von ihm ausgegangen, wie denn eine der schönsten Schöpfungen Schwind's, „die Beethoven-Phantasie", auf diesen Vorgang Neureuther's zurückzuführen ist.

Endlich, im Frühjahr 1837, sollte seine Sehnsucht erfüllt werden, Italien, Rom! An der Hand seiner Skizzen können wir seinen Weg verfolgen. Wir finden ihn im April in Siena, im Mai in Rom, im August und September in

Arricia und Grotta ferrata. Leider vertrieb ihn die Cholera. Dennoch brachte er Vieles nach Hause, weil er Vieles mitgenommen hatte. Mit einem fertigen Können, wie das der Künstler soll, war er an die heiligen Stätten der Kunst, in die Mitte einer großen Natur getreten. Das Volksleben und die landschaftliche Umgebung Roms zogen ihn besonders an. Gegenüber der zu jener Zeit noch üblichen Verhimmelung italienischer Motive betrachtete er die Menschen mit seinem scharfen, die Wirklichkeit erfassenden Blick, welcher die poetische Stimmung nicht ausschloß. Prächtige Stücke dieser Art sind ein junger römischer Fleischer in seiner Bottega mit Weib und Kind, zwei Morraspieler neben einer Mutter mit dem Kinde, und eine Straßenscene in Arricia; zur einen Seite ein junges Mädchen, das Weinfäßchen auf dem Haupt, Rosen im geschürzten Kleid, von einer peruginesken Milde und Schönheit, und vor den Häusern der anderen Seite vier alte Weiber, wie man sie nur in den engen Straßen der kleinen Orte Italiens sieht, und fünf spielende Kinder. Diese Skizze blieb ihm besonders werth, noch 1873 übersetzte er sie in Farben. Unter den Landschaften suchte er besonders die Aussichten von den hochgelegenen Villen auf die Stadt mit ihrem brückenüberspannten Fluß, auf die sich überschneidenden Hügelreihen der Campagna und die Berge von Albano. Mehrere der Skizzen, wie Acqua acetosa, der Blick von Villa Mills sind in Oel gemalt und man bewundert an ihnen, wie sicher er die Farben auf die Leinwand setzte und ohne Uebermalung und Lasuren die kräftigsten Wirkungen erzielte. Oft kam uns beim Anblick dieser und späterer Arbeiten der Gedanke, daß die eigentliche Begabung Neureuther's, auch was die Technik betrifft, ihn auf die große historische Landschaft hingewiesen habe, und der weitere, daß er bei der Ausführung im Bilde durch ruheloses Umwerfen und Düfteln sich manchmal um die Wirkung brachte, die er in der Skizze bereits besaß. Der große Plan, dem er alle diese römischen Studien einfügen wollte, — ein Freskencyclus, dessen Mittelpunkt die berühmten römischen Villen bilden sollten, umgeben von kleineren beziehungsreichen figuralen Darstellungen und Arabesken — kam leider nie zur Ausführung. Nur Einzelnes aus demselben, Villa Mills und Villa Malta, wurde später ausgeführt und von dem Grafen Schack für seine Sammlung erworben.

Zurückgekehrt mußte er sich zunächst wieder der Kleinkunst des Radirens und der Illustration widmen. Eine Reihe der hübschesten Blätter entstanden, so „das Octoberfest mit dem Rennen" 1837, das oben erwähnte „Kupferplatte und Scheidewasser" und einige der Kuppelbilder aus den Loggien der alten Pinakothek nach Cornelius. Als die Cotta'sche Firma an eine damals neue buchhändlerische Unternehmung ging, ein Buch mit eingedruckten künstlerischen Holzschnitten herauszugeben, wurden dem bewährten Künstler die Zeichnungen übertragen. Es waren dies die siebzig Blätter zu Herder's „Cid", welche von englischen Arbeitern geschnitten wurden, weil es in Deutschland Arbeiter dieser Art noch nicht gab. Nagler bemerkt zu diesem 1839 erschienenen Werke, „dieß ist das erste illustrirte Originalwerk deutscher Typographie"[1]). In demselben Jahre konnte der fruchtbare Künstler eine Sammlung von Radirungen erscheinen

[1]) X. Band. 1841. S. 209.

lassen[1]). Die Vignette „Wasserpflanzen und Schilfrohr; im Hintergrunde München“ ist ein kleines Meisterstück. Sie allein gilt heute im Handel ebenso viel als damals die ganze Sammlung. — Die nationale Bewegung des Jahres 1840 offenbart sich in einer Lithographie zu dem Becker'schen Rheinliede: „Sie sollen ihn nicht haben.“ — Eine Radirung aus demselben Jahre, wieder wie „Dornröschen“ im größten Maßstabe gehalten, gehört zu den besten Arbeiten des Meisters. Die Münchner Künstler feierten in einem Maskenfest die Verleihung des Künstler-Wappens an Albrecht Dürer. Neureuther's Nadel sollte den Höhepunkt der Feier festhalten; die Künstler im Kostüm, wie die schönen Frauen und Mädchen sind alle Porträts. Als ein kleines Satyrstück zu dem würdevoll-heitren Pomp des Festes schuf er voll Humors eine Radirung: „Der Morgen nach dem Maskenfest“: Maler Ernst Richter sitzt noch im Kostüm vor der Staffelei; Traumgebilde umschweben ihn.

Ueber den Gesammtcharakter der nun folgenden acht Jahre gibt uns ein kurzes Wort der eigenhändigen Aufzeichnungen Kunde, in denen es heißt: „Unerfreuliche Periode der künstlerischen Thätigkeit und Erfolge.“ Ein Blick in die allgemeinen Verhältnisse jener Tage zeigt uns, daß damals eben die Intrigue gegen Cornelius in vollem Gange war. Auf die Länge war der Gewaltige, der von sich sagen konnte, „die Künst' hab ich verachtet, nach Wahrheit stets getrachtet“, dem Könige doch zu eigenartig und selbständig; es schwand der kunstbegeisterte Genosse der Symposien vor der Porta del popolo, es blieb der eigensinnige Aristokrat. Neureuther, in dessen Wesen Treue und Hingebung tief begründet war, litt unter dem Weggange seines Meisters; es war ihm, wie wenn nicht mehr das helle Licht wie ehedem zum Atelierfenster hereinschaue. Zudem war aber für die ganze neue Aera zunächst ein „quart d'heure de Rabelais“ gekommen. All' das Schöne hatte viel Geld gekostet und der unmittelbare Nutzen der Kunstpflege war nicht so greifbar, wie er es heute ist; man drängte zur Sparsamkeit, die Ständekammer wurde unruhig, eine schwüle, unerquickliche Stimmung lagerte über der Residenz. Am nächsten und meisten traf das die Künstler. Die zwei Hauptarbeiten aus den bezeichneten Jahren sind die in Gemeinschaft mit Julius Schnorr entworfenen Zeichnungen zu „der Nibelunge Not“, welche in Holz geschnitten, und der bei Cotta 1843 erschienenen Ausgabe eingefügt wurden, ferner die für eine Buchausgabe bestimmten Zeichnungen zu Goethe's „Götz von Berlichingen“, erschienen 1846.

Allmälig wurde es Neureuther erwünscht, für seine Häuslichkeit die sichere Unterlage einer festen Anstellung zu finden. Man ging damit um, die königliche Porzellanmanufactur in Nymphenburg neu zu organisiren und ihren künstlerischen Charakter mehr zu betonen. Neureuther wurde Director. Er hatte schon früher kunstgewerbliche Entwürfe mit Glück gefertigt; der Pokal für die Jubelfeier des Componisten Lachner vom Jahr 1842 wurde nach seinen Zeichnungen ausgeführt. Seit dem Anfang der vierziger Jahre hatte er die Versuche, in Thon zu modelliren, unabläßig fortgesetzt. So erschien denn durch die neue Ernennung der richtige Mann an die richtige Stelle gesetzt. Mit großem Eifer warf er sich in das

[1]) München, in Commission der lit. art. Anstalt. Cotta. 1839.

Geschäft. Eine Menge von Vorlagen für die Manufactur entstanden. An die Stelle der öden, reizlosen Formen, wie sie die Routine aus unserer künstlerisch-schlimmsten Zeit, dem Anfang des Jahrhunderts, beibehalten hatte, sollten edlere, sinnvolle Gestaltungen treten, deren praktische Verwendbarkeit nicht anzuzweifeln war. So fanden sich Skizzen für das Einfachste wie für das Kostbare, für die Milchschüssel wie für die Terrine zum Jagdservice, oder geistreiche Erfindungen, wie z. B. jener Schirm für ein Nachtlicht, der durch den Pfau, welcher ein Rad schlägt, gebildet wird. Bekannt ist, wie langsam sich der Geschmack des Publikums in Gebrauchssachen verändern läßt; das Einzige, was hier hilft, ist unabläßige Geduld und Zeit. Bekannt ist auch, wie schwierig sich an künstlerischen Staatsanstalten bisweilen die Frage der Direction gestaltet. Muß der Künstler zugleich verwalten und inspiciren, so geht die beste Kraft für seine Arbeit verloren. Leitet ein Techniker die äußeren Geschäfte, so gibt es zwei Directoren und „Frictionen" ohne Ende. Diese Mißstände traten auch in Nymphenburg hervor und verbitterten Neureuther das Leben; zudem wehte auch in den oberen Regionen wieder ein anderer Wind und die Erträgnisse der Manufactur wurden unter fiscalischem Gesichtspunkte betrachtet. Der künstlerische Director wurde der Sache müde, schrieb 1856 seinen Bericht „über Nymphenburg als Kunstanstalt" an das Ministerium und wurde quiescirt.

Welches Glück! dürfen wir heute sagen. Denn die Freiheit führte ihn, wenn auch auf einem Umwege, zur Kunst zurück und gab ihm noch einige Jahre seligen Schaffens, wie er es bisher immer, und immer vergeblich, ersehnt hatte.

Mit dem Umweg hatte es diese Bewandtniß: Neureuther wollte mit einem geschickten Decorationsmaler eine Anstalt gründen, welche sich zumeist mit der Ausführung von Wandverzierungen großen Stils aus Thon, und solchen auf Porzellanplatten befassen sollte. Er sah bei jedem Schritt, wie das Klima von München, wie unser kummerisches Klima überhaupt der Freskomalerei feindlich sei und sann auf ein Ersatzmittel. Er glaubte es darin gefunden zu haben, daß man Thonplatten vor dem Brand zusammenfüge, das Bild auf ihnen anbringe, dann auseinandernehme und die Platten brenne. Dieses äußerst mühsame Vorgehen muß auch in dem Italien der Renaissance schon bekannt gewesen sein; denn in dem, ebenso wie München, schweren Stürmen ausgesetzten Porto Venere am Golfe von Spezzia, kenne ich eine schöne, wohlerhaltene Madonna dieser Art. Auch die Arbeiten Neureuther's würden unbedingt, was Schönheit und Haltbarkeit anlangt, jeden Wettbewerb bestanden haben, — ob aber die Sache ins Große und materiell erträglich hätte getrieben werden können, ist zweifelhaft. Welch' treffliche Arbeiten die beiden Gesellschafter liefern konnten, dafür verweisen wir als Beispiel auf die an einem Hause der Müllerstraße in München angebrachte Madonna. Eine Musterausstellung wurde im Garten des Glaspalastes veranstaltet. In diese kam auch Baron Schack, sah die Skizze zur „sterbenden Nonne", bestellte das Bild und Neureuther kehrte zur Staffelei zurück. In diesem Bilde nach dem Uhland'schen Gedichte erkennen wir ein Motiv des Sodoma aus San Domenico in Siena, und wir haben in ihm somit wohl eine späte Frucht der italienischen Reise zu begrüßen.

Darnach wurde — ebenfalls mit Rücksicht auf Schack — ein Bild wieder vor-

genommen, die „Apotheose des Cornelius“, deren Skizze Neureuther zu seiner Erquickung in den seltenen Mußestunden der acht Directorialjahre angefangen hatte. Dies Bild ist auch in seiner, so zu sagen abgekürzten Gestalt das liebenswürdigste und bedeutendste Werk des Künstlers. Für die Wand einer großen Halle und al fresco war es gedacht, während es nun in mäßigem Format und in Oel ausgeführt werden mußte: Peter Cornelius sitzt in einem hohen Säulengange inmitten seiner Kunstgenossen, von denen ihn Klenze, Gärtner, Schwanthaler, Rottmann, Peter Heß und Kaulbach zunächst umgeben. An der Basis der Halle sprudelt eine Quelle. Um sie, auf Stufen gelagert, sind Frauen und Kinder in mannigfachen Spielen, welche uns die geheimnißvollen Wege versinnbildlichen, auf denen die Ergebnisse einer reichen Kunstübung in die Anschauung des Volkes übergehen. In anmuthiger und geistreicher Weise ist hier die Allegorie umgangen und ein concretes Geschehniß zur Darstellung eines culturgeschichtlichen Vorgangs verwendet. An den Seitenwänden sind in Rundfeldern Einzelnheiten aus der Epoche von 1819—1840 dargestellt, Glasmalerei, vervielfältigende Künste, Kaulbach in seinem Atelier mit den Tauben. „Dieser“ — erzählte Neureuther[1]) — „hat mir selbst dazu gestanden, und als ich an ihm zeichnete, flogen die Tauben zum Fenster herein, die er sonst zu füttern pflegte. Ich habe deshalb die Tauben in das Bild gemalt. Kaulbach meinte, das Bild sei besser als die Sachen, die er an der Pinakothek gemalt habe, und er stellte es auch in seinem Atelier aus, damit es König Ludwig sehe, der es auch gelobt haben soll.“

Dies Gemälde ist in der That die beste bildliche Darstellung der großen Epoche. Neureuther traf in seinem Glauben an das Gute den idealen Gehalt, der die ganze Zeit und ihre Hauptträger erfüllte, — Kaulbach blieb mit seinen Wandbildern an der neuen Pinakothek im niederen Bereiche satyrischer Beobachtung und verlor über den Menschlichkeiten, die es überall gibt, wo Menschen sind, die Wahrheit der Sache und seine eigene Würde.

Der Zeit noch etwas vorgreifend, seien hier im Zusammenhange die übrigen Erwerbungen des Grafen Schack erwähnt. Der „Traum der Rezia“ entstand aus einer der Skizzen, welche seiner Zeit für den obengenannten Oberonfries des Königsbaus entworfen worden waren und an welcher nun der Mäcen Gefallen gefunden hatte. Es wurde ein auch in der Farbe vorzügliches Bild und der Ausgleich des Gegensatzes zwischen dem Licht des Saales und der blauen Dämmerung, auf welcher Oberon einherschwebt, ist in bester Weise gelungen. Eine „Mutter mit dem Kinde“ in lieblicher Frühlingslandschaft unter einem Pfirsichbaume von Schmetterlingen umflattert, indeß der Vater seitwärts säend durch die Furchen schreitet, athmet Milde und Friede, wie ein Francesco Francia, an dessen „Madonna im Rosenhag“ die Frau in ihrer Haltung erinnert. Dann wandte sich der Künstler noch einmal zu dem Goethe'schen Stoffkreis zurück, indem er jene Scene aus „Hermann und Dorothea“ darstellt, wo die Mutter den Sohn aufsucht beim Birnbaum, der „auf dem Hügel“ stand und „in der Gegend weit und breit“ gesehen ward. Er nahm damit eine Darstellung aus einem

[1]) Handschriftliche Aufzeichnungen des Verf. nach Mittheilungen Neureuther's aus dem Jahre 1864.

größeren Cyclus von Aquarellen auf, welche er früher einmal für den Grafen Schönborn auf Pergament entworfen hatte. Hier, wie in der „Madonna mit dem Pfirsichbaum" erscheint in vollkommener Weise die Vereinigung von Figuren und Landschaft, von welcher der Jüngling träumte. „Alle diese Bilder," — urtheilt ihr Besitzer — „sind in Form und Farbe sorgfältig durchgebildet und können ihren Platz in jeder Sammlung mit Ehren behaupten[1])." Auch die beiden Bilder aus dem oben erwähnten Cyclus der römischen Villen, welche Neureuther — die Villa Mills in Oel, die Villa Malta in Aquarell — ausgeführt hatte, wanderten in die Sammlung der Briennerstraße hinüber.

Wenn es uns möglich gemacht wurde, Eugen Neureuther als Maler kennen zu lernen, so gebührt dies rühmliche Verdienst dem Grafen Schack, demselben, der uns die Gemälde Genelli's verschaffte, und dessen Haus bis vor Kurzem das einzige war, in welchem Feuerbach, Lenbach und Böcklin mit genügend zahlreichen und hervorragenden Werken vertreten waren.

Während der zehn Jahre nach jener Musterausstellung, die einen im eigentlichen Sinne ungeahnten Erfolg haben sollte, 1855—1865, erschienen zu neueren Dichtungen, vorzugsweise der Münchener Dichtergruppe, neue Reihen von Randzeichnungen, welche indeß nicht zu den besseren Arbeiten gehören. 1857 veröffentlichte Neureuther als Ergebniß seiner kunstgewerblichen Erfahrungen die „Blätter für Kunst und Industrie". Im gleichen Jahre trat „Schneewittchen", eine seiner schönsten Märchenzeichnungen, als Geschenk des Kunstvereins, in die Welt, und 1860 folgte die „Gänsemagd". Das Schillerfest 1859 verherrlichte er durch große in der Art der Arazzi gehaltene Teppichmalereien, welche bei der Feier zwischen den Säulen des Festraums ausgespannt waren. Ein Oelbild, „Das Mädchen von Arricia", ging zur selben Zeit in die Sammlung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Außerdem arbeitete er nach den verschiedensten Richtungen hin, jetzt eine große Kirchenfahne mit dem heil. Laurentius für die Theatinerkirche in München (1863), dann Muster für eine Tapetenfabrik in Cincinnati (1864), Illustrationen für den zweiten Jahrgang (1865) des von Hermann Schmidt herausgegebenen „Heimgarten" und Plafond mit Lünetten für das Haus Reifenstuhl in München. Das große Aquarell „Hohenschwangau", von einer traumhaften Schönheit und Poesie, ging 1866 fort, wahrscheinlich nach Berlin, während andere figurenreiche humoristische Aquarelle, „die Bauernregeln", ungefähr in derselben Zeit in den Besitz des Hrn. Nolting in Stettin gelangten.

Ein größerer Auftrag winkte in der Ferne. Das Polytechnikum, von Neureuther's Bruder erbaut, nahte der Vollendung. Sgrafitti sollten die Außenseiten umziehen und die acht Kuppeln in der Eingangshalle und im Stiegenhaus, sowie der Sitzungssaal mit Wandmalereien geschmückt werden. Neureuther fühlte das Bedürfniß, ehe er an das große Werk ging, in dem ewigen Jungbrunnen italienischer Kunst sich zu erfrischen. Nach drei arbeitsvollen Jahrzehnten betrat er im Frühjahr 1867 wieder das sonnige Land. Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie er in Mantua und Parma die großen Coloristen studirt, und wie selbständig und eigenartig er diese Studien verwerthet. Nach der Rückkehr wur-

[1]) A. F. Graf von Schack: Meine Gemäldesammlung. Stuttgart, Cotta. 1881.

den die Sgrafitti zuerst in Angriff genommen und rasch vollendet. Er hatte das seltene und für derlei Arbeiten wundersam fördernde Geschick, zu gleicher Zeit gleich sicher mit beiden Händen die Parallelglieder der Arabesken zeichnen zu können. Wer diese geistvollen Bandstreifen kennen lernen will, muß sich an die Photographie halten, oder an die guten Abbildungen, welche Regnet 1876 mit einem Texte in der „Illustrirten Zeitung“ [1]) veröffentlicht hat; denn in der Schärfe des Münchener Klimas sind die schwarzen Meisterzüge bis auf die letzte Spur verwittert. — Da es für ihn, den Sechziger, unmöglich gewesen wäre, in einem zugigen Neubau die Mühsal einer Deckenmalerei zu übernehmen, so wurden die Kuppeln aus Carton pierre hergestellt, im Atelier wie ein großer Regenschirm aufgehängt und erst nach ihrer Vollendung an Ort und Stelle befestigt. In den Kuppeln der Eingangshalle sind die vier Elemente dargestellt. In würdiger Weise wetteifert hier der Künstler mit seinem einstigen Meister und dessen Fresken in der Glyptothek; die Farbe ist tiefer, kräftiger und leuchtender als dort. Hier und da verwendete er seine jüngsten italienischen Studien direct, wie dies auch jene Künstler der Renaissance mit den Arbeiten ihrer Vorgänger so gehalten haben. Beim Element des Wassers z. B. erinnert die Stellung der die dunkle Fläche durchgleitenden Venus an diejenige des Neptun in der Camera zodiaca des Palazzo Te in Mantua, und die Gestalt mit dem Globus an diejenige der Vorhalle im gleichen Palaste. Trotz dieser Anlehnungen, welche nur derjenige mißversteht, der die Geschichte der Kunst nicht kennt, ist der Geist und die Schönheit der Kuppelbilder die eigenste Hervorbringung des Künstlers. Ueber die Deckenbilder in der oberen Eingangshalle läßt sich rechten. Wir finden hier bei der Darstellung der „Naturkräfte und ihrer Beherrschung“, des Dampfes, der Elektricität, neben geistreichen und lieblichen Einzelbildern, wie etwa dem der Liebenden, welchen durch die neue Kraft Zeit und Raum überbrückt wird, auch Bizarres, wie die Belebung abgetrennter Glieder durch den elektrischen Strom. Es werden sodann eine Reihe von modernen Allegorien verwendet, welche Courswerth noch nicht erlangt haben. Bei dem Rundbild vom Dampf, seinem Segen und Unsegen, finden wir vom Dampfroß herangebracht Humanität, Parität, Communalschule, aber auch die dunklen Gestalten der socialen Revolution. Ohne die Aufschriften würden uns diese Gestalten nicht verständlich sein und das allein gibt den Ausschlag gegen die Berechtigung ihrer Existenz. Man wundert sich, wie derselbe Geist, der für den Untenraum in warmer Sinnlichkeit voll ausgeprägte Individualitäten schuf, hier oben abstracte Reflexionen zu galvanisiren versuchte. Er zahlte hier den Tribut seiner sechzig Jahre in ähnlicher Weise wie Goethe im zweiten Theile des Faust. Und herrlich war es, was ihm für so geringen Tribut ein Gott noch schenkte.

Während und nach dieser monumentalen Leistung war er, für den ein Wechsel der Beschäftigung genugsam Erholung bot, mit größeren und kleineren Arbeiten beschäftigt. So malte er (1868) den Plafond eines Speisesaales und einen Fries für Frau von Lützenberg im Schlosse Nischwitz bei Leipzig. Im Fries wurden Schauspiel und Oper mit je zwei charakteristischen Figuren mar-

[1]) Nr. 1713.

kirt, so Faust, Shakespeare's Heinrich IV., die Zauberflöte, Doctor und Apotheker. Der Entwurf eines Denkmals für König Max, den er im Jahre 1863 begonnen hatte, wurde noch einmal vorgenommen und übermalt. Es erschienen drei seiner schönsten Radirungen nach den Gemälden Rottmann's: Sikyon, Olympia und Marathon. 1873 schuf er den Entwurf für zwei Sgrafitti, von denen eines die Schule der Klenzestraße in München ziert, das andere nach Ludwigshafen kam. Einige der besten Stunden jedes Tages widmete er der Kunstgewerbeschule, in welcher er auf Andrängen seiner Freunde, Dyck, des Directors derselben, und des Malers Echter, seit 1868 das Fach der decorativen Wandmalerei übernommen hatte.

In der letzten Zeit dieser seiner Thätigkeit mußte er fühlen, daß er mit dem von ihm geschaffenen Ornamentationsstil, welcher auf der Beobachtung der Naturobjecte, der Hochrenaissance Raphael's in den Loggien und den Dürer'schen Werken beruhte, allein stand. Eine andere Generation war heraufgekommen, die „von Joseph nichts wußte", und welche mit mehr oder weniger Tendenz die Formen der Spätrenaissance als die für das Kunstgewerbe geeignetsten acceptirte. Wir betonen, daß wir hier nur berichten, nicht im Vorübergehen richten und eine schwierige Frage mit einigen Sätzen aufstellen und lösen wollen. Neureuther selbst war, wie die Gerechtigkeit gebietet, dies anzuführen, keineswegs einseitig; aber seine Bedenken verbarg er nicht. In einer Aufzeichnung, in welcher er sich offenbar selbst über das Problem klar zu machen suchte, finden wir folgende Worte, die als auf München und die dortigen Strebungen sich beziehend verstanden werden müssen: „Uebrigens hat der beliebte Renaissancestil im Hinblick auf die künstlerische Ausbildung der Jugend große Schattenseiten, welche darin bestehen, daß die Begriffe von Schön und Unschön leicht verwirrt werden. Bei den Renaissancebauten, welche vorzugsweise als Vorbilder für unsere Periode angenommen werden, befinden sich bei aller Originalität und allen Vorzügen viele decorative Details, welche geradezu als geschmacklos zu bezeichnen wären. Aber gerade diese Details sind es, worin der weniger gebildete Künstler das Schöne, Nachahmenswerthe findet: Voluten, Schnecken, Pyramiden, Kugeln, Fratzen aller Art, dann aus der früheren classischen Periode entlehnte aber verunstaltete Ornamente, unorganisch angewendet, Träger, welche nicht tragen, sondern nur hingehängtem und angepapptem Schmuck gleichen u. s. w."

Nachdem Dyck gestorben war, schied Neureuther im Herbst des Jahres 1876 aus der Kunstgewerbeschule. Im Januar vorher hatte ihm die Vollendung des siebzigsten Lebensjahres viele Zeichen der Dankbarkeit, der Verehrung und Anerkennung gebracht.

Unermüdlich schuf er weiter und konnte noch zwei größere Arbeiten vollenden, wie er sich vorgenommen hatte. Das eine waren die Zeichnungen zum „Wunderbrunnen", einer Sammlung von Märchen, welche Kröner in Stuttgart herausgeben wollte[1]), das andere zwanzig Aquarelle zu Goethe'schen Dichtungen. So knüpfte er das fröhliche Ende wieder an den fröhlichen Anfang. Es waren die beiden Stoffkreise, denen er mit den Randzeichnungen von 1832 und mit dem

[1]) Erschienen 1881.

„Dornröschen" von 1836 die ersten Lorbeern verdankte und denen er im Laufe der Jahre nie untreu geworden war; in ihnen verweilend, lebte er, ein jugendlicher Greis, sein Dasein aus. Am Tage, ehe er sich zur letzten Krankheit legte, malte er noch an dem Aquarell einer der Zeichnungen zum Wunderbrunnen: „Wie Einer das Gruseln lernt". — Er starb am 23. März 1882.

Die Welt urtheilt auch bei dem Künstler nach dem Erfolge; die Schauenden nach dem Maße der Liebe und Treue, mit welchem das echte Talent die Kunst erfaßte. Zum Erfolge gehört außer dem Willen und der That auch Sonne und günstiger Wind; es gehört zu ihm jenes undefinirbare Etwas, mit welchem der Künstler in starkem Selbstbewußtsein die außerhalb der künstlerischen That liegenden Mittel des Emporkommens verachtet, während es ihm durch Geburt oder Erziehung natürlich wurde, seine Existenz zu rechter Zeit zu betonen. Neureuther besaß dieses Etwas nicht, — bei ihm war das volle Bewußtsein seines Könnens verbunden mit einer so harmlosen selbstlosen Freude an dem Geschaffenen, daß ihm niemals der Gedanke kam, sich geltend zu machen, wie er es geburft hätte. Die Sonne, die am Anfang seiner Arbeit ihn mit einem vollen Strahlenguß getroffen hatte, als Goethe sich seiner freute, verschwand. Widrige Elemente waren oft gegen ihn; unendlich viel Samen streute er aus und hatte sich der goldnen Aehren selten zu freuen. Nach dem ersten glücklichen Wurfe hätte man annehmen dürfen, die Kunsthändler hätten sich um ihn gerissen. Der Handel war aber damals noch nicht entwickelt; es folgte keine weitere Anregung. Er war der Schöpfer der deutschen Illustration. Aber diese Gattung buchhändlerisch-künstlerischer Production hatte damals noch ein kleines Publicum; auch die ganze Maschinerie vom Holz-Zeichner und -Schneider bis zum Zurichter und Drucker war damals noch nicht annähernd so entwickelt, wie in den Tagen von Neureuther's Alter, wo die Stuttgarter Buchhändler auf jede neue Messe luxuriöse Prachtwerke legten, neben welchen sich der „Cid" von 1839 äußerlich kaum mehr zur Geltung bringen konnte. Er handhabte seine Radirnadel mit einer Meisterschaft wie Wenige und war eine Zeit lang unbestritten der Erste dieser schwierigen Kunst. Aber ihre Werke setzen noch mehr als die anderer Kunstarten das Verständniß des Kenners, die Freude des Liebhabers und den Geldbeutel der Wohlhabenden voraus. Ein so geartetes Publicum war damals in Deutschland noch nicht vorhanden, fängt es doch jetzt erst an, allmälig zu entstehen, und muß es ja auch jetzt noch durch die Thätigkeit von Vereinen zusammengerufen und zusammengehalten werden. Er warf sich auf das kunstgewerbliche Gebiet, wurde Leiter einer großen Manufactur; aber als er sich in die bestimmte Technik eingelebt hatte, als die Formen geschaffen waren, wechselte die Anschauung über die Aufgabe einer solchen Anstalt. Nun erschien sein Mäcen, unter dem er aus dem Rechnungscomptoir zur Malerei zurückkehren durfte. Aber unterdessen war eine brillante Technik emporgekommen, mit der seine einfache Farbengebung nicht wetteifern wollte, so Treffliches er auch noch geschaffen hat. Die besten seiner Ideen, der Villencyclus, die Apotheose des Cornelius mußten Jahrzehnte lang Skizzen bleiben, und sich, als sie aus der Mappe heraustreten durften, mit dem engen Raum der kleinen Leinwand oder des Papiers für das Aquarell begnügen, während sie für die große Wand entworfen waren. Er traf in eine Zeit der

Tendenzmalerei; Overbeck und seine Schüler betrieben die romantische, Kaulbach mit den Seinen die liberale Tendenz. Neureuther wußte nichts von ihr; er sah das Darstellbare und gab ihm Form und Farbe; er wählte Stoffe, an denen weder der Schwärmer, noch der Parteimann, noch das encyklopädische Interesse ihr Gefallen fanden. Man pflegte die Specialitäten und theilte die Künstler in Historienmaler, Landschafter, Genremaler und Leute des Kunstgewerbes, als ob die Kunst niemals eine gewesen wäre, und Neureuther arbeitete in allen Fächern; man isolirte sich in einer bestimmten Technik, und Neureuther stand vor der Staffelei, regierte die Aetznadel, führte den Modellirstab des Keramikers, den Griffel des Bildhauers. Selbst diese Vielseitigkeit war ihm ein Schaden; man konnte in einer Gesellschaft kunsterfahrener Männer wohl darüber debattiren hören, ob Neureuther, der „Ornamentmaler", identisch sei mit dem Künstler der Schack-Galerie.

Ueberschaut man dies Alles, so könnte es scheinen, als ob er bald zu früh, bald zu spät gekommen sei. In Wahrheit aber erkennen wir, wie unendlich und mannigfaltig die Anregungen waren, die von ihm nach den verschiedensten Richtungen der vervielfältigenden Kunst und des Kunstgewerbes hin ausgingen. Dies ist — abgesehen davon, daß er als Maler unter die besten und fruchtbarsten seiner Zeit eingegliedert werden muß — seine eigenartige Bedeutung in der mit dem Tode des Cornelius abschließenden Epoche. Für ihn selbst lag in dieser Regsamkeit, in dieser Hingabe, mit der er bei kleinen wie bei großen Aufgaben immer nach der Vollendung strebte, sein Glück, der Gleichmuth der Seele.

Wir haben verschiedene Bilder, die uns mehr oder weniger glücklich seine äußere Erscheinung wiedergeben. Aus seiner ersten Zeit ist eine Reliefbüste von David von Angers (1831) vorhanden, gefertigt als Gegengabe gegen eine von Neureuther gezeichnete Porträtstudie dieses französischen Bildhauers. Aus dem Jahr 1843 existirt eine kleine Radirung der Familie mit dem Meister im Hintergrunde von ihm selbst, sodann ein Stahlstich und eine vorzügliche Photographie von Hanfstängl. Auf einem von Neureuther entworfenen großen Familienbild von neunzehn Personen ist seine eigne Figur von der Hand Wilhelm Kaulbach's eingezeichnet. Trat man ihm persönlich gegenüber, so erkannte man ohne Weiteres den Künstler: fein modellirte Züge, ausgebaute Stirn, struppiger Schnurrbart; aber Niemand hatte dies Gesicht gesehen, der nicht den Blitz sah, mit dem das stahlblaue Auge aufleuchtete, wenn ihn etwas innerlich besonders ergriff. Diesen Blick sah man nicht oft. Es mochte der sein, in dem er seine Freude bekundete, wenn in der Einsamkeit des Ateliers die Linien sich zu den innerlich geschauten Formen zusammenschlossen. Dieser Blick war symbolisch für sein Wesen und seine Kunst. Wer ihm und dem, was er geschaffen, nicht liebevoll näher tritt, der wird das Geniale in dieser unaufdringlichen Einfachheit nicht begreifen. Wer sich in seine Arbeiten versenkt, erkennt aus ihnen die Art des wirklichen Künstlers, wie es zu jeder Zeit nur einige Wenige gegeben hat: Tiefe, verbunden mit einer Art Goethe'scher Helligkeit und Heiterkeit, deren Ausströmung den Beschauer immer wieder zu seinen Werken zurückführt.

Ein deutscher Gelehrter in Ungarn.

Von

Prof. Dr. **Oskar Asbóth.**

Wenn ich es unternehme, dem Leser das Bild eines Mannes vorzuführen, der fern seinem Vaterlande in einer fremden Zunge zu einem fremden Volke spricht, bis er seinem eigenen Vaterlande fremd wird, so bestimmt mich dazu mehr als Ein Grund. Ich könnte fragen, ist es nicht bei alledem ein Deutscher, sollen gerade nur die Deutschen nichts davon wissen, welch' große Arbeit ihr Landsmann im fernen Osten bei einem Volke schafft, das man in Deutschland so wenig kennt, das trotz aller seiner großen Fehler doch unstreitbar Vorzüge hat, die von Zeit zu Zeit selbst den Fremden seine Fehler ganz vergessen lassen? Doch Josef Budenz brauchte wahrlich kein Deutscher zu sein, um auch dem deutschen Publicum als eine höchst interessante Erscheinung zu gelten. Enthält doch das Leben eines jeden bedeutenden Mannes so Vieles, das für alle Menschen im höchsten Grade anregend und lehrreich ist, und Budenz' Leben ist gerade besonders reich an Momenten, die uns zeigen, wie das Leben eines Menschen, wie gerade das Leben eines bedeutenden Mannes, oft eine Richtung gewinnt, sich gestaltet, reich und voll sich auslebt in einer Weise, wie man es selbst nie geahnt hätte, so daß man oft staunend sich umsehen und fragen mag: Wie bin ich hierher gekommen? Eben diese Seite in Budenz' Leben weist so viel des Ueberraschenden auf. Schließlich ist Budenz einer der bedeutendsten unter den jetzt lebenden Sprachforschern, ist die erste Autorität auf dem Gebiet der altaischen Sprachforschung, auf diesem so ungeheueren Gebiete, ist der Mann, welcher bei einem eigenartigen und begabten Volke echte, rechte Sprachforschung wohl für immer fest begründet hat; es hängt also mit seinem Leben ein Stück Geschichte der Sprachwissenschaft aufs Engste zusammen, und ein — wenn auch noch so geringes — Verständniß für seine Thätigkeit muß für jeden Gebildeten, der Sinn für die Entwickelung der Wissenschaften, für Verbreitung derselben hat, von Interesse sein.

Josef Budenz wurde am 13. Juni 1836 in dem ehemaligen Kurfürstenthume Hessen im Dorfe Rasdorf geboren, wo sein Vater Schulmeister war. Unter Leitung seines Vaters absolvirte er die Volksschule, lernte dann vom Rasdorfer Pfarrer so viel Lateinisch und Griechisch, daß er, als ihn sein Vater nach dem benachbarten Fulda brachte, gleich in die dritte Gymnasialclasse eintreten konnte. 1854 ging er nach Beendigung seiner Gymnasialstudien auf die Universität nach Marburg, schon nach Einem Jahre zog es ihn von da nach der berühmten Göttinger Universität, wo er bis zum Abschluß seiner Universitätsstudien verblieb. Hier stand er vor Allem unter dem Einflusse des hervorragenden Orientalisten und vergleichenden Sprachforschers Theodor Benfey. Benfey, selbst so vielseitig, liebte es, wenn seine Schüler sich keinen allzu engen Kreis zogen, die Beschränkung, pflegte er zu sagen, komme mit den Jahren ganz von selbst. So wie er selbst manchmal über den Kreis der indogermanischen

Sprachen hinausblickte und z. B. im Jahre 1844 eine Schrift „Ueber das Verhältniß der ägyptischen Sprachen zum semitischen Sprachstamme" schrieb, so erweckte er auch in seinen Schülern ein allgemeineres Interesse für sprachliche Erscheinungen überhaupt, mögen sie sich, in welcher Sprache immer, in welchem Sprachenzweige immer äußern. Budenz trieb außer vergleichender indogermanischer Sprachforschung aufs Eifrigste classische Philologie, insbesondere aber Archäologie bei Wieseler. Als der Schreiber dieser Zeilen vor zehn Jahren aus Göttingen in seine Heimath zurückkehrte, hatte er die freundlichsten Grüße von Benfey und Wieseler an Budenz zu bestellen. Budenz hörte auch noch Persisch bei Ewald und Arabisch bei Wüstefeld. Im Jahre 1858 legte er in Göttingen das Doctorat ab aus indogermanischer Sprachforschung und aus Archäologie. Seine Doctordissertation handelte von einer griechischen Bildungssilbe und wurde von der Kritik trotz der Mängel als eine ausgezeichnete Arbeit bezeichnet.

Doch mitten in die reichen Anregungen, die Budenz in den Vorlesungen auf der Universität empfing — außer den schon genannten Professoren wirkten noch Karl Friedrich Hermann, Schneidewin, Sauppe und Ernst Curtius auf den jungen Studenten — mitten in diese reichen Anregungen, die allein schon hingereicht hätten, zu einer spätern wissenschaftlichen Thätigkeit eine recht breite Basis zu legen, spielt plötzlich ein Moment hinein, das rasch die höchste Bedeutung für Budenz gewinnt und sich in den Mittelpunkt seiner ganzen Entwickelung stellt. Ein Zufall gibt dem ganzen Leben desselben eine ungeahnte Wendung. Im Jahre 1856 lernt Budenz einen Ungarn kennen, Namens Ludwig Nagy (gy = dj), der in demselben Hause wohnte. Budenz fragt anfangs aus reiner Neugierde, wie man dies und jenes im Ungarischen sage. Er läßt sich die Zahlwörter bis 10 sagen, frägt dann, wie man 20, 30, 40, 50 sage und hört aufmerksam zu, ruft dann plötzlich aus: „Halt, jetzt werde ich Ihnen selbst sagen, wie man 60 sagt" — sagt es falsch und wird dadurch mitten hinein in ein durchgreifendes Lautgesetz der ungarischen Sprache geführt; 4 heißt nämlich im Ungarischen nègy (der Strich auf dem Vocal bezeichnet die Länge desselben), 40 negyven, 5 heißt öt, 50 ötven, 6 heißt hat, 60 aber nun nicht hatven, wie der junge Budenz glaubte, sondern hatvan in Folge der die ganze Sprache durchdringenden Vocalharmonie, die sich darin äußert, daß tieflautende Vocale (a á, o ó, u ú) nur mit tieflautenden, hochlautende (e é, ö ő, ü ű) nur mit hochlautenden Vocalen sich verbinden können — i í nehmen eine Mittelstellung ein. Szép heißt „schön", „Schönheit" heißt szépség (s = sch), gazdag heißt „reich", „Reichthum" heißt gazdagság, szépségnek heißt „der Schönheit", „dem Reichthum" dagegen heißt gazdagságnak. Es war das jedenfalls ein glücklicher Anfang. Wenn man sich aus Neugierde ein paar Wörter einer fremden Sprache sagen läßt und gleich in der ersten Viertel Stunde eine ganz neue, auf ein großes Gebiet sich erstreckende Manifestation des sprachbildenden Geistes erfährt, so kann man wohl Lust bekommen, mehr von der Sprache zu hören. Nun ist die ungarische Sprache so grundverschieden von den indogermanischen Sprachen, es gibt so viel eigenthümliche Erscheinungen in derselben, die dem auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen Forschenden fremd sind, daß es sehr wohl begreiflich ist, daß Budenz' Interesse für die ungarische Sprache von Tag zu Tag wuchs. Er nimmt in kurzer Zeit die Formenlehre derselben durch und beginnt gleich Johan Arany's (ny = gn in Champagner) „Toldi" zu lesen, ein Epos, das durch seine urwüchsige, einfache, so ganz den Geist des Volkes athmende Sprache und die meisterhafte Composition unübertroffen dasteht in der ungarischen Literatur. Als im Herbste 1857 mehrere Ungarn nach Göttingen kamen, brachte es Budenz so weit, daß er schon die ungarische Conversation verstand, wenn sie nicht allzu schnell gepflogen wurde. Auch konnte er schon Benfey Auszüge aus ungarischen Märchen machen, als dieser in den Erläuterungen zu seiner Uebersetzung des Pantschatantra (dem „Fünfbuch" indischer Märchen) in eingehendster Weise über Ursprung und Verbreitung der Märchen und Fabeln handelte.

Während er so mehr praktisch als theoretisch die ungarische Sprache trieb, ge-

riethen ihm die in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie abgedruckten Arbeiten Boller's in die Hand. Boller's Abhandlungen beschäftigen sich viel mit dem Ungarischen, gehen oft geradezu von dieser Sprache aus, so z. B. seine „Vergleichende Analyse des magyarischen Verbums", sowie seine Arbeit „Zur magyarischen Etymologie"; so eingehend, wie von ihm, wurde zu jener Zeit überhaupt von Niemandem das Verhältniß der ungarischen Sprache zu den verwandten Sprachen behandelt. Budenz hat noch vor zweieinhalb Jahren in der Sitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften der ungehenern Gelehrsamkeit dieses Mannes auf dem Gebiete der altaischen Sprachen Anerkennung gezollt; wie natürlich, daß die damals wirklich bedeutenden und interessanten Versuche Boller's, der ungarischen Sprache den richtigen Platz unter den altaischen Sprachen anzuweisen, den Sprachschatz und die Formen derselben zu erklären, mit dem Sprachschatze und den Formen der verwandten Sprachen in Connex zu bringen, vor beinahe dreißig Jahren einen tiefen Eindruck auf Budenz machten. Budenz hatte aus erklärlicher Neugierde einen Ungarn, den er zufällig kennen gelernt hatte, gefragt, wie man das Eine und das Andere im Ungarischen sage, und bekam statt einiger Wörter gleich ein eigenthümliches, die ganze Sprache beherrschendes Gesetz zu hören, wurde dann Schritt für Schritt weiter gedrängt, die Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache zogen ihn, wie er selbst vor Kurzem in einem feierlichen Momente erklärte, mit unwiderstehlicher Macht an. An und für sich hätten gleichwohl seine ungarischen Studien eine bloße Passion bleiben können, die später wahrscheinlich, wie so viele Passionen der Jugend, in den Hintergrund getreten wäre, um höchstens von Zeit zu Zeit als freundliche Erinnerung in seiner Seele aufzutauchen. Da geriethen ihm — wieder zufällig — Boller's Arbeiten in die Hand, was er aus Neugierde begonnen, aus Passion fortgeführt, begann plötzlich ernste Bedeutung zu gewinnen, stellte sich in ein System. In Budenz wurde in Folge dieser Anregung der Gedanke reif, sich auf das Studium der altaischen Sprachen zu werfen. Budenz erkannte mit richtigem Sinn, daß es im höchsten Grade wünschenswerth, ja unentbehrlich sei, wenigstens in der Sprache der Gruppe, die man genauer zu durchforschen gedenkt, sich ganz heimisch zu fühlen; seine Wahl konnte natürlich auf keine andere Sprache als die ungarische fallen und er äußerte sich seinem Freunde L. Nagy gegenüber oft dahin, daß er gern nach Ungarn ginge, wenn er dort nur eine bescheidene Stellung fände, in der er Gelegenheit und Muße hätte, die ungarische Sprache vollkommen zu erlernen.

Es folgt nun wieder eine wunderbare Verkettung von Umständen, die diesen Wunsch Budenz' in Erfüllung gehen ließen. Nagy verließ zu Anfang des Jahres 1858 Göttingen und kehrte in seine Heimath zurück. In Pest besuchte er einen begeisterten, hochgelehrten Mann, Paul Hunfalvy, der schon seit Jahren in Ungarn den Boden ebnet für eine gesunde, streng wissenschaftliche Erforschung der ungarischen Sprache, nachdem er schon zu Anfang des Jahres 1851 in der Akademie mit aller Entschiedenheit erklärt hatte, daß auf dem Gebiete der altaischen Sprachforschung die Ungarn die Führerschaft ergreifen müßten, es gäbe keine andere Gelegenheit, sich der europäischen Wissenschaft unentbehrlich zu machen. Als Hunfalvy von Budenz hört, ergreift er mit der ihm eigenen Energie und Begeisterung die Gelegenheit, einen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachforschung tüchtig geschulten Kämpfer für seine Idee zu gewinnen, verschafft ihm eine Professur auf dem evangelischen Obergymnasium in Pest und Budenz ist am 16. Mai 1858, zwei Monate, nachdem er in Göttingen das Doctorat abgelegt hatte, schon in Ungarn. Wenn Hunfalvy, der damals Inspector des genannten Gymnasiums war, Budenz nicht die bestimmte Zusage machen konnte, daß er hier eine Stelle finde, so hätte es mit Budenz' Reise nach Ungarn vielleicht sein Bewenden gehabt. Wie groß war nun aber Hunfalvy's Schrecken, als es sich im Laufe des Gespräches herausstellte, daß Budenz — katholisch sei; Hunfalvy hatte daran gar nicht gedacht, daß ein Hesse auch ein Katholik sein kann. Es läßt sich jetzt natürlich nicht mehr ermessen, wie ganz anders sich Budenz' Leben ohne dies Mißverständniß gestaltet hätte. Budenz war nun einmal da und man mußte helfen, so gut es eben ging. Bis zum Beginn des nächsten Schuljahres war glücklicher Weise

noch Zeit, sich nach etwas Anderem umzusehen. In der That erhielt Budenz bis dahin eine Professur für Griechisch und Deutsch an dem Zisterzienser-Gymnasium in Stuhlweißenburg, wo er zwei Jahre lang gewissenhaft seiner Pflicht entsprach.

Budenz war es mit der Reise nach Ungarn ähnlich ergangen, wie mit seiner ersten neugierigen Frage nach der ungarischen Sprache. Er kam, um die ungarische Sprache vollkommen zu erlernen, nicht um hier zu bleiben. Doch ehe er sich's versah, war er mit so viel innigen Banden an dies Land geknüpft, daß er — hier blieb. Den ersten Sommer brachte er bei einem lieben gelehrten Herrn in der Provinz zu, der kurz darauf Budenz' ersten ungarisch geschriebenen Aufsatz — er handelte von einem griechischen Suffix — mit einem begeisterten Begleitschreiben an Hunfalvy, als den Redacteur der „ungarischen Sprachwissenschaft" (Magyar Nyelvészet) einsandte. Diesem ersten Aufsatz folgte eine Reihe kleinerer Arbeiten, die sich speciell mit der ungarischen Sprache beschäftigten und in einem reinen, fließenden Ungarisch geschrieben sind. Im Sommer 1859 finden wir Budenz schon in dem wunderschönen Siebenbürgen, wo er Studien über die Mundart der Szekler macht und zuerst den Unterschied constatirte, der zwischen dem östlichen und westlichen Dialekte derselben besteht. Noch waren kaum mehr als drei Jahre vergangen, seit Budenz ins Land gekommen, als die ungarische Akademie der Wissenschaften den fünfundzwanzigjährigen Jüngling zum correspondirenden Mitglied wählte. Wohl mochte Budenz oft empfinden, was er später in einer freudig erregten Stunde aussprach: „Dies Land hat viel Verführerisches!"

Doch es kam eine lange, sehr lange Zeit, in der Budenz' Leben bei uns nichts weniger als verführerisch, als glänzend zu nennen war. Es zog ihn in die Hauptstadt, er gab seine Professur in Stuhlweißenburg auf, unterrichtete eine Weile in Pest in einem Privatinstitute, bis er 1861 Unterbibliothekar der Akademie der Wissenschaften wurde. Als solcher lebte er mehr denn zehn Jahre von einem jämmerlichen Gehalte. Aber welch' gewaltiges Arbeiten, welch' reiches Schaffen blickt uns aus diesem einfachen, nothdürftigen Leben des Unterbibliothekars der Akademie entgegen! Die türkische Sprache hatte er schon in Göttingen angefangen zu lernen, in die sechziger Jahre fällt eine Reihe Specialarbeiten auf dem Gebiete der türkischen Sprachen. Gerade dieser einseitigen Beschäftigung mit den türkischen Sprachen ist es zuzuschreiben, daß er in seinem Antrittsvortrage in der Akademie, welchen er am 13. Januar 1862 hielt, gegenüber Hunfalvy, der damals der ungarischen Sprache eine Mittelstellung zwischen den finnisch-ugrischen und den türkischen Sprachen anwies, die irrige Behauptung vertrat, die ungarische Sprache gehöre nicht zu der finnisch-ugrischen, sondern zu der türkischen Sprachengruppe. Doch bald trat eine entschiedene Wendung in diesen Studien ein. Budenz hatte bisher die ugrischen Sprachen — so wollen wir von nun an mit Budenz die sogenannten finnisch-ugrischen Sprachen nennen — fast gar nicht gekannt; er hatte zwar schon in Stuhlweißenburg angefangen, finnisch zu lernen, doch von den übrigen ugrischen Sprachen wußte man damals noch wenig bei uns. Da entscheidet er und Hunfalvy sich zu einem Schritte von größter Tragweite, sie wollen Reguly's literarischen Nachlaß bearbeiten.

Wenn von der Entwicklung der ungarischen Sprachforschung die Rede ist, muß neben Hunfalvy und Budenz vor allen Andern auch Anton Reguly's gedacht werden. Dieser seltsame Mann mit seinen unerreichbaren Zielen, seinen grandiosen Plänen hat einen hervorragenden Theil an der Begründung der neuen Wissenschaft. Getrieben von einer glühenden Vaterlandsliebe, einer unversiegbaren Begeisterung geht er unter den größten Entbehrungen, kämpfend mit Hunger und Frost, von Volksstamm zu Volksstamm; lernt Schwedisch, um finnische Studien treiben zu können, von den Finnen geht er zu den Lappen, in St. Petersburg lernt er Russisch und Esthnisch, studirt Syrjänisch, Mordwinisch, Tscheremissisch, Tschuwassisch, begibt sich über Moskau und Nowgorod nach Kasan, geht von hier zu den Wotjaken und Baskiren, überschreitet den Ural, verweilt längere Zeit unter den Wogulen und sammelt unter ihnen eine Menge Material; von dort zieht es ihn zu den Ostjaken, schließlich geht die Reise wieder zurück nach Kasan, wo er sich in ein Kloster zurückzieht, um eingehender

Tscheremissisch und Tschuwassisch zu treiben. Ueberall sammelt er sprachliche, ethnographische und geschichtliche Daten, ein ungeheueres Material, das er — gebrochen an Geist und Körper durch die furchtbaren Entbehrungen und Enttäuschungen, an denen sein Leben so reich war — nach Hause bringt, ohne die Kraft und die Begabung, es selbst zu verarbeiten. Ein tief erschütterndes Lebensbild! Doch war sein Leben kein verlorenes; seine Schätze kamen in die rechten Hände und trugen reiche Frucht. Budenz setzte dem unglücklichen Reguly ein schönes Denkmal, als er den großen Preis, den die Akademie ihm für sein bedeutendstes Werk zuerkannt, mit Reguly theilte, indem er mit 100 Dukaten den ersten Grund zu einem Reguly-Fond legte, aus dem junge Ungarn, die eine Studienreise zu den verwandten Völkern unternehmen wollen, unterstützt werden sollen.

Aus der Verwerthung des Reguly'schen Nachlasses gingen die allerwichtigsten Arbeiten hervor, so Hunfalvy's bedeutendes Werk über „Das Land und das Volk der Wogulen" (A Vogul föld és népe) und Budenz' eingehende Untersuchungen über die übrigen verwandten Sprachen, zunächst über das Tscheremissische. Wenn Budenz endlich nach den allergründlichsten Studien zu der Ueberzeugung kommt, daß es ein Irrthum gewesen, das Ungarische zu den türkischen Sprachen zu stellen, so war dies nunmehr das Resultat der eingehendsten Erforschung nicht nur der ugrischen, sondern auch der türkischen Sprachen. Budenz hatte seit jeher die genauesten philologischen Studien auf dem Gebiete der türkischen Sprachen gemacht, hatte noch vor dem Tscheremissischen sich mit den tschuwassischen (osttürkischen) Collectionen in Reguly's Nachlasse beschäftigt, tschuwassische Texte und Studien veröffentlicht, mit größter Präcision die Formenlehre dieser Sprache zusammengestellt, hatte Monate lang einen Kongrater Tataren bei sich im Hause, dem er seine Studie über „das Chiva-Tatarische" vom Leibe schrieb, worin er den Dialekt seines Gewährsmannes darlegt und mit Texten illustrirt. Dieser Tatare ist, beiläufig bemerkt, dem deutschen Publicum schon vorgestellt; es ist derselbe Molla Isak, von dem Hunfalvy in seiner Ethnographie Ungarns bemerkt, daß er, obwohl er nach den Ethnographen einen spärlichen Bartwuchs haben müßte, sich bei uns so weit acclimatisirt habe, daß sein Bart und Schnurbart ebenso kräftig sei, wie bei andern Leuten hier zu Lande.

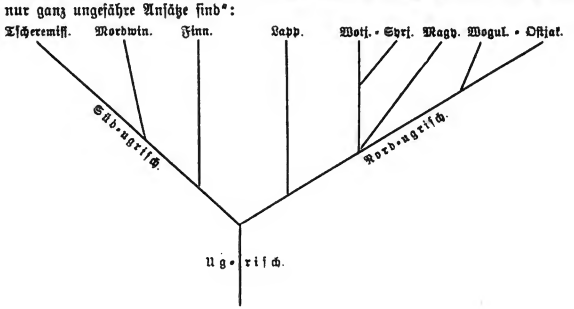
Wenn von Budenz' türkischen Studien die Rede ist, darf man eines kleinen Werkchens nicht vergessen, mit dem es seine ganz eigene Bewandtniß hat. A. Vámbéry brachte im Jahre 1861, als er nach vierjährigem Aufenthalte in Konstantinopel wieder seine Heimath besuchte, unter anderm eine türkische Handschrift aus dem 18. Jahrhundert mit, welche ein Verzeichniß osttürkischer Wörter enthielt; diese besitzen deshalb ein specielles Interesse für die ungarische Sprachwissenschaft, weil die Mehrzahl der in die ungarische Sprache gelangten türkischen Lehnwörter eben aus dem Osttürkischen stammen, was nachgewiesen zu haben gerade Budenz' Verdienst ist. Die Akademie beschloß die interessante Handschrift herauszugeben, Vámbéry übersetzte den in Osmanli-Türkisch geschriebenen erklärenden Theil der Handschrift ins Ungarische und — Budenz stand fast zwei Monate hindurch Tag für Tag ein paar Stunden am Setzerkasten und setzte mit der größten Sorgfalt die mühselige arabische Schrift, in der jedes Wort aus einem dreizeiligen Satz besteht, da oben und unten aufs Genaueste über und unter den Consonanten Punkte und Striche — die Vocalzeichen — angebracht werden müssen. Außerdem übernahm er die ganze Revision und schrieb eine längere wissenschaftliche Einleitung sowie Noten zum Texte. Es muß überhaupt mit allem Nachdrucke hervorgehoben werden, daß der Budenz, welcher erkannte, daß es ein Irrthum war, die ungarische Sprache zu den türkischen Sprachen zu rechnen, einer der gründlichsten Kenner der türkischen Sprachen ist.

Die Arbeit, in welcher er zuerst mit Bestimmtheit seine neue Ueberzeugung aussprach und durch eine Reihe von im Ungarischen und in den übrigen ugrischen Sprachen übereinstimmenden Wörtern begründete, erschien im Jahre 1867. Danach gehört die ungarische Sprache zu den ugrischen Sprachen und die erste Aufgabe der ungarischen vergleichenden Sprachwissenschaft ist es daher, die ugrische Ursprache zu

reconstruiren; eine weiter gehende Vergleichung der einzelnen altaischen Sprachengruppen unter einander ist erst dann möglich, wenn dieselbe Reconstruction auf dem Gebiete der türkisch-mongolisch-mandschuischen und der samojedischen Sprachengruppe vollendet ist. Budenz bezeichnete in dieser Arbeit den einzig richtigen Weg, auf dem die ungarische Sprachforschung vorwärts zu schreiten hatte und machte dadurch dem planlosen Vergleichen eines altaischen Wortes der einen Sprachengruppe mit einem Worte einer beliebigen andern Sprachengruppe ein Ende. Von nun an wird streng unterschieden zwischen dieser speciellen Untersuchung *einer* Sprachengruppe und der allgemeinen altaischen Sprachvergleichung, welche letztere gerade hierdurch mehr als ein Problem der Zukunft bezeichnet wird. Als Budenz so die Aufgabe der ungarischen Sprachforschung klar formulirt hatte, suchte er sich einen weiteren Wirkungskreis und habilitirte sich an der Universität. Es war das ein sehr wichtiger Wendepunkt in seinem Leben; von da an entwickelt sich seine Thätigkeit immer reicher, er sucht die Resultate seiner Forschungen in immer präcisere, systematischere Form zu fassen, übt an sich selbst die allerstrengste Kritik, seine Schüler werden, wie er selbst gesteht, durch die stete Rechenschaft, die er ihnen von Allem zu geben hat, seine Lehrer.

Seit Budenz nach Ungarn gekommen war, hatte sich sehr vieles geändert. Damals hatte die Reaction in vollster Blüthe gestanden, das Ausland nicht mehr an Ungarns Zukunft geglaubt, selbst viele Ungarn an derselben verzweifelt. Budenz konnte nicht im Traume ahnen, daß er zehn Jahre später von einem selbständigen ungarischen Ministerium als Privatdocent an der Budapester Universität bestätigt werden, daß ihn dasselbe Ministerium nach abermals vier Jahren zum ordentlichen Professor der vergleichenden altaischen Sprachforschung ernennen würde. Doch wie unerwartet auch der Umschwung der politischen Verhältnisse eingetreten war, wie ungeahnt groß und schön sich auch Budenz' Wirkungskreis mit der Zeit gestaltet hatte, es lagen doch sehr viele bittere Stunden hinter diesem endlich erreichten Glücke. Es ist begreiflich, daß Budenz durch den kleinlichen Kampf mit den alltäglichen Sorgen oft verbittert in trüben Stunden daran dachte, die neue Heimath wieder zu verlassen und anderwärts ein Heim zu suchen. Wenigstens erklärt ein ihm sehr nahestehender Freund den Umstand, daß Budenz die „Ugrischen Sprachstudien" in deutscher Sprache geschrieben, so, daß er sich den Weg ins Ausland freihalten wollte. Budenz schreibt nämlich seit 1860 ausschließlich ungarisch, außer diesen ugrischen Sprachstudien kenne ich nur noch zwei deutsch geschriebene Aufsätze von ihm, die in den Verhandlungen der XXIX. Versammlung deutscher Philologen in Innsbruck 1874 abgedruckten „Bemerkungen über ugrische Sprachvergleichung" und die schöne Festschrift[1])

[1]) Das Resultat, zu dem Budenz in dieser Abhandlung gekommen, sucht er in folgender bildlichen Darstellung zusammenzufassen, „in welcher natürlich die Entfernungen der Trennungspunkte nur ganz ungefähre Ansätze sind":



zur Feier des fünfzigjährigen Doctorjubiläums seines verehrten Lehrers Th. Benfey, „Ueber die Verzweigung der ugrischen Sprachen", die im Jahre 1878 erschien.

Ich muß hier auf den Vorwurf antworten, den Budenz seine Landsleute daraus machen könnten, daß er sich scheinbar so ganz von seinem Vaterlande losgesagt hat, daß er speciell so gut wie nie Deutsch schreibt; ich muß es um so mehr thun, als ihm dieser Vorwurf auch öffentlich schon gemacht worden ist. „Es ist im Interesse der Wissenschaft nur zu beklagen," sagt der große Slawist Miklosich schon im Jahre 1871, „daß die Untersuchungen von Budenz, so wie der übrigen Sprachforscher in Ungarn, wie Hunfalvy's, Fabian's, über einen für die Sprachwissenschaft und die Ethnographie so wichtigen Gegenstand in einem so wenig bekannten Idiom geschrieben sind. Schwerlich finden die genannten Gelehrten in ihrem Vaterlande für ihre Arbeiten mitforschende Genossen, ohne deren Widerspruch oder Zustimmung es keine lohnende schriftstellerische Wirksamkeit gibt." Darauf läßt sich mehr als eine Antwort ertheilen. Budenz hat lange Zeit in knappen Verhältnissen gelebt, und während derselben wäre nicht daran zu denken gewesen, daß er seine Arbeiten auf eigene Kosten hätte drucken lassen können; schrieb er sie in ungarischer Sprache, so konnte er dessen gewiß sein, daß sie gegen ein entsprechendes Honorar in der einen oder der andern akademischen Ausgabe Aufnahme fanden. Außerdem geht Budenz von der Voraussetzung aus, daß Niemand sich eingehend mit den ugrischen Studien beschäftigen könne, ohne ungarisch zu verstehen, ohne die Arbeiten der ungarischen Forscher zu benützen, und seitdem er selbst unter die Letzteren gehört, ist das wahrer, als je. Was die Zustimmung oder den Widerspruch der Mitforscher anbelangt, so findet er alles das ganz gewiß in ungleich höherem Maße unter den ungarischen und finnischen Mitforschern, als er es irgendwo in Deutschland gefunden hätte oder fände. Denn es handelt sich bei seinen Arbeiten doch in letzter Linie um die Aufhellung der ungarischen Sprache, um das tiefere Eindringen in den Bau und den Wortschatz dieser Sprache, um Vergangenheit und Gegenwart derselben, um Schriftgebrauch derselben und um ihre Dialekte; es ist dies immer der Ausgangspunkt aller seiner Studien gewesen; die ungarische Sprache hat ihn zu den altaischen Studien geführt, die ungarische Sprache hat ihn veranlaßt nach Ungarn zu kommen, sie ist die Achse, um die seine Studien sich drehen. Wo hätte er als Erforscher der ungarischen Sprache je in Deutschland so viele Hörer, so ausgezeichnete Schüler bekommen, wo hätte er eine so befriedigende, so reiche Thätigkeit in Deutschland entfalten können? Schließlich ist Budenz nun schon eine geraume Zeit Universitätsprofessor, wird von seinen Schülern verehrt und geliebt; wie natürlich, daß er für seine Schüler arbeitet, daß er, abgesehen von allen andern Rücksichten, schon seiner Schüler halber ungarisch schreibt. Dann schreibt es sich auch am leichtesten, am natürlichsten über eine Sprache in der Sprache selbst, die man behandelt; denn eine Menge müßiger Erklärungen fallen von selbst weg. Jedenfalls ist es sehr charakteristisch für Budenz, daß er als Deutscher ein unvergeßlicher Lehrer der ungarischen Sprache geworden ist, dessen Name fast mit jedem bedeutendern Fortschritte der Einsicht in das Wesen der ungarischen Sprache seit Jahren auf das Innigste verknüpft ist. In seinem monumentalen Werke, im vergleichenden ungarisch-ugrischen Wörterbuche wird der Wortschatz der ungarischen Sprache im Zusammenhange mit dem Wortschatze der verwandten Sprachen behandelt und dadurch die ursprüngliche Form und Bedeutung der einzelnen Wörter aufgedeckt. In der vergleichenden Formenlehre der ugrischen Sprachen, die sich gegenwärtig unter der Presse befindet, wird die Wortbildung der ungarischen Sprache weit über das Maß hinaus aufgeklärt, in welchem eben eine jede Sprache durch sich selbst schon einen Einblick in die Bildung ihrer Wörter gestattet. Der ungarische Sprachwart (Magyar Nyelvör), der der heillosen Sprachneuerung, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts jeder Geschichte der Sprache Hohn sprechend, den Sprachsinn der jungen Generation vergiftet hat, Schritt für Schritt ihre Sünden nachweist und auf jedwede Weise bemüht ist, den Sinn für das Kernige, echt Volksthümliche in der Sprache und Schrift aufs Neue zu beleben, wird zwar von einem Freunde Budenz', Gabriel Szarvas,

redigirt; aber den Plan zu dem Unternehmen haben Beide im Verein ausgearbeitet und Budenz und seine Schüler sind die treuesten Mitarbeiter dieser vortrefflichen Zeitschrift. Budenz und Szarvas haben die correcte Wiederausgabe der alten ungarischen Sprachdenkmäler begonnen, den ersten Codex fertig drucken lassen, dann erst hat die Akademie das Unternehmen in die Hand genommen. Ganz ebenso war es mit dem historischen Wörterbuche der ungarischen Sprache: Budenz und Szarvas trafen alle nöthigen Vorkehrungen, richteten die Aufforderungen an die Mitarbeiter, stellten den Arbeitsplan zusammen und übergaben die Sache erst dann der Akademie, als sie schon im Gange war. Ebenso ist es ihr Verdienst, daß für ein neues vollständigeres dialektisches Wörterbuch der ungarischen Sprache Material gesammelt wird. Wenn Jemand die Lehramtsprüfung für ungarische Sprache ablegt, so ist der deutsche Budenz derjenige Prüfungscommissär, der ihn aus dem sprachlichen Theile prüft und der die Sache so ernst nimmt, daß der Candidat weiß, ohne tüchtige Vorbereitung wird es nicht gehen. Budenz war auch eine Zeit lang Supplent der Lehrkanzel für ungarische Sprachforschung und S. Simonyi, der sie jetzt vertritt, ist sein Schüler. Es hat noch nie ein Forscher so viel für die Erforschung der ungarischen Sprache gethan, wie dieser deutsche Gelehrte, der sie zufällig kennen gelernt hat.

Als Anerkennung der großen Verdienste um die Wissenschaft wählte die ungarische Akademie Budenz schon 1871 zu ihrem ordentlichen Mitgliede und zeichnete sein vergleichendes Wörterbuch mit dem großen Preise aus. Die Universität feierte vor Jahresfrist in der Aula in ergreifend inniger Weise das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner schriftstellerischen Thätigkeit in Ungarn. Die Finnländer, die in Budenz ebenfalls den bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der ugrischen Sprachen verehren und ihn auf einer Studienreise gastlich aufnahmen, wählten ihn zum Mitglied ihrer literarischen Gesellschaft; dieselbe Auszeichnung ward ihm von der literarischen Gesellschaft der Esthen zu Theil. Unter den ferner stehenden wissenschaftlichen Genossenschaften, die ihn zum Ehrenmitgliede wählten, ist die Société philologique in Paris und die Petersburger Akademie der Wissenschaften zu nennen.

Was Budenz' Persönlichkeit betrifft, so faßt sich Alles darin zusammen, daß er ein Mensch ist, der uns in Leid und Freud' nahe steht, und dieser Budenz spricht gern und viel deutsch; denn da handelt es sich nicht mehr um seine Wissenschaft, die nur der recht begreifen kann, der der ungarischen Sprache mächtig ist; da sieht man, daß ihm, was ihm früher werth und theuer war, auch jetzt noch theuer ist, wenn er auch seine beste Kraft seiner neuen Heimath gewidmet hat, in der er nach harten Kämpfen einen schönen Wirkungskreis errungen, in der er Dank und Ehre in reicher Fülle geerntet, in der junge strebsame Schüler von ihm gelernt haben, wie sie ihm bei dem Werke behilflich sein können, das der Meister so herrlich begonnen.

Aus dem Londoner Musikleben.

Im Juli 1885.

„Ein Deutscher und ein Genie? Den muß ich sehen!“ rief Pope, als ihm Händel angekündigt wurde. So selbstbewußt und stolz durfte ein Engländer sprechen in der Zeit, als England die Ingredienzien zu einem mächtigen Reiche: große Volkskraft, bedeutende Literatur, siegreiche Helden, namhafte Künstler und Gelehrte beisammen hatte; allein die Musiker fehlten, und gerade in denen blühte die Kraft deutschen Geistes auf. Aber nicht nur, weil (nach Burney's Ausspruch) es für Englands Nationalehre ein äußerst unglücklicher Umstand war, daß die besten Componisten des Inselreichs (im 17. Jahrh.) jung dahinstarben, ohne ihre Kräfte ganz entfalten zu können, sondern einfach weil Händel's unendliche Ueberlegenheit rechtzeitig erkannt wurde, weil der hoheitsvolle Ernst in der Musik des Germanen die Oberflächlichkeit der Italiener spielend aus dem Felde schlug und den damaligen englischen Geschmack sympathisch und wahlverwandt anblickte, zog der englische Geist den Deutschen mächtig an und vollbrachte eine der größten Annexionen. So entstand „the Great Mr. Handel“. Zwar ist er durch und durch ein Deutscher geblieben, aber auf englischem Boden ist er gewachsen und groß geworden[1]), und England hat ihn getragen und geehrt, wie nie ein Musiker geehrt wurde, auch im Tode noch. Wer vor Shakespeare's Marmorbild in Westminster-Abbey Halt gemacht, braucht nur der Richtung des Dichterauges zu folgen, um Händel vor sich zu haben, wie er Tod und Grab überwindet mit dem glaubensstarken: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Befremdlich an diesem Monument ist die Zahl 1684, statt 1685 als Geburtsjahr; ein Irrthum, der auf Matthesson (Ehrenpforte. Hamburg 1740) zurückzuführen ist[2]).

„Händel? Den muß ich singen!“ So sprachen sie alle, die aus den vereinigten Königreichen Mitte Juni in London sich zusammenfanden, um Händel singend und spielend zu feiern. Und es waren Tausende. Tausende von Singenden, die besten Repräsentanten der oratorischen Vereine, und Hunderte von Instrumentisten (ca. 100 erste Violinen, 46 Contrabässe ꝛc.) schickten sich an, dem in England populärsten Tondichter in seinen allen Akademien geläufigsten Werken „Messias“ und „Israel in

---

[1]) „He was a German by birth, an Italian by travel, an Englishman by residence“ — sagt die Festschrift zum Bi-Centenarium.

[2]) Die „Introduction“ zum Messias-Textbuch für das „Bi-Centenary Handel Festival 1885“ versucht die Erklärung des Irrthums so: George Frederic Handel was born at Halle, in Lower Saxony, on the 23rd February, 1684, Old Style, or 1685, New Style. He died in London, at his house, No. 59, Brook Street, Hanover Square, at 8 o'clock in the morning of Saturday, 14th April, 1759, and not (as incorrectly stated by Dr. Burney) on Good Friday, 13th April. — Das Geburtsjahr ist nach dem Register der Marienkirche in Halle unzweifelhaft 1685. Als Todestag haben nach Burney alle neueren Historiker (darunter auch Langhans, Reißmann ꝛc.) unrichtig den 13. April verzeichnet. Chrysander, der uns meist einzige, lautere Quelle ist, läßt die musikalische Welt noch immer auf den Abschluß seines unübertrefflichen Werkes über Händel warten.

Aegypten" zur Nachfeier seines zweihundertsten Geburtstages ein unvergleichliches tönendes Monument aufzurichten, aus derselben Begeisterung heraus, die einen Zeitgenossen Händel's, einen einfachen Bürger, bestimmte, das Bildniß des Künstlers, eine Arbeit von L. F. Roubilac, dessen Meißel auch das Monument in Westminster schuf, schon bei Lebzeiten desselben in den Gärten von Vauxhall aufzurichten. Tausende! Weder in Deutschland noch einem anderen Lande des europäischen Continents läßt sich ein solcher Chor von „Massen für Massen" unter einen Tactstock bringen, einfach weil der geeignete Raum und, was die beste Begründung ist, weil das Bedürfniß, die künstlerische Nothwendigkeit fehlt. Wir wissen, und in England weiß man es auch, daß ein gutgeschulter und gutgeleiteter kleiner Chor alle Geheimnisse der Partitur zu enthüllen vermag, und daß unsere großen Musikfeste gerade in ihrem chorischen Theile höchst selten nennenswerthe Erfolge aufzuweisen hatten, weil die akustischen Verhältnisse unüberwindliche Hindernisse bereiteten. Auch der Riesenbau des Crystall-Palastes in Sydenham ist dem Tone nicht günstig; alle Musik gewöhnlichen und etwas außergewöhnlichen Kalibers verklingt und zerfließt hier wie in der freien Luft. Zur Bekämpfung dieses Uebelstandes hat man das einzige vorhandene Mittel angewandt, nämlich den einfachen Chor so oft multiplicirt, bis er vernommen wurde. Dazu haben die Herren Gray und Dawison 1857 eine von hydraulischen Maschinen unterstützte Riesenorgel mit ca. 120 klingenden Stimmen (Registern) construirt, welche auch den verwegensten Ansprüchen genügt und an Macht und Schönheit des Tones ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Diese Orgel bildet das Mittelstück im Obertheile eines etwa vierzigstufigen halben Amphitheaters. Von diesen Stufen sind vierundzwanzig in acht radiale Colonnen getheilt zugleich die (numerirten) Sitze für etwa viertausend Sänger; nach unten hin schließen sich daran die Plätze für die Musiker und im Mittelpunkte der Tiefe, dem schwindelhohen Aufbau von Menschen und Instrumenten gegenüber, hat der Dirigent sein Pult. Das Zuhörerparquet liegt immer noch zehn bis zwölf Fuß tiefer, so daß genügender Raum für Aufstellung von Statuen, Orangerien u. s. w. vorhanden ist. In der Mitte dieser Decoration stand Händel's Büste und unter ihr sein von Hogarth gemaltes Porträt.

Wer zum ersten Male diesen aus lebendigem Filigran gebildeten wimmelnden Riesenfächer vor sich hat und dann die 24,000 Zuhörer zu überschauen versucht, dem „steht der Geist auf eine Weile still, weil es nichts gibt, womit er das vergleiche". Zwar haben wir vorher schon Allerlei über alles Maß hinauswachsen sehen: den in voller Ordnung sich vollziehenden wirbelnden Straßenverkehr, von dem man sich in Berlin nur eine schwache Vorstellung macht, — sein Crescendo auf der halbstündigen Fahrt zum Crystall-Palast, — die überwältigenden Dimensionen dieses Baues aus Eisen und Glas, zu dessen Parquet vom Bahnhof nicht weniger als zweihundert und vierzig auf einen Kilometer vertheilte Stufen führen, — die kaum zu überblickende sanft geneigte Fläche seiner Gärten —; Schritt für Schritt sind uns alle angeübten Maßstäbe verloren gegangen. Der Concertraum aber, der sich doch zum ganzen Gebäude nur verhält wie das mittelste von einundzwanzig Fenstern, macht, wenn er wie am Montag den 22. Juni 1/2 2 Uhr Mittags mit Menschen gefüllt ist, jeden Vergleich zur Unmöglichkeit. Eine gestaute Völkerwanderung, scheinbar nicht zu entwirren und doch so wohlgeordnet. Höfliche Beamte und große Buchstabenschilder lassen uns mit Leichtigkeit den rechten Platz finden. Schon klingt das A der riesigen Principalpfeifen von der Orgel hernieder, als fast endloser Orgelpunkt kunstvoll umspielt von der freien Phantasie des Mr. Eyre; die Holzbläser nehmen es auf und Hunderte von Saiteninstrumenten stimmen ein. Jetzt ein kräftiger Applaus von zehntausend Händen: Mr. Auguft Mauns, der „Conductor", ist an seinem Pulte erschienen. Ein Liszt-Kopf und energische Bewegungen charakterisiren ihn. Ein Moment der Ruhe, der fast beengender wirkt als das brausende Durcheinander vorher —, ein Blick nach der Loge, wo der Prinz von Wales mit Familie und Gefolge erscheint, — ein Wink mit dem Tactstock — und gegen dreißigtausend Menschen erheben sich von ihren Plätzen. Das Orchester allein intonirt das „God save de gracious Queen", eintausend Soprane

singen dann unisono die erste Strophe in B, eintausend Altistinnen in F die zweite und nun — die feierliche Stimmung in uns zu heftigster, unaufhaltsamer Bewegung steigernd — erhebt sich mit der dritten Strophe in B aus Chor, Orchester und Orgel eine himmelanragende Tonsäule von unvergleichlicher Pracht und Macht. Man denkt an abgestimmten Donner und Sturm. Und doch: nicht in der Masse, sondern in der Uebereinstimmung der Massen wirkt das Ethos. Wer vermag sich ihm zu entziehen? Nur völlig verstockte, vereiste Herzen bleiben außerhalb des elektrischen Zauberringes. Was ist alle Cultur, die wir den exacten Wissenschaften verdanken, an der auch die herzlosen Creaturen Theil haben, gegen eine solche, fast elementare Anfassung des inneren Menschen? Nein! Unsern Kindern darf die Musik nicht und niemals fehlen; durch sie sei Schule und Haus, Gemeinde und Staat geweihet und verklärt!

„The Messiah", diese „wahre christliche Epopöe in Tönen" (Herder), ist seit dem 12. April 1741 im festen Besitz der christlichen Welt[1]). Daß die Musik ausschließlich zu glücklich gewählten biblischen Aussprüchen erklingt, wie sie der Componist selbst zusammenstellte und daß Händel's Genius, weniger spezifisch-biblisch als derjenige Bach's, und mehr im epischen als exegetischen Schwunge, einen neuen musikalischen Canon schuf, erklärt nur zum Theil die Unverwüstlichkeit seines Hauptwerkes. Das Geheimniß liegt in der trilogischen Form. Bach's Matthäuspassion kennt nur die Charfreitagsstimmung, tönt sie aus und erweckt sie; Händel jedoch faßt die Messiasidee in ihrer ganzen Tiefe, läßt zwar den „Charfreitagszauber" (wie es Wagner in Vermischung heidnischer und christlicher Auffassung nennt) auch wirken, kommt aber dem wahren Bedürfniß des menschlichen Herzens ungleich bereitwilliger, gebefreudiger entgegen durch Hervorkehrung des Mystischen, Erhabenen, Königlichen, Göttlichen, in der Erscheinung des Erlösers. Dazu kommt die Betonung des Typischen gegenüber dem Bekenntnißgemäßen. Bach ist streng confessionell, Händel baut Brücken nach allen Seiten. So konnte es geschehen, daß Bach vom Rationalismus fast verschüttet wurde, während Händel allen Parteien Bedürfniß war. Kein Wunder darum, daß der Messias Repertoir-Oratorium blieb. Bis zu welchem Grade dies in England der Fall ist, bewies überraschend das „Great Rehearsal", Freitag den 19. Juni. Herr Manns durfte es wagen, nicht mehr als den Schlußchor „Worthy is the Lamb" in das Programm der Generalprobe aufzunehmen; seine zwanzigtausend 5—7-Schilling Zuhörer waren damit zufrieden und fanden es selbstverständlich. Und doch — wie ging die Aufführung so aus einem Gusse! Es sei gleich hier bemerkt, daß man sich in England nirgends ausschließlich an die überlieferte Händel'sche Partitur gebunden erachtet. Die ergänzende Orgelstimme ist nicht vorhanden, muß also ersetzt werden. Den Vorzug hat selbstverständlich die Mozart'sche (bekanntlich theilweise höchst geistvolle) Bearbeitung, die für das besondere Bedürfniß im Crystall-Palast durch Blechblaseinstrumente weiter modificirt ist. Die Begleitung des Secco-Recitativs wird niemals durch die Orgel, sondern stets durch das Streichquartett (an Stelle des Clavicembalo) ausgeführt. So wird die hochbedeutsame Mitwirkung der Orgel nicht verzettelt und entwerthet, sondern aufbewahrt wie eine ultima ratio. Gegen den überwältigenden Eindruck, welchen vorher die Nationalhymne erzeugte, konnte das Streichquartett in der Ouvertüre nicht aufkommen. Das Saiteninstrument heischt enge Grenzen. Auch der Tenor des

[1]) Einer der ältesten Concertzettel lautet wie folgt: „At Play-House Prices. | At the | Theatre-Royal in Drury-Lane | This present Friday, March 24, 1786 | Will be performed | MESSIAH | A sacred Oratorio | Set to Musik by Mr. Handel. | The Principal Vocal Parts by | Mr. Bellamy | Mr. Arrovsmith, | Mr. Negus, | Mr. Carter. | Master Pring, | Mrs. Forster | and | Miss George. | End of the first Part | a Concerto on the Violin | By Mr. SHAW. | Tickets to be had | and Places for the Boxes | to be taken of Mr. Fosbrook | at the Stagedoor of the Theatren | Boxes 58 Pit 38 Second Gallery 15. | Books of the Performance | to be had at the Theatre. | The Doors to be opened, | at Half past Five o Clock. | To begin at Half past Six. | Vivant Rex and Regina."

Mr. Lloyd, eine wunderbar reine, sorgfältig geschulte und die Händel-Hochtöne spielend producirende Stimme ohne die modernen Untugenden des Tremulirens, Portamentirens ꝛc., blieb wie hinter dem Vorhang, berührte aber das durch die Ouvertüre gewöhnte Ohr angenehm, seideweich, und brachte jede Silbe des Textes zur Geltung. Die erste Chornummer, „And the glory“, gab dem Deutschen die mit Spannung erwartete Antwort auf die beiden Fragen nach dem Verhältniß des Chores zu den übrigen Klangfactoren und nach der musikalischen Leistungsfähigkeit der englischen Sprache. Wer von uns hielt sich nicht davon überzeugt, daß das Englische weniger als jede andere Sprache der Tonbildung zu Hilfe komme. Was dem Italienischen den musikalischen Adel gibt: der Reichthum an sonoren Vocalen und den Klang begünstigenden Consonanten, sinkt allerdings im Englischen auf ein Minimum herab[1]), dessen Klanginhalt durch jenen charakteristischen Mangel an Kieferbeweglichkeit noch weiter verkümmert. Und dennoch: Wer zum ersten Male einen englischen Chor hört, muß überrascht sein von der Fülle des Klanges und der Schönheit desselben. Alles Widerstrebende scheint überwunden, jeder Wohllaut auf die Potenz erhoben. Nun denn: das ist einfach der Erfolg der Schulung, die schon in den Schulen einsetzt. Paris hat seinen Danhauser, der von Staatswegen dafür zu sorgen hat, daß das künftige Mitglied des Kirchenchores, daß die singende Gemeinde in den Elementen des Kunstgesanges methodisch herangebildet werde; London besitzt für denselben Zweck seinen Singing instructor und neben ihm eine große private Organisation, die „Tonic sol fa-Society“, deren Präsident Mr. Curwen seine eigenthümliche Methode in ca. dreihundert Schulen überwacht. Im Chor des Crystall-Palastes treten die Ergebnisse der einheitlichen schulmäßigen Behandlung siegreich zu Tage, getragen von einer ganzen Nation, welche seit einem Jahrhundert sich's zur Ehrenpflicht macht, das heilige Feuer des Enthusiasmus in ihrer Jugend lebendig zu erhalten für fleißige Uebung der Werke Händel's.

Es ist im Laufe der Zeit vielleicht Gewohnheit geworden, daß beim großen Hallelujah die ganze Zuhörerschaft wie bei der Nationalhymne sich einmüthig erhebt; aber diese Gewohnheit hat doch ihren Ursprung in einer inneren Stellung zur heiligen Kunst, und darum ist sie trotz alledem nachahmenswerth und schön zu nennen. Man hatte das Gefühl, daß eigentlich jeder Chorleistung der höchste Beifallsbeweis[2]) — Erheben von den Plätzen — gebühre, so über jedes Lob präcis, schön, ausdrucksvoll, fein nüancirt wurde gesungen. Wie aus einem Munde kam der schwierige Dreiklangeinsatz „Glory to God“ hervor, und im herrlichsten Piano (für uns eine Neuigkeit) antworteten achthundert Bassisten „and peace on earth“. Gegen diese Elite der englischen Chöre hatten, nur Mr. Lloyd ausgenommen, die Solisten einen schweren Stand. Der Baß war am schwächsten bestellt. Mr. Santley ist ein alter Herr mit brüchigem Bariton, und gerade ihm war nach alter Gewohnheit die gewaltige Empörungsarie in C: „Why do the nations so furiously rage together“, zugetheilt. Das Schildjuwel der Mozart'schen Instrumentation, die Baßarie „The people that walked in darkness“ sang Sign. Foli von der italienischen Oper mit dumpfer, verbrauchter Stimme. Die Altistin Madame Patey ist in Besitz schöner Mittel, verstimmte aber in der Passionsarie durch den übrigens häufig wiederkehrenden Fehler, daß sie in dem italischen Abwärtsgang auf die Worte „man of sorrows“ A statt As sang. Die entzückende Stimme von Madame Albani, in Berlin durch ein längeres Gastspiel im Winter 1882 höchst vortheilhaft bekannt, brachte durch die Süßigkeit

---

[1]) Damit ist nicht ausgeschlossen, daß dieses Minimum, wenn es künstlerische Verwendung findet, die Prägnanz des Ausdrucks wesentlich verstärken kann. Die deutschen Worte: „Er klag' es dem Herrn, der helfe ihm aus der Noth und der errette ihn, hat er Gefall'n an ihm!“ geben den Hohn, welcher Händel's Noten innewohnt, nicht entfernt so schlagend wieder, als der englische Text: „— let him deliver him if he delight in him“.

[2]) Das bei uns übliche Händeklatschen und Bravo-Rufen, in England durch Stampfen unterstützt, folgte in verschiedenen Stärkegraden auch bei der geistlichen Musik jeder Nummer.

ihres Soprans besonders die Verkündigungsstelle zu schöner Wirkung[1]). Daß auch diese vortreffliche Sängerin, wie s. Z. Jenny Lind, mit Gepflogenheiten der italienischen Oper den Stil Händel's durchkreuzte („For now is Christ risen from the dead"), muß tief beklagt werden. Wenig Glück hatte auch der Trompeter, dessen kostbares silbernes Instrument gerade bei den entscheidendsten Stellen (z. B. a — g — fis — e — d im Hallelujah) allerlei überraschendes Fioriturenwerk in den Riesenraum hineinkitzte. Es war leider kein Kosleck da. Eine Leistung, so makellos wie die des Chors, war die des Organisten, unter dessen Händen und Füßen das colossale Instrument zum beseelten Wesen wurde und in absoluter Congruenz mit Chor und Orchester die Musik auf ihren Sternenbahnen begleitete.

Leider verbietet es für diesmal der Raum, auch auf den zweiten und dritten Festtag (24. und 26. Juni) näher einzugehen. Am Mittwoch gab es ein buntes Programm (Selection), dessen erster Theil (Sacred Music) einzelne Nummern aus Saul, Josua, Jephtha, Joseph, sowie namentlich Judas Maccabäus, und dessen zweiter Theil (Secular Music) Soli und Chöre aus Ezio, Acis, Herakles, Allegro e Pensieroso, Xerxes, Atalanta und der Cäcilien-Ode enthielt. Wiederum war es Frau Albani, welche durch das entzückende „Sweet bird" (Vogel-Arie aus Pensieroso) und Mr. Lloyd, der durch das Lied des Acis („Love in her eyes") wahre Stürme des Beifalls entfesselte. Besondere Freude und Befriedigung gewährte uns die Erneuerung der Bekanntschaft mit Sgra. Trebelli. Die Höhe unserer im Anfange der sechziger Jahre so rückhaltlos bewunderten Sängerin des Artaserce (Semiramis) u. s. w. ist zwar dahin, aber der Zauber des herrlichen Organs ist nicht im mindesten gebrochen und der wahrhaft keusche Vortrag hat auch jetzt wieder unser Innerstes bewegt. Das Orchester spielte mit einer geringeren als der erhofften Wirkung das Concert für Doppelorchester in F-dur, und im zweiten Theile mit Mr. Best, dem besten Organisten Englands, zusammen das Concert in B-dur für Orgel und Orchester[2]). Diese Organistenthat hat alle unsere Vorstellungen von der Orgel corrigirt und unsere Ansprüche an Orgelvirtuosität wesentlich gesteigert. Daß der Chor am 26. Juni mit „Israel in Aegypten" seinen Specialtag hatte, bedarf kaum der Erwähnung. Die Frische der Ausführenden und die Theilnahme der Zuhörer blieben durch alle Festtage auf gleicher Höhe, so daß, wie die ökonomische, so auch die künstlerische Rechnung von Händel's Bi-Centenarium mit einem bedeutenden Plus abschloß.

Uns in der Händelwoche frei von anderer, mehr zerstreuenden Musik zu halten, fiel durchaus nicht schwer; auch die italienische Oper mit Adelina Patti (der Juni bezeichnet noch die high season) konnte uns nicht locken. Dagegen haben wir in St. Paul und Westminster wiederholt die Leistungen des Chores beobachtet. Schade, daß alle Psalmen, Hymnen und Responsorien mit der Orgel begleitet werden. Beide Dome besitzen zwar herrliche Instrumente und namentlich der Organist von St. Paul, Professor Dr. Stürmer, weiß sein Werk zur Geltung zu bringen ohne den Chor zu bedrängen; aber die Orgel ist nun einmal das zur alleinigen Begleitung des Chorgesangs am wenigsten geeignete Instrument und der a capella-Chor der würdigste Vermittler zwischen Liturgus und Gemeinde. Es muß allerdings bemerkt werden, daß das anglikanische Ritual chorisch und überhaupt musikalisch glänzend, fast verschwenderisch ausgestattet ist, mehr noch als das katholische und daß die langen Litaneien mit zwölf- bis fünfzehnmaliger Wiederholung desselben Chorsatzes die Sänger (Knaben und Männer) ermüden und auf das Erleichterung gewährende Accompagnement verweisen. —

Irland hat eine Harfe im Wappen, für England würde die Orgel taugen: so

---

[1]) Die letzte Solonummer des ersten Theiles „He shall feed his flock like a shepherd" kam genau nach der englischen Partitur, nämlich als Wechselgesang (Sopran in B, Alt in F) zum Vortrag.

[2]) Eine allerneueste Wiederbelebung, die Herrn Rockstro gelungen und zu danken ist.

beliebt ist dieses königliche Instrument. Ueberall trifft man auf dasselbe. Das gigantische Werk in der wie ein ovaler Riesendom geformten Albert-Hall wird täglich zwei Stunden (2—3 und 7—8) von den Organisten Terry, Petit ꝛc., sämmtlich Virtuosen ersten Ranges, concertmäßig gespielt. In der hochinteressanten „International Inventions-Exhibition" produciren täglich 1/2, 4 und 6 Uhr an drei verschiedenen, mit den neuesten Verbesserungen und Erfindungen versehenen Prachtwerken von Willis, Jones und Brindley & Forster die Herren Balfour, Lemare und Jefferys ihre ebenfalls Staunen erregende, in Deutschland nirgends erreichte Kunst. Unter den Genannten gebührt unstreitig Mr. Balfour der Ehrenplatz neben Best. Die Programme dieser täglich fünf Orgelconcerte sind allerdings scheckig genug. Neben Bach, Händel, Hesse, Kiel ꝛc. überraschen den Ahnungslosen die „Zampa"-Ouverture, eine Selection aus dem „Troubadour", Delibes' Pizzicato aus „Sylvia" oder gar ein Potpourri aus der neuesten Operette „Der Mikado". Nur Mr. Balfour hält auf stilvolle Programme. — Wie die Orgelbauer, so sind die Pianoforte-Fabrikanten im unausgesetzten Wettkampf. Unser C. Bechstein, dessen Firma in Oxford Street 445 prangt und durch einen jungen Deutschen, Herrn Lindlar, vorzüglich vertreten wird, ist natürlich hors concours. Welche Anstrengungen aber namentlich die New-Yorker Fabrikanten Broadwood und Steinway machen, um sich neben dem deutschen Beflügler unsrer Clavier-Heroen zu behaupten, das spottet jeder Beschreibung. Daß die unabhängige Kritik Broadwood nicht energischer ablehnt, erscheint unbegreiflich. In einem Guinea-Concert (d. h. einem solchen, welches jedem Zuhörer nicht weniger als 21 Schillinge kostet), gegeben von der Londoner Königlichen Hochschule für Musik, producirten sich die talentvollen Schüler und Schülerinnen auf einem Broadwood-Flügel, den jedes deutsche Conservatorium als Uebungsinstrument ablehnen würde, so holzig und hart, so dürr und prosaisch war sein Ton. Natürlich mußten darunter die Vorträge leiden, die zum Theil ganz vorzüglich waren und die wirksame Unterweisung des Herrn E. Pauer, eines der besten Clavierlehrer Londons, deutlich erkennen ließen. In demselben Saale (Princeß-Hall, nach dem Muster der Berliner Singakademie, nur in kleineren Verhältnissen gebaut) sahen wir auch zum ersten Male denjenigen deutschen Musiker, der neben Joachim die höchsten Ehren in England genießt: Herrn Capellmeister Dr. Hans Richter und zwar, wie wir es uns gewünscht, am Dirigentenpulte. Zum Vortheile des „Vereins deutscher Lehrer" wurde u. A. das Siegfried-Idyll Wagner's gespielt. Richter ist als Gedächtnißvirtuos bekannt. Er hat gleich Bülow ganze Wagner-Partituren präsent. Das erklärt die eine Hälfte seiner Erfolge als Dirigent. Die andere Hälfte ergibt sich aus seiner Haltung. Die Ruhe seiner Bewegungen und die Kürze und Bestimmtheiten derselben ist dem Musiker angenehm; man kann ihm die schöne Linie des Stückes sozusagen von Ange und Hand ablesen. Er verkehrt ausschließlich mit der Capelle, nie mit dem Publicum. So schwebte die Musik gleich einem geistvollen Extempore unter seiner Hand dahin. In demselben Concert begegnete uns auch Herr L. E. Bach, der seit seinem Abschied von Berlin erhebliche Fortschritte gemacht hat und viel Gunst genießt. Schließlich sei erwähnt, daß, von uns leider versäumt, Herr Rummel in denselben Tagen ein recht besuchtes Concert in St. James's Hall gab und allgemeinen Beifall erwarb. Auf Einen aber wartet London und England vorläufig noch vergeblich und darum desto ungeduldiger: Eugen d'Albert! —

Theodor Krause.

Herr Professor Klindworth und die Philharmonischen Concerte.

Auf Wunsch des Herrn Prof. Klindworth und in Ergänzung meines Artikels im Juli-Heft (S. 143) mache ich gern davon Mittheilung, daß das Honorar, welches Herr Kl. für Leitung einiger Concerte der Philharm. Gesellschaft bezieht, pro Jahr 1000 Mark beträgt; daß ferner die Dresdner Liedertafel Herrn Kl. „so ziemlich fremd" war, und daß unter Leitung des Dirigenten nur eine einzige Probe, die Generalprobe, stattgefunden hat; sowie daß endlich die Ouvertüre zu „Fra Diavolo" auf ausdrücklichen Wunsch Sarasate's im Concert dieses Künstlers gespielt wurde.

Berlin, Juli 1885. Theodor Krause.

Die Goethe-Gesellschaft.

Der Bann ist gelöst. Jahrzehnte hindurch hat die Sehnsucht der Forscher jenes stille Goethehaus zu Weimar umkreist, das der unerschütterliche Wille seiner Besitzer vor den Unberufenen und den Berufenen verschloß; und die Wissenschaft, welche auf den Namen Goethe getauft ist, konnte zu keiner sicheren Fundirung ihres gewaltigen Baus gelangen, so lange nicht der literarische Schatz gehoben war, den die Enkel des Dichters mit zäher Treue vergraben hielten. Jetzt ist der letzte Nachkomme Goethe's aus der Welt gegangen und die erlauchten Erben ihres Besitzers öffnen ihn der Nation: der Großherzog von Sachsen-Weimar wird das Goethehaus, seine Kunstschätze und Sammlungen erschließen, die Großherzogin mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses rasch und freudig vorschreiten. Den gelehrten Mitgliedern der neu begründeten Goethe-Gesellschaft fällt dabei die schöne Aufgabe zu, rathend und thatend in das große Unternehmen mit einzugreifen.

Es war am 20. Juni dieses Jahres, als sich in der „Armbrust" zu Weimar, dem Vereinshause kunstreicher Schützen, die auch Goethe einst zu ihrem Mitgliede zählten, eine Versammlung von etwa hundert Männern zusammenfand, welche aus Deutschland und Oesterreich herbeigekommen waren, eine Goethe-Gesellschaft zu constituiren. Den öfter gefaßten Plan einer solchen Gesellschaft zu verwirklichen, war der gegenwärtige Moment der geeignetste; und der Vorsitzende, Herr von Loën, legte in einer einleitenden Ansprache anschaulich dar, wie die Großherzogin bei der bevorstehenden Publication des Nachlasses auf den lebendigen Antheil der Goethe-Gesellschaft baue. Zwei Unternehmungen seien es zumeist, welche die hohe Frau plane: eine authentische Ausgabe von Goethe's Werken und eine umfassende Goethe-Biographie. Für die eine stehen in den Handschriften des Archivs, für die andere in seinen Tagebüchern und Documenten die reichsten Hilfsmittel zu Gebote. So schritt man denn, nach einer eingehenden Statutenberathung, zur Constituirung der Gesellschaft und bestimmte als ihren Zweck Alles, was Goethe's eigenem Wirken und Schaffen und was der Goethe-Forschung immer weitere Gebiete im geistigen Leben der Nation erschließen hilft. Im Besonderen will die Gesellschaft das „Goethe-Jahrbuch", als ihr officielles Organ, weiterführen helfen und es ihren Mitgliedern ohne weiteren Entgelt zugänglich machen; sie will mit der Schaffung einer Goethe-Bibliothek beginnen und Erwerbungen für das Goethe-Archiv und das Goethe-Museum thun; sie will durch selbständige Publicationen die mit Goethe's Namen verknüpfte Literatur pflegen und durch jährliche Zusammenkünfte und Vorträge gegenseitigen Meinungsaustausch und die Vereinigung der Goethe-Forschung an Einem Mittelpunkte anstreben. Wie sie sich in all diesen Bestrebungen an die ganze Nation wendet, so wünscht sie auch die Gebildeten der Nation, nicht die Fachgelehrten allein, zur Theilnahme an den Zwecken des Vereins heranzuziehen; und der „denkende Liebhaber" so gut, wie der exacte Forscher soll in der Goethe-Gesellschaft willkommen sein.

Aus diesem Sinne heraus ist der Vorstand der Gesellschaft gewählt worden. Alle deutschen Interessen, die allgemeinen und die localen, sind in ihm vertreten. Als

erster Vorsitzender trat Dr. Simson an die Spitze, der Präsident des Reichsgerichts und so vieler nationaler Versammlungen seit den Tagen des Frankfurter Parlaments: und sogleich, als der ehrwürdige Mann in schön geformter Ansprache die Leitung übernahm und in der Erinnerung auf die Zeit zurückging, da er Goethe in Weimar zuerst sah und den achtzigsten Geburtstag des Großen mitfeierte, empfand man, wie glücklich in dieser Wahl der Vorstand gewesen war. Wilhelm Scherer, der berufenste Vertreter der Goethe-Wissenschaft, ist der erste Vicepräsident der Gesellschaft, der General-Intendant des Weimarer Theaters, Herr von Loën, der zweite. Die gegenwärtige deutsche Literatur wird durch Paul Heyse repräsentirt, der vor Vielen ein Schüler Goethe's genannt werden darf; der Dichter gilt zugleich als der Vertreter Baierns, während Preußen durch von Loeper, Württemberg durch Rümelin, den Kanzler der Universität Tübingen, Baden durch Kuno Fischer, Sachsen durch v. Beaulieu, Oesterreich durch Erich Schmidt bestens vertreten ist.

Aus diesem Vorstande wiederum hat die Großherzogin von Sachsen sich die Männer erlesen, welche die neue Goethe-Ausgabe leiten sollen; und sie hat schon dadurch die engste Verbindung mit der Gesellschaft geknüpft. Loeper, Scherer und Erich Schmidt haben es auf sich genommen, den Deutschen die erste authentische Sammlung von Goethe's Werken zu liefern, die erste kritische Ausgabe, die Alles umfassen soll, was der Forschung erreichbar ist; und Professor Erich Schmidt hat nicht gezögert, seine erfolgreiche Wiener Lehrstelle aufzugeben, um für die schöne Aufgabe seine ganze Kraft einzusetzen und als Director des Goethe-Archivs in die Mitte all der Unternehmungen zu rücken, die sich Dank der unbegrenzten Liberalität der Großherzogin und dem Eifer ihrer Mitarbeiter vorbereiten. „Ich wünsche nicht das fünfte Rad am Wagen der Goethe-Gesellschaft zu sein," sprach die hohe Frau zu uns, als die Mitglieder der Versammlung die Ehre hatten, auf Schloß Belvedere empfangen zu werden, „ich betrachte mich als ihr thätigstes Mitglied"; und sie bezeichnete Erich Schmidt als ihren nächsten Helfer, ihre „rechte Hand". Ihm wird es obliegen, wenn er im Herbste nach Weimar übersiedelt, bis ins Einzelne genau festzustellen, was der literarische Nachlaß des Dichters enthält; bis jetzt hat nur eine ungefähre Durchsicht des Wichtigsten durch die Großherzogin selbst (deren Arbeitslust unermüdlich scheint), durch die Herren von Loeper und Scherer stattgefunden, und nach deren Mittheilungen in der constituirenden Versammlung versuchen wir hier, von diesen Schätzen eine Vorstellung zu geben.

Ein unverhoffter Reichthum that sich Herrn von Loeper auf, als er den sechs dicht gefüllten Schränken näher trat, die im großherzoglichen Schlosse zu Weimar Aufstellung gefunden haben. Zwar Manches, auf das die Aufmerksamkeit der Forscher seit lange gerichtet war, hat sich bis jetzt nicht entdecken lassen: nicht die erste Fassung des „Wilhelm Meister", die Goethe aus Frankfurt nach Weimar mitbrachte, nicht die älteste Aufzeichnung der „Faust"-Scenen, welche er auf der italienischen Reise bei sich führte, und nicht die frühe Form des „Tasso". Dafür aber, welche Fülle und Ueberfülle von Documenten, von kleinen und großen Funden! Goethe's Ordnungssinn, die vom Vater ihm überkommene Genauigkeit in Geschäften spricht aus zahllosen Papieren des Goethe'schen Hauses, aus Bäcker- und Fleischerrechnungen, die einen ganzen Schrank erfüllen; ein zweiter Schrank enthält sorgfältige Excerpte zu den naturwissenschaftlichen Studien des Dichters, aus den hervorragenden Fachschriften mit treuem Fleiß gezogen. Allein das kostbarste Material enthalten zwei weitere Schränke: Handschriften Goethe'scher Werke; Tagebücher; Briefe. Durch beinahe siebenzig Jahre Goethe'schen Lebens führen sie uns: denn sie beginnen mit dem ältesten Gedicht, der „Höllenfahrt Jesu Christi" aus dem Jahre 1766 und sie schließen mit dem zweiten Theile des „Faust", der 1832 beendet ward.

Unter den Handschriften sind mehrere der Hauptwerke durch schöne Exemplare vertreten: die erste Fassung des „Götz von Berlichingen", „Iphigenie" in zwei Formen, prosaisch und jambisch, „Tasso", die „römischen Elegien". Für die geplante kritische Ausgabe werden sie das schätzbarste Material liefern können. In zwei Abschriften

liegt der „Elpenor“ vor, ebenso der „Prometheus“; der letzte in den Handschriften ein Mal von Lenz, das andere Mal von Frl. von Göchhausen, der Weimarer Hofdame. Ein Manuscript von „Hermann und Dorothea“ scheint von August Wilhelm Schlegel herzurühren; Goethe hat es noch einmal durchcorrigirt. All diese treuen Abschriften zeugen von der hingebenden Verehrung der bedeutenden Männer und Frauen, welche sie für den Meister genommen haben. In drei Copien fand sich der „Triumph der Empfindsamkeit“; in drei verschiedenen Versionen begegnen die „Mitschuldigen“. Gleichfalls in früheste Goethe'sche Tage führt das Manuscript des „Ewigen Juden, erster Fetzen“, sowie ein Bändchen Gedichte aus der Jugendzeit, das Goethe sich gesammelt hatte; spätere Copien, wie sie Frau von Stein und Herder besaßen, sind aus ihm geflossen. Ganz unbekannt waren bisher eine Anzahl kleiner frischer Dialoge aus dieser Frühzeit; z. B. einer vom 14. October 1774, in welchem Goethe's Mutter eine Rolle spielt, „Frau Aja“, wie sie die Freunde nannten. Auch aus der Weimarer Zeit finden sich ungedruckte kleinere Stücke: so der Anfang eines Trauerspiels in fünf Aufzügen „Das Mädchen von Oberkirch“. Das Phänomen der französischen Revolution, welches Goethe so intim beschäftigte, wollte er hier von einer neuen Seite anfassen; und er verlegte die originell erfundene Handlung, ganz im Sinne seiner lebenstreuen Kunst, auf einen Boden, der ihm bekannt war, in den elsässischen Ort Oberkirch. Politischen Ereignissen zugewendet, finden wir ihn auch in dem merkwürdigen Schema eines „historischen Volksbuches“ (von 1808); und in ungedruckten „Zahmen Xenien“ richtet er sich spottend gegen öffentliche Vorgänge und Personen. Drei eigenhändige Manuscripte der „venitianischen Epigramme“ bringen andere stachlige Neuigkeiten: Invectiven, besonders gegen Lavater gewendet, erotische, priapische, antikirchliche Verse.

Ueberraschende Aufschlüsse erhalten wir über Goethe's Beschäftigung mit Homer: denn daß die Begeisterung des Dichters für „Odyssee“ und „Ilias“ ihn auch zum Uebersetzer und Erklärer gemacht hat, war bisher völlig unbekannt. Jetzt aber finden wir nicht nur die Nachdichtung mehrerer Gesänge in Hexametern, wir treffen auch auf den „Versuch, eine dunkle homerische Stelle zu erklären“! In das Seitenstück zu den homerischen Gedichten, in Goethe's „Achilleis“ erhalten wir gleichfalls überraschenden Einblick: wir entdecken die ersten Entwürfe einer Disposition und ein vollständigeres Schema, das bis zum sechsten Gesange die Ereignisse fortführte. Und aus unendlichen Materialien zum „westöstlichen Divan“ blicken wir in die Entstehungsgeschichte der Sammlung vollständig hinein: alle Gedichte liegen in Goethe's Handschrift vor, mit Daten versehen, mit verschiedenen Lesarten und verworfenen Stellen, die für die historische und die ästhetische Kritik reiches Material geben.

Die Tagebücher, die zweite große Abtheilung der Sammlungen, beginnen 1776 mit Goethe's erstem Weimarer Jahre und endigen sechs Tage vor seinem Tode, am 16. März 1832. Sie liegen sämmtlich in der Original-Handschrift vor und die nach Copien geschehene Veröffentlichung einiger Theile aus ihnen wird danach zu corrigiren sein. Goethe machte seine tägliche Niederschrift in den ersten Jahren nur kurz und notizenartig auf kleinen Kalendern; später nahm er Gothaische Octavkalender, seit 1817 Foliohefte, deren oft vier aus einem einzigen Jahre existiren. Die Tagebücher verzeichnen mit Genauigkeit alle wichtigen Vorkommnisse; nur vor einem der größten Ereignisse in Goethe's Leben ist der Dichter verstummt und eine Reihe von weißen Blättern verkündet das Schmerzlichste: Schillers Tod. Obgleich die Aufzeichnungen auch sonst, in den Jahren 1782 bis 1796, eine große, schwer zu entbehrende Lücke enthalten, werden sie doch für die Lebensgeschichte des Dichters den sichersten Boden hergeben; erst jetzt wird die grundlegende Biographie Goethe's geschrieben werden können und Herr von Loeper, dessen ausgebreitete Detail-Kenntniß unübertroffen ist, hat sich entschlossen, diese Arbeit selbst zu liefern.

Die dritte Abtheilung bilden die Briefe. Auch sie durchlaufen eine lange Periode: von Goethe's Leipziger Studentenzeit bis in späte Weimarer Tage. Zahlreiche Goethe'sche Briefe aus Leipzig, an seine Schwester Cornelia in Frankfurt und

an seinen Freund Behrisch in Dessau, wird die Goethe-Gesellschaft durch das „Jahrbuch" ihren Mitgliedern im nächsten Jahre bieten; andere, welche der Dichter als Frankfurter Rechtsanwalt schrieb und als Weimarischer Staatsbeamter an den Minister von Fritsch werden folgen. Unter den Briefen, welche Goethe empfing, treten die Karl August's und der Mutter des Dichters hervor, zweihundert an der Zahl; für das Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein, besonders in späteren Jahren, sind eine Anzahl von Briefen wichtig, meist Zettelchen, von Haus zu Haus geschrieben: so eines aus dem Jahre 1811, in welchem Frau von Stein dem Dichter unmittelbar nach der ersten Aufführung seines „Tasso", noch vor dem Schlafengehen, höchst bewegt dankt. Die schönsten unter allen Briefen aber sind diejenigen Goethe's an seine Frau, welche das Bild dieser Ehe in ganz neuem Lichte zeigen: sie bleiben, durch fünfundzwanzig Jahre, an Wärme und Innigkeit des Tones stets gleich und lassen uns zum ersten Male eine zutreffende Vorstellung von Christiane und von Goethe's Häuslichkeit gewinnen. Goethe macht seine Frau zur Theilnehmerin aller seiner Lebensinteressen, er erzählt ihr von seinen dichterischen Arbeiten, von seinen Besuchen und Stimmungen und nimmt an den kleinen Sorgen des Hausstandes treulich Theil. Stets bleibt er der liebende, gütige, aufmerksame Gatte; und noch aus den Aufregungen der Campagne in Frankreich denkt er gerne zurück an das stille Weimarer Haus und wünscht sich zu seinem vollen Glücke die Liebste herbei nach Verdun. Die Publication dieser Briefe, welche mit dem neu entdeckten naiv-anmuthigen Bilde Christianens im Goethe-Hause geschmückt werden sollte, wird eine der anziehendsten Aufgaben sein, welche sich gegenwärtig darbieten.

Und noch immer ist der Reichthum dieses Goethe-Archivs nicht annähernd aufgezählt! Es bleibt der größten Dichtung zu gedenken, über welche Prof. Scherer lebendig-bewegten Bericht erstattete: des „Faust". Von den Veränderungen einzelner Scenen im ersten Theil, von einer durch Goethe selbst beschlossenen Bühneneinrichtung, von einem Schema des ersten Actes, welcher Zueignung, Vorspiel auf dem Theater und im Himmel umfassen sollte, berichtete Scherer. Es war beabsichtigt, Musik an vielen Stellen hinzutreten zu lassen: in dem stark verkürzten Monologe Faust's, in der Scene des Vertrages, wo die Geister mit einander streiten „Er wird schreiben" „Er wird nicht schreiben" und wo sie dem Mephisto das Wort im Chore vorsingen: „Blut ist ein ganz besonderer Saft"; und es wird mit Rücksicht auf dieses musikalische Moment, welches Goethe's damaliger Neigung zur Oper entspricht, dieser ganze Bühnen-„Faust" manchmal „Melodram" genannt. Reicher noch fließen die Quellen für den zweiten Theil und hier bestätigte sich Manches aufs Beste, welches man bisher nur vermuthet hatte. (Scherer verschwieg hier bescheiden, daß dieses „man" zumeist er selbst sei.) Für die Helena-Scenen erhalten wir das ausgiebigste Material; und ein besonderes Manuscript „Helena im Mittelalter", mit der wunderlichen Bezeichnung „Satyr-Drama, eine Episode zu Faust" wird den Gelehrten zu denken geben.

Aus diesen Details der Forschung erhob Prof. Scherer die Versammlung noch einmal zu den hohen Zielen der Gesellschaft. Er gedachte in begeisterter und begeisternder Rede der stillen Goethe-Gemeinde früherer Tage, als deren Priester Salomon Hirzel geehrt worden war und die sich nun in eine öffentliche Gemeinde verwandeln wolle; er gedachte der großen Freunde Goethe's, des fürstlichen Freundes Karl August, Wieland's, von dem der Dichter einst gesagt hatte: „Besser als Wieland versteht mich doch keiner", Herder's, der ihm ein Lehrer, ein grausamer, aber kräftig spornender Lehrer ward, vor Allem Schiller's, der Goethe's Wesen im Tiefsten erfaßt hatte und sich, eben durch dieses Erfassen die Freundschaft des erst Widerstrebenden eroberte. Sein Beispiel mag uns lehren, Goethe im Kleinen nachzugehen, um ihn im Großen zu verstehen: „im Geiste Schiller's gehen wir an unsere Arbeit".

Möchte die Theilnahme der Nation uns dabei fördernd zur Seite stehen!

Otto Brahm.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Ministerkrisis! In diesem Worte ließ sich die innere Politik Englands, Italiens und Spaniens in jüngster Zeit zusammenfassen, in jedem dieser drei Länder nahm aber die Krisis einen andern Verlauf. Der Sturz des Cabinets Gladstone erfolgte unter so eigenthümlichen Verhältnissen der inneren, sowie der auswärtigen Politik Englands, daß man mit Recht darauf gespannt sein durfte, wie sich Lord Salisbury der Aufgabe, ein neues Cabinet zu bilden, unterziehen würde. Hatte doch derselbe nicht bloß die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich aus der Haltung der Liberalen im Unterhause ergaben, sondern es galt vor Allem, im eigenen Feldlager eine klare Position zu schaffen. Wenn zunächst Zweifel darüber bestanden, ob Lord Salisbury oder Sir Stafford Northcote, der Führer der Tories im Unterhause, an die Spitze des neuen Ministeriums treten würde, so wurden diese Zweifel bald durch die Ernennung des „alten Mannes“ als Earl of Iddesleigh zum Peer gehoben. Hierdurch wurde zugleich freie Bahn für Lord Randolph Churchill, den Begründer der „vierten Partei“ im Unterhause, geschaffen, der, nachdem er bei dem Siege Lord Salisbury's mitgewirkt hatte, stürmisch auch seinen Antheil an der Beute begehrte. Charakterköpfe wie Lord Randolph Churchill, der Vertreter des Familienwahlfleckens Woodstock, der im Beginne seiner parlamentarischen Thätigkeit zum großen Ergötzen der Liberalen von John Bright als das Mitglied für „Woodcock“ (Waldschnepfe) ironisirt wurde, beweisen am besten die Lebenskraft und Energie eines Theils der Tories, denen es auch sicherlich nicht an Männern von hoher staatsmännischer Begabung mangelt. Hatte der dritte Sohn des Herzogs von Marlborough sammt seiner „vierten Partei“, die lediglich aus dem Führer selbst und den drei Mitgliedern Sir Henry Wolff, Gorst und Balfour bestand, Anfangs nicht nur den Spott der Gegner, sondern auch denjenigen der Conservativen herausgefordert, so mußten letztere doch sehr bald den Heißsporn, der, ein gelehriger Schüler Benjamin Disraeli's, so rücksichtslos auf sein Ziel losstürmte, ernst nehmen, und Lord Randolph Churchill, welcher den englischen Witzblättern so häufig als Zielscheibe diente, befindet sich heute in der ebenso verantwortlichen wie einflußreichen Stellung des Staatssecretärs für Indien. Im Hinblick darauf, daß Lord Salisbury als Premierminister zugleich das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hat, während der „alte Mann“, Sir Stafford Northcote, in dem neuen Cabinet als erster Lord des Schatzamtes fungirt, steht freilich nicht zu befürchten, daß das Ungestüm Lord Churchill's in der Politik des Tory-Ministeriums sogleich zum Ausdrucke gelangen könnte. Wohl aber darf man vorhersehen, daß insbesondere die irische Frage eine Behandlung erfahren wird, welche auf den Impuls und den Einfluß des Begründers der „vierten Partei“ zurückgeführt werden muß. Wie paradox es daher zunächst auch klingen mag, darf man doch behaupten, daß der Radicalismus in gewissem Sinne in England gesiegt hat, da Lord Randolph Churchill, welcher innerhalb der Tory-Partei die radicale Richtung vertritt, allmälig Sir Stafford Northcote, den er bereits für immer aus seiner Stellung als Führer im Unterhause verdrängte, ganz bei Seite zu schieben versuchen wird. Allerdings würde auch Gladstone, falls Lord Salisbury noch in letzter Stunde die Bildung des neuen Cabinets abgelehnt hätte, nur unter der Voraussetzung im Amte haben bleiben können, daß den radicalen Mitgliedern des bisherigen Ministeriums, Sir Charles

Dilke und Chamberlain, weitgehende Zugeständnisse gemacht wurden. So mußte der Radicalismus unter allen Umständen aus der jüngsten Krisis gestärkt hervorgehen; — eine Thatsache, deren Bedeutung noch dadurch erhöht wird, daß bei den nächsten allgemeinen Wahlen etwa zwei Millionen neuer Wähler ihre politischen Rechte ausüben werden. Die englische Nation hat allerdings im Verlaufe der Jahrhunderte schon weit härtere Proben bestanden, als daß sie nicht auch für die gegenwärtigen und die zukünftigen Wirren eine Lösung finden sollte, mag immerhin die Machtstellung Englands zur See in den letzten Jahren theils durch die Fortschritte, welche das Marinewesen der übrigen Staaten erzielte, theils durch die Fehler des Cabinets Gladstone, eine nicht unbeträchtliche Einbuße erlitten haben.

Daß die Berufung des Ministeriums Salisbury sogleich einen Rückschlag auf die auswärtige Politik Englands ausüben könnte, ist wenig wahrscheinlich. Insbesondere ist die Lösung des afghanischen Conflictes bereits so weit gediehen, daß die gegenwärtig noch nicht erledigten Einzelheiten der russisch-afghanischen Grenzregulirung auch wohl ferner in demselben Sinne behandelt werden wie bisher. Wenn aus Anlaß der früheren für Rußland wenig wohlwollenden Aeußerungen der Lords Salisbury und Churchill in der russischen Presse Anfangs gewisse Empfindlichkeiten rege wurden, so herrscht doch jetzt die Ueberzeugung vor, daß die Mitglieder des neuen englischen Cabinets sehr wohl wissen, was sie ihrer verantwortlichen Stellung schuldig sind. Der neue englische Premierminister besitzt andererseits Selbstvertrauen genug, um in der Hoffnung auf den Wahlsieg der Conservativen der Zukunft die Erfüllung mancher Blüthenträume seiner Partei zu überlassen. Daß Lord Salisbury nach dem Sturze Gladstone's Bedenken in Bezug auf die Uebernahme der Regierungsgeschäfte äußerte und zunächst gewisse Zusicherungen von Seiten des früheren Cabinets verlangte, konnte bei der eigenthümlichen parlamentarischen Lage nicht überraschen. Der Führer der Tories bewies dann wieder seine Zuversicht, als er trotz den nur ganz allgemein gehaltenen Erklärungen Gladstone's, keine factiöse Opposition zu machen, die Regierung übernahm. Nur muß hervorgehoben werden, daß die Königin, von der starren constitutionellen Schablone abweichend, wie Lord Salisbury im Oberhause erklärte, „in spontaner Weise sich ins Mittel legte," indem sie die Aufmerksamkeit des conservativen Parteichefs auf die Nachtheile lenkte, welche den höchsten Interessen des Staates durch eine Verlängerung der Ministerkrisis drohten. Die Königin fügte hinzu, daß Lord Salisbury die Zusicherungen Gladstone's, obgleich dieselben nicht im Einzelnen bestimmt wären, unter den obwaltenden Verhältnissen annehmen könnte. Immerhin mag der Führer der Tories seine Entschließung, im gegenwärtigen kritischen Augenblicke an die Spitze eines neuen Cabinets zu treten, nicht mit leichtem Herzen gefaßt haben. Von irgend welcher Verstimmung des Premiers war allerdings im Oberhause nichts zu merken, als derselbe gegenüber den Ankündigungen der Gegner, die conservative Partei würde bei den nächsten Wahlen weggefegt werden, erklärte, er wäre durch frühere Erfahrungen belehrt worden, daß es nichts Gefährlicheres gäbe, als sich auf Prophezeiungen in der Politik einzulassen. In dem Programm, welches Lord Salisbury am 6. Juli im Oberhause für die auswärtige Politik Englands entwickelte, betonte er, daß die neuen Minister bei den Verhandlungen mit Rußland die durch ihre Vorgänger eingegangenen Verpflichtungen erfüllen müßten. In Bezug auf die russisch-afghanische Grenze handelt es sich nach der Ansicht des Premiers nur noch um Einzelfragen. Andererseits hob derselbe hervor, daß zum Schutze der englischen Besitzungen ein ausgedehntes Vertheidigungssystem Indiens geschaffen werden müßte. Was Aegypten betrifft, so soll England die Provinzen des Sudan nicht gänzlich ihrem Schicksale überlassen. Lord Salisbury fügte hinzu, daß die finanziellen Schwierigkeiten in der ägyptischen Frage noch viel wichtiger wären, zumal da eine Operation auf Grund der abgeschlossenen Finanzkonvention diplomatischen Hindernissen begegnete.

Mancherlei Mängel, welche sich aus Anlaß der kriegerischen Verwicklungen im Sudan gezeigt haben, legen es der englischen Regierung nahe, dem Kriegs- sowie dem

Marine-Departement eine erhöhte Bedeutung beizumessen. So sehen sich der neue Kriegsminister W. H. Smith und der erste Lord der Admiralität George Hamilton vor wichtige Aufgaben gestellt, und man darf mit Interesse den Militär-Reformen des ehemaligen Leiters der in größtem Stile betriebenen Zeitungs-Agentur für sämmtliche englischen Eisenbahnstationen, Mr. Smith, entgegensehen, der trotz seiner bescheidenen Herkunft und ohne eine specielle Fachbildung erhalten zu haben, in den Tory-Cabinet als Kriegsminister neben dem hochgestellten Herzog von Richmond, dem Handelsminister, einen Platz einnimmt. Im constitutionellen England erscheint diese Thatsache um so weniger auffallend, als Mr. Smith, dessen Tüchtigkeit sich vielfach bewährte, seiner Zeit auch im Wahlkampfe einen so ausgezeichneten Mann wie John Stuart Mill aus dem Felde zu schlagen vermochte. Da der erste Lord der Admiralität, Lord George Hamilton, trotz seines jugendlichen Alters als ein ebenso begabter wie energischer Charakter gilt, wird sicherlich auch im Marineressort dafür Sorge getragen werden, daß Englands Seemacht sich stetig fortentwickele.

Der Sturz des Cabinets Gladstone machte insbesondere in Italien einen tiefen Eindruck; konnte man sich doch daselbst nicht länger verhehlen, daß die abenteuerliche Colonialpolitik des Ministers des Auswärtigen, Mancini, am Rothen Meere nunmehr aussichtslos wäre. Hatten die aus dem Lager der in Massowah befindlichen Expeditionstruppen eintreffenden Klagen bereits allgemeine Mißstimmung erzeugt, so wurde doch ein Trost für das Ungemach und die Gefahren, von denen man einen Theil der schmucken Bersaglieri, der italienischen Elitetruppe, bedroht sah, darin gefunden, daß England früher oder später eine Compensation für geleistete Dienste gewähren würde. Allerdings mußte schon die Katastrophe im Sudan die Hoffnungen Mancini's und der übrigen Conjectural-Politiker bedeutend herabstimmen, und die Niederlage Gladstone's im englischen Unterhause war, obgleich sie bei Gelegenheit einer Frage der inneren Politik erfolgte, der sichere Vorbote eines parlamentarischen Ansturmes gegen Mancini. Die Berathung des Etats der Auswärtigen Angelegenheiten bot der Opposition in der italienischen Deputirtenkammer den willkommenen Anlaß, sich mit dem Minister auseinanderzusetzen. Die Erklärungen Mancini's, der kühn genug war, die Expedition nach Massowah mit der genialen Politik Cavour's während des Krimkrieges zu vergleichen, wurden mit Hohn aufgenommen, und es bedurfte bereits bei der Generaldebatte der Intervention des vielgewandten Conseilpräsidenten, um eine Niederlage des Ministeriums zu verhüten. Da Depretis betonte, daß das ganze Cabinet sich für solidarisch mit dem Minister des Auswärtigen erklärte, gelangte die von der Regierung acceptirte Tagesordnung mit 147 gegen 126 Stimmen zur Annahme, nachdem eine Anzahl angesehener Deputirten, welche bis dahin dem Ministerium ihre Unterstützung angedeihen ließ, vor der Abstimmung den Sitzungssaal verlassen hatte. Die sehr precäre Mehrheit, mit welcher die Kammer das „Vertrauensvotum" für das Cabinet Depretis beschlossen hatte, schrumpfte am 17. Juni, als über das Budget der Auswärtigen Angelegenheiten votirt wurde, auf vier Stimmen zusammen. Ueberdies befanden sich unter den 163 Stimmen, welche den 159 der Minorität gegenüberstanden, noch diejenigen der Minister, so daß Mancini in Wirklichkeit eine eclatante Niederlage erlitt. Gemäß den früheren Erklärungen, in denen Depretis die Solidarität des Ministeriums betont hatte, überreichte dasselbe dem Könige sein Entlassungsgesuch, worauf derselbe in der üblichen Weise mit den Präsidenten der beiden Kammern und mit Parteiführern der Linken sowie der Rechten über die Lage berieth. Von Anfang an lag jedoch die Annahme nahe, daß Depretis mit der Neubildung des Cabinets betraut werden würde, da die in der Kammer herrschende Mißstimmung sich gegen Mancini richtete, dessen Ausscheiden aus der Regierung nirgends großes Bedauern hervorrufen wird. Die Schwierigkeit bestand nur darin, unter den obwaltenden Verhältnissen einen geeigneten Nachfolger für Mancini zu finden, da keiner der in Betracht kommenden Staatsmänner besondere Neigung verspüren konnte, die von dem bisherigen Minister des Auswärtigen geschaffenen Schwierigkeiten wieder aus dem Wege zu räumen. So bot sich als die natürlichste

Lösung dar, daß der Conseilpräsident selbst, der bereits so oft als deus ex machina eintreten mußte, interimistisch das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Depretis, welcher mit Recht als einer der gewandtesten parlamentarischen Taktiker gilt, wird aber jedenfalls seine ganze Geschicklichkeit aufbieten müssen, um sich einen Ausweg aus dem Labyrinth der Politik Mancini's zu bahnen. Wäre ein neuer ernsthafter Angriff im Parlamente erfolgt, so verfügte der Conseilpräsident über ein unfehlbares Abwehrmittel, seine Gicht, die sich regelmäßig zur rechten Zeit einstellt.

Während die jüngste italienische Ministerkrisis in einem gewissen Zusammenhange mit dem Sturze Gladstone's steht, zeigen die Vorgänge in Spanien, denen das Cabinet Canovas del Castillo leicht zum Opfer gefallen wäre, einen ganz eigenartigen Charakter. Die politische Krisis in Madrid, welche kaum 48 Stunden währte, gehört jedenfalls durchaus in jenes umfangreiche Capitel mit der Ueberschrift: „Cosas de España". Als die Choleraepidemie in Murcia immer größere Ausdehnung gewann, beschloß König Alfons XII., der wohl durch das im vorigen Jahre vom König Humbert in Neapel gegebene Beispiel von Edelmuth geleitet wurde, unverzüglich in die heimgesuchte Provinz zu reisen. Andererseits erfüllte der Conseilpräsident Canovas del Castillo lediglich seine Pflicht, wenn er mit Rücksicht darauf, daß der König bisher keinen directen männlichen Erben besitzt, sowie in Anbetracht der inneren Verhältnisse des Landes jede Verantwortlichkeit für eine derartige mit Gefahren aller Art verknüpfte Reise ablehnte und aus dem Verbleiben des Souveräns in der Hauptstadt eine Cabinetsfrage machte. Die Angelegenheit verwickelte sich noch dadurch, daß in Madrid selbst einige Cholerafälle officiell constatirt wurden, während die Gegner des Ministeriums in der erlassenen Bekanntmachung einen von diesem ersonnenen Vorwand erblickten, den König zum Verzichte auf seine Reise zu bestimmen. Die Bevölkerung von Madrid, welche vor Allem die Störung des Geschäftsverkehrs sehr unangenehm empfand, beeilte sich, ihre Unzufriedenheit in Demonstrationen zu äußern, welche am 20. Juni in einen offenen Tumult ausarteten, so daß ein Zusammenstoß mit der Polizei und der Militärgewalt erfolgte. Abgesehen davon, daß zahlreiche Verhaftungen stattfanden, wurden bei diesem Tumulte zwei Personen getödtet. König Alphons hielt ursprünglich an seinem Reiseplane fest, zumal das Gerücht, die Meldung vom Auftreten der Epidemie in der Hauptstadt wäre nur ein Vorwand, zu seinen Ohren gedrungen war. Canovas del Castillo verblieb andererseits mit aller Bestimmtheit bei seinem Entlassungsgesuche für den Fall der Abreise des Souveräns. Auch lag die Angelegenheit insofern für das Ministerium günstig, als jeder der Staatsmänner, mit denen der König Berathungen pflog, dieselben Bedenken geltend machen mußte, wie der Conseilpräsident. Wie die Conservativen, welche nach dem Rücktritte Canovas' del Castillo mit der Bildung eines neuen Cabinets der Rechten hätten betraut werden können, sah sich auch der liberale Parteiführer Sagasta genöthigt, von der Reise nach Murcia abzurathen. Unter diesen Verhältnissen blieb dem Souverän nichts Anderes übrig, als in Madrid zu bleiben, während zugleich die Ministerkrisis mit der Beseitigung ihrer Ursache auch ihren Abschluß erhielt. Als aber die Cholera auch in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt, in Aranjuez, zum Ausbruche gelangte und insbesondere unter den Truppen wüthete, eilte der König, ohne das Ministerium vorher zu benachrichtigen, in seiner Eigenschaft als „Generalissimus der Armee" dorthin. Diesem fait accompli gegenüber verzichtete das Cabinet um so mehr auf jede Einwendung, als der König bei seiner noch an demselben Tage erfolgenden Rückkehr aus Aranjuez von der Madrider Bevölkerung mit enthusiastischem Jubel begrüßt wurde. Daß Canovas del Castillo selbst nicht vor den Gefahren der Epidemie zurückschreckte, bewies er, indem er sich zugleich mit dem Minister des Innern, Romero y Robledo, nach Murcia begab, um der hartgeprüften Bevölkerung, soweit es in den Kräften der Regierung steht, Unterstützung und Trost zu gewähren. Dagegen wird vielfach angenommen, daß das Ministerium Canovas del Castillo, dessen Sturz unter den gegenwärtigen Verhältnissen und aus den von den Gegnern geltend gemachten Ursachen ohne jede Berechtigung gewesen wäre, einige Veränderungen erfahren soll. In dieser Hinsicht wird insbesondere der

Minister Pidal genannt, dessen ausgeprägt clericale Gesinnung vor einiger Zeit sogar einen diplomatischen Zwischenfall hervorrief, da jener, ein allzu fanatischer Anhänger des Vatikans, seine volle Sympathie für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes offen bekannte.

In Frankreich, welches sich sonst nicht gerade durch die Stabilität seiner Regierung auszeichnet, faßt das Cabinet Brisson-Freycinet trotz des Ministererdbebens, von welchem die Nachbarstaaten England, Italien und Spanien betroffen wurden, festen Fuß. Nur gilt es nicht als ausgeschlossen, daß der Minister des Innern, Allain-Targé, welcher den Anstrengungen der bevorstehenden großen Wahlcampagne nicht recht gewachsen sein soll, sein gegenwärtiges Departement mit einem minder aufregenden Ressort vertauscht. Rüsten sich doch die verschiedenen Parteien bereits für diesen Wahlfeldzug, bei welchem die Monarchisten einen neuen Ansturm gegen die Republik versuchen wollen. Andererseits beabsichtigen die republikanischen Parteigruppen, mit Ausnahme der Radicalen sowie der „Unversöhnlichen" der äußersten Linken, geschlossen nach einem einheitlichen Programm vorzugehen. Die Delegirten des linken Centrums, der demokratischen Union und der republikanischen Union vereinigten sich denn auch bereits zu einem Central-Comité, welchem vor Allem die Abfassung eines an die Wähler zu richtenden gemeinschaftlichen Manifestes obliegt. Die Thatsache, daß innerhalb dieses Comités, noch ehe principielle Fragen zur Erörterung gelangten, persönliche Reibungen stattfanden, gestattet jedoch den Schluß, daß es mit Schwierigkeiten verbunden sein wird, volle Einigkeit zwischen den erwähnten drei Factoren zu erzielen. So verlautet bereits, daß im Gegensatze zu der ehemals von Gambetta geleiteten Parteigruppe, der republikanischen Union, welche die Trennung der Kirche vom Staate als wichtigen Programmpunkt in das Wahlmanifest aufgenommen wissen will, die gemäßigteren republikanischen Fractionen die Berührung dieser Frage aus „Opportunitätsgründen" vermeiden möchten. Es bleibt jedoch abzuwarten, ob die früheren Parteigänger Gambetta's, die ja selbst als „Opportunisten" bezeichnet zu werden pflegen, den erhobenen Einwand für einen durchgreifenden erachten. Da bei den nächsten allgemeinen Wahlen in Frankreich zum ersten Male das Listenscrutinium zur Anwendung gelangt, bei welchem nicht mehr wie bisher jedes Arrondissement einen besonderen Abgeordneten ernennt, sondern sämmtliche auf ein Departement entfallenden Deputirten mittelst einer von jedem Wähler ausgefertigten Liste gewählt werden, darf man dem Entscheidungstage mit ganz besonderem Interesse entgegensehen. Die jüngsten Ereignisse in Hué werden von der Opposition kaum besonders ausgebeutet werden können, da der Angriff von Seiten der anamitischen Truppen einen nicht unwillkommenen Anlaß zur „Ordnung" der Verhältnisse Annams im französischen Interesse bietet. Dieser „Ueberfall" ist also im gewissen Sinne ganz gelegen gekommen.

Die Reichsrathswahlen in Oesterreich haben keineswegs, wie von Seiten der Clericalen, der Tschechen und Slowenen gehofft wurde, zu einer unheilbaren Erschütterung der deutsch-liberalen Partei geführt. Mag die letztere auch bei den am 13. Juni beendeten Wahlen einen Gesammtverlust von etwa fünfzehn Mandaten erlitten haben, so zeigte sich doch bei der am Sonntag den 21. Juni gehaltenen, von 88 Anhängern der deutsch-liberalen und der deutsch-nationalen Richtung besuchten Conferenz, daß die Erwartungen, welche von den Gegnern in Bezug auf den Zerfall der Partei gehegt wurden, trügerisch waren. Da das aus 353 Mitgliedern bestehende österreichische Abgeordnetenhaus beinahe zu einem Drittel neue Männer aufweisen wird, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Physiognomie des Reichsrathes sich wesentlich von der bisherigen unterscheiden wird. Andererseits steht für die deutsch-liberale Partei nicht zu befürchten, daß die centrifugalen Fractionen Verfassungsänderungen durchsetzen könnten, da es für die letzteren einer Zweidrittelmajorität bedarf, während die Opposition in einer Gesammtstärke von etwa 132 Abgeordneten auf dem Plane erscheinen wird. Wenn daher eine „Regierung ohne die Deutschen", wie sie von einem Mitgliede des Ministeriums Taaffe, dem Polen Dunajewski, angekündigt wurde, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen müßte,

so ist doch auch der am 21. Juni gehaltenen Conferenz die Verschmelzung der Deutsch-Liberalen mit den Deutsch-Nationalen, den Männern der „schärferen Tonart", zu einer geschlossenen Partei, bisher nicht gelungen. Vielmehr wurde nur eine Resolution gefaßt, in welcher die Pflicht eines jeden deutschen Abgeordneten, zur Aufrechterhaltung der Einheit der Partei mitzuwirken, betont, weitere Entschließungen aber einem aus 25 Abgeordneten gebildeten Ausschusse überlassen werden, welcher dann in einer kurz vor der Eröffnung des Reichsraths einzuberufenden Conferenz Vorschläge über den Namen und das Programm der neuen Vereinigung machen soll. Da die nordböhmischen Abgeordneten, der Versicherungen eingedenk, die sie als Männer der „schärferen Tonart" ihren deutsch-nationalen Wählern ertheilt haben, großes Gewicht darauf legen, für ihre Vereinigung mit den Deutsch-Liberalen die Bezeichnung „Deutscher Club" angenommen zu sehen, läßt sich schwer vorhersehen, wie ein Ausgleich mit den gemäßigteren Abgeordneten innerhalb der Opposition, wie Chlumetzky, Scharschmid und Anderen gefunden werden soll. Abgesehen von dieser „querelle allemande", bei der es sich zunächst nur um einen Namen handelt, wurde im Hinblick auf ein gemeinschaftliches Programm der deutschen Abgeordneten in einigen principiell bedeutsamen Punkten jetzt bereits ein Einvernehmen angebahnt, obgleich die Feststellung dieses Programms ebenfalls der Parteiconferenz vorbehalten werden mußte. Allem Anschein nach wird die letztere, den von den Führern Herbst und von Plener geäußerten Wünschen gemäß, die Forderung der leitenden Stellung des Deutschthums, die Vertheidigung des Einheitsstaates, die Aufrechterhaltung der deutschen Sprache als Staatssprache, sowie die Zollunion mit dem Deutschen Reiche an die Spitze des Programms setzen. Weit schwieriger würde es sein, in Bezug auf andere Punkte, welche in den Wahlreden der nordböhmischen Abgeordneten figurirten, ein Einverständniß zu erzielen. So werden die Sonderstellung Galiziens und die Ausscheidung Dalmatiens nicht nur pia desideria der Deutsch-Nationalen bleiben, sondern auch in dem gemeinschaftlichen Programme kaum einen Platz finden.

Wenn aber die Organe der Rechten aus dem Umstande, daß auf der Partei-Conferenz vom 21. Juni ein endgültiges Programm nicht festgestellt werden konnte, bereits Schlüsse in Bezug auf eine tiefgehende Spaltung innerhalb der Opposition ziehen, so erscheint dies ebenso voreilig, wie andererseits feststeht, daß die „Regierungspartei" noch weit loser zusammengefügt ist und eines jeden organischen Zusammenhangs entbehrt. Daß die vier größeren Gruppen, aus denen die Rechte besteht: der Tschechen-Club, der Polen-Club, der Hohenwart-Club und der Liechtenstein-Club sich bei allen wichtigen Entscheidungen zusammenfinden werden, sobald es insbesondere gilt, den Deutsch-Liberalen ein Paroli zu biegen, bedarf keines weiteren Hinweises; die letzten Ziele dieser Fractionen weichen jedoch wesentlich von einander ab. Der Rechten wird auch die sogenannte „Fraction" Lienbacher zugezählt, deren Stamm von den drei clericalen Abgeordneten Salzburg's gebildet wird, so daß sie im Hinblick auf die geringe Zahl ihrer Mitglieder mit der bisher von Lord Randolph Churchill geleiteten „vierten Partei" im englischen Unterhause verglichen werden könnte, falls sie nicht, wie allerdings zu erwarten ist, durch einige Deputirte aus Steiermark und Oberösterreich verstärkt werden sollte. Einige Abgeordnete des niederösterreichischen und mährischen Großgrundbesitzes werden sich ebenso wie die nicht clericalen italienischen Mitglieder des neuen Reichsrathes keiner der bestehenden Parteigruppen anschließen. Dagegen wird diesen italienischen Abgeordneten die Absicht zugeschrieben, zur Wahrung ihrer nationalen Interessen einen besonderen Club zu bilden. Diese Eventualität darf um so weniger überraschen, als aus Anlaß der jüngsten Wahlen in Tirol zwischen den deutschen Clericalen und der italienischen Nationalpartei ein Compromiß abgeschlossen wurde, welcher zur Folge hatte, daß die verfassungstreue Partei des tirolischen adligen Großgrundbesitzes bei der in Innsbruck vollzogenen Wahl von vier Abgeordneten unterlag und jede der beiden verbündeten Gruppen einen Zuwachs von zwei Mandaten erhielt. So konnte das verfassungstreue Comité in dem Rundschreiben, welches es nach den Wahlen erließ, mit Recht betonen, wie es, seit einer Reihe von Jahren

stets siegreich im Wahlkampfe, diesmal der unnatürlichen Coalition der Clericalen mit der italienischen Nationalpartei nach hartem Kampfe weichen mußte. Wenn der Ausschuß des verfassungstreuen tirolischen Großgrundbesitzes am Schlusse dieses aus Bozen und Trient datirten Rundschreibens der Versicherung Ausdruck gab, daß die Partei ungebeugt und ungeschwächt auch in Zukunft geschlossen vorgehen würde und die Hoffnung hegte, dann wieder zu siegen, so verhehlt sich das Comité keineswegs, daß dieser Sieg für das Wohl des Vaterlandes zu spät kommen könnte. Spitzen sich doch die nationalen Gegensätze und Kämpfe an der deutschen Sprachgrenze in Süd-Tirol immer schärfer zu. Bereits im Jahre 1884 riefen die maßlosen Forderungen der Italianissimi, in deren Namen insbesondere der Abgeordnete Lorenzoni das Wort ergriff, den lebhaftesten Widerspruch der verfassungstreuen Abgeordneten in Süd-Tirol hervor. Während es unzweifelhaft ist, daß die intelligente und bildungsfähige Jugend im italienischen Landestheile allein ihre Verwendung und Zukunft nicht finden kann, so daß diejenigen, welche der deutschen Sprache mächtig sind, gegenüber den Landsleuten, welche das Deutsche erst spät und mangelhaft erlernen, sich wesentlich im Vortheile befinden, bezeichnete der Abgeordnete Lorenzoni das deutsche Gymnasium, sowie die deutsche Volksschule in Trient als Luxus und fügte den Wunsch hinzu, die Beträge, welche im Budget für diese deutschen Schulen eingestellt wären, möchten zur Aufbesserung der italienischen Volksschulen und Lehrergehalte verwendet werden. Es empfiehlt sich aber an die Ausführungen zu erinnern, in denen ein Mitglied des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Tirol, der zum gemäßigten rechten Flügel der Vereinigten Linken gehörende Abgeordnete Graf Terlago, die Anschauungen Lorenzoni's widerlegte. Mit Rücksicht darauf, daß die italienische Sprache in Südtirol die Amtssprache, die Sprache bei allen öffentlichen Verhandlungen wäre, betonte Graf Terlago im Reichsrathe, daß er jedes nationale Gefühl achtete, sowie als einen Schutz für die Cultur und Bildung einer Nation und als deren Stärke betrachtete. Nicht minder billigte er, daß in Südtirol Jedermann mit der bloßen Kenntniß der italienischen Sprache alle Aemter durchlaufen könnte, und daß Niemand der italienischen Nationalität zu nahe träte, Niemand das Nationalgefühl verletzte. Andererseits unterließ der Redner jedoch nicht, darauf hinzuweisen, wie das Hochhalten und Schätzen der eigenen Nationalität nicht ausschlösse, daß man von der Nützlichkeit, ja sogar von der Nothwendigkeit der Erlernung einer zweiten großen Cultursprache durchdrungen wäre. Abgesehen davon, daß die deutsche Sprachgrenze nur wenige Wegstunden von Trient entfernt liegt, daß zahlreiche Beziehungen zwischen der deutschen und der italienischen Bevölkerung in Tirol es sowohl den Deutschen wünschenswerth und nothwendig erscheinen lassen, frühzeitig das Italienische zu lernen, als auch den Italienern, in jungen Jahren das Deutsche zu lernen, hob Graf Terlago mit Fug hervor, daß die deutsche Sprache, bis jetzt wenigstens, in Oesterreich mehr als eine bloße Cultursprache, daß sie die Staatssprache, das allgemeine Verständigungsmittel unter den verschiedenen Nationalitäten wäre. Wenn extrem-nationale Tendenzen in Oesterreich diese Bedeutung der deutschen Sprache vielfach bekämpfen, so wies der Vertreter des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Tirol darauf hin, daß extrem-nationale Bestrebungen in den Rahmen des österreichischen Staatswesens überhaupt nicht paßten. Der gesunde Sinn, welcher diesen Ausführungen des Grafen Terlago aufgeprägt ist, die Mäßigung, welche er gegenüber den berechtigten Eigenthümlichkeiten der anderen Nationalitäten an den Tag legt, sollten freilich auch von den Männern der „schärferen Tonart", von den Deutsch-Nationalen, wäre es auch nur im Interesse der Einigkeit mit den gemäßigten Elementen, beherzigt werden. Geschieht dies, so darf erwartet werden, daß es doch noch gelingen wird, auf der in Aussicht genommenen neuen Partei-Conferenz der deutschen Abgeordneten zu einem Einverständnisse in Bezug auf alle wesentlichen Punkte zu gelangen.

Literarische Rundschau.

Dr. Adolf Sydow.

Dr. Adolf Sydow. Ein Lebensbild, den Freunden gewidmet von Marie Sydow. Mit A. Sydow's Bildniß. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Prediger Sydow — wer hätte den Namen des Mannes nicht vernommen, der von 1822 bis zu seiner Ruhesetzung 1876 dem öffentlichen Leben Berlins und des benachbarten Potsdam als geistlicher Mitkämpfer angehörte?

Dr. Adolf Sydow repräsentirte jenen ehrwürdigen Stamm evangelischer Geistlichen aus Schleiermacher's Schule, die in Förderung der Geistesbildung, nicht in piquirtem Widerspruch gegen dieselbe, ihre Lebensaufgabe suchten; zumal in den letzten Jahrzehnten war er zu einer geschichtlichen Erinnerung an die Zeit geworden, in der das evangelische Pfarrhaus unter die Lichtpunkte der deutschen Cultur gezählt ward, nicht unter die Stationen des Obscurantismus. Dem liebenswürdigen Büchlein, das Sydow's Jugendgeschichte schlicht und anschaulich berichtet, wird viel Pietät entgegenkommen, wie sie in einem treuen Seelsorgerleben, das mehr als ein halbes Jahrhundert umfaßte, erworben worden ist. Was demselben einen Anspruch darauf gibt, auch hier besprochen zu werden, ist der Umstand, daß Sydow's Leben auf mehr als einem Punkte in die öffentlichen Angelegenheiten der evangelischen Kirche Preußens verflochten ist. Friedrich Wilhelm IV. hatte an Sydow's geistesfreien Kanzelreden allerlei auszusetzen; aber der Mann imponirte ihm, und als er sofort nach seiner Thronbesteigung an sein Lieblingsproject herantrat, die anglicanisch-bischöfliche Verfassung auf Preußen auszudehnen, schickte er ihn im Frühjahr 1842 mit Otto v. Gerlach, Uhden und Oberbaurath Stüler nach England, um über die Mittel und Wege zu berichten, wie dort den kirchlichen Mängeln abgeholfen werde. Da die Ertheilung des Auftrags nach der bekannten Weise des Königs überhastet worden war, mußten alle Vorbereitungen zur Bewältigung desselben — das Erlernen der englischen Sprache inbegriffen — in London selbst nachgeholt werden, so daß Sydow erst nach zweiundeinhalb Jahren als hinlänglich informirt zurückkehren konnte. Er hatte sich an den liturgischen Arbeiten Bunsen's willig betheiligt, aber mit dem Ergebniß derselben konnte er sich nicht einverstanden erklären, da er einen derart katholisirenden Cultus mit allen Gewohnheiten der deutschen protestantischen Bevölkerung im Widerspruch fand. Noch weniger vermochte er dem Wunsche des Königs auf eine bischöfliche Kirchenverfassung das Wort zu reden. Im Gegentheil hatten die Kämpfe der schottischen Presbyterianer um ihre volle Freiheit von staatlichem Einfluß seine Sympathie viel mehr erworben, als die hochkirchlichen Bestrebungen der Anglicaner. Er sprach sich darum rund und bündig gegen des Königs Lieblingsplan aus und verzichtete damit auf die glänzende äußere Laufbahn, die ihm sicher war, falls er den Ideen des Königs seine Kräfte hätte zur Verfügung stellen wollen. Statt in das Kirchenregiment einzutreten, erhielt er 1846 auf Präsentation des Berliner Magistrats die Stelle an der Neuen Kirche, die vor ihm Prediger Hoßbach bekleidet hatte. In dieser Stellung wurde er nach dem Märzaufstand 1848 der Berliner Bürgerschaft zum ersten Mal allgemein bekannt als der Geistliche, der die Leichen der gefallenen Barricadenkämpfer bei ihrer Beisetzung im Friedrichshain einsegnete.

Schon die Wahl des Textes bezeichnete die Gefallenen als das Weizenkorn, das ersterben mußte, um viele Früchte zu bringen, und der Prediger befahl die 183 Särge dem Gott, „der große Dinge thut", als ein früchtereifes Samenkorn für künftige Zeiten. „Es ist geschehen," sagte er, „daß sich zwischen den König und sein treues Volk eine schwüle, unheilvolle Wolke hat lagern können, die seinen sonst so klaren, königlichen Blick in Täuschung gehalten, die sein treues Herz geirrt hat;" und er schloß mit der Verheißung: „In dem Denkstein, der diese Stätte zieren wird, welche die Gebeine der Märtyrer unserer Freiheiten und Rechte umschließt, wird eine Seele heiliger Erinnerung wohnen. Künftige Geschlechter sollen zu ihm pilgern, und er wird ihnen von den großen Zeichen berichten, die Gott der Herr in diesen schweren Zeiten gethan hat." Durch dieses tapfere Eintreten für die neue Zeit war der Prediger der Neuen Kirche mit einem Schlage einer der populärsten Namen der Hauptstadt geworden, und er wie sein Freund Jonas traten durch Berufung der Wähler bald darauf in die Nationalversammlung ein. Aber schon bei der ersten Frage, ob man dem König gestatten solle, die Versammlung im Schlosse zu eröffnen, oder ihn zwingen wolle, die Eröffnung in dem Locale der Volksvertretung — der Singakademie — vorzunehmen, stimmten Sydow und Jonas gegen die radicale Majorität. Den Prinzen von Preußen, der als Abgeordneter für Wirsitz gewählt war, begrüßte bei seinem Eintritt in die Versammlung der Antrag: „Die hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl ums Vaterland verdient gemacht hätten." Sydow war diesem Antrag gegenüber nach seiner Rede im Friedrichshain in einer etwas schwierigen Stellung; doch führte er in männlicher Rede aus, er widme jenen Männern ein ehrendes, liebevolles und dankbares Andenken, eine Anerkennung der Revolution vermöge er aber nicht auszusprechen. Wo es zu einer Revolution komme, liege immer eine Schuld auf beiden Seiten vor. Nun könne er zwar die Revolution als Thatsache anerkennen, nicht aber als Princip; er werde also gegen den Antrag stimmen. Derselbe wurde auch abgelehnt, aber die vor der Singakademie harrende Menge war schon vorher bearbeitet worden, auf Sydow's Abstimmung besonders zu achten. Der Prinz von Preußen hatte schon vor Beginn der Debatte das Local verlassen. Sydow wurde bei seinem Weggehen von einer heulenden und schimpfenden Menge begleitet, die ihm seinen Abfall vorhielt. Obwohl seine Freunde ihn mit ihrem Leibe deckten, wurde er mit Stöcken geschlagen, getreten, während der Ruf ertönte, man solle ihn ins Wasser werfen. Mit Mühe rettete er sich nach der Universität, wo ihn die studentische Wache gegen weitere Insulte sicher stellte; doch mußte auch seine Wohnung durch die Bürgerwehr geschützt werden, da der Pöbel einen Sturm auf das Haus plante. Die immer mehr überhand nehmende Schutzlosigkeit der Abgeordneten gegen ähnliche Behandlung führte schließlich zur Auflösung der Bürgerwehr und zum Belagerungszustand, während die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt ward, um schon nach wenigen Tagen aufgelöst zu werden.

Von da an hielt Sydow sich dem politischen Leben fern und beschränkte seine öffentliche Thätigkeit auf den Kampf gegen die kirchliche Reaction, die die traurigen Erfahrungen des Revolutionsjahrs für ihre confessionellen und hierarchischen Gelüste ausbeuten wollte. Mit Jonas, Pischon, Eltester, und dem tapfern Heinrich Krause zusammen gründete er zum Schutze der Union und der freien theologischen Wissenschaft 1854 die „Protestantische Kirchenzeitung", die von da an durch dreißig Jahre das Hauptorgan der kirchlich freien Richtung in der protestantischen Geistlichkeit geblieben ist. Im Uebrigen ging er ganz in seinem Amte auf, und zahllose Familien wissen von seiner treuen und verständigen Seelsorge zu erzählen. Einen Hauptangriffspunkt auf seine Thätigkeit boten der Reaction nicht seine Predigten, die nichts weniger als agitatorisch waren und dem Bedürfniß der Erbauung streng Rechnung trugen, sondern die Vorträge im Unionsverein, in denen er sich über streitige dogmatische Fragen in populärer Weise aussprach und in die fast regelmäßig Sendboten der Gegenpartei geschickt wurden, um seine Aeußerungen zu belauern. So erhielt er wegen eines Vor-

trags über den Teufel schon 1853 eine Rüge, und eben diese Vorträge haben ihn in den letzten Lebensjahren in unerfreuliche Kämpfe gestürzt.

Im Jahre 1859 wurde ihm bei der Grundsteinlegung zum Schillerdenkmal vom Magistrat die Weiherede übertragen; Generalsuperintendent Hoffmann wollte ihm dabei aber das Tragen des Talars verbieten, wofür er sich auf den Prinz-Regenten berief. „Sagen Sie Sr. Königlichen Hoheit," erwiderte Sydow, „der Talar sei meine Uniform, und er würde doch keinem Officier eine Handlung gestatten, zu der er seines Königs Rock vorher ausziehen müsse." Entweder werde er im Talar, oder gar nicht reden. Den Eclat, ihm die Rede zu verbieten, wollte man aber auch nicht, und so wurde ihm noch am Abend vor der Einweihung mitgetheilt, daß die Bedenken gegen den Talar aufgegeben seien. Trotz dieses Conflicts schien „die neue Aera" der Richtung, der Sydow angehörte, bessere Aussichten zu bringen. Das Programm des Prinz-Regenten mißbilligte ausdrücklich, daß in die preußische Landeskirche eine Orthodoxie Einzug gehalten habe, die sich mit den Grundlagen des Protestantismus nicht vertrage und Heuchelei in ihrem Gefolge habe. Sydow und seine Freunde wendeten sich, in Folge einer solchen Ermuthigung, am 5. Mai 1859 in einer von mehr als hundert Abgeordneten mitunterzeichneten Eingabe an den Prinz-Regenten mit der Bitte, die Kirche sich durch eine Landessynode frei constituiren zu lassen. Aber so fest fühlte sich die orthodoxe Partei im Besitz, daß das Organ des Herrn Hoffmann die betheiligten Geistlichen aufforderte, „wohl zu überlegen, welche Tragweite die Veröffentlichung dieser Petition für sie selbst und ihre fernere amtliche Stellung haben könnte."

Es war ein Zeichen, daß man sich wieder sicher fühlte und nachdem das Cultusministerium von Bethmann an Mühler übergegangen war, konnte die Rückkehr zu den kirchlichen Principien Friedrich Wilhelm's IV. als vollzogen gelten. Die Orthodoxie ließ nun vor Allem Sydow es entgelten, daß er ihr eine Weile Schrecken und Sorge um die Fortdauer ihres Regiments eingejagt hatte. Nachdem Prediger Knak die Pastoren Sydow, Lisko und Müller ohne Erfolg wegen laxer Interpretation ihres Ordinationsgelübdes denuncirt hatte, richtete er am 17. April 1869 selbst an die Betreffenden die schriftliche Anfrage, ob sie ihre früher ausgesprochenen Ansichten als verderblichen Irrthum erkennen und bekennen wollten und verlangte eine „unzweideutige Antwort" auf diese Frage, weil, so lang auf diesem Cardinalpunkt nicht volle Klarheit und Wahrheit herrsche, ein schwerer Bann auf der Synode liege. Als dieses naive Mittel nicht verfing, setzte man den freisinnigen Predigern „gläubige" Studenten in die Kirchen, um ihre Predigten nachzustenographiren und so Material zu weiteren Denunciationen zu gewinnen. Aber alle Anläufe, die auf der Stadtsynode Jahr für Jahr versucht wurden, scheiterten an dem festen Zusammenhalten der liberalen Majorität. Da warf im Jahre 1871 auf der Synode selbst Knak den liberalen Collegen vor, daß sie nicht einmal das Apostolikum als verpflichtend ansähen. So herausgefordert, veranstalteten die Freunde Sydow's im Winter 1871—72 Vorträge über das apostolische Symbol, um darzuthun, aus welchen Gründen sie auch dieses ehrwürdige Denkmal der alten Kirche nicht als modernes Verpflichtungsformular anzuerkennen vermöchten. Dem greisen Sydow war dabei die Besprechung des „empfangen vom heiligen Geiste" zugefallen. Da Sydow in diesem Vortrag den Glauben an eine übernatürliche Erzeugung des Messias als unseren Anschauungen zuwiderlaufend verwarf, wurde er am 14. März 1872 vor das Consistorium der Mark berufen, um vor Hegel, Büchsel, Brückner, Bachmann, Stahn, Kühlenthal, Schmidt, Semisch und Souchon über diesen Widerspruch gegen die Kirchenlehre verhört zu werden. Als Inquisitor fungirte Dr. Brückner. Obwohl nun Sydow als seine Ueberzeugung aussprach, daß er in der Erscheinung der Person Jesu eine unmittelbare Ausrüstung Gottes sehe, die schon bei der Entstehung desselben sich bewiesen habe, erachtete ihn der Gerichtshof dennoch für überführt, sich mit dem Bekenntnisse der Kirche in einen fundamentalen Widerspruch gesetzt zu haben. Der Absetzung wäre das Consistorium doch gern überhoben gewesen und so stellte Präsident Hegel die Anfrage an Sydow,

ob er nicht mit dem Gedanken umgehe, in Anbetracht seines Alters in den Ruhestand zu treten? Es könnte sich dadurch die Sachlage wesentlich ändern. Sydow erwiderte aber mit großer Freudigkeit: „O nein, gar nicht! Ich bin fern davon, wenn ich auch die Schwächen des Alters in mancher Hinsicht fühle. Ich habe das geistliche Amt gesucht, weil es mein innerster Beruf war, und es ist Kopf und Herz noch jung und frisch genug, um wirken zu können, für eine, wie ich hoffe, sich auch für die Kirche erheiternde Zukunft. Bei Antritt meines Amtes ist es heller gewesen. Darnach ist es sehr dunkel und mir schwerer geworden, die Finsterniß zu tragen. Es scheint aber, sich zu lichten und ich möchte an meinem geringen Theil mitwirken." Nach dieser denkwürdigen Verhandlung brachte endlich der 2. Januar 1873 den Entscheid, wonach Sydow zu sofortiger Amtsentsetzung verurtheilt wurde und sein Gehalt auf die Hälfte herabgemindert ward. Das Echo, das diese Verfügung weckte, war ungeheuer. Natürlich appellirte Sydow sofort an den Oberkirchenrath, dessen neuer Präsident Herrmann Hoffnung gab, es würden die kirchlichen Angelegenheiten in ein anderes Fahrwasser gebracht werden. Allein in der entscheidenden Sitzung vom 25. Juni 1873 wurde zwar die Absetzung Sydow's zurückgenommen, demselben aber für seinen Vortrag ein geschärfter Verweis ertheilt.

Die Gemeinde gestaltete Sydow's Rückkehr auf seine Kanzel, von der er sieben Monate fern gehalten worden war, zu einem großen Feste und der würdige Greis sprach über den Text: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater". Noch zwei Jahre glaubte er, um des Princips willen, obwohl die Schwächen des Alters sich mehrten, nicht zurücktreten zu dürfen. Am Sylvesterabend des Jahres 1875 aber gab er den Seinigen den mit schwerem Herzen gefaßten Vorsatz kund, aus dem Amte zu scheiden. So großen Werth aber legte der Magistrat darauf, den verehrtesten Veteranen des freisinnigen Protestantismus im activen Dienste zu erhalten, daß er ihm anbot, aus eigenen Mitteln ihm einen Substituten zu stellen, so daß er nur so viel Antheil an der Arbeit zu übernehmen brauche, als seiner Neigung und Kraft entspreche. Sydow aber lehnte das ab, da er fürchtete, auch so werde seine Gemeinde nicht zu ihrem Rechte kommen. Noch ein schöner, stiller Lebensabend war dem Greise beschieden, den er in einer freundlichen Wohnung am Matthäikirchplatz verlebte. Dort saß der alte geistliche Herr, das schwarze Sammtkäppchen auf dem silberweißen Haare, unter seinen Blumen, um am Sonntage dem Glockenläuten zu lauschen und selbst die Orgel und das Gemeindelied konnte er aus der gegenüberliegenden Kirche noch vernehmen, bis ihn in seinem zweiundachtzigsten Jahre, am 27. October 1882, an einem Sonntage, ein sanfter Tod abrief.

So schlicht dieses Leben verlief, so schlicht und anmuthig ist dasselbe in dem vorliegenden Büchlein der Tochter erzählt. Die rührende Theilnahme und das treue Andenken, das Sydow in der großen Stadt gefunden, in der er lebte, sind ein Beweis, daß der Beruf, in dem er wirkte, die tiefgehendsten und dankbarsten Wirkungen auszuüben vermag, wenn nur der Mann danach ist. Es ist nicht nöthig, durch weit verbreitete Schriften und auffallende Thaten zu glänzen, wenn die Gemeinde nur zu der Wahrheit des Charakters festes Zutrauen hat. Die Kirche ist der Platz, wo die ganze Persönlichkeit gilt, und als solche hat sich Adolf Sydow ein Gedächtniß in der Erinnerung seiner Gemeinde gestiftet. A. H.

Die Londoner Gesellschaft.

Society in London, by a foreign Resident. 1 Vol. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1885.

Nachkommende Generationen empfinden kein besonderes Interesse für die ihr unmittelbar vorhergegangenen. Sie glauben, die Zustände, mit welchen sie sich noch

zeitlich berührten, genügend zu kennen, auch ohne sie besonders zu studiren, und der vorwiegende Wunsch unserer Kinder wird nicht nur der sein, es besser, sondern vor Allem es anders zu machen als wir. Erst wenn wir ganz historisch geworden sind, in hundert Jahren etwa, wird man das Bedürfniß empfinden, uns culturgeschichtlich zu reconstruiren und nach dem Material zu greifen, in welchem wir uns geschildert haben: nach unseren Denkwürdigkeiten, Briefen und vielleicht auch Telegrammen, nach unseren Schauspielen und unseren Romanen, nach unserer Tagesliteratur und unserer Mode. Das scheinbar wichtigere Document wird nicht immer die reichste Ausbeute liefern und die Silhouette sich ähnlicher erweisen, als manches ausgeführte Porträt. Ueber die socialen Zustände des zweiten Kaiserreichs wird Feuillet's „Monsieur de Camors" — um nur vom Ausland zu reden — bessere Auskunft geben, als Taxile Delord, und Gambetta in Sardou's „Rabagas" erkenntlicher sein, als in den Apotheosen seiner Freunde. Die wahren Geschichtschreiber Rußlands sind Tolstoi und Turgeniew, und Senator Radcliffe, im nicht genug geschätzten Roman „Democracy", erklärt Vieles bei den Vettern über dem Meer, was uns sonst schwer verständlich bliebe.

Aber wir sind vor Allem ein rastloses, um nicht zu sagen ein gehetztes Geschlecht. Wir müssen Zeit gewinnen, und so haben wir, wie in der Kunst die Photographie, so in der Literatur neben das ausgeführte Bild die flüchtige Skizze gestellt, die den unmittelbaren Eindruck wiedergibt, die wechselnden Erscheinungen des Augenblicks festhält. So entstanden die jährlich sich mehrenden Studien über die europäische Gesellschaft, deren Löwenantheil stets England zufällt. Mit ihm beschäftigen sich in ihren Erholungsstunden Taine und Holtzendorff; es spiegelt sich in den einnehmenden Schilderungen von Ompteda, bis herab zu den abgeblaßten Bildern des Grafen Vassili, der Alles, was er an Geist und Galle besaß, für Berlin verschwendete, und den caricirten Skizzen des Verfassers von „John Bull dans son Ile".

Die letzte Gabe dieser Art sind in englischer Sprache geschriebene Studien von der Hand eines Ungenannten, der sich im dritten Capitel seines Buchs als Franzosen bezeichnet. Ihm gebührt das Verdienst, den Hof und die Gesellschaft, Diplomaten, Schriftsteller, Soldaten, Schauspieler, den Clerus und den Richterstand, Aerzte und Künstler, Minister und Parteiführer mit Namen genannt, meist fein zutreffend und fast stets mit Wohlwollen geschildert zu haben, ohne deshalb in Trivialität oder Langeweile verfallen zu sein. Wer London kennt, wird Manches zwischen den Zeilen lesen und leise Angedeutetes für sich ergänzen. Wer es nicht kennt, der wird ein stets großartiges, im Ganzen gewinnendes Bild von gesellschaftlichen Zuständen erhalten, deren Rang und Vermögen vor Allem als erhöhte Verpflichtung erscheint, die kein Kastenwesen kennen und es bis jetzt verstanden haben, den Parteihader der Senate von der Schwelle des socialen Verkehrs fernzuhalten. Dazu erscheint das Buch im günstigen Augenblick, wo in Westminster ein Bühnenwechsel sich vollzieht. Wie schon einmal so jetzt wieder hat Gladstone einen unbewachten Augenblick benutzt, um die Zügel der Regierung dem Gegner als die Schlinge zuzuwerfen, mit welcher er ihn zu ersticken gedenkt. Denn nur noch wenige Monate, und der Staatsmann, den Schmeichelei und Intrigue täglich darin bestärken, sich seine Leidenschaften zu Tugenden zu stempeln, wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Herzen von Midlothian und im Namen des linken Flügels seines bisherigen Cabinets das Votum der Massen zu Gunsten eines radicalen Regierungsprogramms verlangen. Es ist also wohl an der Zeit, unter anderen auch in den vorliegenden Blättern, nach Aufschluß darüber zu fragen, über welche Kräfte die Tories verfügen, um entweder den Kampf im Namen der conservativen Interessen von England aufzunehmen, oder, wie Lord Randolph Churchill es will, die Conceptionen des Gegners zu überbieten und die Geschichte ihrer Partei unter der Flagge der Demokratie der Zukunft entgegen zu führen. —

r. **Die Reformation und die älteren Reformparteien.** In ihrem Zusammenhange dargestellt von Dr. Ludwig Keller, K. Staatsarchivar. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

Eine Schrift voll von weiten und verführerischen Perspectiven. Drei große Epochen, sagt der Verfasser, hätte die Entwicklung des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in ganz hervorragender Weise beeinflußt: die Zeit des Meister Eckart; die Reformation; und das achtzehnte Jahrhundert, das Christenthum Lessing's und Kant's. Der Verfasser will nun nachweisen, daß zwischen diesen Perioden ein enger, historischer Zusammenhang bestehe, dessen Träger die Ketzersecten und die Bauhütten seien, welche letzteren zu den Freimaurern überleiten. Er erweist sich selbst als ein freigesinnter Baumeister und errichtet ein großartiges Gebäude, durch welches manche zerstreute Thatsachen in einen überraschenden Zusammenhang treten. Schade nur, daß das Gebäude auf einem sehr schwankenden Grunde ruht, und daß der Verfasser auf einem Gebiete, welches weit mehr Vorsicht als Kühnheit verlangt, sich entschieden hat, lieber kühn als vorsichtig zu sein. Seine kritische Schärfe wird uns schon fraglich, wenn die angeblichen Schriften des Gottesfreundes im Oberland ihm noch als Quelle dienen, während sie doch mindestens als verdächtig ausgeschieden werden mußten. Und bald bemerken wir, daß noch an andern wesentlichen Punkten die wichtigsten Combinationen sich auf eine willkürliche Interpretation der Quellen stützen und daß der Verfasser uns die Nachprüfung erschwert, indem er nicht eine Untersuchung, sondern gleich die Resultate einer mit vielen Vermuthungen durchsetzten Untersuchung vorlegt. So kann das Buch im besten Falle nur als eine Anregung für weitere Forschung gelten, und wir möchten Niemand rathen, die Ergebnisse desselben vertrauensvoll zu benutzen.

ρ. **Œuvres complètes de Gustave Flaubert.** Édition ne varietur. I. Madame Bovary. Mœurs de Province. — II. Salammbô. — V. La Tentation de Saint Antoine. — Paris, A. Quantin. 1885.

Ueber Flaubert haben wir den Lesern der „Rundschau" nichts Neues zu sagen, nachdem Georg Brandes in seinem meisterhaften, in unserer Zeitschrift (1881. Bd. XXVII, S. 390 ff.) erschienenen Essay eine erschöpfende Charakteristik dieses ersten der französischen Naturalisten und seiner Werke gegeben hat. Aber ein Wort der Anerkennung sind wir dieser neuen Ausgabe derselben schuldig, welche sich als „Edition définitive d'après les manuscrits originaux" ankündigt, und in solider Schönheit der Ausstattung, klarem, großem und vor Allem correctem Druck auf festem weißen Papier mit breitem Rand, in der That Alles leistet, was man von einer solchen, gleichsam monumentalen Ausgabe nur erwarten darf: sie macht dem renommirten Hause Quantin, welches eben auch die definitive Ausgabe der Werke Victor Hugo's beendet, große, wohlverdiente Ehre. Die vorliegenden Bände enthalten, „Mad. Bovary" u. „Salammbô", die beiden Werke, auf welchen Flaubert's Ruhm und Stellung in der Weltliteratur vornehmlich beruht, sowie „la Tentation de Saint Antoine", diese merkwürdige Phantasie, deren Schattengestalten gleichwohl mit einer Art greifbaren, oft erschreckenden Realität vor das Auge des Lesers treten. Das erklärende Glossar, welches der „Tentation" u. „Salammbô" beigegeben ist, können wir nicht ganz mißbilligen, wenngleich es nicht im Plane des Dichters gelegen haben mag. Was den drei genannten Werken in fünf Bänden noch folgen wird, hat mehr Wichtigkeit für Denjenigen, der aus Flaubert ein Studium macht, als für Denjenigen, der des künstlerischen Genusses wegen liest; aber Alles zusammen wird diese stattliche Ausgabe jeder Bibliothek zur Zierde, jedem Bücherliebhaber zur Freude gereichen. Der erste Band ist mit einem bisher unedirten Porträt Gustave Flaubert's in vortrefflicher Radirung geschmückt.

ρ. **Collection of British Authors.** Tauchnitz Edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1884/85.

Auch innerhalb des letzten Jahres hat uns diese vortreffliche Sammlung wohlbekannter „Tauchnitz-Bände" mit einer ganzen Reihe der interessantesten Werke, sowohl englischer als amerikanischer Autoren beschenkt, unter welchen wir namentlich folgende hervorheben: den ausgezeichneten Roman „Altiora peto" von Laurence Oliphant (2 Bde.) und die reizende, etwas altmodische, aber deshalb vielleicht nur um so mehr ansprechende Erzählung (in einem Bande) „Miss Tommy" von der Verfasserin von „John Halifax, Gentleman" (Mrs. Crait). In einem sehr merkwürdigen Gegensatz zu dieser einfachen Geschichte steht: „The Girl of the Period", eine Sammlung von Skizzen, in welchen Miß Lynn Linton die moderne junge englische Dame schildert, und überhaupt auf die Frauenfrage von einem englischen „point of view" eingeht. Der Artikel, welcher dem Bande den Namen gibt, erregte s. Z. in England so großes Aufsehen, daß „the Girl of the Period" dort zu dem geworden, was man ein „geflügeltes Wort" nennen kann. Auch bei uns wird man das Buch mit vielem Vergnügen und einigem Nutzen lesen. — Gleichfalls ein hübscher Skizzenband sind die „New Italian Sketches" von John Addington Symonds, die sich den bereits früher in der „Tauchnitz-Collection" erschienenen „Sketches in Italy" anschließen. Der Verfasser, Geschichtschreiber der Renaissance in Italien, verbindet das profunde Wissen des Gelehrten mit dem Auge und der Hand des Künstlers; in vorliegendem Bande sind es die Landschaft und die kleineren Städte von Ober- und Mittelitalien, die er uns unter der wechselnden Beleuchtung von Herbst und Frühling in fein ausgeführten Miniaturbildern gibt: Umbrien im Mai, ein venetianisches Allerlei, Bergamo, Lombardische Vignetten — mit warmer Liebe für das Volk und das Land, den Boden der Kunst, die schließlich doch den großen Gegenstand seines Lebens bildet. — Sehr dankbar sind wir für die Einreihung von Edgar Allan Poe in diese Sammlung und zwar in zwei Bänden, deren erster die „Tales" und deren zweiter die „Poems and Essays" enthält, beide herausgegeben von dem eminenten Poe-Kenner John H. Ingram, der nicht nur ein höchst werthvolles und ausführliches Memoire über den großen amerikanischen Dichter seiner Ausgabe vorangestellt, sondern dieselbe auch um einige poetische Stücke bereichert

hat, die bisher noch in keiner andern Ausgabe von Poe's Werken publicirt worden sind. — Endlich lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die „Autobiography“ des jüngst verstorbenen Anthony Trollope und die „Literary Recollections“ von James Payn. — Auf „George Eliot's life, edited by her husband J. W. Cross (4 vols)“ kommen wir in ausführlicher Darstellung zurück.

ρ. **Märkische Streifzüge.** Von A. Trinius. Band 1 u. 2 (Neue Folge). Berlin, Schmidt & Sternaux. 1884. 1885.

Eine Sammlung märkischer Landschafts- und Städtebilder, in denen der Charakter des Dargestellten einen sehr glücklichen und stimmungsvollen Ausdruck gefunden hat. Trinius ist Thüringer von Geburt; aber auch an ihm hat die vielfach verkannte Mark diesen Zauber geübt, der sich an den Eingewanderten so mächtig erweist, diese Kraft der Assimilation, welche in der Entwicklungsgeschichte unserer Landschaft einen so deutlich erkennbaren und so wichtigen Zug bildet. Denn Eingewanderte sind ja fast alle ihre Bewohner, bis zu dem fürstlichen Geschlechte der Hohenzollern hinauf, und welch' gute Märker sind sie geworden! Auch Trinius hat das warme Herz für sein Adoptiv-Vaterland, in welchem er heimisch geworden; er betrachtet es mit jenem liebevollen Blicke, dem auch das Kleinste nicht entgeht; sein Naturgefühl ist nicht minder stark als sein Sinn für das Historische: von dem bescheidensten landschaftlichen Reiz, von dem leisesten Hauch wird er gleichermaßen sympathisch bewegt. Das Träumerische, das über unsern Kiefernwäldern, unsern Haiden, unsern Seen schwebt, verliert in seinen Schilderungen nichts von dem ihm ursprünglichen zarten Duft; die kleinen Städte, die Dörfer, die Schlösser und Edelsitze erscheinen vor uns wie auf fein ausgeführten Aquarellbildern. Auch nach und neben Fontane wird man sich an Trinius erfreuen; wenn er selbst sein Buch einem bunten, zwanglos gewundenen Blüthenstrauß vergleicht, wenn er, mit andern Worten, nicht den Plan gehabt hat, ins Große zu gehen und systematisch zu verfahren, wie sein Vorgänger, der anerkannte Meister, so kann er dafür um so behaglicher bei dem Einzelnen verweilen, und er hat diesen Vortheil wohl benutzt, indem er das Detail mit den saubersten Pinselstrichen ausmalt, jedes Blatt am Baume, jede Blume am Wege, die Eigenthümlichkeit jeder Individualität. Wir Berliner können dem Verfasser nicht dankbar genug sein für diese beiden Bände, die wir nicht nur mit Vergnügen lesen, die uns auch eine Anregung sein werden, an schönen, stillen Sommertagen seinen Spuren zu folgen; draußen aber, „im Reich“, wird man aus ihnen aufs Neue erkennen, daß die Mark nicht nur ihre Geschichte, sondern auch ihre Poesie hat.

ρ. **Eine Weltreise.** Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung von Dr. Hans Meyer. Mit 120 Abbildungen und Plänen, einer Erdkarte und einem Anhang: „Die Igorroten“. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1885.

In einem starken, vortrefflich ausgestatteten Bande liegen hier jene Berichte vor, welche der junge Reisende von den einzelnen Stationen seiner Weltfahrt (1881—1883) in die Heimath gelangen ließ und welche hier, für die Freunde des Verfassers und seines Hauses, in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt und an diese vertheilt wurden. Sie waren es wohl werth, auch dem großen Publicum zugänglich gemacht zu werden, zumal jetzt, wo der Sinn für die weitentlegenen, überseeischen Länder, Inselgruppen und Continente bei uns aufs Neue mächtig erwacht ist. Man wird diese Blätter, welche die Erlebnisse des Tages, seine malerischen und sonstigen Eindrücke immer unmittelbar nach der Wirklichkeit verzeichneten, mit Vergnügen und auch mit Nutzen lesen; denn wiewohl der Verfasser sein Material nicht sachwissenschaftlich behandelt, sucht er doch überall den Erscheinungen auf den Grund zu dringen und weiß ihnen namentlich von der national-ökonomischen Seite manch' neuen Blick abzugewinnen, hat übrigens ein reges Interesse für Alles, was ihm fremd, und ist unermüdlich im Sehen, Beobachten und Forschen. Er schreibt nicht, was man „schön“ nennen kann, aber er schreibt deutlich, klar, einem matter-of-fact-Stil, der mehr die scharfen Umrisse der Dinge gibt, als ihre feineren Nuancen und ihr Colorit. Alles in Allem erhält man eine correcte Anschauung, welche wesentlich gefördert wird durch zahlreiche, nach photographischen Aufnahmen des Verfassers sehr sauber ausgeführte Illustrationen, sowie durch Karten und Pläne. Die Reise ging die Donau hinab über Konstantinopel und Athen nach Syrien, Aegypten, durch den Suezcanal nach Indien, Ceylon, Java, Singapur, Manila, den Philippinen, China, Japan, von Jokohama nach San Francisco, dem amerikanischen Westen, Mexico, Cuba, dem Osten der Vereinigten Staaten und von dort wieder heimwärts. Wer ein solches Stück Welt gut gesehen und gut geschildert hat, verdient den Dank der Lesewelt, der auch in diesem Falle nicht ausbleiben wird.

or. **Gesammelte Aufsätze** von Herman Wichmann. Band I. Berlin, Ries & Erler. 1884.

Der Verfasser ist ein Musiker, dem Literatur und bildende Kunst beinahe ebenso vertraut sind als das eigene Fach. Er hat seine Jugend in Italien verlebt und kehrt in spätern Jahren dahin zurück. Er fühlt sich ganz heimisch im Lande. Der Charakter der Menschen ist ihm vertraut. Er hat das Bedürfniß, in Gedanken an ehemals Genossenes die Gegenwart anbefangen aufzunehmen, und spricht in einer Reihe gut geschriebener Aufsätze für alles, was Italien ihm bietet, seine Dankbarkeit aus. Wir haben das kleine zwanzig Bogen starke Buch mit Vergnügen gelesen und würden von dem zweiten Theile, wenn er vorgelegen hätte, wahrscheinlich dasselbe zu sagen gehabt haben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Atti della Commissione Ministeriale per lo studio e la compilazione di un progetto di legge sulla estradizione. Istituita, con Decreto del 15 ottobre 1883, dal Ministro degli Affari Esteri P. S. Mancini. Ippolito Sciolla. 1885.

Baccelli. — Diva natura. Di Alfredo Baccelli. Roma, Tipografia edit. della Tribuna. 1885.

Baumbach. — Erzählungen und Märchen. Von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1885.

Berlepsch. — Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Dargestellt von H. G. Berlepsch. Illustrirt von E. Rittmeyer. Fünfte Auflage. 2. wohlfeile Volksausgabe. Jena, Hermann Costenoble. 1885.

Brunier. — Elsla von der Recke. Von Ludwig Brunier. Dritte Ausgabe. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1885.

Cramer. — Tatiana Tumanowna. Drama in fünf Aufzügen von Wilh. Cramer. Gebweiler, J. Boltze. 1885.

Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg, in der ältesten deutschen Uebersetzung herausgegeben von Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlenther. 2. Lfg. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Das Gefecht von Weissenburg. Eine taktisch-kriegsgeschichtliche Studie von S. v. B. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1885.

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfrg. 206/28. Berlin & Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Die Werkstatt. Meister Konrads Zeitung für den Gewerbe- und Handwerkerstand. 1. Qu. Leipzig, Ernst Heitmann. 1885.

Eisler. — Gedichte von Julius Eisler. Prag, H. Dominicus. 1885.

Erdmann. — Gudrun. Schauspiel in fünf Acten von Georg Erdmann. Leipzig, M. L. Moltke. 1885.

Flaubert. — Oeuvres completes de Gustave Flaubert. V. La tentation de Saint-Antoine. Paris, A. Quantin. 1885.

Friedrich. — Die Krankheiten des Willens von Georg Friedrich. München, Gg. Friedrich. 1885.

Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen auf dem Gebiete der Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Aufs Neue bearbeitet von drei Freunden der Wahrheit. Vierte Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1885.

Gibbon. — Aus Mangel an Geld. Roman von Charles Gibbon. Aus dem Englischen von Otto Löting. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1885.

Grand-Carteret. — Les moeurs et la carricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse. Avec préface de Champfleury. Ouvrage illustré de planches hors texte et de nombreuses vignettes. Paris, Hiurichsen & Cie (Louis Westhausser, Éditeur). 1885.

Guyer. — Das Hötelwesen der Gegenwart von Ed. Guyer. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 1. Lfg. Zürich, Orell Füssli & Comp. 1885.

Hauff. — Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken von Gustav Hauff. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1885.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. 46/50. Lfrg. Leipzig, Schmidt & Günther, 1885.

Hins. — Le conflit anglo-russe et le nouvel équilibre européen. Par Eugène Hins. Bruxelles, Ferdinand Larcier. 1885.

Hoffmeister. — Die Hohenzollern. Vaterländisches Gedenkbüchlein für Haus, Schule und Heer. Von Dr. Herm. Hoffmeister. Berlin, E. & Ge Goutre. 1885.

Höllenbach. — Bilder aus Thüringen. I. Tragikomische Geisterbeschwörung mit dem Galgenberge bei Jena in der Christnacht des Jahres 1715. Nach den Originalquellen wahrheitsgetreu dargestellt von Wilh. Höllenbach. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). 1885.

Jansen. — Jean-Jacques Rousseau als Botaniker. Von Albert Jansen. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Keller. — Die Rose. Ein Handbuch für Rosenfreunde von Paul Keller. Halle a./S., Otto Hendel. 1885.

Krzyzanowski. — Im Bruch. Eine Biographie von Heinrich Krzyzanowski. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Lange. — Meer und Au. Erzählung von Thomas Lange. Aus dem Dänischen von Dr. August W. Peters. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1885.

Leo. — Shakespeare-Notes. By F. A. Leo. London, Trübner & Comp. 1885.

Lewald. — Im Abendroth. Kaleidoskopische Erzählung in sechzehn Briefen von Fanny Lewald. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Lübke. — Bunte Blätter aus Schwaben. 1886—1884. Von Wilhelm Lübke. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Marvin. — Die russische Annexion von Merw. Ihre Bedeutung und nächsten Folgen. Von Charles Marvin. Leipzig und Odessa, Russischer Merkur. 1885.

Meyfenburg. — Gesammelte Erzählungen von Malwida von Meysenbug. Zürich, Verlags-Magazin. 1885.

Naturwissenschaftlich-Technische Umschau. Illustrirte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und technischen Praxis. Herausgegeben von Th. Schwartze. 1. Jhrg. 1. Bd. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). 1885.

Neera. — Il marito dell' amica. Romanzo di Neera. Milano, G. Galli. 1885.

Preyer. — Aus Natur- und Menschenleben. Von W. Preyer, Professor an der Universität in Jena. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1885.

Reinsdorff. — Zur Frage des Militär-Strafprocesses und seiner Reform. Von G. Reinsdorff. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1885.

Rieger. — Schiller's Verhältniss zur französischen Revolution. Von Karl Rieger. Wien, Carl Konegen.

Rosenberg. — Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. Lfg. 4/6. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1885.

Rothenburg. — Aus dem Tagebuche einer Hausbälterin. Von Adelheid von Rothenburg. Zweite Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1885.

Schandorph. — Ohne innern Halt. Erzählung von S. Schandorph. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegler. Dritte Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1885.

Schweiger-Lerchenfeld. — Im Kreislauf der Zeit. Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten von Armand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1885.

Seidel. — Vorstadtgeschichten. Von Heinrich Seidel. Dritte, veränderte Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1885.

Stieler. — Ein Winter-Idyll. Von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Stieler. — Kulturbilder aus Baiern von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Karl Theodor Heigel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Studien zur Kunst und Cultur geschichte von Professor W. Seibt. 3. Heft. Heilandkenel. 1. Von den Griechen bis zu Correggio. Von Professor Wilhelm Seibt. Frankfurt a./M., Heinrich Keller. 1885.

Svoboda. — Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Von Dr. Adalbert Svoboda. 1. Bd. 2. Lfg. Leipzig, Th. Peiser's Verlag (L. Ferman). 1885.

Weber. — Dreihehnlinden von F. W. Weber. Fünfundzwanzigste Auflage. Jubel-Ausgabe. Paderborn und Münster, Ferdinand Schöningh. 1885.

Wetz. — Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts. Von W. Wetz. 1. Band, 1. Abtheilung. Worms, P. Reiss. 1885.

Ulrichs. — Matrosengeschichten. Von Carlo Enrico Ulrichs. Buch I. Leipzig, F. G. Fischer. 1885.

Villaflora. — Vita di San Carlo Borromeo, rapportata alla Storia. Per Cino di Villaflora. Milano, G. Civelli. 1885.

Wichmann. — Gesammelte Aufsätze von Herman Wichmann. Bd. 1. Berlin, Ries & Erler. 1884.

Zöller. — Das Togoland und die Sklavenküste. Von Hugo Zöller. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die vier Büßerinnen.

Novellette

von

Hans Hoffmann.

Vor zwei Jahrhunderten ungefähr war auf dem Eiland Korfu einer der reichſten und angeſehenſten venetianiſchen Herren, der Fürſt Azzo d' Arzignano.

Derſelbe war ein älterer Lebemann von ungemein freudigen Sitten, aus deſſen Jugendtagen eine bewunderungswürdige Fülle der keckſten Streiche auf allen Gebieten der Lebenskunſt, vorzüglich ſoweit dieſe ſich auf Wein, Weib, Würfel, Jagd, Zweikampf und desgleichen erſtreckt, im Munde der Leute noch herumgetragen wurde. Später jedoch, im geſetzten Alter, war er weit entfernt davon, ſolche Jugendſünden nach der gewohnten Art ängſtlicher Gemüther durch Kaſteiungen und ſelbſteigene Pein büßen zu wollen, ſondern verfocht die durchdachte Meinung, daß man allzu reichliche Jugendgenüſſe am beſten durch ein behagliches und gemäßigtes Genießen in vernünftigeren Jahren ſühne. So pflegte er nun nicht mehr ſechs Flaſchen ſchweren Weines und nicht mehr bis an den lichten Morgen zu trinken, ſondern nur noch etwa deren eine oder zwei bis zur beſcheidenen Mitternachtſtunde, und ſo fort in den anderen guten Dingen. Er war ein Wittwer, und ſeine Gemahlin hatte ihm vier Töchter hinterlaſſen, welche im Lebensalter ſo nahe aufeinander folgten, wie es die Natur nur irgend geſtattet. Dieſelben hatte er einſtweilen zur Erziehung in ein Kloſter überm Meere im Päpſtlichen gethan, und harrte mit Luſt der Zeit, da er die Herangewachſenen würde neben ſich ſchreiten ſehen und da er mit ihnen vereint in Muße und Frieden nach paſſenden Männern ausſchauen könnte, was ihm bei ſeinem Reichthum und der Schönheit ſeiner Kinder, die ſich frühe verrathen hatte, als ein eben ſo vergnügliches Geſchäft erſchien, wie alle anderen Sachen, die er betrieb.

Weil aber die vier Schweſtern dringend wünſchten, beiſammen zu bleiben, ſo geduldete er ſich, deren wechſelſeitige Liebe im Herzen rühmend, bis die jüngſte das reizvolle Alter von fünfzehn, und die älteſte dasjenige von achtzehn Jahren erreichte, welches nach dem Urtheile einiger Kenner ſogar noch trefflichere Reize zu entfalten im Stande iſt.

Die vier Kinder kehrten nun in ihr Vaterhaus zurück. Der Fürst empfing sie in seinem herrlichen Palast, der den blauen Golf überschaute, mit allem Stolze eines heiteren Vaterherzens. Und dennoch gedieh ihm das erste Wiedersehen nicht zu so ungemischter Freude, wie er es sich wohl geträumt hatte. War es sein Wahn gewesen, die Mädchen würden ihm mit hellem Jubel entgegenhüpfen und alsbald die Gemächer des weiten Hauses von Tanz, Gelächter und allem Singsang widerhallen lassen, wie es sonst so begnadeter Jugend natürlich ist, so fand er sich seltsam enttäuscht. Als sich die Thür aufthat, siehe, da wallten ihm züchtig in schweigendem Zuge mit gesenkten Augen und gesenkter Stirn vier wunderschöne, aber grausam ernste Madonnenbilder entgegen, schritten feierlich herzu, verbeugten sich in stummer Demuth, küßten ihm mit untadligem Anstand die Hände und benahmen sich in Allem so über die Maßen sittsam, daß er Anfangs gar glaubte, sie wollten einen schalkhaften Hokuspokus mit ihm treiben, und sich im Stillen seiner aufgeräumten Kinder freute.

Nur zu bald aber mußte er merken, daß dieser klösterliche Aufzug bitter ernst gemeint war und aufs Genaueste ihre wirkliche Gesinnung und Gewöhnung ausdrückte. Darüber gerieth er allmälig in einigen Zorn, soweit das seine fröhliche Gemüthsart und sein väterlich Herz eben zuließen, und begann nicht ohne Heftigkeit auf sie einzudringen, was solcher Unfug heißen solle; ob sich derlei Trübseligkeit für adelige, reiche und niedliche Fräuleins schicke, und ob sie nicht etwa gar lieber gleich ins Kloster zurückkehren und armselige Nonnen werden wollten.

Auf solche Reden erwiderten sie anfänglich nur soviel, daß sie in allen Stücken gern dem Willen ihres Herrn Vaters gehorsam sein möchten, ob er sie nun ins Kloster zurückzuthun, oder aber mit Männern zu verheirathen vorzöge. Mit der Zeit erst kam es deutlicher heraus, was ihnen im Kopfe steckte: nämlich nichts Anderes, als daß sie sich vorgesetzt hatten, lebenslang Buße zu thun für die Sünden ihres Vaters, von deren ungeheuerlicher Zahl und Schwere sie im Kloster tagtäglich die jämmerlichsten Geschichten hatten erfahren müssen. Darum wollten sie ihrerseits ihr Leben einem unwandelbaren und inbrünstig gesammelten Ernste weihen, um solcherart die gegensätzlichen Uebelthaten des alten Herrn durch vielfältige Anstrengung vor der himmlischen Gerechtigkeit vielleicht noch wieder auszugleichen.

Aus diesem mühsam erpreßten Geständnisse witterte der Fürst als ein heller Kopf ohne Schwierigkeit, woher ihm solche Heimsuchung komme; nämlich daß die Klosterfrauen, klug wie die Schlangen nach dem Gebote der Schrift, versucht hatten, die Seelen seiner Töchter an seinen Ketten festzuhalten und mit der Zeit vielleicht für immer ihrem Orden zuzuführen und damit das große Vermögen des Fürsten bei dem Mangel eines männlichen Erben für die heilige Kirche zu retten.

Ueber dieser Entdeckung wurde er fast wieder fröhlich, indem er meinte, es werde nicht allzu schwer halten, die Herzen so jugendlicher und lebenathmender Geschöpfchen einer rechtschaffenen Weltfreude wieder zu öffnen.

In dieser Berechnung fand er sich freilich arg betrogen; die langjährige zarte weibliche Webearbeit erwies sich als haltbar genug zum Widerstande gegen

seine derblustigen Versuche, dasselbe zu zerreißen oder zu durchlöchern. Die reizenden Fräulein blieben hartnäckig fromm und jeder Weltlust unzugänglich, wie sie heimgekommen waren. Dabei waren sie jedoch von Gestalt und Antlitz so hinreißend schön und zeigten in all ihrem Gebahren eine so herrliche Anmuth, daß Jedermann sie mit Lust betrachtete und über sie ein Scherzwort herumging, welches die alten Griechen bemitleidete, weil sie der Grazien nur drei gekannt hatten, während in neuester Zeit allein die Stadt Korfu deren vier aufzuzeigen habe.

Das war auch die vornehmlichste Ursache, warum Herr Azzo binnen Kurzem die gesammte edelgeborne Jugend der Insel zu Bundesgenossen bei seinen Wiederbelebungsversuchen gewann. In geschlossenen Reihen umdrängten die Freier diese holden Büßerinnen und versuchten mit tausend Künsten, ihren Lippen ein Lächeln zu entlocken, oder nur ein wenig ihre Augen auf sich zu ziehen, durch die sie dann ohne Umschweif ihnen auch ins Herz schlüpfen zu können vermeinten. Doch ihre Lippen blieben dem Lachen fremd und Keiner konnte je sich rühmen, von ihnen einen freundlicheren oder froheren Blick empfangen zu haben.

Wenn aber trotzdem Einer, was bei der natürlichen Eitelkeit des männlichen Geschlechtes nicht selten geschah, sich etwas Holderes einbildete und bei dem Fürsten mit seiner Werbung Ernst machte, so antworteten die Mädchen auf die heimliche Frage des Vaters nach ihrer Neigung jedesmal demüthig und mit gleichgültiger Miene: „Ganz nach Eurem Willen, Herr Vater", oder „Wen Ihr mir zum Herren bestimmt, dem will ich folgen, wohin Ihr befehlt," oder „Gehorsam ist besser denn Opfer" und dergleichen erbauliche Redewendungen, die ihm allemal sein bischen Galle erbärmlich aufregten. Denn er war keineswegs der Mann, ihnen in solcher Sache im mindesten auch nur durch Ueberredung einen Zwang anzuthun, sondern gleichwie er selbst seine selige Gemahlin, ihre Mutter, einst aus rechter Leidenschaft des Herzens geehelicht und mit ihr darnach die fröhlichsten und seligsten Jahre seines fröhlichen Lebens verbracht hatte, so wünschte er den armen Kindern von ganzer Seele ein Gleiches, und glaubte nicht wie sonst ergrauende Väter, daß solches Glück ohne ganze Lust und Liebe zu gewinnen sei. Deshalb schob er diese Freier mit sanfter Ablehnung etwas nach rückwärts und lockte dafür andere hervor, in der geduldigen Meinung, irgend einmal müsse auch unter dem trübsten Himmel jedes jugendliche Herz zum Blühen kommen. Erst als einmal ein frischer Gesell sein Auge gerade auf Fräulein Penelope, die Allerjüngste, geworfen hatte und diese auf des Vaters Anklopfen ungleich den Schwestern in heftige Thränen ausbrach und bekannte, sie habe ein Gelübde gethan, zur allerwirksamsten Sühne der väterlichen Sündenlast die Hand niemals einem ordentlichen, brauchbaren Mann, sondern einzig einem niedrigen Bettler oder ganz armen Schlucker zu reichen, da ward ihm ob solchen schwärmerischen Ueberschwanges doch ernstlich bange.

Er versuchte darum noch auf eine andere Weise Bresche in ihre von frommem Trübsinn ummauerten Herzen zu legen, indem er mit allerlei Listen ein unvermuthetes Lachen auf ihre Lippen zu zaubern trachtete. Denn ein freies und herzliches Lachen, sagte er, ist ein treffliches Gegengift selbst wider körperliche Krankheit, vielmehr aber noch gegen ein schleichendes Siechthum der Seele, wie es diese

elenden Würmchen befallen hat; wenn sie nur ein einziges Mal hell auflachen können, so vermesse ich mich, sie binnen Kurzem gänzlich zu erlösen. Diesem Gedanken gemäß verschrieb er sich aus Venedig und anderen dieserhalb berühmten Städten die allerwitzigsten Schalksnarren und ließ sie urplötzlich in einer ehrsamen Gesellschaft die kräftigsten Scherze wie ein Rottenfeuer gegen seine Töchter richten; oder er führte diese unvorbereitet vor die lächerlichsten Schaustellungen und Aufführungen bewährter Possenreißer: allein ob auch alle anderen Gäste vor Lachen fast vergehen wollten, von der ehernen Frömmigkeit dieser Jungfrauen prallten alle Veranstaltungen wie von einem Sandsacke ab. Denn sie verstanden es jedesmal, sich sogleich beim Anfang solchen Unfugs allerlei leis gemurmelte Litaneien und Gebete gleich einer Kappe um die Ohren zu legen; ihre Augen aber fanden häßlich, was sie sahen, und achteten es nicht einmal eines Lächelns würdig.

So vergingen zwei oder fast drei Jahre, ohne daß sich eine Wendung zum Besseren auch nur von ferne gezeigt hätte, und einer der Freier nach dem andern ließ die Flügel sinken und eilte sich anderwärts ein bequemeres Glück zu suchen. Es war ihnen aber nicht allzusehr zu verargen, daß sie den unnahbaren Schönen zur Strafe allerhand Spottnamen anhängten und sie die Marmorgrazien hießen oder die Wermuthsengel oder die tragischen Masken oder die Passionsblumen oder die Bräute des Styx oder die gefrornen Weihwasserbecken oder die Schatten der Niobiden oder die versteinerten Bußpsalmen und was dergleichen Koseworte mehr waren.

Nun befand sich unter den Anbetern dieser vier Marmorgrazien ein sehr mäßig begüterter Edelmann, auch schon etwas ältlich und dünn von Beinen, aber noch sehr jugendlichen Herzens, der sich mit der Dichtkunst befaßte und durch das beständig erhitzende Feuer der Musen die Fähigkeit gewonnen hatte, alle vier zugleich mit gleicher Gluth zu lieben. Da er jedoch einsah, daß es mit den Satzungen der heiligen Kirche nicht vereinbar sein würde, alle Vier gleichzeitig zum Altar zu führen, so faßte er den Entschluß, sich mit Einer zu begnügen und es dem Zufall anheimzustellen, welche unter ihnen die Seinige werden solle. Auch war es ihm gelungen, den Mitstrebenden einen gewissen Vorsprung abzugewinnen und zwar auf folgende Art. Er hatte sich als Dichter unter den bestehenden und von den Kunstrichtern gebilligten Gattungen der Poesie als sein besonderes Feld die fromme und weinerliche Ode erwählt, was man damals „die höhere Lyrik" nannte, und hatte es in der Anfertigung solcher Kunstwerke zu einer wunderwürdigen Geschicklichkeit gebracht, so daß er täglich eine fast ebenso große Anzahl von Versen zu machen im Stande war, wie eine geschickte Näherin Stiche vollbringt.

Durch diesen Kunstbetrieb hatte er sich den vier frommen Fräulein empfohlen und ward öfters in ihre Gemächer zugelassen, ihnen ein und das andere Dutzend seiner neuen Werke vorzutragen. Die Gedichte aber waren sämmtlich von einer unglaublichen Schwermüthigkeit durchtränkt, und da er sie dazu mit einer sehr hohlen und leidensvollen Stimme vorlas, so geschah es gewöhnlich, daß die Hörerinnen in kurzer Frist davon völlig betäubt wurden, wie wir Sünder manchmal von schwerem Weine, und ihre Köpfe rückwärts auf die Stuhllehnen

sinken ließen, wodurch ein Uneingeweihter zu dem Glauben hätte kommen können, daß sie ruhig schlummerten. Dem war jedoch nicht so; denn sie selbst als die Einzigen, welche hierüber wahrhaft Gültiges aussagen konnten, leugneten es.

Auf diese Weise hatte Herr Pantaleone es zu einer Art von Freundschaft mit den büßenden Mädchen gebracht, ohne daß jedoch irgend eines von ihnen jemals ein Anzeichen von etwas kräftigeren Gefühlen hätte merken lassen. Da er selber sonach auch zu keiner Entscheidung seiner Zweifel in Betreff der Wahl gelangen konnte, so verfiel er in eine noch viel tiefere Wehmuth, und seine Lieder gewannen einen so trostlosen Klang, daß sie zuletzt auch demjenigen Menschen, der sie stets am ersten und öftesten anhören mußte, schwer auf die Nerven fielen, obgleich er sonst von Herzen unempfindlich gegen ihre Macht gewesen war. Es war dies sein Page Spirido, ein junger, munterer und kluger Edelknecht, arm wie eine Kirchenmaus und von nur etwas schäbigem griechischen Adel, aber desto fröhlicheren und auch sehr treuen Gemüthes. Diesen hatte Pantaleone aus gutem Herzen, und weil er geringere Ansprüche machte als ein anderer Gehilfe, zu sich genommen und auch noch erzogen und unterrichtet, so daß er im Lautenspiel, Gesang und Erzählungskunst erfahren war, wenn er auch für die feierliche Gattung der frommen Ode keine selbstthätige Begabung verrieth. Er war seinem Herrn aufrichtig ergeben und sann deshalb eifrig darüber nach, wie er ihm helfen könne, und wäre es auch nur, um seine Verse von der fast übermenschlichen Kläglichkeit etwas zu entlasten. Da Herr Pantaleone ihn als Träger der umfangreichen Liederhefte gewöhnlich zu jenen Vorlesungen mitgenommen hatte, so war er auf Grund kluger Beobachtungen zu der Hoffnung gelangt, der fromme Starrsinn möge auf Umwegen doch wohl noch zu brechen sein, wenn Einer es richtig anfange. So glaubte er insbesondere bemerkt zu haben, daß einen nicht kleinen Theil der Schuld, warum sie so wenig das Bedürfniß einer schönen Leidenschaft empfänden, auch ihre große wechselseitige Liebe trüge, welche ihnen eine Trennung von einander als ein übergroßes Uebel erscheinen ließe. Nun kam ihm in diesem Betracht ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Drei edle Venetianer jugendlichsten Alters kehrten aus der Levante zurück und hatten vor, auf der Durchreise einige Zeit in Korfu zu verweilen, um dieses gesegnete Besitzthum der Republik aus eigener Anschauung genauer kennen zu lernen. Zwei von ihnen waren Brüder, welche mit dem dritten, einem früh verwaisten Vetter, seit den Kinderjahren in so enger und zärtlicher Gemeinschaft lebten, daß sie füglich vielmehr alle Drei als echte Drillingsbrüder gelten konnten und auch oftmals selbst in ihrer Vaterstadt dafür gehalten wurden. Sie hießen Rinaldo, Lamberto und Agolante, ihr Geschlechtsname muß verschwiegen bleiben, weil ihre Nachkommen noch heute in einer Stadt Oberitaliens blühen.

An dieses Kleeblatt machte sich der Page heran, was ihm mit Hilfe seiner lustigen Sangeskunst nicht schwer wurde, und begann sie unmerklich in seinem Sinne zu bearbeiten. Er rechnete nämlich zunächst, daß diese durch Blut und Liebe engverbundenen Jünglinge dreien der Töchter Azzo's zum mindesten etwas beachtenswerther erscheinen würden als Andere, welche einspännig dahertrabten, indem sich den Schwestern sonach die Aussicht böte, auch nach der Verheirathung mit einander in naher Gemeinschaft zu bleiben. Und weiter plante er: wenn es

also wirklich gelingen sollte, drei von den Schönen zugleich einem Herzensbunde entgegen zu treiben, so müßte nach aller Wahrscheinlichkeit die letzte, einsam zurückgelassene ganz von selbst als eine reife Frucht Herrn Pantaleone zufallen, als welcher doch immerhin die anderen Bewerber offenbar schon um ein Beträchtliches überflügelt hatte.

Also erzählte der kluge Spirido den edlen Fremdlingen von den berühmten vier korfiotischen Marmorgrazien und schilderte mit aller Kraft die mannigfachen Vorzüge derselben, während er auf ihren bedenklichsten Fehler, die übergroße Frömmigkeit, nur ein bescheidenes Streiflicht fallen ließ, nur so viel als nöthig schien, um das Gerede anderer Leute und die herumgetragenen Spottnamen zu erklären.

Dieser Fehler — wenn es nämlich ein solcher ist: denn das Wort steht hier nur in dem Sinne jenes Pagen — focht jedoch die drei kecken Venetianer wenig an oder befeuerte vielleicht eher ihre Begierde, die unberührten Seelen zu süßem Liebesleben zu erwecken, zumal auch alle äußeren Verhältnisse, als Stand und Reichthum, worauf ein Edelmann mehr als ein Anderer zu sehen hat, so günstig wie nur möglich erschienen.

Sie begaben sich daher sehr bald, von sehnsüchtiger Neugier getrieben, in den Palast des Fürsten Azzo und stellten sich ihm als Freier vor, indem sie über sich selbst, ihren Rang und ihr Vermögen wahrheitsgetreue Auskunft gaben. Der Fürst empfing sie nicht nur mit aller Höflichkeit, sondern mit wahrer Freude; denn es schien ihm nach dem Urtheil seiner Augen nicht unmöglich, daß diese Drei berufen sein möchten, die verzauberten Herzen seiner armen Kinder zu erlösen.

Es hatte jedoch Anfangs den Anschein, als müßte seine Hoffnung auch diesmal wieder zu Schanden werden. Die vier schönen Heiligenbilder, herbeigerufen, wallten in den Saal ganz wie sie gewohnt waren, in stiller Schönheit und mit unerschüttertem Ernst, huben weder die Augen empor, noch antworteten sie auf eine Anrede etwas Anderes als ein züchtiges „Ja" und „Nein", und am allerwenigsten zeigte sich je die Spur eines Lächelns auf ihren Lippen, welche vergeblich von der gütigen Natur mit dem überschwenglichsten Reiz schwellender Fülle und blühenden Roths ausgestattet zu sein schienen.

Der Fürst lud die drei Fremdlinge zu einem fröhlichen Schmause ein, um ihnen einen kleinen Ersatz für das noch nicht erreichte Glück zu gewähren, und als sie nun um die Mitternacht in guter Weinlaune zu ihrer Herberge zurückkehrten, fanden sie daselbst den Pagen Spirido noch ihrer harrend, der sie sogleich begierig fragte, was sie ausgerichtet.

„Wenig oder gar nichts," entgegnete Lamberto etwas beschämt; „die vier Marmorbilder haben wir zwar besehen, und sie gefallen uns, die Wahrheit zu sagen, nicht weniger als diejenigen der besten Künstler, die wir kennen, und ein Bernini dürfte sie mit vielem Vortheil als Modelle gebrauchen. Allein über unser Herz haben sie noch keinen Sieg gewonnen; und doch nimmt man ein Eheweib, wenn man klug ist, nicht für die Augen allein, sondern weit mehr noch für das Herz: ein Weib aber, das nicht zu lachen versteht, wird niemals im Stande sein, einen gesunden und heiteren Mann wahrhaft zu beglücken. Im

Lachen und Lächeln einer Frau wohnen die lieblichsten Geister irdischer Seligkeit; ein Weib, das nur betet und niemals lacht, taugt wohl für den Himmel und für das Kloster, aber nicht für ein frohes Haus auf der Erde. Ich für mein Theil kann diese Mädchen wohl bewundern und allenfalls um ihrer Schönheit willen von ferne ein wenig anbeten; aber zu lieben vermag ich sie nicht, ehe ich ein Lachen ihrer Lippen und einen hellen Blick ihrer Augen gesehen habe. Denn in diesen beiden Dingen erkennt man die Seele eines Menschen, besonders aber eines Weibes."

Dieser Meinung stimmten die zwei anderen jungen Männer bei, und Spirido kehrte sorgenvollen Geistes in die Wohnung seines Herrn zurück. Während des Restes der Nacht aber dachte er sich schleunig einen neuen Anschlag aus, vermittelst dessen er dennoch zu einem guten Ziele zu gelangen hoffte, und begab sich am Morgen geradeswegs zum Fürsten Azzo, um diesen in seine List einzuweihen. Er empfahl ihm, seine Töchter um die und die Stunde in einen Saal nach dem Hofe hinaus zu setzen, selbst aber mit den drei Freiern heimlich auf eine hohe Galerie zu steigen, welche sich an der einen Seite des weiten Gemaches hinzog und von der aus sie unbemerkt Alles übersehen könnten. Denn bei den Gewohnheiten der Jungfrauen sei nicht zu fürchten, daß sie etwa unvermuthet die Augen bis zu der Galerie in die Höhe höben.

Der Fürst willigte in Alles ein, was der schlaue Page anzustellen beabsichtigte, und bereitete selbst das Erforderliche nach seinen Angaben vor. Im schlimmsten Falle verhieß er sich einen guten Spaß und hoffte sich damit für ein Mißlingen, das er fürchtete, ein wenig zu entschädigen. Aehnlich dachten auch die drei Venetianer, und so geschah Alles, wie es der Page gewünscht hatte.

Als nun die vier schönen Schwestern in dem Saale versammelt waren, ohne die Anwesenheit der Männer zu ahnen, und sich eben in Bußbetrachtung zu versinken anschickten, hub auf einmal Spirido unten auf dem Hofe eine unermeßlich schwermüthige Weise zu spielen an und sang dazu mit wohlklingender Stimme, die dumpf aus einem tiefen Grabgewölbe zu kommen schien, als Text eine von seinem Herrn gedichtete Ode auf den heiligen Laurentius, welcher lebendig auf dem Rost gebraten worden ist.

Dadurch wurden die Jungfrauen aufmerksam, blickten aus dem Fenster, erkannten den bescheidenen Pagen des Herrn Pantaleone und winkten ihm, er solle heraufkommen, um ihnen in größerer Nähe noch eindringlicher seine Buß- und Marterlieder zu singen. Bereitwillig gehorchte er und trat herein, mit einem ehrbar dunkeln, langen Mantel angethan; er that diesen aber nicht erst von sich, sondern setzte seine jammervollen Gesänge so fort, als wäre er gar nicht unterbrochen worden.

Nun konnte es nicht lange währen, so trat bei den Hörerinnen jener Zustand ein, da sie in Betäubung zu fallen begannen und vermöge derselben kaum noch die Hälfte seiner Worte gleichsam im Traume auffzufassen im Stande waren. Sobald Spirido das merkte, eilte er Text und Weise um ein Mäßiges abzuwandeln und von der odenhaften Anrufung der Märtyrer und Heiligen zu einer erzählenden Darstellung ihrer Thaten überzugleiten, wodurch er bewirkte, daß

die Betäubung keine weiteren Fortschritte machte, sondern eher einer kleinen Aufmerksamkeit wich. Ganz unmerklich richtete er es nun weiter so ein, daß diese Legenden ihren Ton ein wenig änderten und statt des Sengens, Spießens, Räderns, Hängens, Köpfens, Zerreißens, Erwürgens, Pfählens und Kreuzigens allerlei etwas behaglichere Abenteuer aus dem Leben der Heiligen zum Besten gebend, wie sie fromme und fleißige Poeten mannigfach in Verse gesetzt hatten.

Die frommen Mädchen aber lauschten seinem Vortrage immer andächtiger, ohne die Veränderung der Stilart im mindesten zu merken. So faßte er mehr und mehr Muth, stimmte immer hellere und fröhlichere Töne an und ging mit jeder neuen Geschichte ein Stückchen kecker ins Zeug, bis er allmälig die strenge Maske fallen ließ und ganz ins Weltliche übertrat. Einige noch gut geistlich angestrichene Episoden aus Torquato Tasso's „befreitem Jerusalem" bereiteten den Boden, bis die Geschehnisse im Garten der bildschönen Armida einen raschen und nun doch wohlvermittelten Sprung in des ausgelassenen Ariosto „Rasenden Roland" möglich machten.

Jetzt warf der Sänger auch seinen dunkeln Mantel von sich und stand in rother Seide da.

Die vier Schwestern aber ließen sich ohne Arg auf den gleitenden Wellen der Töne wiegen, und obwohl sie, ohne es zu wollen oder nur zu merken, dem Texte eine immer gespanntere Aufmerksamkeit schenkten, ahnten sie im Entferntesten nicht, in welch' eine gefährliche Strömung sie hinterlistig gelockt worden. Sie lauschten nur und lauschten lautlos und beglückt den wunderbaren Rhythmen und Mären Meister Ariosto's, und mit jeder Minute vergaßen sie mehr sich selbst und tauchten unter in dem schmeichelnden Meer von Wohllaut und Heiterkeit, das sich fluthend an ihre Seelen drängte. Es war ihnen nicht anders, als ob sie im Traume durch einen gewaltigen Zaubergarten geführt würden, von dessen Reichthum und beseligendem Glanz sie nimmer zuvor etwas geahnt und dessen Gleichen sie auf Erden nicht für möglich erachtet, sie wandelten begierig weiter und weiter und entdeckten immer neue Wunder. Berauschende Düfte schienen den leuchtenden Blüthenbäumen dieses Gartens zu entschweben, ein Farbenschimmer sonder Gleichen verwirrte das Auge durch eine unendliche immer neu reizende und wieder im süßesten Zusammenklang beruhigende Mannigfaltigkeit. Herrliche Menschengestalten wogten her und hinüber in seligem Genießen und freudig erhobenem Handeln; die wildesten Kämpfe der Helden erschienen als ein harmonisches Spiel schöner Kräfte, die nur deshalb gegen einander wirkten, um sich im Gegendruck zu bewähren, zu stählen und zu steigern und zuletzt im Ausgleich in erhöhtester Pracht zu erglänzen. Die Schönheit der Frauen war durchstrahlt von unversieglicher Herzensheiterkeit, die nicht allein auf den blühenden Lippen als ein liebreizendes Lächeln thronte und aus den feurigen Augen entzückend blitzte, sondern sich in göttlicher Fülle wie ein goldener Quell über alle Glieder ergossen zu haben schien, daß sie von eigener Anmuth leuchteten wie von einem inneren, nie verlöschenden Lichte.

Während also diese armen Mädchen ungewarnt und ohne Widerstand in solche unsägliche irdische Herrlichkeit hineingerissen wurden, war es den heimlichen Zuschauern vergönnt, auf deren schönen Gesichtern ein nicht minder entzückendes

und wechselvolles Schauspiel betrachtend zu genießen. Denn ganz wie wenn die frühe Sonne den Bergen gegenüber aufgeht und erst nur die höchsten Kuppen mit leiser Röthe bestreicht, bald tiefer dringend die vorragenden Blöcke und Kanten sprungweise überblitzt, dann langsamer in die tausend Risse und Schluchten quillt, über Matten und breite Wälder huschend endlich auch das verborgenste Thal erreicht und nun die weite Erde mit einem einzigen lachenden Tagesglanz übergoldet, so zuckte in den verschüchterten Zügen der Jungfrauen zuerst nur hier und da ein flüchtiger Schimmer auf, daß sie Kindern glichen, deren ersten zarten Versuch zu lachen nur kaum das Mutterauge merkt; langsam aber zog solcher Schimmer von den Augen und den Mundwinkeln weiter und lagerte sich als ein stilles Leuchten lieblich über die Wangen und das ganze Gesicht, wie man es bei glücklich Träumenden erblickt. Auf einmal, bei dem ersten keckeren Scherz des ewig frohen Dichters kräuselten sich die Lippen sichtlicher auf, zwar Anfangs nur mit einem secundenlangen Lächeln, das schneller noch wieder verschwand; doch es kam wieder, öfter und öfter, und die Augen blitzten kühner und lustiger auf, ein Lachen ward vernehmbar, leise, leise zuerst wie in stiller Ferne ein silbernes Glöcklein, dann plötzlich heller auffschallend, jetzt noch scheu und abgebrochen, bald unwiderstehlicher wiederkehrend, bis endlich die siegende Sonne des Frohsinns den letzten dumpfen Schatten getilgt hatte, ein einziges klares Lächeln die holden Gestalten mit unsäglichem Liebreiz umkleidete und ihr jubelndes Lachen ununterbrochen erklang wie der plätschernde Schwall eines frischen Bergbächleins. Und da wollte es die Zuschauer oben auf dem Gange bedünken, als ob solche Heiterkeit auch ein gutes Gebet eines dankbaren Herzens genannt werden könne und einer rechtschaffenen Frömmigkeit gewiß keinerlei Abbruch thue.

Die drei Jünglinge aber vermochten kaum an sich zu halten vor wonnevollem Staunen; und gut war es, daß alle ihre lauten Ausrufe des Entzückens von den Klängen der Laute und der kecken Stimme des Sängers übertönt wurden.

Es hatte nun aber Spirido ihnen zuvor einen sehr klugen Rath ertheilt: nämlich es solle doch Jeder nur eine Einzige der Schönen immerfort treu im Auge behalten und, so gut das möglich sei, niemals die Blicke auf eine der Andern abschweifen lassen. Das rieth er deshalb, weil er meinte, es müsse auf solche Art Jeglicher sich in ein anderes dieser holden Gesichter gleichsam hineinleben und sich in aller Eile so gründlich verlieben, daß er nachher die Uebrigen ohne Schaden würde anblicken können, damit nicht etwa aus Nebenbuhlerei ein Streit unter ihnen entstünde. Darum hatte er Jedem dem Alter nach eine Bestimmte zum Betrachten und Verlieben zugewiesen. Penelope, die Jüngste, allein hatte er freigelassen, weil sie ihm selbst um ein Geringes besser noch gefiel als die Schwestern und er sie darum seinem lieben Herrn am meisten gönnte. Daß dieser freilich für eine so junge Braut schon etwas ältlich war, hatte er aus Zuneigung zu demselben zu bedenken versäumt.

Ihm selbst aber geschah während seines Spielens und Singens etwas Wunderbares: weil er den drei Freiern mit seinen Blicken nicht in die Quere kommen wollte, ließ er dieselben ganz unausgesetzt auf dieser Penelope haften,

und so vergaß er für sich selbst eben jene Vorsichtsmaßregeln zu beachten, welche den für die Andern aufgestellten in umgekehrter Art würden entsprochen haben. Dies war nach aller Wahrscheinlichkeit der Grund, warum er von dem beständigen Anblick der reizenden Person mit jeder Minute stärker bewegt und sogar in einer seltsamen Weise beunruhigt ward.

Als nun Spiridо spürte, daß seine weise List von einem herrlichen Gelingen gekrönt zu werden schien und zugleich auch seine Kräfte allgemach versagten, gab er dem Fürsten Azzo verabredeter Maßen einen heimlichen Wink nach oben, den dieser alsbald klüglich auffaßte und weiterwirken ließ.

Da thaten sich leise die Thüren des Saales auf und herein wogten von allen Seiten bunte, reizvolle Gestalten, welche nach Tracht und Gebahren genau jenen in den Gesängen des Arioſt geschilderten Personen glichen, nur daß sie sämmtlich durch Gesichtsmasken verhüllt waren; diese Alle rauschten und stolzierten unter den Klängen einer rasch einfallenden fröhlichen Musik in prächtigem Zuge um die Jungfrauen herum und begannen mit einander zu tanzen und in anmuthigem Wirrwarr schön bewegte Wirbel zu drehen.

Aengstlich lauschend harrte unterdessen Spiridо, wie diese neue und kühne Ueberraschung auf die frommen Kinder wirken möchte: mit froher Verwunderung aber entdeckte er, daß dieselben über die Neuigkeit offenbar weit weniger erstaunt und betroffen waren, als man hätte denken sollen: denn ihre ungewohnte Einbildungskraft war von den glänzenden Bildern des Dichters so sehr erfüllt und übernommen, daß sie wie trunken waren und ihnen in der ganzen Welt das allergrößte Wunder nicht mehr wunderbar vorgekommen wäre.

Sobald aber die Dinge zu so gutem Ziele gediehen waren, warfen sich die drei Venetianer mit gewaltiger Eile in das Gewühl der Tanzenden, woselbst sie als die Einzigen, welche keine Maske trugen, in ihrer frischen Jugendschönheit rasch vor den Schwestern erschienen und Jeder diejenige ergriff, welche seine Augen zuvor erkoren hatten. Und so tanzten sie in beglückter Leidenschaft mit ihnen dahin, ehe die armen Mädchen noch zu einiger Besinnung oder zu dem Gedanken eines Widerstandes hätten gelangen können.

Nur allein Penelope stand ohne einen Tänzer abseits und starrte wie Eine, die aus einem wonnevollen Traume erwachend sich in der Wirklichkeit noch nicht zurecht zu finden vermag, verwundert und beglückt bald in das prächtige Gewühl, bald auf den schmucken Sänger, der nicht weit von ihr in ihren Anblick hilflos versunken war und doch nicht näher zu treten wagte. Seinen Herrn freilich, den schwermüthigen Poeten, hatte auch er wie alle Andern völlig aus dem Gedächtnisse verloren, und Jener saß einsam zu Hause und fügte unter unzähligen Seufzern viele vortreffliche Verse zu Oden aneinander.

Unterdessen hatte der Fürst mit unermeßlichem Vergnügen die wundervollen Wandlungen in den Gesichtern und dem gesammten Gebahren seiner Kinder beobachtet, und in seinem guten und frohen Herzen sogleich von der allerheftigsten Dankbarkeit gegen den jungen Lautenspieler ergriffen, flog er mit jugendlicher Eile an seine Geldtruhe und langte mit vollen Händen ohne Besinnen so viele Zechinen heraus, als seine Taschen, welche nicht klein waren, nur irgend zu fassen vermochten, und eilte solchermaßen um Vieles beschwerter und

langſamer, bei jedem Schritte klirrend, dahin zurück, wo er Spirido zuletzt geſehen hatte. Auch fand er ihn noch an eben derſelben Stelle, mit der jungen Penelope ſtumme und beſcheidene Blicke wechſelnd, und bat ihn, ſeinen Hut herzuhalten, damit er ihm denſelben mit Golde füllen könne; denn er habe ſolche wohlklingende Dankſagung überaus reichlich verdient.

Spirido aber beſann ſich jetzt auf einmal deſſen, was er mit all' ſeinen Anſtalten und Liſten eigentlich bezweckt hatte, und ſprach:

„Nicht doch, erlauchter Fürſt, beſinnet Euch eines Beſſeren! Daß auch ich einen mäßigen Dank um Euch verdient habe, will ich zwar nicht leugnen und Eure Gunſt deswegen nicht völlig zurückweiſen; aber ſagt doch: Wenn Ihr Euch einmal Nachts, aus dem Wirthshaus heimkehrend, des freundlichen Lichtes erfreut, das der Mond auf Euren Pfad gießt, und Ihr dieſen darum zu rühmen geneigt ſeid, iſt es nicht billig, daß Ihr mit ungleich höheren Lobpreiſungen der großen Sonne gedenket, von welcher das Nachtgeſtirn all' ſeinen Glanz nur kümmerlich erborgt? Oder wenn Ihr eines trefflichen Mahles theilhaftig werdet, danket Ihr mehr dem dienenden Koch, der dasſelbe ſeiner Pflicht gemäß ordentlich bereitet, oder dem Herrn, deſſen edle Gaſtlichkeit Alles angeordnet und die Mittel dazu hergegeben hat? Oder wenn Euch ein ſchönes Weib durch ihre Joſe ein verheißungsvolles Briefchen zuſteckt, dankt Ihr es der Letzteren mit herzlichen Küſſen oder der geliebten Herrin? Ganz ebenſo aber verhält es ſich auch hier: wenn Ihr mir als dem Monde und dem Koch und der Joſe ein kleines Trinkgeld zuſtecken wollt, ſo bin ich des nicht unzufrieden; der vielmal höhere Preis und Lohn aber gebührt offenbar demjenigen, in deſſen Dienſten ich als ein ſchlichter Dolmetſch ſtehe und deſſen Geſchichten allein das große Wunder vollbrachten, Eure in Schwermuth verſunkenen Töchter der ſüßen Herrlichkeit der Welt wieder zugänglich gemacht zu haben. Was Eure beſten Witzbolde und Poſſendichter deshalb nicht vermochten, weil ihnen die zarte Form fehlte, die allein auch die kühnſten Scherze der Weltluſt in ein ſprödes weibliches Gemüth einzuſchmeicheln verſteht, das hat er allein mit ſeiner Rhythmen Wohllaut leicht zu Wege gebracht, der große Wunderthäter und faſt möchte ich ſagen Heilige, der göttliche und durchaus unſterbliche Meiſter Arioſto."

Erſtaunt, aber nicht unwillig blickte Herr Azzo auf den begeiſtert redenden Jüngling und ſprach:

„Mit Recht nennſt Du Arioſto einen Unſterblichen, im geiſtigen Verſtande begriffen, denn ſeine Werke werden ohne allen Zweifel ewig leben: trotzdem aber iſt er dem Leibe nach verſtorben, wie ſoll ich es alſo nach Deinem Rathe möglich machen, dem großen Todten außer dem Lobe, das Jedermann für ihn hat, noch einen anderen Lohn zu entrichten? Lebte er im Leibe, ſo ſollte keine Macht der Erde mich hindern, ihm jetzt ſogleich eine viel größere Fülle des Goldes, als ich hier bei mir trage, in den Schoß zu ſchütten. So aber weiß ich leider nicht, wohin Deine Rede zielt."

Da lächelte der Page vergnüglich und ſagte:

„Jeglichen großen Poeten, der nicht mehr auf Erden wandelt, ehrt ein Ueberlebender dadurch am richtigſten, daß er ſeine geiſtigen Nachkommen, die noch leben, hochhält und nach ſeinen Kräften belohnt und fördert. Denn auch

wenn solche jüngeren Sänger die Größe ihres Ahnherrn nimmer erreichen, so dienen sie auf ihre Weise dennoch dem Ruhme desselben — wofern sie nur mit Ernst auf seinem Wege wandeln und nicht am Gemeinen ihr Genüge finden — indem sie die Freude an der hohen Kunst in dem lebenden Geschlechte wach erhalten und künftigen größeren Dichtern die Wege offen bewahren: denn es ist in der Kunst nicht anders, als daß ein Lebender vom Lebenden lerne, wie der Handwerkslehrling vom Meister; und es nützt wenig, die todten Poeten mit Gelehrsamkeit zu studiren, weil Lebendiges nur vom Lebendigen erzeugt werden kann, und darum ist es nöthig, daß die bescheideneren Dichter die Pfade durch die Jahrhunderte weiter bahnen, bis die launenhafte Natur wieder einen Genius erschafft, der den Gewaltigen vergangener Zeiten es gleichzuthun vermöge. Demnach also werdet Ihr, erlauchter Herr Azzo, dem großen Ariosto nicht besser lohnen können, als wenn Ihr meinem wackern Herrn, dem rühmlichen Poeten Pantaleone, einen würdigen Preis aussetzet, wie solcher in Eurer Macht steht."

Nach diesen Worten schwieg der treue Page. Der Fürst aber war nicht wenig gerührt von seiner Treue und Ergebenheit gegen Jenen, den er seinen Herrn nannte, und erwiderte sogleich, es werde ihm keinen Kummer bereiten, dem guten Pantaleone ebenfalls eine beträchtliche Summe Geldes auszuhändigen.

Da blickte der Page stolz und sprach:

„Solcher Lohn wäre zwar nicht ganz zu verachten, denn Poeten sind allzumal liederlich und vergeuden viel Geld; aber dennoch genügt er nicht, sondern Ihr müßt auf Größeres denken. Darum schlage ich Euch vor: gebt ihm Eure jüngste Tochter, welche nach aller Voraussicht nun einsam zurückbleiben würde, zur Gemahlin; das wird ihm ein würdiger Dank sein, ihr selbst aber keineswegs eine Schande. Denn wenn Ihr Euch etwa an seinem geringeren Adel und seinem winzigen Reichthum stoßen wollt, so erinnert Euch wohl, daß von all den reichen und vornehmen Herren Eures Ranges, welche vor hundert Jahren lebten, nur eine gar kleine Zahl noch im Gedächtniß der Menschen lebt, welcher Nachruhm doch der wahre und allerhöchste Adel ist; sondern sie sind dahingegangen wie Spreu vor dem Winde mit all ihrem Pomp. Ariosto's Name aber blüht fort in immer höherem Glanz, so daß dieser Dichter also nach richtiger Schätzung allein den Königen gleich zu achten ist, die geringeren Poeten aber, von denen auch manch guter Name den späteren Zeiten aufbewahrt wird, mit Euch, erlauchter Fürst, von dem man ohne Zweifel nach hundert Jahren noch Gutes reden wird, und andern großen Herren Eures Schlages den gleichen Rang beanspruchen müssen. Darum dürfet Ihr Eurer Tochter getrost vorstellen, es sei keine Erniedrigung für sie, mit einem so trefflichen Odendichter, wie Herr Pantaleone ist, in die Ehe zu treten. Auch ist zu allem Uebrigen zu hoffen, daß seine Gedichte dann einen freudigeren Ton annehmen werden, als es ihm bisher gelungen ist, da er von heftiger Sehnsucht nach einem guten Weibe niedergedrückt ward."

Indem der Page aus seinem ehrlichen Herzen heraus diese schönen Reden zu Gunsten seines Herrn und Lehrmeisters hielt, konnte er doch nicht verhindern, daß ihm im Anschauen der jungen Penelope unter den letzten Worten einige

Thränen in die Augen traten und, da er sie des Respects halber nicht abzuwischen wagte, langsam die Wangen hinabrollten.

Da begab sich sogleich ein wunderbarer Zwischenfall. Das schöne Fräulein, welches, man weiß nicht warum, den Pagen auch jetzt noch aus einiger Ferne im Auge behalten hatte, als ob sein Gesang noch fortdauerte, glitt plötzlich gleich einer Nachtwandlerin mit fast starren Augen näher heran und ging dicht an ihm vorüber: im Vorübergehen aber erhub sie leise die rechte Hand mit ihrem Tüchlein und trocknete ihm durch eine schnelle und so zarte Bewegung die Thränen von den Wangen, daß Niemand etwas davon bemerkte als ihr Vater und vielleicht auch Spiridо, am allerwenigsten aber gewißlich sie selber.

Hierauf schlich sie einer stillen Ecke zu, legte dort das Tüchlein an ihre Augen, und es gewann den Anschein, als ob sie ihre eigenen Thränen mit den aufgefangenen des jungen Menschen vermische.

Herr Azzo aber beobachtete alle diese Dinge mit offenen Blicken, und halb vor Rührung, halb vor herzlichem Lachen über die seltenen Tollheiten dieses Tages trat ihm selbst ein wenig Wasser in die Augen. Und sobald er wieder etwas zu sich gekommen war, rief er dem Pagen kräftig zu:

„Geh' hin, guter Spiro, und tanze sogleich in Vertretung Deines trefflichen Herrn mit meiner Jüngsten; denn sie steht vergessen und trostlos in der Ecke und könnte leicht wieder in ihre Büßerlaune verfallen."

Und als der Page freudig und dennoch halb verzagt gehorchte und mit dem Mädchen nun zierlich durch den lauten Saal wirbelte, folgte Azzo dem Paare prüfend mit den Augen. Da merkte er, daß Penelope mit dem zärtlichsten und glückseligsten Lächeln von der Welt an seinem Arme hing, und sich so zutraulich an ihn schmiegte, als ob er ein Betpult gewesen wäre.

Als Azzo das gesehen hatte, nickte er und sprach zu sich selber:

„Es ist Alles richtig. Sie hat geschworen, nur einen armen Lumpen und Bettelmann zu heirathen: ihr soll nach ihrem Willen geschehen; sie soll den schlimmsten aller Bettelprinzen, einen Geschichtenerzähler und Fiedler zum Manne haben und auf diese Weise die Sünden ihres Vaters aufs Gründlichste büßen, indem sie die gleichen Greuel ihres Eheherrn ertragen lernt. Pantaleone aber soll ihr und ihren Schwestern das Hochzeitscarmen verfertigen, ein besseres und lustigeres haben sie alle vier nicht verdient."

Ueber diesen Gedanken verfiel er in ein so unauslöschliches Gelächter, daß ihm bald die Kraft ausging und er sich aus dem glänzenden und rauschenden Gewoge der jubilirenden Tänzer in ein stilles Nebengemach zurückzog, woselbst zahlreiche köstliche Speisen und Getränke aufgestellt waren.

Hier ließ er sich nieder und fing an zu seiner Kräftigung nachdenklich und nicht unerheblich zu zechen. Nach einer langen Frist rief er einen Diener herbei und hieß ihn seinen Töchtern sowie den drei venetianischen Herren und auch dem bisherigen Pagen des Herrn Pantaleone entbieten, wenn sie ihn etwa suchten, würden sie ihn in diesem Vorgemache bei den Flaschen finden.

Es währte nun nicht eben lange, so erschienen seine Töchter alle vier zugleich mit heißen Wangen und stillleuchtenden, aber doch etwas unsichern Augen in dem Seitenzimmer und blickten fragend auf ihren Vater, indem sie sich dicht

aneinander drängten, als ob sie sich vor irgend einer unbekannten Gefahr schützen wollten. Ebenso kamen auch die drei Brüder und Spiridо herein, welche sich hingegen ziemlich entfernt von einander aufstellten, sei es, daß sie sich Alle Manns genug fühlten, sich selbst zu schützen, sei es, daß sie ihre Blicke Jeglicher ganz allein auf die Erwählte seines Herzens richteten, ohne auf irgend etwas Anderes zu achten.

Da also der Fürst sie Alle versammelt sah, die er haben wollte, hielt er mit einem unmäßig ernsten Gesicht eine kurze Rede: er habe heute beschlossen, dem Drängen seiner lieben Kinder nachzugeben und sie sämmtlich aus der Gefangenschaft des Vaterhauses in die Freiheit des Klosters zu entlassen, wohin sie nach eigenem Geständniß ihre ganze Sehnsucht ziehe; nur allein seine Penelope wolle er ihrem Gelübde gemäß einem höchst spitzbübischen Taugenichts zur Ehe geben, der nichts auf der Welt sein eigen nenne, als was jeder Singvogel unter dem Himmel auch besitze, ja nicht einmal soviel, denn ein eigenes Nest vermöge er durchaus nicht nachzuweisen: einen so brauchbaren Erztaugenichts habe er in diesem Spiridо glücklich ermittelt.

Nach diesen Worten blickte er allen seinen Töchtern mit vergnüglicher Schadenfreude ins Gesicht und bemerkte sogleich eben das, was er verhofft hatte, nämlich eine heftige Bestürzung und bitterliche Verlegenheit und ein jähes Entweichen der schönen Röthe aus ihrer Aller Wangen, die junge Penelope allein ausgenommen.

Er aber that, als ob er nichts sehe, sondern wandte sein Antlitz abseits und schaute emsig in den Becher, den er mit verständigem Behagen leerte und ohne Hast wieder mit klarem Wein füllte. Und als er nun endlich doch wieder empor und in das Zimmer hinein blickte, sah er, wie sich die Stellung der anwesenden Personen in wundersamer Weise verändert hatte; denn eine Jede seiner lieben Töchter stand in allernächster Nähe eines der venetianischen Freier, und Penelope hatte ihr Köpfchen bereits vertrauensvoll an die Brust Spiridо's gelegt.

Da lachte dem fröhlichen Greise das Herz im Leibe; er sprach kein Wort weiter, sondern ging und umarmte die glücklichen Paare eines nach dem andern, am allerwärmsten aber drückte er Spiridо an seine Brust, der vor glücklicher Verwirrung nicht wußte, wie ihm das hatte geschehen können. Nach einer beträchtlichen Weile aber besann sich dieser mit plötzlichem Schreck, daß er doch eigentlich nicht für sich, sondern für seinen guten Herrn hatte werben wollen, und wie er demselben also die Treue gebrochen habe, obzwar zu einem guten Theile wider sein eigenes Vermerken und ohne seinen Vorsatz. Als er nun darüber bestürzt stand und sich selbst laut der Untreue anklagte, fragte ihn Azzo:

„Welche von meinen Töchtern ist es, die Herr Pantaleone sich zu seiner Liebsten erkoren hat?"

Da mußte Spiridо bekennen, daß Jener bisher noch keine engere Wahl getroffen habe, sondern einstweilen noch alle vier gleichmäßig anbete.

„Wenn es so steht," entgegnete Herr Azzo, so ist es am besten, es bleibt auch dabei. Denn so er eine von ihnen zum Weibe gewänne, würde er fortan entweder nur diese lieben und die Andern vernachlässigen, und eine solche Beschränkung würde sicherlich seiner Kunst zum Schaden gereichen (denn ein Dichter braucht von Rechtswegen neun Musen, und wenn er sich mit deren vieren be-

gnügt, so ist er schon allzu bescheiden): oder aber, was bei dem lotterigen Poetenvolk wahrscheinlicher ist, er würde fortfahren, die andern drei, welche er nicht hat, anzubeten, und würde Diejenige, welche er sein eigen nennt, verachten, und damit wäre meiner Tochter übel gedient. Darum ist es am richtigsten, er liebt alle Viere weiter wie bisher, und wir wollen uns Mühe geben, ihm noch andere fünf Musen mehr zu diesen zu finden, damit die Zahl voll werde; und wenn sie gefunden sind, mag er seine alte Köchin heirathen, die für sein leiblich Theil sorge. Von dem Gelde aber, welches ich irrthümlich für Dich, lieber Sohn Spiro, bestimmt hatte, will ich ihm zum Ersatz eine goldene Leier machen lassen; auf derselben wird er einige Male spielen und dazu etliche grausame Oden singen und wird sie dann bei einem Trödler versetzen: denn das ist ebenfalls aller Poeten hergebrachte Sitte."

Kaum hatte er Solches gesprochen, als man von draußen ein unsäglich klägliches Getöse vernahm, welches sich, da Alle schaudernd aufhorchten, als eine neue Schmerzensode des frommen Pantaleone erwies. Für einen Augenblick erschrak Herr Azzo, weil er fürchtete, die unglaubliche Traurigkeit dieses Liedes möchte seinen Kindern ans Herz greifen und sie wieder in die alten Irrthümer zurückstoßen. Doch er fand schnell, daß er sich getäuscht: sie hatten Alle mit so großer Schnelligkeit, wie das nur der Frauen Klugheit vermag, im tiefsten Gemüthe erkannt, daß es auf Erden keine größere Thorheit gibt als diejenige, sich die kurzen Lebenstage durch müßiges Wimmern und Büßen, das Niemand zu Gute kommt, zu versäuern. Auch fiel ihnen ein, die Sünden ihres Vaters könnten wohl so überaus arg nicht gewesen sein, da er sich trotz ihrer Last eine so große Heiterkeit und werkthätige Güte bewahrt hatte.

So kam es, daß sie die trübseligen Oden ihres Sängers mit einem anmuthigen Lachen begrüßten und sprachen, dieselben seien zwar gut und edel, aber die Geschichten des großen Ariosto seien um ein Erkleckliches nützlicher zu vernehmen.

Friedrich der Große

in seinem Verhältniß zu der Philosophie seiner Zeit und der Vorzeit[1]).

Von

E. Zeller.

Unter den Staatsmännern und Kriegern, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat, begegnen uns nicht allzu viele, denen die Wissenschaft ein lebendiges Interesse abzugewinnen vermocht hätte; und noch weit seltener ist der Fall, daß solche Männer früh und nachhaltig genug von ihr berührt wurden, um durch sie eine tiefergehende Einwirkung auf die Ausbildung ihres Geistes und Charakters zu erfahren. Aber wo dies geschehen ist, da hat es für uns immer einen eigenthümlichen Reiz. Ein Alexander, von Aristoteles unterrichtet, ein Mark Aurel, der sich in der Schule der stoischen und platonischen Philosophie auf seinen Regentenberuf vorbereitet, ein Friedrich, der seine Jugendjahre zu Rheinsberg der Kunst und der Wissenschaft widmet, um dann sofort mit seinem Regierungsantritt die Welt durch seine Kenntniß der Geschäfte, durch die Selbständigkeit seiner Staatsleitung, durch die Kühnheit seiner längst durchdachten Entwürfe und den Glanz seiner Erfolge in Staunen zu versetzen — solche Männer sind ebenso anziehende als seltene Erscheinungen. Was freilich Jeder von ihnen seinen wissenschaftlichen Studien zu verdanken hatte, ist nicht so einfach zu bestimmen; es läßt sich vielmehr nicht anders erwarten, als daß der Einfluß derselben bei ihnen einen sehr verschiedenen Umfang gehabt haben werde. Während uns in Mark Aurel's Bild mehr noch der Stoiker als der römische Kaiser, mehr der edle Mensch als der große Herrscher entgegen tritt, wissen wir von Alexander zwar, daß er auch als König seinem Lehrer die größte Verehrung und Anhänglichkeit bewahrt hat, und wir können daraus schließen, er sei sich einer tiefgehenden Einwirkung desselben auf seine eigene Ausbildung bewußt gewesen. Aber in seiner kriegerischen und politischen Thätigkeit verbergen sich die Spuren dieser Einwirkung hinter den

[1]) Der nachfolgende Artikel ist der erste Abschnitt einer etwas größeren Arbeit über die Philosophie Friedrich's d. Gr., in der auch für seinen Inhalt reichlichere Quellenbelege gegeben werden sollen, als hier mitzutheilen am Platze gewesen wäre.

Zügen, welche wir theils auf die natürliche Begabung des genialen Eroberers, theils auf die Schule zurückführen müssen, die er unter seinem Vater durchgemacht hatte; so viel auch ohne Zweifel der mehrjährige innige Verkehr mit einem Aristoteles dazu beitrug, die Freude an allem Großen und Schönen in ihm zu nähren, seinen Ehrgeiz auf würdige Ziele zu lenken, ihm den Geschmack für Kunst und Wissenschaft, die edle Auffassung des Verhältnisses zu seinen Freunden, die königliche Sinnesart und die Humanität einzupflanzen, durch die er uns trotz aller Verirrungen seines leidenschaftlichen Naturells doch immer wieder für sich gewinnt. Friedrich's eigenartige Größe beruht auf der harmonischen Entwicklung seines vielseitigen Talents, auf der inneren Verknüpfung, in die er seine idealen Neigungen mit seiner Regentenpflicht zu bringen gewußt hat. Ein Schüler der Philosophie, ein Jünger der Kunst, hat er durch diese geistige Thätigkeit von der Schärfe des praktischen Blickes, von der eisernen Willenskraft, deren er zu seinem schweren Herrscheramt bedurfte, so wenig eingebüßt, er ist so wenig der „effeminirte Kerl" geworden, für den ihn sein Vater eine Zeit lang hielt, daß er in einem Kampf ohne Gleichen ganz Europa siegreich Stand zu halten vermochte. Er hat vielmehr diese Kraft gerade an den Studien genährt, die einen minder starken Geist allerdings von seinen praktischen Aufgaben vielleicht abgelenkt hätten. „Die Philosophie," schreibt er an Voltaire[1]), „lehrt uns unsere Pflicht thun, unser Blut und unsere Ruhe für den Dienst unseres Vaterlandes einsetzen, ihm unser ganzes Sein opfern;" und jede Stunde seiner langen Regierung war eine Bethätigung dieser Ueberzeugung. Seine Philosophie allein, erklärt er in der Noth des siebenjährigen Krieges wiederholt, vermöge ihn aufrecht zu halten, weil sie ihn lehre, die Dinge im Großen zu betrachten, und nicht mehr aus ihnen zu machen, als sie verdienen.

Andererseits aber haben ihn weder die Mühen noch die Versuchungen seiner hohen Stellung dem Dienste der Musen einen Augenblick untreu gemacht. Im Begriffe, den Thron zu besteigen, versichert er (XXI, 378), daß die Philosophie für ihn größeren Reiz habe, als der Herrschersitz, und einige Jahre später (XVII, 214) sehnt er sich, unmittelbar nach dem entscheidenden Siege von Chotusitz, nach den philosophischen Unterhaltungen in Rheinsberg und Charlottenburg zurück. Was er sich als Kronprinz gelobt hatte (XXI, 360), seine Zeit zwischen seiner Pflicht, seinen Freunden und der Kunst zu theilen, das hat er als König gehalten. Selbst unter den dringendsten Regierungsgeschäften fand er doch immer noch Zeit für seine Bücher, seine Flöte, seine Verse; selbst unter den Greueln eines Krieges, der von den Feinden schonungslos geführt wurde und von ihm schonungslos geführt werden mußte, hat er an seinem Ideal des philosophischen Fürsten unerschütterlich festgehalten; und in der äußersten Noth, hart am Rande des Abgrundes, der ihn und sein Reich zu verschlingen drohte, hat er sich eine solche Freiheit des Geistes bewahrt, daß einige von seinen schönsten Gedichten in den Tagen jener schweren Bedrängniß entstanden, aus der ihn erst die glänzenden

[1]) In dem Briefe vom 2. Juli 1759, Oeuvres de Frédéric le Grand (herausg. von Preuß, Berlin, 1846—1857, 30 Bde.) XXIII, 53. Auf diese Ausgabe beziehen sich im Folgenden alle Citate, denen kein Büchertitel beigefügt ist.

Siege von Roßbach und Leuthen erlösten; daß er im Felde, von den ernstesten Geschäften, den schwersten Sorgen umdrängt, jede freie Stunde der Kunst und der Literatur widmete, und in dem einen Jahr 1762, während der langwierigen Belagerung von Schweidnitz, die sechsunddreißig Bände der Kirchengeschichte von Fleury durcharbeitete. Wie eifrig und anhaltend sich der große König mit philosophischen Studien beschäftigt hat, ist bekannt, und für seine jüngeren Jahre schon von Preuß[1]) aus Friedrich's Briefen und aus den Schriften seiner Zeitgenossen genügend nachgewiesen worden. Aber es fehlt uns bis jetzt in Deutschland an einer Darstellung, in welcher die Stellung des großen Königs zur Philosophie und zu den einzelnen Systemen, die Einfluß auf ihn gewannen, durch sein ganzes Leben verfolgt und seine Ansichten über die philosophischen Fragen, die ihn beschäftigten, in ihrer geschichtlichen Entwicklung eingehender dargelegt würden. Auch Carlyle hat in den sechs starken Bänden, die seine „Geschichte Friedrich's II." umfaßt, für eine Untersuchung dieser Art keinen Raum gefunden. Dagegen hat schon vor zehn Jahren ein französischer Gelehrter, der inzwischen verstorbene Professor der Philosophie in Vendôme, G. Rigollot[2]), Friedrich's philosophischen Charakter auf Grund seiner Schriften und seines Briefwechsels mit historischer Gründlichkeit erörtert; die Wärme, mit der er die Größe seines Helden anerkennt, die Gerechtigkeit, die er ihm auch da widerfahren läßt, wo er nicht mit ihm einverstanden ist, gereicht seiner geschichtlichen Unparteilichkeit um so mehr zur Ehre, da er als ein Anhänger Cousin's und der eklektischen Schule Friedrich's philosophischem Standpunkt fern genug steht, und da seine schon vor dem letzten Krieg begonnene Arbeit nur wenige Jahre nach dem Ende desselben erschienen, aber von der durch ihn bei unsern Nachbarn erzeugten Verstimmung unberührt geblieben ist. Nur das ist zu bedauern, daß sich Rigollot fast durchaus mit einer allgemeinen Angabe seiner Quellen begnügt hat, während doch erst eine genauere Nachweisung der Hauptbelegstellen den Leser in den Stand setzt, die Treue der ihm gebotenen Darstellung mit einiger Selbständigkeit zu prüfen; und damit hängt es zusammen, daß die Einflüsse, unter denen sich Friedrich's Ansichten gebildet, und die Modificationen, die sie bei manchen Fragen erfahren haben, nicht immer so tief ins Einzelne verfolgt sind, als an sich möglich gewesen wäre. Dagegen wird man es dem Ausländer nicht zu hoch anrechnen dürfen, wenn ihm das eine und andere Mal bei Dingen, deren Kenntniß von ihm kaum erwartet werden konnte, ein kleines Versehen begegnet, oder wenn in der Beurtheilung von Regierungsmaßregeln und politischen Ansichten einzelne Punkte, die für ihre Würdigung von Wichtigkeit sind, nicht genügend beachtet werden. Immerhin wird anerkannt werden müssen, daß wir noch kein deutsches Werk besitzen, welches die Philosophie Friedrich's so eingehend und umfassend untersuchte, wie das Rigollot's. Um aber für eine solche Untersuchung den Grund zu legen, wird man am besten von der Betrachtung der Stellung ausgehen, welche der große König in seinen eigenen Aeußerungen der gleichzeitigen und der früheren Philosophie gegenüber einnimmt.

[1]) Friedrich's d. Gr. Jugend und Thronbesteigung. Berlin, 1840. S. 224—237.
[2]) Frédéric II. Philosophe. Paris 1875. 270 S. gr. 8.

Friedrich hat bekanntlich als König sich selbst den Philosophen von Sanssouci genannt. Aber schon viel früher, den 26. Januar 1728, unterschrieb er sich in einem Brief an seine Schwester Wilhelmine, die spätere Markgräfin von Baireuth (XXVII a XIII): Frédéric le philosophe; und wird man es auch bei dem sechzehnjährigen Jüngling mit diesem Beinamen, den ihm vielleicht eben jene Schwester im Scherze gegeben hatte, nicht allzu streng nehmen dürfen, so sehen wir ihn doch wenige Jahre später in die ernstesten philosophischen Studien vertieft. In dem Musensitz, den er sich zu Rheinsberg erbaut hatte, vergrub er sich, wie er den 10. Februar 1738 (XVII, 279) an seinen früheren Lehrer Duhan schreibt, in Bücher, und suchte mit aller Anstrengung die Zeit einzuholen, die er in jüngeren Jahren so unbesonnen vergeudet habe; und er weiß (XVI, 329) nicht genug zu rühmen, welche Dienste ihm die Philosophie leiste, der sich sein Geist, wie er sagt, ganz zugewandt habe; denn sie lehre ihn, seine leidenschaftlichen Erregungen zu beherrschen und gebe ihm die Gemüthsruhe, die ihn glücklich mache. Seine Freunde sahen in ihm schon mehrere Jahre vor seiner Thronbesteigung den Mark Aurel des Jahrhunderts; ihm selbst blieb dieser Kaiser, den er in Wahrheit an Herrschergröße weit überragte, sein Leben lang der Typus des philosophischen Fürsten, und wenn der Beherrscher des Römerreichs die Philosophie seine Mutter, den Hof seine Stiefmutter genannt hat, so entlehnt der preußische König (XIX, 262) von ihm dieses Bild, um auszudrücken, wie in verzweifelter Lage die Philosophie sein einziger Trost sei. Aber so unverändert er in seiner Liebe zur Philosophie von der Jugend bis ins Alter sich gleich blieb, so haben doch seine philosophischen Ueberzeugungen selbst erhebliche Veränderungen erfahren, ehe sie ihren beharrlichen Schwerpunkt gefunden hatten.

Als diejenigen Philosophen, welche er in seinen jungen Jahren mit Vorliebe studirt habe, bezeichnet Friedrich einmal (XIX, 359) Leibniz und Gassendi, namentlich aber Epikur. Indessen geht aus dieser Aeußerung nicht hervor, ob er sich mit diesen Philosophen gleichzeitig oder nach einander, und in welcher Reihenfolge er sich mit ihnen beschäftigt, und inwieweit er ihre Ansichten aus ihren eigenen Schriften kennen gelernt hatte. In die Lehre Epikur's hätte ihn, außer Cicero und Lucrez, zwei von seinen Lieblingsschriftstellern, auch Gassendi einführen können; da ihm aber die Werke des letzteren wegen ihrer lateinischen Sprache unzugänglich waren und Bernier's ausführlicher Abriß der Philosophie Gassendi's erst 1761 bekannt geworden zu sein scheint (XIX, 239), ist es wahrscheinlicher, daß jenes erste Studium Epikur's neben dem, was ihm Cicero und Lucrez boten, nicht über eine allgemeine Kenntniß aus dritter Hand hinausging.

Von Leibniz kann er die Theodicee leicht schon frühe in die Hände bekommen haben, da dieses Werk damals nicht bloß in der gelehrten Welt, sondern in allen gebildeten Kreisen zu den gelesensten philosophisch-theologischen Schriften gehörte, und da es sich neben dem Bedeutenden seines Inhalts auch durch die Durchsichtigkeit und Eleganz seiner Darstellung, und, was für Friedrich entscheidend ins Gewicht fiel, durch seine französische Sprache empfahl. Seine Hauptquelle für die Kenntniß der Leibnizischen Philosophie wird aber wohl derselbe Mann gewesen sein, welcher dies für jene ganze Zeit war: Christian Wolff; und

er ist auch der erste, von dem wir mit Sicherheit nachweisen können, daß Friedrich seine Schriften gründlich studirt und einen Einfluß von ihnen erfahren hat, welcher auch da noch fortwirkte, als er bei vielen und wesentlichen Punkten von dem Leibniz-Wolffischen System wieder abgekommen war.

Wolff war bekanntlich von Friedrich Wilhelm I. im Jahr 1723 in der barschesten Weise seiner Professur entsetzt und aus dem Lande verwiesen worden. Allein diese despotische Maßregel hatte das unaufhaltsame Anwachsen seines Ansehens und Einflusses so wenig zu verhindern vermocht, daß sein System sogar in der nächsten Umgebung des Monarchen nicht wenige Freunde von großem Gewicht zählte, und der König selbst schon seit 1733 mit dem verbannten Philosophen über seine Rückkehr verhandeln ließ. Den 14. October 1739 (XVI, 379) kann Friedrich sogar seinem Freunde Suhm mittheilen, daß sein Vater drei Stunden am Tag in Wolff's Schriften lese; denselben Schriften, deren Druck und Verkauf 1724 bei Karrenstrafe verboten worden war, die aber jetzt den Candidaten der Theologie ausdrücklich empfohlen wurden. Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß auch Friedrich's Aufmerksamkeit schon frühe auf Wolff hingelenkt wurde, dessen Streit mit den Pietisten die Gemüther seit einem halben Menschenalter bewegte und am preußischen Hof zu lebhaften Verhandlungen, offenen und versteckten Parteikämpfen Anlaß gab; wie denn auch die Stellung der preußischen Regierung zu jenem Streit nichts weniger als gleichgültig für das Interesse eines Staates war, den seine ganze Geschichte und Bestimmung darauf anwies, nicht der Unterdrücker, sondern der Beschützer der Denkfreiheit zu sein. Unter den Männern von Ansehen, die Friedrich persönlich näher standen, war außer dem Propst Reinbeck auch der frühere sächsische Minister Graf Manteuffel, der in jenen Jahren zu seinen vertrautesten Freunden gehörte, ein eifriger Wolffianer; und vielleicht war es einer von diesen, der ihn zuerst auf Wolff's Schriften aufmerksam machte. Zwei entschiedene Anhänger Wolff's waren ferner der Prediger Des Champs, welcher in seinen vor der Kronprinzessin zu Rheinsberg gehaltenen Predigten die biblischen Texte „nach Wolff's Methode" erklärte, und der sächsische Gesandte v. Suhm, der, einundzwanzig Jahre älter als Friedrich, dem von ihm bewunderten Prinzen in treuer Ergebenheit zur Seite stand, aber wenige Monate nach seinem Regierungsantritt starb. Des Champs übersetzte Wolff's deutsche Logik, und später einige kleinere Abhandlungen desselben ins Französische; eine Uebersetzung von Wolff's Metaphysik, die 1740 erschien, wurde von Suhm auf den Wunsch des Kronprinzen im Laufe des Jahres 1736 verfaßt und demselben, wie sie fertig wurde, stückweise im Manuscript zugeschickt. Mit einer Uebersetzung von Wolff's Moral wurde Jordan beauftragt. Denn seine Vorliebe für die französische Sprache war so groß, daß er selbst Werke, die in so gutem Deutsch geschrieben waren, wie die Wolff's, doch lieber in der Uebersetzung lesen wollte; und als ihm Suhm bemerkte, die deutsche Sprache sei nicht allein reicher als die französische, sondern sie habe auch weniger mehrdeutige Ausdrücke und sei deshalb präciser und kräftiger und zur Darstellung abstrakter Gedanken geeigneter, schrieb ihm Friedrich zurück: er habe das deutsche Original der Metaphysik mit Suhm's Uebersetzung verglichen und gefunden, daß das Werk in der letzteren nicht ver-

liere; das Deutsche möge ja auch seine Kraft und Schönheit haben, aber so angenehm wie das Französische sei es doch nicht (XVI, 255. 258).

Von dem Eifer, mit dem sich Friedrich dem Studium der Wolffischen Schriften, namentlich dem der Metaphysik, hingab, und dem Eindruck, den sie auf ihn machten, zeugen seine Briefe aus jener Zeit. In denen an Suhm spricht er in Worten der höchsten Anerkennung über den Philosophen und rühmt die Tiefe und die wissenschaftliche Kraft, die er um so vollständiger würdigen lerne, je mehr er sich in seine Art zu denken hineinlebe; der fürstliche Schüler versichert, beim Studium der Metaphysik gehe ihm jeden Tag ein neues Licht auf und mit jedem ihrer Sätze falle ihm eine Schuppe von den Augen; und selbst auf seinen moralischen Zustand wirken seine philosophischen Studien (wie wir bereits gehört haben) aufs Wohlthätigste zurück. Nicht anders äußert er sich auch gegen Voltaire und gegen seine Schwester in Baireuth. Jenem übersendet er die französische Metaphysik mit dem Ausdruck seiner Bewunderung für dieses Werk; und neben den Vorzügen, die er seiner Methode nachrühmt, nimmt er auch seinen Inhalt selbst bei solchen Punkten in Schutz, von denen er annehmen kann, daß sein Correspondent Wolff's Ansicht nicht gutheiße (XXI, 27. 35. 60. 61. 71). Und ebenso führt er die Sache seines Philosophen gegen die Markgräfin von Baireuth. Er schickte ihr Auszüge aus der Metaphysik und vertheidigte Wolff gegen den von ihr vertretenen Descartes (XXVII, a, XV). Konnte aber irgend etwas dazu beitragen, Wolff's Verdienst in den Augen seines Verehrers noch zu erhöhen, so waren dies die Verfolgungen, die er als ein Vertreter der freien Forschung erlitten hatte, und die Mittel, deren seine Gegner sich fortwährend bedienten, um seiner Zurückberufung nach Preußen entgegen zu arbeiten. Indem sich Friedrich auf Wolff's Seite stellt, stellt er sich auf die der Denkfreiheit; und wenn Wolff von seinen Gegnern mit unerlaubten und unwürdigen Waffen angegriffen wird, empfindet er dies wie eine persönliche Verletzung. Er war auch wirklich dabei nicht bloß als Zuschauer betheiligt: jene Anschwärzungen, durch welche namentlich *Lange* in Halle, Wolff's verbissenster Gegner, ihm so widerwärtig wurde, erstreckten sich auch auf den Kronprinzen selbst. Noch am 22. Juni 1737 (XVI, 328) berichtet Friedrich seinem Freund Suhm, daß aufs Neue der Versuch gemacht worden sei, ihn bei seinem Vater der Irreligiosität zu verdächtigen, was neben seinem brieflichen Verkehr mit Voltaire jedenfalls auch mit seiner Vorliebe für Wolff begründet worden sein wird. Diese Einflüsterungen hatten auch einigen Eindruck gemacht; indessen war das Verhältniß zwischen Vater und Sohn damals doch wieder ein so gutes geworden, daß der letztere mit Beruhigung beifügen kann, die vortreffliche Haltung seines Regiments und die langen Rekruten, die er seinem Vater für schweres Geld zu verschaffen bemüht war, werden stärkere Beweisgründe für ihn sein, als Alles, was seine Verleumder gegen ihn vorbringen mögen.

Was Friedrich an Wolff bewunderte, war nun vor allem die Unabhängigkeit seines Denkens, die Klarheit, Schärfe und Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die methodische Anordnung, die strenge und folgerichtige Verknüpfung der wissenschaftlichen Sätze. Diese Vorzüge der Wolff'schen Schriften werden von ihm sowohl Suhm als auch Voltaire gegenüber immer aufs Neue hervorgehoben; und

sie hat Friedrich fortwährend anerkannt, auch nachdem er von Wolff's metaphysischem Standpunkt abgekommen war. In dem berühmten Schreiben, worin er Reinbeck, wenige Tage nach seinem Regierungsantritt, beauftragte, mit Wolff über seine Rückkehr nach Preußen zu verhandeln (XXVII, c, 185), wird der Wunsch, ihn wieder zu gewinnen, damit begründet, daß „ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden müsse"; und die gleiche Gesinnung hatte Friedrich dem Philosophen selbst unmittelbar vorher in seinem Dankschreiben für den ihm gewidmeten ersten Band des Naturrechts ausgesprochen, indem er sich zugleich zu der Ueberzeugung bekannte, daß die Fürsten von den Philosophen in den Grundsätzen unterrichtet werden müssen, deren praktische Anwendung *ihr* Beruf sei. Aber noch lange nach Wolff's Tod, in dem bekannten Schreiben an Zedlitz vom 5. Septbr. 1779 (XXVII, c, 253) und in der Denkschrift über die deutsche Literatur aus dem Jahre 1780 (VII, 106) empfiehlt er, die Logik dieses Philosophen, als die beste und klarste, die es gebe, dem logischen Unterricht zu Grunde zu legen. Dabei verhehlte er nicht, daß ihm Wolff in seinen späteren Schriften allzu weitschweifig geworden war: als ihm dieser 1746 den sechsten von den acht Quartbänden seines Naturrechts zusandte, schrieb er ihm, er könnte wohl in kleineren Werken und mit weniger Worten die nöthigen Wahrheiten der Vernunft ebenso gut zu erkennen geben, was den Philosophen auch wirklich zur Anfertigung eines Auszugs aus seinem größeren Werke veranlaßte; noch viel schärfer sprach er sich bald nachher in seiner Brandenburgischen Geschichte über diesen Mangel der Wolff'schen Schriften aus. Aber diese späteren Urtheile thun der Thatsache keinen Eintrag, daß der geistvolle Fürst in seiner Jugend gerade von Wolff's wissenschaftlichem Verfahren den bedeutendsten Eindruck erhalten, und daß dieser selbst in seinen letzten Lebensjahren sich nicht gänzlich verloren hatte; und schon diese eine Thatsache gibt uns einen sehr belehrenden Fingerzeig für die geschichtliche Würdigung eines Philosophen, der von seinen Zeitgenossen aufs höchste bewundert worden ist und die deutsche Wissenschaft ein Menschenalter hindurch beherrscht hat, wie kaum ein zweiter, den bekanntlich auch Kant noch den Urheber des Geistes der Gründlichkeit in Deutschland genannt hat, in dem man aber in der Folge, nachdem seine Lehren zum Gemeingut geworden waren, sich gewöhnte nur einen Pedanten zu sehen, der allbekannte und selbstverständliche Dinge mit logischem Formalismus breit trete.

Unter den leitenden Gedanken des Leibniz-Wolff'schen Systems hebt Friedrich schon nach seiner ersten Bekanntschaft mit demselben den Satz des zureichenden Grundes und die Lehre von den einfachen Wesen als die wichtigsten hervor (XVI, 262). Besonders dem ersteren legt er ebenso wie dem alten aristotelischen Satz des Widerspruchs (den er aber, wie es scheint, auch erst durch Wolff kennen gelernt hatte), den höchsten Werth bei. „Was sind doch," schreibt er an Suhm (XVI, 329. 22. Juni 1837), „die Sätze des Widerspruchs und des zureichenden Grundes schöne Principien! Sie verbreiten Licht und Klarheit in unserer Seele; auf sie gründe ich meine Urtheile, sowie auch darauf, daß man keinen Umstand vernachlässigen darf, wenn man verschiedene Fälle vergleicht, um die Folgerungen, die man aus den einen gezogen hat, auf die anderen anzuwenden. Dies sind die

Arme und Beine meiner Vernunft; ohne sie wäre sie gelähmt, und ich ginge, wie der gemeine Haufe, auf den Krücken des Aberglaubens und Irrthums." Und als er ein halbes Jahr später jene „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des politischen Körpers von Europa" niederschrieb, welche ein so merkwürdiges Denkmal des politischen Blickes sind, der schon in dem Sechsundzwanzigjährigen eine bewunderungswürdige Sicherheit und Schärfe erreicht hatte, da ist es wieder das Princip des zureichenden Grundes, das er für seine ganze Erörterung zur Richtschnur nimmt. „Da es gewiß ist," bemerkt er (VIII, 14), „daß alles einen Grund seines Daseins haben muß, und daß man die Ursache der Ereignisse in anderen Ereignissen findet, die ihnen vorangehen, so muß auch jeder politische Vorgang die Folge eines früheren politischen Vorgangs sein, der so zu sagen seine Geburt vorbereitet hat. Wenden wir diese Theorie an, um an den neueren Ereignissen und in den weitgreifenden Planen der Höfe von Wien und Versailles aufzuzeigen, was die enge Verbindung der zwei mächtigsten Fürsten Europa's für uns herbeiführen wird." Friedrich erkennt also in Leibniz' und Wolff's metaphysischem Satz einen Grundsatz, von dem man sich auch bei der Untersuchung der politischen Fragen leiten lassen müsse, wenn man dem Zusammenhang, den Bedingungen und den Folgen der Ereignisse auf die Spur kommen wolle: die Aufklärung des Verstandes durch die Philosophie gilt ihm, ganz im Sinne des Aufklärungsjahrhunderts, für das werthvollste Hilfsmittel zur Lösung der praktischen Aufgaben.

Mit dem Satz vom zureichenden Grunde hängt nun bei Leibniz und Wolff jener Determinismus zusammen, in dem sich Friedrich an sie anschloß; dem er sich aber allerdings schon vor seiner Bekanntschaft mit ihnen zugeneigt zu haben scheint, und der auch nicht ausschließlich an ihre Metaphysik geknüpft war. Aber auch die grundlegende Unterscheidungslehre dieser Metaphysik, die Lehre von den Monaden, oder wie Wolff sie nannte, den einfachen Wesen, fand, wie wir bereits wissen, längere Zeit seinen Beifall. Im Feuer der ersten Begeisterung für die Metaphysik steht er den Sätzen über die einfachen Wesen mit einer Bewunderung gegenüber, wie sie nur eine große Entdeckung einflößt: er fühlt sich von ihnen zugleich belehrt und gedemüthigt und staunt den Geist an, der die tiefsten Geheimnisse der Natur zu ergründen wisse. Und noch im folgenden Jahr vertritt er gegen Voltaire durchaus Wolff's Standpunkt. Die letzten Bestandtheile aller zusammengesetzten Dinge, hatte Wolff gesagt, müssen im Einfachen und somit Untheilbaren, Raumlosen und Immateriellen gesucht werden, wie die der Zahlen in Einheiten; denn nur solche seien wirklich letzte Gründe, wogegen alle diejenigen Theile der Körper, die einen Raum einnehmen, doch ihrerseits wieder aus Theilen bestehen, aus deren Verbindung sie erklärt werden müssen. Dasselbe wiederholt Friedrich, wenn er an Voltaire schreibt (XXI, 62): Jedes zusammengesetzte Ding müsse Theile haben, und mögen diese auch wieder Theile haben, so viele man wolle, so können doch die letzten Theile nur aus Einheiten bestehen; und wenn es Voltaire (XXI, 56) undenkbar gefunden hatte, daß ein Körper aus unkörperlichen Theilen zusammengesetzt sein sollte, sieht er seinerseits einen Widerspruch darin, daß etwas, das eine endliche Größe hat, ins Unendliche theilbar sein solle, denn nur eine unendliche Größe könne unendlich viele Theile in sich schließen.

Später kam Friedrich allerdings von dieser Theorie wieder ab. Daß er bei aller seiner Bewunderung für Wolff doch auch ihm gegenüber auf sein eigenes Urtheil nicht verzichte und den tieferen metaphysischen Untersuchungen nur mit Mißtrauen folge, sprach er noch während seines Studiums der Metaphysik aus, wenn er schon den 16. November 1736 (XVI, 298) an Suhm schrieb: „Wolff sagt unstreitig viel Schönes und Gutes, aber man kann ihn trotzdem bestreiten, und sobald wir auf die letzten Principien zurückgehen, bleibt uns nur übrig, unsere Unwissenheit zu bekennen. Wir leben zu kurz, um es weit zu bringen; wir haben nicht die Fähigkeit, den Dingen auf den Grund zu gehen, und es gibt Gegenstände, die uns der Schöpfer so ferne gerückt zu haben scheint, daß wir nur eine schwache Kenntniß derselben gewinnen können." Dies lautet nicht viel anders als die Stelle in Voltaire's erstem Brief an Friedrich (XXI, 8; 26. Aug. 1736), worin derselbe die Menschen mit den Mäusen verglichen hatte, die ihre Löcher in einem weitläufigen Gebäude haben, und nicht das Mindeste davon wissen, ob dieses Gebäude ewig ist oder einen Urheber hat, wer und warum er es gebaut hat. Die letzten Gründe der Dinge, bemerkt dort auch Voltaire, werden uns wohl niemals näher bekannt werden. Indessen zeigen Friedrich's spätere Auseinandersetzungen mit dem Dichter, daß diese skeptische Resignation in jener Zeit bei ihm nur als vorübergehende Stimmung aufgetreten sein kann.

Es dauerte aber freilich nicht lange, bis jenes Mißtrauen gegen alle Speculation sich zu der grundsätzlichen Ueberzeugung befestigte, daß es dem Menschen versagt sei, die Gründe der Dinge zu erforschen, und jeder darauf gerichtete Versuch nur zu metaphysischen Dichtungen führe; daß wir uns daher mit der Untersuchung der Fragen begnügen sollen, die für unser praktisches Verhalten von Bedeutung sind. Noch vor dem Ende des Jahres 1737 sehen wir ihn den Uebergang zu Voltaire's Urtheil über die Metaphysik vollziehen. Jedes System, schreibt er ihm jetzt (19. November XXI, 119), während er Wolff immer noch einen großen Mann nennt, habe ja freilich seine schwache Seite, und man müsse dasjenige für das beste halten, welches am wenigsten Widersprüche und Ungereimtheiten enthalte. Man könne von den Metaphysikern unmöglich die genaue Beschreibung eines Landes erwarten, das man nie gesehen habe, von dem man keine Nachricht besitze, das vollkommen unzugänglich sei. Sie machen auch nicht mehr als sie können. Sie bieten uns ihre Romane in der strengsten Ordnung, die sie zu ersinnen vermögen; ihre Beweisführungen seien wie die Spinnweben so fein, daß man sie kaum sehe. Wenn Männer wie Descartes, Locke, Newton und Wolff das Wort des Räthsels nicht gefunden haben, so dürfe man versichert sein, daß es nie gefunden werde.

Und bald nachher (17. und 19. Februar 1738, XXI, 164. 168) sagt er in Briefen an Denselben: Es scheine, daß der Mensch nicht dazu gemacht sei, tiefere Untersuchungen über abstracte Materien anzustellen. Seine Bestimmung sei das Handeln, nicht die Contemplation. Der Schöpfer habe uns so viel Vernunft gegeben, als wir brauchen, um uns in der Welt zurechtzufinden und für unsere Bedürfnisse zu sorgen, aber diese Vernunft reiche nicht aus, um unsere unersättliche Wißbegierde zu befriedigen; die Ungereimtheiten und Widersprüche, auf die wir allenthalben stoßen, erzeugen unaufhörlich den Pyrrhonismus. Er habe, be-

merkt er später (19. April und 17. Juni 1738; XXI, 189. 208) aus Anlaß der Frage über die Willensfreiheit, zahllose Systeme gelesen und keines gefunden, das nicht voll von Absurditäten wäre; was ihn in einen schrecklichen Pyrrhonismus gestürzt habe. Es gebe so viele Systeme als Philosophen; jedes habe eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, aber sie widersprechen sich alle und vielleicht täuschen sich alle. In Wirklichkeit wissen wir nur sehr wenig, und haben doch den Stolz, Alles wissen zu wollen. Früher habe er die Metaphysik für ein Land gehalten, in dem sich große Entdeckungen machen lassen; jetzt sehe er in ihr nur noch ein endloses Meer voll Schiffbrüchiger, einen Charlatan, der viel verspreche und nichts halte. Er findet (XXI, 237; 30. September 1738), daß die Physik ebenso ungewiß sei wie die Metaphysik, daß selbst die Mathematik (die überhaupt wegen ihrer Trockenheit nicht nach seinem Geschmack war) von Unsicherheit nicht frei sei, daß es mit einem Wort nur sehr wenig unbestreitbare Wahrheiten gebe. Er ist überzeugt, daß wir die Geheimnisse der Natur nie entdecken werden (XXI, 278), und will deshalb zwischen den streitenden Schulen neutral bleiben. Diese skeptische Stellung zur Metaphysik hat Friedrich nicht wieder aufgegeben. So nennt er dieselbe z. B. in einem Schreiben an Voltaire aus dem Jahre 1749 (XI, 131) einen mit Wind gefüllten Ball, indem er auch hier die Ueberzeugung ausspricht, daß uns die Natur nicht dazu bestimmt habe, ihre Geheimnisse zu errathen, sondern an ihrem Weltplan mitzuarbeiten; und in der Abhandlung über die Selbstliebe als Princip der Moral vom Jahre 1770 (IX, 89) bemerkt er: unser Geist sei unseren Sinnen unterthan; die Thätigkeit unserer Vernunft beschränke sich auf die Gegenstände, worüber die Erfahrung uns aufkläre. Wenn man ihr abstracte Materien vorlege, verlocke man sie in ein Labyrinth, dessen Ausgang sie niemals finden werde; zeige man ihr dagegen greifbare Naturdinge, so werde man Eindruck auf sie machen und sie überzeugen. Es gebe wenige große Geister, die im Stande seien, den gesunden Menschenverstand zu bewahren, wenn sie sich in das Dunkel der Metaphysik stürzen. Der Mensch sei im Ganzen genommen mehr ein sinnliches als ein vernünftiges Wesen. Aehnliche Aeußerungen ließen sich noch manche beibringen. Aber doch würde man sich täuschen, wenn man daraus schließen wollte, daß der Philosoph von Sanssouci allen Untersuchungen, die uns über die Erfahrung hinausführen, unbedingt entsagt habe. Nicht allein in dem Gesetz des Grundes hat er fortwährend eine Norm für unser Denken und Handeln anerkannt, sondern auch über die Natur der Seele, die Unsterblichkeit, die Willensfreiheit hat er sich bestimmte Ansichten gebildet; das Dasein Gottes hat er nie bezweifelt, auf die Grundsätze der Moral seine Skepsis nicht ausgedehnt. Sie ist ihm eine Mahnung zur Selbstbescheidung bei den Fragen, welche der Mensch, wie er glaubt, ohne Nachtheil für sein Wohl unerledigt lassen kann; aber wo ihm dieses ernstlich betheiligt zu sein scheint, da weiß er immer auch eine bestimmte Ueberzeugung zu gewinnen.

Durch diese Ansicht über den Werth der speculativen Philosophie mußte sich natürlich auch Friedrich's Urtheil über die Philosophen, je nach ihrer Stellung zu derselben, wesentlich ändern. So wenig er die Größe eines Leibniz verkennen will, so bleibt er doch dabei, daß sein System der prästabilirten Harmonie nichts weiter sei als der Roman eines geistreichen Mannes (VII, 111). Die Philo-

sophen, an die er sich halten will, sind jetzt Locke und Bayle, der Empiriker und der Skeptiker. Den ersten von diesen Männern hatte Friedrich schon frühe, wenn nicht durch Coste's französische Uebersetzung, jedenfalls durch Voltaire's Briefe über die Engländer kennen gelernt, die 1734 erschienen und schon 1735 von ihm erwähnt werden. In Friedrich's Schriften und Briefen begegnet uns sein Name, so viel ich sehe, zuerst 1749, im sechsten Gesang des „Palladion", wo Locke mit anderen Todten vor Gott erscheint, und auf Befragen erklärt: er habe sein Leben der Philosophie gewidmet und diese auf einen neuen Weg geführt, indem er sie auf die Erfahrung und die Natur gründete; er habe den Aberglauben in Verruf gebracht, sei aber immer reinen Herzens und der Anhänger einer geläuterten Gottesverehrung gewesen. Was hier an Locke gerühmt wird, hebt Friedrich auch sonst oft als das eigenthümliche Verdienst dieses Philosophen hervor. Seit er sich von der Leibniz-Wolff'schen Metaphysik losgesagt hat, gilt er ihm als der einzige, der diese Wissenschaft in der rechten Weise und mit der bei ihr so nöthigen Umsicht behandelt habe; denn er halte sich ganz an die Erfahrung und wo sie ihn im Stiche lasse, verzichte er darauf, sich tiefer in ein Dunkel zu wagen, das die menschliche Vernunft nicht zu durchdringen vermöge (IX, 80. VII, 112 u. ö.). Wie es daher Friedrich in seiner Lobrede auf Voltaire (VII, 55) an Voltaire's Freundin, der Marquise du Châtelet, rühmt, daß sie sich (wie er selbst) von der Theodicee und den geistreichen Romanen eines Leibniz abgewandt habe, um Locke's umsichtige Methode an ihre Stelle zu setzen, so will er auch, bei aller Anerkennung der Wolff'schen Logik, Locke zum Hauptführer im philosophischen Unterricht gewählt wissen (IX, 80 f. VII, 112); und unter den deutschen Lehrern der Philosophie wird Christian Thomasius, der Locke's Empirismus zwar mit viel „gesundem Menschenverstand" vertreten hatte, aber zu schärferem Eindringen in philosophische Fragen nicht der Mann war, mit besonderer Auszeichnung von ihm hervorgehoben (IX, 118). Pierre Bayle's gedenkt Friedrich schon 1737 in einem Briefe an Voltaire (XXI, 64), der Jurieu's Angriffe gegen Bayle als ein Beispiel theologischer Verfolgungssucht berührt hatte, mit den Worten: „Ueber Bayle denke ich wie Sie. Sein Verfolger, dieser unwürdige Jurieu, setzte die erste Pflicht jeder Religion, die Liebe, außer Augen. Bayle scheint mir überdies um so achtungswerther, da er sich zu der Schule der Akademiker hielt, welche sich darauf beschränkten, bei jeder Frage über das Für und Wider zu berichten, ohne daß sie leichtfertig über Dinge entschieden hätten, deren Unergründlichkeit das einzige ist, was wir über sie ausmachen können." Friedrich war also schon damals mit Bayle's Denkweise, und ohne Zweifel auch mit den vier Foliobänden des Dictionnaire bekannt, welches als das gelehrteste, geistvollste und beliebteste encyklopädische Werk jener Zeit in seiner Bibliothek kaum fehlen konnte. In der Folge spricht er von keinem Philosophen mit größerer Anerkennung als von Bayle, an dem ihn neben seiner skeptischen Zurückhaltung die Schärfe seines kritischen Urtheils und namentlich auch die Freiheit seiner theologischen Kritik unwiderstehlich anzog. In der ersten wie in der letzten Zeit seiner Regierung nennt er sich einen Schüler Bayle's; er sagt von ihm (XXVI, 300): von allen Menschen, die je gelebt haben, sei er derjenige, welcher aus der Dialektik und dem „Raisonnement" den größten Gewinn zu ziehen gewußt habe.

Es gebe Werke von ihm, die jede Einwendung abschneiden. Sein Stil sei allerdings nachläßig und incorrect, aber er entschädige dafür durch die Strenge seiner Beweisführung. Seine logische Meisterschaft sei bewunderungswürdig; seine Dialektik decke die Inconsequenz, den Mangel an Logik, die Empfänglichkeit für Betrug und Selbsttäuschung auf, woran die Menschen durchschnittlich leiden. Namentlich die Schrift über die Kometen und die über den Spruch: „Nöthige sie herein" seien Meisterstücke an Schärfe, Zusammenhang und Folgerichtigkeit des Denkens. „Du hast ganz Recht, lieber Bruder," schreibt er Prinz Heinrich (XXVI, 301), „wenn Du sagst, man werde in der Metaphysik nicht weit kommen; in dieser Region müßte man fliegen können und dazu fehlt es uns an den Flügeln. Unser Denken ist gewiß nicht im Stande Wahrheiten zu entdecken, welche uns die Natur verbergen wollte; aber es reicht aus, um die Irrthümer und Ungereimtheiten zu bemerken, die man aus Unwissenheit an die Stelle dessen gesetzt hat, was wir nicht wissen." Dazu führe uns nun allein das Studium der Dialektik, und in dieser Beziehung gewähre die fleißige Beschäftigung mit Bayle's Werken dem Geist eine Beweglichkeit, wie er sie durch bloße natürliche Begabung nie erlangen werde. „Bayle und Cicero", sagt er, „waren Skeptiker; und deshalb legten sie ihren Lesern alle Systeme vor, ohne sich für eines zu entscheiden. Es war dies der sicherste Weg, den sie wählen konnten, um sich nicht zu täuschen, der, an den sich jeder vernünftige Mensch halten muß; denn unter allen Systemen ist keines, das von Dunkelheiten und stellenweisen Widersprüchen frei wäre." Um Bayle's Gedanken die weiteste Verbreitung zu geben, machte der König in der geschäftsvollen Zeit unmittelbar nach dem siebenjährigem Kriege einen Auszug aus seinem Dictionnaire, der alle philosophischen Artikel desselben enthalten sollte; er erschien 1765, und in einer zweiten etwas veränderten Ausgabe mit Bayle's Bildniß 1767. In dem Vorwort, mit dem er die zweite Ausgabe dieses Auszugs bei seinen Lesern einführte (VII, 125 f.), spricht er seine günstige Meinung über Bayle auch öffentlich mit aller Entschiedenheit aus; denn wenn er auch seinen Namen nicht darunter gesetzt hatte, kannte doch jedermann den Verfasser. Bayle, sagt er, habe an dialektischer Kraft alle Alten und Neueren übertroffen. Cicero, in der Skepsis mit ihm einig, besitze ja wohl mehr Beredtsamkeit, einen reineren und eleganteren Stil; aber Bayle habe den Vorzug der größeren Strenge, der überzeugenderen Beweisführung; ohne viel von Geometrie zu verstehen, zeichne er sich doch durch einen geometrischen Geist aus; er gehe immer ohne Umstände gerade auf den Gegenstand los. Selbst so schöpferischen Geistern wie Descartes und Leibniz sei er zwar nicht durch die Entdeckung neuer Wahrheiten, aber durch die unverbrüchliche Richtigkeit, Genauigkeit und Consequenz seines Denkens überlegen. Er sei so klug gewesen, sich der Aufstellung eines Systems gänzlich zu enthalten, und er sei dadurch den Verirrungen entgangen, in die ein Descartes, Malebranche und Leibniz gerathen seien. Statt dessen habe er alle Träume der alten und neuen Philosophen einer ebenso gerechten als strengen Kritik unterworfen und als ein zweiter Bellerophon die Chimären vernichtet, die aus dem Gehirn der Philosophen entsprangen. Friedrich nennt deshalb seinen Auszug aus Bayle das Brevier des gesunden Menschenverstandes (bréviaire du bon sens), und er hofft, daß derselbe dazu beitragen werde, die Menschen an Richtigkeit des

Denkens, an Vorsicht im Urtheil und an jene Bescheidenheit zu gewöhnen, die darauf verzichte, die Grenzen zu überschreiten, welche der menschlichen Vernunft nun einmal gezogen seien. Aber er selbst findet es doch zugleich nöthig, der Frage, warum man sich denn dann überhaupt noch um die Erforschung der Wahrheit bemühen solle, mit der Bemerkung entgegen zu treten: wenn man das Ziel auch nicht erreichen könne, sei es eines denkenden Wesens doch immer würdig, ihm so nahe wie möglich zu kommen, und wer sich ernstlich um die Wahrheit bemühe, der werde dadurch jedenfalls von zahllosen Irrthümern frei werden. Seine Skepsis ist, wie bereits bemerkt wurde, keine so radicale, daß sie eine bestimmte Ansicht über diejenigen Fragen ausschlösse, über die uns eine solche unentbehrlich ist. Von demjenigen unter seinen philosophischen Zeitgenossen, welchen wir als den classischen Vertreter des Skepticismus im achtzehnten Jahrhundert zu betrachten gewohnt sind, David Hume, scheint Friedrich nur die „natürliche Geschichte der Religion" gekannt zu haben, mit der er aber nicht zufrieden war. Sein Bestes, meint er (XVIII, 186), habe Hume von Locke entlehnt, und ohne die Krücken, welche dieser ihm lieferte, würde er auf einem Gebiet nicht vorwärts kommen, in dem er fortwährend den Boden unter den Füßen verliere. Hume's Bedeutung für die wissenschaftliche Entwicklung des englischen Empirismus blieb ihm unbekannt.

Neben Locke und Bayle wird von dem Könige unter den neueren Philosophen Gassendi mit besonderer Anerkennung genannt, während er Descartes zwar mit Leibniz den „schöpferischen Geistern" zuzählt (VII, 125), aber doch der Meinung ist (IX, 177): er habe die Irrthümer seiner Vorgänger zerstört, um sie durch seine eigenen zu ersetzen. Bernier's „Abriß der Philosophie Gassendi's" (1678), der acht Duodezbändchen füllt, studirte er im Frühsommer 1761 in einer Zeit der Noth, in der er selbst sich mit einem Ertrinkenden vergleicht (XIX, 237), und als er damit zu Ende war, gab er sein Urtheil über den Philosophen dahin ab: In seiner Physik sei die Art, wie er Epikur's Atomenlehre erläutere, vortrefflich; auch sonst enthalte sie manches Gute, und Einzelnes darin sei eine Ahnung dessen, was Newton bewiesen habe. Tadelnswerth sei es freilich, daß er sich nicht für Copernicus und Galilei zu erklären wage und Epikur mit Christus combiniren wolle. Der schwächste Theil des Systems sei seine Moral; sie sei voll formalistischer Eintheilungen und Definitionen und sage wenig mit viel Worten. Es ist also doch hauptsächlich nur seine gute Darstellung einer Theorie, die Gassendi von Epikur und dieser von Demokrit entlehnt hat, worin auch nach Friedrich's Ansicht sein Verdienst liegt.

Mit den naturwissenschaftlichen Fragen, welche in jener Zeit die Aufmerksamkeit auf sich zogen, hatte sich Friedrich schon frühe beschäftigt. In einem Gedicht an Voltaire vom 30. October 1737 nennt er Newton und die Astronomie unter den Gegenständen, über die er sich in Rheinsberg mit seinen Freunden unterhalte, und aus seinen Briefen an Frau du Châtelet (XVII, 1 ff.) geht hervor, daß er im letzten Jahr vor seiner Thronbesteigung an ein zusammenhängendes Studium der Physik dachte. Er wolle, schreibt er den 8. März 1739 (S. 22), zuerst die Denkschriften der Académie des sciences lesen, dann die Physik Muschenbroek's, und schließlich die „Philosophie" Newton's, d. h. seine „mathe-

matischen Principien der Naturphilosophie". Indessen gibt er schon nach wenigen Tagen, in einem Briefe an Voltaire vom 22. März (XXI, 277), diese Absicht wieder auf, um sich der Ausarbeitung seines „Antimacchiavel" zuzuwenden, und es scheint nicht, daß er jemals auf sie wieder zurückkam. Was er von naturwissenschaftlichen Fragen in seinen Briefen berührt, geht über die Atomenlehre, das Copernicanische System und Newton's Beweisführung für dasselbe kaum hinaus. Ueber die Genialität des letzteren äußert er sich öfters mit gerechter Anerkennung; aber mit seiner Annahme eines leeren Raumes konnte er sich so wenig als mit der allgemeinen Anziehung der Körper befreunden, und seine Erklärung der Apokalypse dient ihm neben Pascal's „Pensées" und d'Alembert's Kunsturtheilen als Beweis dafür, daß die Geometrie mit Unrecht in dem Rufe stehe, an Schärfe des Denkens zu gewöhnen (XIX, 321). Eine tiefere Anregung hat er offenbar von dieser Seite her nicht erhalten, und was er von Newton wußte, scheint er ganz Voltaire's Schrift über ihn (1738) zu verdanken.

Unter allen seinen Zeitgenossen hat Friedrich keinen in dem Maße bewundert wie Voltaire; und seine Urtheile über denselben haben für uns um so höheres Interesse, je unbestrittener Voltaire mit seinem glänzenden Talente den Geschmack und die Denkweise des ganzen Jahrhunderts beherrschte. Das Verhältniß dieser beiden Männer, von denen jeder einzig in seiner Art war, und die merkwürdigen Wandlungen, die es erfuhr, sind ihren Umrissen nach auch in Deutschland allgemein bekannt; vollends seit Strauß dieselben in seiner classischen Monographie über Voltaire mit der ihm eigenen Klarheit und Sorgfalt dargestellt hat. Nachdem Friedrich noch als Kronprinz einen Briefwechsel mit dem Dichter angeknüpft hatte, der von beiden Seiten mit Lebhaftigkeit geführt wurde, gab er sich sofort nach seiner Thronbesteigung alle Mühe, den Mann, für den er schwärmte, in seine Nähe zu ziehen. So lange Voltaire's Freundin, die Marquise du Châtelet lebte, und so lange er selbst sich noch mit der Hoffnung auf eine angesehene Stellung am französischen Hofe schmeichelte, waren diese Bemühungen vergeblich; als jene starb und diese Hoffnung versagte, kam Voltaire. Aber seine schmutzigen Geldgeschäfte, seine leidenschaftlichen Ausfälle gegen Maupertuis, die Unwahrheiten und Rücksichtslosigkeiten, die er sich gegen den König selbst erlaubte, führten zum Bruche, und Voltaire verließ seinen königlichen Gönner für immer, nachdem er etwas weniger als drei Jahre bei ihm zugebracht hatte. Indessen gelang es Voltaire's Bemühungen, denen der König längere Zeit ziemlich kühl gegenüberstand, seit dem Herbst 1757 den Briefwechsel mit ihm wieder in Gang zu bringen, der bis 1760 fortging, 1761 zwar für einige Jahre ins Stocken gerieth, aber vom Anfang des Jahres 1765 bis zu Voltaire's Tod (1778) ohne längere Unterbrechung fortgesetzt, und namentlich in den letzten acht Jahren so regelmäßig geführt wurde, daß aus ihnen allein von Friedrich 90, von Voltaire 70 Briefe erhalten sind. Es läßt sich nun allerdings zum Voraus erwarten, daß Friedrich's Ansicht über Voltaire in den zweiundvierzig Jahren, über die ihr Briefwechsel sich erstreckt, sich nicht durchaus unverändert erhalten haben werde. Allein diese Veränderung betraf doch nur sein Urtheil über den moralischen Werth des Dichters; seine Bewunderung für Voltaire's Geist, Dichtergröße und schriftstellerische Kunst blieb sich vom Anfang bis zum Ende unverändert gleich. In den Briefen aus seinen

Jugendjahren bezeugt er dem berühmten, achtzehn Jahre älteren Schriftsteller eine unbegrenzte Verehrung; man überhäuft sich gegenseitig mit den ausgesuchtesten Artigkeiten, von denen auch „die göttliche Emilie" (Frau du Châtelet) ihren wohlbemessenen Antheil erhält, wiewohl sie Friedrich eigentlich nicht liebte: theils weil ihm überhaupt die schriftstellernden Frauen zuwider waren und er auch von den Arbeiten der Marquise keine allzu hohe Meinung hatte, theils und besonders, weil er es ihrer Anziehungskraft zuschrieb, daß der Dichter seinem Wunsch, ihn zu besitzen, widerstand. Voltaire wird in dieser Zeit als ein Muster aller menschlichen Vollkommenheiten gepriesen. „Es gibt nur Einen Gott und Einen Voltaire," ruft sein enthusiastischer Verehrer dem Dichter wiederholt zu (XXI, 222. 245). Er nennt ihn ein Musterbild der Tugend (XXI, 89), einen Mann, den seine Menschenliebe und sein edler Charakter zu einem Gesetzgeber der Menschheit gemacht habe, dem unsere Zeit mehr verdanke, als das Alterthum einem Solon und Lykurg (XXI, 11). Was ihm die ersten Flecken an diesem Götterbilde zeigte, war ein Zug, welcher später in noch ungeschminkterer Häßlichkeit hervortrat, und nicht wenig dazu beitrug, seine persönliche Achtung vor dem Dichter zu erschüttern: die Gewinnsucht, von der er selbst bald genug eine Probe bekam. Als Voltaire im September 1740 von Brüssel, wo er sich eben aufhielt, herüberkam und sechs Tage lang in dem Schloß Moyland bei Cleve sein Gast war, verbarg der König (XVII, 72) wenigstens Jordan sein Befremden darüber nicht, daß ihm für diese Reise eine Rechnung von 3300 Thalern eingereicht wurde; und wenn er auch später, bei Voltaire's schließlicher Uebersiedelung nach Potsdam, über die Danaë scherzte, die nur durch einen Goldregen zu gewinnen sei (XXII, 247 f.), und es an diesem Goldregen nicht fehlen ließ, wird er sich doch seine eigenen Gedanken darüber gemacht haben. Aber noch Anderes hatte, schon vor diesem Zeitpunkt, Friedrich's Glauben an Voltaire's Charakter einen schweren Stoß versetzt. War es die Gesinnungslosigkeit, die es dem berühmten Schriftsteller erlaubte, zur Beförderung seiner Aufnahme in die französische Akademie nicht allein der Pompadour, sondern auch den Jesuiten den Hof zu machen und seine allbekannten Ueberzeugungen öffentlich zu verleugnen, ohne daß er doch erwarten konnte, damit irgend Jemand wirklich Sand in die Augen zu streuen — war es diese oder eine andere Veranlassung: kurz, Friedrich schreibt den 12. September 1749 (XVIII, 65) an Algarotti: „Voltaire hat wieder einen unwürdigen Streich gemacht. Er verdiente es, auf dem Parnaß gebrandmarkt zu werden. Es ist traurig, daß eine so niederträchtige Seele mit einem so herrlichen Geiste verbunden ist. Er hat die Artigkeit und die Bosheit eines Affen. Ich werde es Ihnen erzählen, wenn ich Sie wieder sehe; indessen werde ich mir nichts merken lassen, denn ich brauche ihn, um die Aussprache des Französischen zu lernen. Man kann auch von einem Bösewicht Gutes lernen. Ich will mir sein Französisch zu eigen machen; was liegt mir an seiner Moral? Dieser Mensch hat es möglich gemacht, die widersprechendsten Dinge zu vereinigen. Man bewundert seinen Geist in demselben Augenblick, in dem man seinen Charakter verachtet." Es war dies ein übles Vorzeichen für den Verkehr der Beiden; und man kann sich nicht wundern, wenn der König, nachdem er selbst mit dem unberechenbaren Mann seine Erfahrungen gemacht hatte, seinem Un-

willen über das unverantwortliche Verhalten desselben freien Lauf läßt. Ueber Voltaire's schmählichen Handel mit dem Juden Hirschel schreibt er seiner Schwester (XXVII, a, 199): es sei die Geschichte von einem Spitzbuben, der einen Schelm zu betrügen suche; er hofft, es werde ihm vom Gericht für sein thörichtes Betragen der Kopf gehörig gewaschen werden, und es werde sich dann zeigen, ob es nicht gelinge, ihn im Alter von 56 Jahren, wenn auch nicht vernünftiger, doch mindestens weniger spitzbübisch zu machen. Und nachdem Voltaire Preußen verlassen hatte, sagt er von ihm (XX, 32): „Voltaire hat sich hier wie ein Lump (faquin) und ein vollendeter Schurke benommen . . . Er ist ein Tropf (misérable), und ich schäme mich für den menschlichen Geist, daß jemand, der daran so reich ist, so voll Schlechtigkeit sein soll." Aber auch noch lange nachher hören wir ihn sein abschätziges Urtheil über Voltaire's Charakter bei Gelegenheit wiederholen. Noch 1761 schreibt er an d'Argens (XIX, 230) aus Anlaß der Widmung, mit der Voltaire seinen „Tancred" der von Friedrich so tief verachteten und so bitter gehaßten Pompadour zugeeignet hatte, in voller Entrüstung: Dieser Mensch habe keinerlei Folgerichtigkeit in seinem Verhalten. Das einzige Ziel, das er nie aus den Augen verliere und ohne Bedenken und Scham verfolge, sei die Befriedigung seiner unersättlichen Habsucht. „Lassen wir diesen Elenden," ruft der König erbittert, „mit der Käuflichkeit seiner Feder, der Treulosigkeit seiner Intriguen, der Verkehrtheit seines Herzens sich selbst an den Pranger stellen!" Und auch dem Dichter hielt er sein Unrecht gegen ihn selbst und gegen Maupertuis noch in jenen Jahren, zwar in maßvollen Worten, doch immerhin deutlich genug vor. In demselben Brief vom 18. April 1759, worin er Voltaire's göttliches Talent preist, das seinen Ruhm erhalten werde, so lange es noch Leute von Geschmack gebe, fügt er bei (XXIII, 37): „Für meine Person verzeihe ich Ihrem Genie alle die schlimmen Streiche, die Sie mir in Berlin gespielt haben, alle Leipziger Schmähschriften und alle Ihre mündlichen und gedruckten Aeußerungen über mich, so stark, hart und zahlreich sie auch sind, ohne deshalb den mindesten Groll zu hegen." Aehnliches findet sich in seinen Briefen an Voltaire noch öfters. Wie wenig er ihm fortwährend traute, zeigt auch in dem eben Angeführten der Beisatz: „Wenn die Verse, die ich Ihnen geschickt habe, gedruckt werden, so werde ich dies nur Ihnen schuld geben. Ihr Brief bereitet auf den schönen Gebrauch vor, den Sie davon machen wollen . . .; indessen kümmere ich mich wenig darum." Was aber der König Voltaire am wenigsten verzeihen und am wenigsten an ihm begreifen konnte, war der unversöhnliche Haß, mit dem Jener den von Friedrich trotz seiner kleinen Schwächen aufrichtig geschätzten Maupertuis bis über das Grab hinaus verfolgte. Als ihm noch zwölf Jahre nach Maupertuis' Tod ein neuer Ausfall Voltaire's gegen seinen alten Gegner zu Gesichte kam, schrieb er darüber ganz entsetzt an d'Alembert (XXIV, 542). Es habe etwas so Niederträchtiges, sagt er, die Gestorbenen zu verleumden, es sei so unwürdig, den Namen verdienter Männer anzuschwärzen, dieses Vorgehen weise auf eine so unversöhnliche und abscheuliche Rachsucht, daß es ihm fast leid thue, zu der Statue, die man Voltaire eben errichtete, beigetragen zu haben. „Großer Gott!" ruft er aus, „wie kann so viel Geist sich mit so viel Schlechtigkeit (perversité) verbinden! Ich gestehe Ihnen, mir ist dies peinlich; Sie, der Sie ein

gutes Herz haben, sollten Voltaire über dieses Verhalten Vorstellungen machen, durch das er sich mehr schadet als Maupertuis. Ich gestehe Ihnen, man wird es müde, bei jeder Gelegenheit wieder Maupertuis, Desfontaines u. s. f. in seinen Werken zu begegnen; Schmähungen, die sich so oft wiederholen, widerstehen dem Leser und legen den Grund von Voltaire's Gemüth allzusehr bloß. Das ist nicht ergötzlich, sondern betrübend."

So wenig sich aber der König die Schattenseiten in Voltaire's Charakter verbarg, und so oft er immer wieder daran erinnert wurde: von dem Geist des seltenen Mannes war er so bezaubert, daß er wenigstens den schriftlichen Verkehr mit ihm nicht auf die Dauer entbehren wollte. Es war wirklich so, wie er selbst sagt, wenn er sich einen Narren nennt, der in Voltaire's Genie verliebt sei, und den der Dichter mit zwei Worten entwaffnen könne, so erzürnt er über ihn sein möge (XXIII, 82. 55). Die graziöse Leichtigkeit seines Stils, sein schlagfertiger Witz, sein unerschöpflicher Reichthum an geistreichen Wendungen, lustigen Einfällen, gesunden Gedanken und boshafter Satire gaben Voltaire's Schriften und Briefen in seinen Augen einen so unwiderstehlichen Reiz, daß alles Andere immer wieder dagegen zurücktrat. Ganz verwachsen konnte der Riß allerdings nicht, den ihr Verhältniß erfahren hatte: wir haben gehört, wie der König noch nach dem Schluß des siebenjährigen Kriegs bei gegebenem Anlaß über die häßlichen Züge im Charakter des Dichters urtheilte. Ihn zum zweiten Mal in seine Umgebung zu ziehen, hat er nicht versucht, und Voltaire wäre auch gewiß nicht in die Höhle des Löwen zurückgekehrt, dessen Griffe ihn so scharf angefaßt hatten; auch die äußeren Zeichen seiner Gnade, die er ihm damals in Frankfurt hatte abnehmen lassen, den Kammerherrnschlüssel und den Orden pour le mérite, hat er ihm nicht zurückgegeben, so angelegentlich der Dichter sich darum bemühte (XXII, 25 u. ö). Aber der Zauber, den seine Schriften auf ihn ausübten, blieb vom Anfang bis zum Ende sich gleich. Seine Briefe an den Dichter fließen von einer Bewunderung über, deren Ausdruck weit über das Maß gewöhnlicher Artigkeit hinausgeht und im Munde des Alten noch ebenso warm und enthusiastisch lautet, wie einst in dem des Fünfundzwanzigjährigen. Er nennt ihn das entzückendste Wesen, das es gebe, den ersten Schriftsteller aller Zeiten, den Mann, der Homer und Sophokles, Plato und Aristoteles übertroffen, dem Apollo seinen Platz auf dem Parnaß abgetreten, den er zu seinem Stellvertreter auf Erden eingesetzt habe, den Atlas, der auf seinen gekrümmten Schultern die Ehre der Literatur und des menschlichen Geistes trage; er findet seinen Geist so bezaubernd, daß man ihm jede Beleidigung verzeihe; er bittet die Natur, diese Vorrathskammer glücklicher Gedanken möglichst lange zu erhalten; er erklärt es für ein wahres Glück, daß der große Mann doch auch ein paar menschliche Schwächen habe, weil sonst alle Anderen durch die Vergleichung mit ihm zu tief herabgedrückt würden. Voltaire ist seine beste Gesellschaft auf der Reise; seine Dichtungen haben sich seinem Gedächtniß so fest eingeprägt, daß er, wie er sagt, wenn ihm alle anderen Hilfsmittel ausgingen, als Souffleur in den Voltaire'schen Stücken sein Fortkommen finden könnte; und als er einmal unter den heftigsten Gichtschmerzen eine neue Sendung Voltaire'scher Schriften erhielt, waren sie ihm, schreibt er, ein solches Labsal, daß er dem Himmel dankte, der der Welt einen

Voltaire geschenkt habe. Jeder Reisende, der ihm von dem Patriarchen von Ferney erzählen kann, ist ihm willkommen, jede gute Nachricht über sein Befinden macht ihn glücklich. Mit besonders warmer und wohlverdienter Anerkennung begleitet er Voltaire's erfolgreiche Kämpfe für die Sache der religiösen Duldung, für die Vertheidigung und Rettung ungerecht Verfolgter, der Familie Calas, Sirven's und Echallonde's. Er rühmt sein edles und muthiges Auftreten, er nennt ihn einen Wohlthäter der Menschheit, einen Beschützer der unterdrückten Unschuld, der Wittwen und Waisen; und man fühlt es, welche Befriedigung es ihm gewährt, den Dichter, dessen Geist er bewundert, auch in der praktischen Arbeit für Recht und Humanität sich zur Seite zu finden. Und es ist nicht bloß der Dichter selbst, dem er seine Bewunderung auszusprechen nicht müde wird: in demselben Sinn äußert er sich auch Anderen gegenüber. Mit Voltaire, schreibt er 1775 (XXV, 35) an d'Alembert, werde der gute Geschmack aussterben: es werde Jahrhunderte dauern, bis die Natur wieder einen Mann wie er hervorbringe; und an denselben, zwei Jahre nach dem Tode des Dichters (XXV, 154): seine Werke werden ebenso unsterblich sein und ebenso allgemein bewundert werden, wie die eines Virgil, Horaz und Cicero; „ich," sagt er, „richte jeden Morgen mein Gebet an ihn: göttlicher Voltaire, bitte für uns." Und zehn Jahre früher, als Voltaire eine Bildsäule errichtet wurde, schrieb der König, der selbst einen reichen Beitrag für sie spendete, an Grimm (XXV, 333): „Kein Schriftsteller hat jemals einen so vollendeten Geschmack besessen, wie dieser große Mann; das heidnische Griechenland hätte ihn vergöttert und ihm einen Tempel errichtet. Wir errichten ihm nur eine Bildsäule als einen geringen Lohn für alle die Verfolgungen, die der Neid gegen ihn erregt hat." Er selbst widmete Voltaire ein halbes Jahr nach seinem Tode jenen Nachruf, den er in einer eigens dafür berufenen Sitzung der Berliner Akademie verlesen ließ (VII, 50 ff.). Er rühmt darin Voltaire's außerordentliche Begabung und die seltene Vielseitigkeit seiner Leistungen; er charakterisirt seine Hauptschriften, deren künstlerischen und wissenschaftlichen Werth er allerdings begreiflicher Weise nicht selten nach einem anderen Maßstabe beurtheilt und deshalb höher anschlägt, als wir es thun würden; er geht über die Schwächen seines Charakters, wie dies der Anlaß mit sich brachte, schonend hinweg, und berührt die Gründe seines Weggangs aus Preußen nur obenhin; um so wärmer hebt er dagegen auch hier das Verdienst hervor, das sich der Dichter als ein Vorkämpfer der Toleranz und ein Vertheidiger der Verfolgten erworben habe, um so kräftiger brandmarkt er die Häßlichkeit des Fanatismus, der dem großen Verstorbenen die Ruhe des Grabes verweigerte. Die Erinnerung an die früheren Mißklänge ist bis auf schwache Spuren verblaßt, die erfreulichen Seiten seiner Persönlichkeit, die glänzenden Eigenschaften seines Geistes stehen im vollen Lichte.

Indessen läßt sich trotz aller Bewunderung des Königs für den Dichter doch nicht verkennen, daß nicht bloß in Voltaire's Charakter, sondern im Zusammenhang damit auch in der Art und Haltung seines Denkens etwas lag, das er sich nicht anzueignen, ja kaum zu verstehen vermochte. Friedrich nennt Voltaire nicht selten einen Narren (fou); und er thut dies nicht nur zur Zeit ihres Zerwürfnisses oder in der Erinnerung an dasselbe, sondern es trat ihm überhaupt, und schon bei seiner ersten persönlichen Bekanntschaft mit dem Dichter, in dem Wesen

und Benehmen desselben ein Zug entgegen, für den ihm kein bezeichnenderer Ausdruck zur Hand war. Mit dem, den er gebraucht, darf man es allerdings nicht zu streng nehmen. Aber das liegt doch unstreitig darin, daß er in des Dichters verwickelter Natur immer wieder auf eine für ihn fast unbegreifliche und geradezu verblüffende Beimischung stieß; und worin diese bestand, läßt sich unschwer erkennen. Was er von Voltaire sagt, sagt er von seinen Landsleuten überhaupt. „Die Franzosen," schreibt er einmal der Herzogin von Gotha, „sind Narren, und die Deutschen, die lange dort bleiben, werden es gleichfalls." Er verkennt natürlich die Vorzüge des Volkes durchaus nicht, an dessen Geisteserzeugnissen sein eigener Geist sich genährt hatte. Er nennt es das liebenswürdigste Volk in Europa; er rühmt seinen Geist und seine unzerstörbare Heiterkeit, die unnachahmliche Eleganz seiner Dichter. Aber er vermißt an ihm gerade das, was er selbst im höchsten Grade besaß, die Consequenz im Denken und Handeln. „Ihre Nation," bemerkt er gegen Voltaire (XXIII, 83), „ist die inconsequenteste in ganz Europa; sie hat viel Geist, aber keine Folgerichtigkeit in ihren Ideen. So zeigt sie sich in ihrer ganzen Geschichte." Die Kunst, in Frankreich zu gefallen, äußert er (XXIV, 629) gegen d'Alembert, bestehe darin, daß man neu sei. Um die Franzosen nach ihrem Geschmack zu bedienen, müßte man ihnen alle zwei Jahre einen neuen König geben; die Neuheit sei ihre Göttin, und möchte ihr Fürst noch so gut sein, so werden sie doch immer mit der Zeit sehr viel an ihm auszusetzen und lächerlich zu machen haben. Und demselben schreibt er (ebd. 537): „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie Ihre Franzosen mich belustigen. Dieses neuerungssüchtige Volk zeigt mir fortwährend neue Scenen: bald die Vertreibung der Jesuiten, bald Beichtzettel, Auflösung des Parlaments, Zurückrufung der Jesuiten, alle Vierteljahre neue Minister; kurz sie liefern allein ganz Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung an mich gedacht hat, als sie die Welt machte (vorausgesetzt, daß sie die Welt gemacht hat), so hat sie dieses Volk zu meinem Privatvergnügen geschaffen." Er bemerkt auch, daß die Lebhaftigkeit, durch welche die Franzosen sich auszeichnen, nicht selten in Wildheit ausarte, und der Fanatismus in Frankreich trotz seiner Philosophen bei der Masse der Bevölkerung einen günstigeren Boden finde als in Deutschland (XXIII, 413. XXV, 62). Von religiösem Fanatismus war nun allerdings Voltaire durchaus frei, wenn auch immerhin seine Leidenschaftlichkeit gegen persönliche und literarische Gegner mit seinem Temperament in einem ähnlichen Zusammenhang stand, wie die Ausbrüche des Fanatismus, den er bekämpfte, mit dem seiner Landsleute. Aber abgesehen davon hat der König an Voltaire, dem französischsten unter den Franzosen, ganz das Gleiche auszusetzen, wie an der Nation, der er angehört. Was er dieser wie jenem vorwirft, und was er mit ihrer „Narrheit" zunächst meint, ist jener Mangel an Folgerichtigkeit, jenes Sprunghafte, Unberechenbare, welches den Dichter immer wieder zu Dingen verleitete, über die auch sein begeistertster Verehrer den Kopf schütteln mußte. Heute den Haß des Clerus durch den einschneidendsten Spott herausfordern und morgen demselben Clerus um irgend eines Vortheils willen seine Verehrung bezeugen, religiöse Ceremonien, die man hundertmal lächerlich gemacht hat, in Aufsehen erregender Weise mitmachen, ja die Theilnahme daran förmlich erzwingen, Personen, die man innerlich verachtet, mit Schmeicheleien

überhäufen, dies erschien dem König nicht nur als eine moralische Erniedrigung, sondern auch als ein logischer Widerspruch, den er sich um so weniger zurechtlegen konnte, je unbedingter es sich für seinen gesunden, auf die höchsten Ziele mit vollem Ernst gerichteten Sinn von selbst verstand, daß der Wille der Einsicht zu gehorchen, von der Linie, welche grundsätzliche Ueberzeugungen ihm vorzeichneten, sich nicht zu entfernen habe. Es ist der Widerspruch zwischen der Erkenntniß und dem praktischen Verhalten, der ihm als etwas rein Unbegreifliches, allem gesunden Verstand Widerstreitendes erscheint. Und auf derselben Seite liegt auch der Hauptunterschied in der ganzen Weltanschauung der beiden Männer. Wollte man diese nur nach ihren theoretischen Ergebnissen beurtheilen, so könnte man Friedrich einfach für einen Voltairianer halten. Mit Voltaire hat auch Friedrich das Dasein Gottes nie bezweifelt, aber alle Dinge und Vorgänge in der Welt als die Folge natürlicher Ursachen betrachtet; womit er freilich auch seinem ursprünglichen Wolffianismus so wenig untreu wurde, daß er vielmehr nur die richtige Folgerung aus ihm zog. Seit er sich ferner von Wolff abgewendet hatte, bekannte er sich zu dem gleichen kosmologischen und psychologischen Materialismus, wie Voltaire; nur daß das Mißtrauen gegen alle metaphysischen Lehren bei ihm vielleicht noch etwas stärker war, als bei jenem. Wenn endlich beide eine Zeit lang in Betreff der Willensfreiheit verschiedener Meinung waren, so wurde auch dieser Gegensatz dadurch gehoben, daß Voltaire dem Determinismus beitrat, welchen der König von der Wolff'schen Schule her festhielt; und erst in Friedrich's später Zeit lebte er wieder auf, als nun dieser seinerseits am Determinismus irre wurde. So nahe jedoch beide sich in der Theorie standen, so weit unterscheiden sie sich durch ihre praktischen Grundsätze. Auch Voltaire hat zwar Sinn für den Werth der Tugend; auch er preist die Rechtschaffenheit, die Menschenliebe, die Duldsamkeit. Aber jene Strenge und Unbedingtheit des Pflichtbegriffes, von der Friedrich's Regententhätigkeit beherrscht ist, und die er auch in seinen Schriften, trotz der Begründung der Moral durch die Selbstliebe, nicht verleugnet, lag nicht in Voltaire's Art und Charakter. An diesem Punkt steht der große König ebenso hoch über dem gefeierten Dichter, wie Kant's kategorischer Imperativ über der weichlichen Humanität der Aufklärungsperiode, oder Luther's unbeugsamer Glaubensmuth über der zaghaften Verstandes- und Geschmacks-Bildung des Erasmus; und dieser Unterschied fällt um so schwerer ins Gewicht, je entschiedener Friedrich selbst, auch darin mit Kant zu vergleichen, den größten Werth der Philosophie in ihrer praktischen Wirkung suchte.

Unter Voltaire's jüngeren Landsleuten war keiner, der sich ihm hätte zur Seite stellen können, und nur wenige, mit denen der König überhaupt zufrieden gewesen wäre. Seine Bewunderung galt dem Zeitalter Ludwig's XIV., als dessen letzter und glänzendster Vertreter ihm Voltaire erschien; in seiner eigenen Zeit glaubte er in Frankreich, wenigstens in seinen späteren Jahren, einen so traurigen literarischen Verfall wahrzunehmen, daß das Grab des Dichters auch das des Geschmacks und der Kunst sein werde. Diese ungünstige Meinung zu widerlegen, waren auch die Philosophen, deren Herrschaft seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die der Dichter abgelöst hatte, in seinen Augen nicht geeignet. Von den beiden Herausgebern der großen Encyklopädie hatte sich der conservativere

d'Alembert von Seiten des Königs einer aufrichtigen Hochschätzung zu erfreuen. Er bemühte sich schon 1752, ihn in seinen Dienst zu ziehen; als sich d'Alembert nicht dazu bewegen ließ, verlieh er ihm (1754) eine Pension, die zwar nur 1200 Fr. betrug, aber dem anspruchslosen Gelehrten bei seiner Mittellosigkeit doch sehr zu statten kam; später (1770) gewährte er ihm bedeutende Mittel zu einer Erholungsreise; unmittelbar nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges sah er ihn bei sich in Potsdam, und er stand von da an bis zu d'Alemberts Tod (1783) mit ihm in einem Briefwechsel, der, von beiden Seiten mit vollem Vertrauen geführt, die Denkart des Königs wie die des Gelehrten in das günstigste Licht stellt. Wenn aber auch in demselben das eine und das andere Mal philosophische Fragen zur Sprache kamen, und Friedrich Veranlassung fand, das Dasein Gottes, und jetzt auch die Freiheit des menschlichen Willens, gegen seinen Correspondenten zu vertheidigen, so war doch dieser mehr Mathematiker als Philosoph und beide Theile waren sehr geneigt, den Gegensatz ihrer Ansichten mit der Erinnerung an die Grenzen des menschlichen Erkennens zum Schweigen zu bringen. Daß Friedrich auf die Mathematik nicht allzu viel hielt und d'Alembert's Kunsturtheil nicht gut hieß, that seiner sonstigen Hochachtung für ihn keinen Eintrag.

Weniger sympathisch war dem König der zweite Herausgeber der Encyklopädie, dessen Beharrlichkeit und Arbeitskraft die Vollendung des großen Werks allein zu verdanken war, Dénys Diderot. Zu ihm hatte er keine persönlichen Beziehungen und an seinen Schriften hatte er viel auszusetzen. „Ich halte es nicht aus," schreibt er d'Alembert (XXIV, 617), „seine Bücher zu lesen, ein so unerschrockener Leser ich bin; es herrscht darin ein so dünkelhafter Ton und eine solche Anmaßung, daß sich mein Freiheitsgefühl dagegen empört." Ein Philosoph, meint er, müßte sich noch mehr als jeder Andere durch Bescheidenheit auszeichnen, und durch die Stärke seiner Beweisführung, nicht durch Entscheidungen im Befehlstone zu wirken suchen. Solche Declamationen verlieren ihre Kraft, wenn man mit dem Buch in der Hand die Beweise prüfe. Näher stand Friedrich einem Mann, über den Diderot seinerseits sehr hart urtheilte, La Mettrie. Er hatte demselben 1748 eine Zuflucht gewährt, und gerne mit ihm verkehrt. Nach seinem frühen Tode widmete er ihm einen Nachruf in der Akademie (VII, 22 ff.), und sowohl in diesem als in einem Brief an seine älteste Schwester (XXVII, a, 203) rühmt er an dem Verstorbenen seine unverwüstliche Heiterkeit, seine Gutherzigkeit, seinen lebendigen Geist, seine rednerische und philosophische Begabung. Wenn er ihn dabei (in dem Briefe) einen schlechten Schriftsteller nennt, bezieht sich dies hauptsächlich auf den Mangel an Ordnung und Folgerichtigkeit in seiner Darstellung.

An Helvetius, dessen persönliche Bekanntschaft er 1765 in Potsdam gemacht hatte, und der seinerseits des Königs bewundernd erwähnt, schätzt Friedrich seinen vortrefflichen, reinen, uneigennützigen Charakter, aber in seinen Schriften findet er viele Irrthümer, und er nimmt namentlich daran Anstoß, daß Helvetius im offenbaren Widerspruch mit der Erfahrung der Meinung sei, die Menschen stehen sich an natürlicher Begabung ziemlich gleich und die Erziehung könne Alles aus ihnen machen. Noch unzufriedener ist er mit Holbach, von dem er

zwei Schriften, den „Versuch über die Vorurtheile“ und das berufene „System der Natur“, ohne ihren Verfasser zu kennen, unmittelbar nach ihrem Erscheinen (1770) in eigenen Abhandlungen (IX, 131 ff. 156 ff.) bekämpft hat; über das „System der Natur“ äußert er sich auch in seinen Briefen so oft, daß man deutlich sieht, wie lebhaft ihn damals diese rücksichtslose und in ihrer Art classische Darstellung der Ansichten beschäftigte, zu denen die radicaleren unter den französischen starken Geistern, die nächsten Vorläufer der Revolution, fortgegangen waren. Was ihm an ihnen mißfällt, ist nun zunächst schon die dogmatische Selbstzufriedenheit dieser Aufklärung: er ist zu sehr Skeptiker, um es gutheißen zu können, wenn ihre Vertreter des Besitzes der Wahrheit sich so sicher fühlen, wie Holbach, und er kennt die Menschen zu gut, um mit diesem zu glauben, daß die Philosophie in den allgemeinen Besitz übergehen, der Aberglaube und die Unwissenheit bei der großen Masse durch sie verdrängt werden könne. Er vertheidigt ferner den Glauben an die Gottheit gegen den Atheismus, die Freiheit des Willens, die er selbst früher mit Wolff bestritten hatte, gegen den Fatalismus des Systems der Natur. Er nimmt die Moral des Christenthums gegen die Vorwürfe in Schutz, die ihr Holbach gemacht hatte, indem er verlangt, daß zwischen dem Wesen der christlichen Religion und dem Mißbrauch unterschieden werde, der mit ihr getrieben worden sei. Was er aber den Encyklopädisten (wie er alle diese Schriftsteller trotz d'Alembert's Widerspruch nennt) am wenigsten verzeihen konnte, war ihre Behandlung eines Gegenstandes, über den er freilich, dem doctrinären Radicalismus gegenüber, als Mann vom Fach sprechen konnte, des Staatslebens und des Kriegswesens. Wurde selbst Voltaire, wenn er sich in die Politik mischte, regelmäßig in seine Schranken zurückgewiesen, so kann der König nun vollends die politischen Declamationen eines Holbach und seiner Freunde nur mit Unwillen und Geringschätzung anhören. Er findet bei ihnen einen vaterlandslosen Kosmopolitismus, den er mit der vollen Wärme patriotischer Entrüstung bekämpft. Er erklärt es für empörend, daß Einzelne es sich herausnehmen, ihre Regierungen zu schmähen, während doch jeder Bürger die Pflicht habe, die Staatsform zu achten, unter der er lebe. Er führt die Sache der Monarchie gegen ihre Tadler und setzt die Vortheile dieser Staatsform auseinander, ohne deshalb ihre Schattenseiten verleugnen zu wollen, und er geht darin, da die Angriffe an erster Stelle der französischen Monarchie galten, so weit, daß er nicht allein Ludwig XIV. entschieden in Schutz nimmt, in dem er wirklich trotz aller seiner Fehler einen großen Herrscher und den Schöpfer des goldenen Zeitalters der französischen Literatur sah, sondern daß er selbst seinen Nachfolger, von dem wir doch wissen, wie er über ihn gedacht hat, unbedingter, als er durfte, vertheidigt. Er zeigt die Verkehrtheit der Vorstellung, als ob sich die Fürsten mit den Priestern zur gemeinsamen Ausbeutung der Völker verschworen hätten; da es vielmehr der Aberglaube der Völker sei, der den Priestern eine Macht gebe, durch die auch den Regierungen die Hände gebunden seien. Er tritt endlich der bei den Aufklärern herkömmlichen Verdammung des Krieges, ihren verletzenden Urtheilen über den Soldatenstand und die stehenden Heere, mit überlegener Sachkenntniß entgegen und gibt ihnen zu bedenken, daß die Kriege in zahllosen Fällen unvermeidlich seien, daß die Freistaaten deren ebenso viele

geführt haben, wie die Fürsten, daß die stehenden Heere im Vergleiche mit den früheren Einrichtungen eine Wohlthat seien, und die Männer, die unter Gefahren und Strapazen ihr Leben an die Vertheidigung ihres Landes setzen, Dank, nicht Schmähung verdienen. Daß man gegen diese Ansichten gewaltsam einschreiten solle, ist allerdings nicht seine Meinung; — wenn man den Verfasser des „Systems der Natur" verbrennen wollte, sagt er (XXIV, 507), so würde er Wasser herbeitragen helfen, um den Scheiterhaufen zu löschen; — aber er weiß gerade in den Sätzen, auf welche jener den größten Werth legt, nur Irrthum oder Uebertreibung zu sehen.

Etwas günstiger urtheilt Friedrich über J. J. Rousseau. Nicht als ob ihm seine Theorien besser zugesagt hätten, als die Holbach's; aber er war für ihn ein Gegenstand persönlicher Theilnahme. Wegen seiner Schriften aus Frankreich, Genf und Bern ausgewiesen, hatte ihn Rousseau im Sommer 1762 brieflich gebeten, ihm in seinem Fürstenthum Neufchatel eine Zuflucht zu gewähren. Dieser Brief selbst nun, eine selbstgefällige Nachahmung dessen, den einst Themistokles an Artaxerxes richtete, hat auf den König zwar schwerlich den Eindruck gemacht, den sich sein Urheber davon versprach; aber es bedurfte dessen auch nicht, es war genug, daß ein Unglücklicher, ein von der Geistlichkeit Verfolgter, seinen Schutz anrief. Er wies den Gouverneur von Neufchatel an, ihm Aufnahme und Unterstützung zu gewähren (XX, 288 f.). Rousseau's Ideen, fügte er bei, seien allerdings nicht die seinigen: ihn werde er nie überreden, Gras zu fressen und auf allen Vieren zu gehen. Die Behauptungen, die Rousseau zu Markte bringe: daß alle Menschen gleich seien und daß man deshalb leben sollte, wie die Wilden, ohne Gesetz, Gemeinwesen und Polizei, daß die Künste der Sittlichkeit geschadet haben u. s. w., seien lächerliche Paradoxien. Rousseau habe unverkennbar seinen Beruf verfehlt. Wenn er ein Einsiedler in der Wüste oder ein Stylite geworden wäre, hätte er es zum Heiligen und zum Wunderthäter bringen können; jetzt sei er nichts weiter als ein philosophischer Sonderling, der den Cynismus des Diogenes nach zweitausend Jahren wieder erneuern wolle. Aehnliche und noch stärkere Aeußerungen über Rousseau und seine Schriften finden sich bei Friedrich noch öfters. Was für eine revolutionäre Kraft in den extremen Theorien und den zündenden Reden des Sonderlings steckte, ahnte doch auch er nicht, und aus seinen Einseitigkeiten und Uebertreibungen den berechtigten Kern mit voller Unparteilichkeit auszuscheiden, war für den größten unter den Vertretern der absoluten Monarchie gerade deshalb unmöglich, weil er selbst diese Staatsform, ehe sie ihrer Umbildung entgegenging, mit einem neuen Geist erfüllt hatte. Aber für einen ehrlichen, uneigennützigen Menschen hielt er den radicalen Philosophen trotz Allem, und als er auch in Neufchatel von der Geistlichkeit verfolgt wurde, mißbilligte er diese gehässige Behandlung eines Mannes, dem es ohnedem schlecht ging, entschieden, ohne sie doch verhindern zu können.

Von den deutschen Philosophen nach Wolff machte keiner auf den König einen bedeutenden Eindruck; in einem Brief vom Jahre 1775 (XXIII, 337) äußert er die Meinung, seit Leibniz und Wolff kümmere sich in Deutschland Niemand mehr um die Philosophie. Mit einem Gottsched, Lambert, Garve und Steinbart kam er in kein näheres Verhältniß. Den Akademiker Sulzer

schätzte er persönlich; aber das bescheidene Verdienst dieses Gelehrten lag überwiegend auf dem Gebiete der Aesthetik und Literaturgeschichte, als Philosoph konnte er dem König nicht viel geben, was diesem nicht schon aus Wolff und Locke bekannt war. Mendelssohn hatte schon als junger Mann die Blicke des Königs durch eine Anzeige seiner Gedichte auf sich gezogen; aber den Juden in eine Akademie aufnehmen zu lassen, deren vornehmstes Mitglied er selbst war, konnte in jener Zeit selbst ein Friedrich sich nicht entschließen. Kant hatte zwar an dem trefflichen Minister von Zedlitz, der in Unterrichtssachen Friedrich's rechte Hand war, einen warmen Verehrer, aber dieser selbst scheint in keine Beziehung zu ihm getreten zu sein, und seine Werke blieben dem Fürsten, der selbst seinen Wolff nur französisch hatte lesen wollen, gewiß ganz unbekannt.

Neben den neueren Philosophen hatten auf Friedrich schon frühe auch einige von den alten bedeutenden Einfluß gewonnen. Welche dies waren, hing aber nicht bloß davon ab, ob ihm der wissenschaftliche Inhalt oder die künstlerische Form ihrer Schriften zusagte, sondern noch vorher von dem zufälligen Umstand, ob sie ihm in französischen Uebersetzungen zugänglich waren. Wäre Friedrich in der Lage gewesen, sich mit der philosophischen Literatur der Griechen im Original, oder auch nur in lesbaren Uebersetzungen, in größerem Umfang bekannt zu machen, so ist es kaum denkbar, daß Aristoteles' Ethik und Politik für ihn weniger Interesse gehabt haben sollten, als Cicero's Officien, daß es seiner dichterischen Begabung am Verständnisse für die dramatische Bewegung, die feine und geistreiche Darstellung, die stilistische Vollendung vieler platonischen Gespräche gefehlt hätte. Aber es war ihm versagt, aus dem vollen Strome der classischen Literatur mit eigenen Händen zu schöpfen. Nur um so anziehender ist es aber, ja es macht einen wahrhaft rührenden Eindruck, die Liebe und Dankbarkeit zu beobachten, mit welcher der hochbegabte Mann sein Leben lang das Wenige geschätzt und gepflegt hat, was ihm von demselben in seine eigenen Gärten herüber zu leiten gelang; nur um so bewunderungswürdiger sind die Früchte, die er mit so spärlichen Mitteln zu gewinnen gewußt hat. Was Friedrich von philosophischen Schriften aus dem Alterthum, natürlich in Uebersetzungen, bekannt war, beschränkt sich auf Cicero, Lucrez, Seneca und Mark Aurel. Er hatte sich mit diesen Schriftstellern schon frühe beschäftigt und ist ihnen bis in seine letzten Tage treu geblieben; und da ihm die ursprünglichen Quellen der von ihnen vorgetragenen Ansichten nur mangelhaft bekannt waren, so war es fast unvermeidlich, daß er ihre wissenschaftlichen Verdienste überschätzte und das, was sie von ihren Vorgängern entlehnt hatten, ihnen selbst gutschrieb. Cicero vergleicht er wegen seiner Vielseitigkeit mit Voltaire (VII, 62). Er habe, sagt er, mit der Redekunst, in der er es allen seinen Zeitgenossen zuvorthat, ein gründliches Studium der Philosophie, so weit diese damals war, verbunden; man sehe dies an seinen Tusculanen, an der bewunderungswürdigen Schrift über die Götter, an der über die Pflichten, welche vielleicht das beste Werk über Moral sei, das wir besitzen. Noch größere Bedeutung haben für ihn die Männer der stoischen Schule. Die schweren Erfahrungen seiner Jünglingsjahre erzeugten, die schmerzlichen Verluste, die aufreibenden Sorgen und Kämpfe des siebenjährigen Krieges

erneuerten und verstärkten in ihm das Bedürfniß einer Philosophie, die dem Menschen im Unglück eine Stütze gewähre und ihn von den Wechselfällen des Schicksals unabhängig mache, und diese fand er im Stoicismus, von dessen männlicher Kraft ohnedies die entsprechende Seite seiner eigenen Natur sich angezogen finden mußte. Dabei verbarg er sich durchaus nicht, daß er der stoischen Lehre nicht in jeder Beziehung zustimmen konnte. Nicht allein der Pantheismus der Stoa erschien ihm ungereimt, sondern auch ihrer Moral macht er den Vorwurf, daß sie dem Menschen mehr zutraue und mehr von ihm verlange, als er leisten könne, daß man den Schmerz trotz Allem als ein Uebel empfinde und der Weise ein unwirkliches Ideal sei. Aber der Erhabenheit dieser Moral zollt er seine volle Anerkennung; er sieht in einem besonnenen Stoicismus unsere einzige Stütze im Unglück, und er spricht der stoischen Schule seinen aufrichtigen Dank dafür aus, daß sie einen Lälius, einen Cato von Utica, einen Epiktet und vor Allem, daß sie einen Mark Aurel hervorgebracht habe. Denn dieser Stoiker auf dem Thron ist ihm, wie bemerkt, das Ideal des philosophischen Fürsten. Er nennt ihn einen in allen Stücken vollkommenen Menschen; er sagt, Mark Aurel habe unter allen menschlichen Wesen die Tugend zur höchsten Vollendung gebracht; er meint, daß er selbst nicht werth sei, diesem großen Manne die Schuhriemen aufzulösen; er spricht die Ueberzeugung aus, Mark Aurel würde viel besser, als er selbst, über das Staatswesen geschrieben haben, da dem Beherrscher des Römerreichs eine ganz andere Erfahrung habe zu Gebote stehen müssen, und da jener persönlich in moralischer Beziehung allen Fürsten und selbst allen Philosophen so überlegen sei, daß es eine Vermessenheit wäre, sich mit ihm zu vergleichen; er wendet sich an ihn, wenn er einer Stütze unter Widerwärtigkeiten oder eines sittlichen Vorbildes bedarf. Den Hauptinhalt dessen, was er den „Selbstgesprächen" des philosophischen Kaisers für sich selbst entnommen hatte, hat er in seinem Lehrgedicht: „Der Stoiker" zusammengefaßt. Viel seltener geschieht Seneca's bei ihm Erwähnung; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß er auch diesen Stoiker schon während seiner philosophischen Lehrjahre in Rheinsberg studirt hatte.

So groß aber Friedrich's Bewunderung für die Stoiker war, so wenig verachtete er darum ihre Gegner, die Epikureer; es gehört vielmehr das Lehrgedicht, in dem Cicero's Zeitgenosse, Lucretius Carus, Epikur's Physik dargestellt hat, zu den Schriften, denen er seit dem Beginn seiner philosophischen Studien immer die gleiche Vorliebe bewahrt hat. So Manches er auch an der epikureischen Theologie und Physik zu tadeln fand, so mußte sie sich ihm doch durch zwei durchgreifende Züge empfehlen: durch ihre Unabhängigkeit von allen theologischen und mythologischen Ueberlieferungen und durch den Versuch, auf dem Boden der Erfahrung eine rein natürliche Welterklärung zu gewinnen. Zunächst dieses Verdienst wird Friedrich im Auge haben, wenn er noch 1775 (XXIII, 350) an Voltaire schreibt: „Die Philosophie verdanken wir Epikur; Gassendi, Newton und Locke haben sie verbessert; ich mache mir eine Ehre daraus, ihr Schüler zu sein, aber nicht mehr." Auch Epikur's Ethik hatte aber für ihn doch gleichfalls nicht bloß in der Zeit seiner ersten leichtlebigen Jugend ihren Reiz. Noch 1751 (XXVII, a, 204) schreibt er an seine Schwester in

Baireuth: er lese Mark Aurel zur Kräftigung seines Gemüths, aber er finde an ihm einen Tröster, der gedrückter sei, als er selbst, und der die Menschen behandle, als ob sie keine Empfindung hätten, und so komme er immer wieder auf Epikur zurück. Erst die ernsten Erfahrungen des siebenjährigen Kampfes gaben, wie es scheint, dem System, welches unbeugsames Festhalten an den pflichtmäßig gefaßten Entschlüssen und unbedingte Ergebung in den Weltlauf von uns verlangt, in seinen Augen einen so hohen Vorzug, daß er seitdem für seine Person nicht mehr auf die epikureische Moral zurückkommt. Die Kränze Epikur's, erklärt er jetzt, taugen nur für die Glücklichen; und an seinen jungen Secretär de Catt schreibt er nach der Abfassung seines „Stoikers": er habe dieses Gedicht für sich selbst gemacht; für sein Alter und seine Lage passe nichts Anderes. In de Catt's Alter sei er auch ein Schüler Epikur's gewesen. Er fürchte aber, Jener werde in dem seinigen gleichfalls zu Zeno und den Stoikern übertreten. Sie geben wenigstens eine Stütze im Unglück, während Epikur nur im Glück zu brauchen sei. Eine gewisse Verwandtschaft mit dem Epikureismus läßt sich allerdings auch noch in der Schrift von 1770 wahrnehmen, in welcher Friedrich den Versuch macht, die Moral auf das Princip der Selbstliebe zu gründen. Aber die Ausführung dieses Gedankens geht über Epikur's dürftige Begründung der Ethik weit hinaus.

Diese Beschäftigung mit der philosophischen Literatur seiner Zeit und der Vorzeit, welche Friedrich mehr als ein halbes Jahrhundert, von seiner Jugend bis zu seinem Tode, ununterbrochen fortgesetzt hat, ist nun zunächst ein schlagender Beweis für die Stärke und Dauerhaftigkeit seines philosophischen Interesses. Zugleich zeigt sie uns aber, welches die Stoffe waren, von denen sein eigenes Denken sich nährte, welches die Gegensätze, aus denen seine Ansichten sich entwickelten. Auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie war es der Gegensatz des Leibniz-Wolff'schen Rationalismus und des englisch-französischen Empirismus, auf dem praktischen der Gegensatz der stoischen und der epikureischen Moral, zwischen dem er eine Entscheidung treffen sollte. Diese fiel aber in dem einen Fall nicht auf die gleiche Seite, wie in dem andern. Von der Wolff'schen Metaphysik, der sich Friedrich Anfangs rückhaltlos angeschlossen hatte, trat er in der Folge, mit dem Vorbehalt einer weitgehenden skeptischen Zurückhaltung, zu Locke und Voltaire über, und nur die Consequenz des Atheismus, welche die französischen Sensualisten aus ihrem Materialismus zu ziehen pflegten, erkannte er nicht an. Dagegen gewann in der Ethik der Gedanke der Pflicht für ihn eine so hohe Bedeutung, daß er den epikureischen Eudämonismus mit der Zeit vollständig verdrängte. Dieser strenge Pflichtbegriff zeigt in Verbindung mit dem skeptisch gewendeten Empirismus den philosophischen Standpunkt des Königs, trotz aller augenfälligen Unterschiede, dem Kant's verwandt; und es ist leicht zu sehen, daß es sich hiebei um mehr, als um zufälliges Zusammentreffen oder um eine bloß äußere Aehnlichkeit handelt. Indessen ist es hier nicht möglich, diese Parallele weiter zu verfolgen.

George Eliot[1]).

Von

Lady Blennerhaſſett.

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun."

In Bezug auf die große engliſche Schriftſtellerin hat ſich die Wahrheit dieſes Ausſpruchs zum zweiten Male bewährt. Wie gleich nach ihrem Tode, ſo jetzt, nach Veröffentlichung der faſt ganz aus Briefen und Aufzeichnungen von ihr durch ihren Gatten, Mr. Croß, zuſammengeſtellten Biographie, haben die am beſten hierzu Berufenen ihrer Landsleute ſich noch einmal zur Feier ihres Andenkens vereinigt. John Morley hat vornehmlich ihre literariſche Bedeutung ins Auge gefaßt[2]), F. Harriſon ſie als Verkünderin des humanitären Ideals und Prophetin des „Altruismus" gefeiert, die den Poſitiviſten das gegenwärtige Leben heiligen und ein künftiges erſetzen ſollen[3]); R. Hutton's verſtändnißvolle Anerkennung berührt die Stelle, wo ſie ſterblich iſt[4]), während Lord Acton in einer bewundernswerthen Studie ſie auf der denkbar feinſten intellectuellen Wage gewogen und nicht zu leicht befunden hat[5]).

Das Verdict ſolcher Richter läßt bei aller Verſchiedenheit der Auffaſſung keinen Zweifel darüber beſtehen, daß das Werk von George Eliot nur nach einem hohen Maßſtab gemeſſen werden darf.

Um ſo begreiflicher erſcheint das Intereſſe, das ſich ihr ſelbſt und ihren perſönlichen Schickſalen zuwendet, nun — da eine ebenſo gewiſſenhafte als liebevolle Hand es mit dem von ihr zurückgelaſſenen Material und in einer Weiſe

---

[1]) „George Eliot's Life as related in her Letters and Journals arranged and edited by her husband, J. W. Cross." London, Blackwood and Sons. 1885, und „Collection of British Authors", Copyright edition, Vol. 2318—2321. Leipzig, B. Tauchnitz, 1885.

[2]) „The Life of George Eliot" by John Morley, Macmillan's Magazine. February 1885.

[3]) F. Harrison: „George Eliot" und „The Positivist Problem", Fortnightly Review, March 1885, und November 1869.

[4]) R. Hutton: „George Eliot", Contemporary Review, March 1885.

[5]) Lord Acton: „George Eliot's Life". Nineteenth Century, March 1885. — Herr Ernſt von Wolzogen, der neueſte ihrer deutſchen Biographen („George Eliot. Eine biographiſch-kritiſche Studie." Leipzig, Unflad. 1885.) wird nicht umhin können, ſeine Zeichnung von George Eliot nach der ihm zu ſpät zugekommenen Croß'ſchen Biographie noch einmal zu retouchiren, ſoll ſein Bild — mit dem Original verglichen — werden, was es jetzt nicht iſt: ein erkennbares Porträt.

zusammen gestellt hat, welche sie von der Gefahr jener posthumen Veröffentlichungen bewahrt, vor denen sie als „a string of mistakes, called memoirs“ warnt. Wie sie denn überhaupt höchst ungünstig über die moderne Art und Weise literarischer Ausbeutung der Todten dachte. „Ist es nicht verächtlich, wahrnehmen zu müssen,“ schrieb sie ihrem Freund und Verleger Blackwood, „wie, sobald ein Schriftsteller gestorben ist, sein Pult durchstöbert und jeder unbedeutende, nie von ihm zur Veröffentlichung bestimmte Papierstreifen zum geschwätzigen Zeitvertreib von Leuten dienen muß, die zu träge sind, seine Bücher noch einmal zu lesen! He gave the people of his best. His worst he kept, his best he gave; allein es gibt Solche, und zwar ist ihre Zahl nicht gering, die gerade das wenigst Gute reizt, während das Beste sie gleichgültig läßt, und daß dem so ist, gereicht uns Allen zur Unehre. Es erinnert an die Bloßlegung des Klumpfußes vom todten Byron.“ Dasselbe Gefühl veranlaßte sie schon früh zur Vernichtung aller an sie gerichteten Briefe, was zur Folge hatte, daß ihre eigene, zum Lebensbild zusammengefügte Correspondenz zu einem ununterbrochenen Monolog geworden ist, der aber doch die Replik vermissen läßt; eine Lücke, welche die Eindrücke der Ueberlebenden, die sie gekannt, nur theilweise zu ersetzen vermögen.

An einer andern Stelle, bei Anlaß der damals vertretenen Autobiographie von Miß Martineau, hat George Eliot über denselben Gegenstand noch ein weiteres Urtheil abgegeben, das sich gerade bei der Schilderung ihres Lebens in eigenthümlicher Weise bestätigen sollte. „Diese Autobiographie,“ sagt sie, vom Buch der genannten Dame sprechend, „wird, denke ich, in Bezug auf ihr jüngeres, weniger bekanntes und noch kaum berühmtes Leben höchst anziehend sein. Jede Biographie verliert in dem Maß an Interesse, als ihr Gegenstand entweder berühmt, oder auch nur in untergeordneter Weise bekannt wird.“

I.

Zwischen der Geburt von Mary-Ann Evans, am Morgen des 22. November 1819, bis zu ihrer Wiedergeburt als George Eliot, der Schöpferin jener unvergeßlichen Gestalten, deren erste Vorboten 1856 von ihr ausgesandt wurden, liegen volle sechsunddreißig, an äußern Erlebnissen arme, an geistiger Production anscheinend nicht fruchtbare Jahre. Dennoch bergen gerade sie das Geheimniß des Talentes, dessen mächtigste Triebe die ursprüngliche Kraft des heimathlichen Bodens nährte, und nicht minder erleichtern sie das Verständniß einer geistigen Entwicklung, die dazu vorbestimmt, um nicht zu sagen verurtheilt war, die Probleme ihrer Zeit wie in einem Spiegel zu reflectiren.

Wären der Unterwerfung unter den Geist, der stets vereint, nicht Jahre einer glücklichen Kindheit und einer, wenn auch nicht mehr glücklich zu nennenden, so doch auf Feld und Flur, in Berührung mit gesunden und natürlichen Lebensbedingungen, mit einfachen, urwüchsigen und gerade deshalb nur um so originelleren Menschen sich entfaltenden Jugend vorangegangen, es hätte der außerordentlichen Frau, deren geringstes Verdienst es war, ebenbürtig neben den geistig bedeutendsten ihrer Zeitgenossen zu stehen, wohl niemals der einzig wahre, der schöpferische Genius, den unvergänglichen Kranz geweiht.

Das heimathliche Dach von Mary-Ann Evans war das eines englischen Pachthofs, Arbury Farm, dann Griff in Warwickshire. Sie war das jüngste von den drei Kindern zweiter Ehe ihres zur Zeit ihrer Geburt 46 Jahre zählenden Vaters, der das Leben als Sohn eines Zimmermanns und einfacher Arbeiter begann, und dessen Energie, natürlichen Anlagen und untadelhaftem Charakter es gelang, sich zur Stellung eines allgemein geachteten Geschäftsmannes und Gutsverwalters emporzuschwingen. Züge von ihm finden sich in den Gestalten von Caleb Garth in Middlemarch, und Adam Bede; bestimmtere Erinnerungen im Abschnitt „Looking Backward" von „Theophrastus Such". Er war ein treuer Anhänger der englischen Staatskirche und der nationalen Monarchie, ein Tory, nach den zu Anfang dieses Jahrhunderts damit gedeckten Begriffen, der nach seiner Tochter Worten „die lärmenden Verkünder der revolutionären Doctrinen für ein Gemisch von Narren und Spitzbuben zu halten geneigt war und das Wort Regierung in einem Ton auszusprechen pflegte, der dem Kindesgemüth ehrfurchtgebietend sich einprägte, als gehöre es mit zur Religion, während ihr Gegensatz, der Ausdruck „Empörung", sich unheilverkündend auf die Thatsache zu beziehen schien, daß Satan der erste Rebell gewesen und damit eine nähere Untersuchung der Frage als überhaupt unstatthaft ausschloß."

Auf diese ersten Jugendeindrücke führt Mr. Croß in George Eliot's Biographie dasjenige zurück, was er als ihre latent-conservative Neigung bezeichnet und auf politischem Gebiet zu ihrer relativen Geringschätzung der liberalen, zu Gunsten der ihnen entgegengestellten volksthümlichen Principien führte, wie dies 1847 bei Erwähnung von D'Israeli geschieht, dem bei dieser Gelegenheit einmal eine ausnahmsweise milde Beurtheilung widerfährt. Während vom Vater noch als ein weiterer charakteristischer Zug hervorragende Körperstärke verzeichnet wird, erscheint die Mutter als eine Frau, die scharfen, praktischen Verstand mit gewinnender Herzenswärme vereinigte und ihrem Haushalt trefflich vorzustehen wußte. Die Worte ihrer Tochter:

„But were another childhood's world my share,
I would be born a little sister there,"

bezeugten später in dankbarer Rückerinnerung, daß ihrem sturmbewegten innern Leben ein heiterer, friedlicher Morgen vorherging.

Ein Wunderkind war übrigens Mary-Ann keineswegs. Sie entwickelte sich normal, lernte nicht ohne Schwierigkeit lesen, hing an ihrem, um drei Jahre älteren Bruder Isaak mit der heftigen, ausschließlichen Zuneigung, die das auszeichnende Merkmal ihrer Liebe blieb und sich poetisch verklärt bei Maggie Tulliver wiederfindet, in jenen ersten Jugendjahren aber vornehmlich im Wunsche Ausdruck fand, Spiele und Beschäftigungen des Knaben zu theilen. Einmal leuchteten aber doch die Verkündigungen der Zukunft in dieses Kindesleben herein. Es war im Jahr 1827, als ein befreundeter Nachbar der ältern Schwester von Mary-Ann ein Exemplar des damals auch noch den vollen Reiz der Neuheit besitzenden Romans „Waverley" brachte. Das Buch mußte zurückgestellt werden, bevor Mary-Ann es zu Ende hatte lesen können. Aber vom Zauber des unvergleichlichen Erzählers ergriffen, begann sie die Geschichte bis zum Punkt, wohin sie selbst gekommen war, aus dem Gedächtniß nachzuschreiben, bis die

erstaunten Eltern es ihr wieder verschafften. Die Erinnerung daran bewahrt das Motto zum siebenundfünfzigsten Capitel von „Middlemarch".

Die Gesundheit der Mutter, die seit der Geburt von Mary-Ann kränkelte, veranlaßte deren frühen Eintritt in die erste Schule, wo sie vom sechsten bis zum neunten Jahre verblieb, viel Kälte litt und des Nachts von Geisterfurcht gequält zu werden pflegte, zwei Tage jeder Woche aber sich zu Hause erholen und in Garten und Wirthschaft, auf Wiese und Feld nach Herzenslust mit den Geschwistern herumtummeln konnte. Das erste Buch, das sie ihr eigen nannte, „The Linnet's Life", das der Vater ihr gab, ist noch vorhanden. Es folgten die Aesop'schen Fabeln, Defoe, Rasselas, Bunian's, auch auf der dürftigsten englischen Bücherstelle selten fehlender „Pilgrim's Progreß". Im damaligen England, wie George Eliot es in „Felix Holt" geschildert hat, das 1814 zwei Dampfer besaß, und den Bahnzug mit Personenbeförderung, den ersten der Welt, nicht vor 1830 von Liverpool nach Manchester sandte, kam dem einzelnen Buch eine Bedeutung zu, die wir heute kaum mehr den Meisterwerken einräumen, und auch Mary-Ann Evans las ihre kleine Bibliothek wieder und wieder.

In ihrem neunten Jahre wurde sie mit ihrer älteren Schwester einer höheren Bildungsanstalt anvertraut, deren Leitung in der Hand von Erzieherinnen lag, die, zur evangelischen Partei gehörend, dieser Form der religiösen Lebensentfaltung mit voller Wärme sich hingaben, und die ihnen anvertraute Jugend in gleichem Sinne beeinflußten. Mary-Ann schloß sich einer ihrer Lehrerinnen, Miß Lewis, mit besonderer Hinneigung an, zeigte sich fromm-empfänglich für das religiöse Ideal, von dem nicht viel mehr als zehn Jahre früher auch John Henry Newman ausgegangen war; verbrachte aber dabei einen Theil ihrer Nächte mit Lecture, meist von Romanen, die sie zu theatralischen Vorstellungen und Charaden zur Unterhaltung der Ihrigen veranlaßten, sonst aber träumerisch stimmten und schon der Welt um sie her entfremdeten.

Auch dieses Erziehungsexperiment wurde bald wieder durch ein anderes ersetzt und das Mädchen nun in die Baptistenschule der Miß Franklins nach der kleinen Stadt Coventry gebracht. Dort war mehr Gelegenheit zur Erwerbung positiver Kenntnisse gegeben. Sie lernte Französisch, Deutsch, Latein, trieb leidenschaftlich Musik und verschloß sich der neuen religiösen Richtung, die ihr hier entgegentrat, eben so wenig als der vorhergehenden, so daß ihrem Biographen zum ersten Male die Bemerkung entschlüpft, wie die Eigenart ihrer chameleongleichen Natur schon damals zu Tage getreten sei. Wenige Monate nach ihrem Austritt aus dieser zweiten Erziehungsanstalt, Ende 1835, starb ihre Mutter; bald darauf heirathete die ältere Schwester, und der siebenzehnjährigen Mary-Ann fiel die Leitung des Haushaltes ihres Vaters zu. Sie entledigte sich der Aufgabe in musterhafter Weise, erstreckte sie auf die Sorge und Pflege der Kranken und Armen, und meinte lächelnd noch später, es sei ihr nie gelungen, über Staub und Unordnung sich gleichgültig hinwegzusetzen. Auch las, studirte und musicirte sie fleißig, so viel sie konnte, lernte dazu italienisch, versank aber unter der Trauer über den Verlust der Mutter und in der geistigen Vereinsamung, die sie umgab, in eine tief melancholische Stimmung, die weder in der rastlosen Arbeit ihrer Gedanken noch in der Art und Weise ihrer Erfassung religiöser

Pflichten ein Gegengewicht fand. In gesellschaftlichen Beziehungen sah sie eine Gefahr, in Vergnügungen eine Falle. Sie ärgerte den Bruder, „weil sie sich kleidete wie eine Eule“, und auch die erlaubtesten Zerstreuungen von sich wies. Bei Gelegenheit ihres ersten Besuches in London ging sie deswegen nicht ins Theater und in Bezug auf die Lecture von Romanen zögerte sie mit dem Bekenntniß nicht, wie diese ihr selbst geschadet, weil der Erfüllung ihrer täglichen Pflichten entzogen hätten. Wende man die Nothwendigkeit geistiger Erholung ein, so sei dagegen zu erinnern, daß die Wahrheit eigenthümlich und interessant genug, eigenthümlicher als erfundene Situationen sei. Sie beklagte in ihrer damaligen Stimmung Solche, die ihre irdischen Bande enger knüpften und vervielfältigten. Wie später die Heldin, in welcher sich so viel von ihrem jugendlichen Selbst wiederspiegelt, fühlte sie, „daß Stolz und Ungestüm bis in ihre Entsagung drangen. Ihr eigenes Leben erschien ihr wie ein Drama, indem sie entschlossen war, die ihr zufallende Rolle mit energischem Nachdruck zu spielen.“ Den tiefsten Grund der stürmischen Schmerzen, die ihr junges Herz bewegten, erkannte sie vollständig erst nachdem ihr die Fülle dessen zu Theil geworden war, was sie in der Jugend gewollt. Als ihr Gatte sie vierzig Jahre später zur Verfassung einer Autobiographie zu bestimmen suchte, entgegnete sie, das Einzige, was sie dabei zum Ausdruck zu bringen wünschte, wäre die Schilderung der Qualen, die sie bei dem Gedanken gelitten habe, ob es ihr wohl beschieden sei, etwas Tüchtiges, Bleibendes zu vollbringen. „Man mag es versuchen,“ so lesen wir in „Daniel Deronda“, „aber man wird doch niemals begreifen, was es heißt, die Kraft eines männlichen Genius in sich zu fühlen und die Sklaverei erdulden zu müssen, ein Mädchen zu sein.“ Sie bekannte, ein unersättliches Bedürfniß nach der Anerkennung ihrer Mitmenschen zu haben, nannte den Ehrgeiz ihre unwiderstehlichste Versuchung, und empfand schmerzlich den Mangel mitfühlenden Verständnisses.

Dazu kam, daß sie, wie die meisten Frauen, die äußerer Vorzüge entbehren, nur schwer an die Zuneigung Anderer für sich glaubte und fortwährender Beweise derselben bedurfte, um nicht an ihrem Bestand zu zweifeln, während andererseits die leidenschaftliche Wärme ihrer Empfindung sich mit kühleren Gegengaben nicht begnügte. Einem erprobten Freunde schrieb sie, ihr entschlüpfe fortwährend der Glaube an die Freundschaft, sie könne nicht anders, denn der Unglaube sei nun einmal in ihrer Natur. „Es ist eine meiner alten Schwächen,“ äußerte sie an einer anderen Stelle, „das gläubige Vertrauen in eine Zuneigung, die sich nicht äußert, zu verlieren. Wenn Freunde sich während längerer Zeit meiner nicht erinnern, so verfalle ich gewöhnlich in die Ueberzeugung, daß sie gleichgültig gegen mich geworden sind, oder aufgehört haben, mich zu lieben. Ich sage nicht, daß diese geistige Stimmung eine glückliche ist, allein sie könnte noch schlimmer sein. — Ich fühle mich wenigstens nicht genöthigt, die Abneigung zu erwidern.“

Mit einem durch den Einfluß der Jahre kaum gemilderten Bedürfniß nach stützender, inniger Sympathie und liebendem Schutze vereinigt, war eine solche Prädisposition die Vorverkünderin peinlichster Seelenkämpfe.

Miß Evans war einundzwanzig Jahre alt geworden, als durch Verheirathung ihres Bruders und die dadurch veranlaßte Uebersiedlung ihres Vaters vom Land

in die Stadt Coventry die äußere Wendung ihres Schicksals eintrat, die der nächste Anlaß zu einer endgültigen, inneren Umwandlung wurde. Bis dahin hatte sie jeder persönlichen Berührung mit höheren Bildungskreisen entbehrt. Jetzt, in der kleinen Provinzstadt, lernte sie die Familie des bekannten Bandfabrikanten Bray kennen.. Mr. Bray selbst war dabei auch Schriftsteller und entschlossener Freidenker, der sich von der Aussicht schließlicher Auflösung in Atome nicht den Genuß der Gegenwart beeinträchtigen ließ. Er war Schwager jenes Mr. Hennel, dessen Buch: „Inquiry concerning the Origin of Christianity", 1838, die Schlußfolgerungen von Strauß, zwar mit unzuverlässigem wissenschaftlichen Apparat, aber, wie der deutsche Gelehrte es hervorhob, mit um so praktischerem Verständniß dessen, was unmittelbar auf die Menschen wirkt, dadurch zu erreichen suchte, daß er, nach dem Vorbild eines berühmten anglikanischen Theologen, seine negative Kritik, wie dieser den Beweis des Glaubens, einem englischen Durchschnitts-Publicum möglichst plausibel zu machen suchte. Am 2. November hatte Miß Evans das Haus der Bray in der Absicht betreten, den Herrn desselben zum Glauben zurückzubringen. Am 13. desselben Monats bereitete ein Brief an ihre einstige Lehrerin und religiöse Erweckerin, Miß Lewis, diese darauf vor, daß ein vollständiger Umschlag ihrer Ueberzeugung unmittelbar bevorstehe und vierzehn Tage später war er so vollständig vollzogen, daß sie den Gleichmuth ihres Vaters durch die Weigerung trübte, ihn künftig in die Kirche zu begleiten. Einer der Wenigen unter ihren späteren Kritikern, dem sie das Lob ertheilt hat, er habe sie verstanden wie sie verstanden sein wollte, und zwar in Bezug auf „Romola" — R. H. Hutton — bemerkt bei Anlaß dieses schroffen, vornehmlich durch Hennell's Buch veranlaßten Ueberganges, daß es viel weniger seine Argumente oder Thatsachen, als vielmehr die von ihm gehandhabte, ganz untergeordnete Waffe der Ironie war, der sie sich widerstandslos ergab.[1])

Diese Eigenthümlichkeit wird nicht genügend durch den Umstand erklärt, daß im inneren Entwicklungsgang des jungen Mädchens die Brücke zwischen gelehrtem Dilettantismus und dem, wenn auch wohl niemals ganz schulgerechten und systematischen, so doch vielseitigen und immerhin staunenswerthen Wissen der späteren Jahre noch nicht geschlagen war, und soweit die Entscheidung, wie sie auch fiel, nur einen ganz subjectiven Werth beanspruchen konnte. Vielmehr kommt dabei eine ganz besondere geistige Anlage in Betracht, die zum Verständniß von George Eliot unentbehrlich ist. Sie bestand darin, daß sie ebenso empfänglich für persönliche Einflüsse als für negative Doctrinen prädisponirt, nicht minder skeptisch als bestimmbar war. Dieser Zug trat früh bei ihr zu Tage. Sie zählte kaum dreizehn Jahre, als die Schilderung des liebenswürdigen Atheisten in „Devereux" ihr Gleichgewicht nicht wenig durch die Erwägung störte, daß es zur Verwirklichung sittlicher Vollkommenheit der Religion nicht bedürfe. Es wurde entscheidend für sie, daß die erste, lang vergebens ersehnte Begegnung mit einer, ihrer bisherigen Umgebung überlegenen Bildung ihr die Versuchung nahe brachte, den Grund dieser nothgedrungen von ihr überschätzten Ueberlegenheit im Inhalt der Doctrinen zu suchen, die man bei den neuen Freunden zu Coventry

[1]) S. R. H. Hutton a. a. O. 376—378.

hochhielt. Sie that es so vollständig, daß, statt der Empfindung damit verbundenen Verlustes, dieser plötzliche Sprung vom christlichen Bewußtsein zu schattenhaftem Deismus, und bald darauf zum Aufgeben auch dieses Standpunktes für den vollständiger Negation, sie mit einem Gefühl wie von überströmenden Lebenshoffnungen und innerer Befreiung beseelte. Jahre später, 1848, war es noch so stark in ihr, daß sie vom Schriftsteller, der den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, äußerte: „Hätte ich ein solches Buch geschrieben, ich wäre gegen alle Pfeile von Göttern und Göttinnen gefeit. Ich würde sagen: „Alle diese Dinge rühren mich nicht mehr, noch achte ich meines Lebens", nun da ich eine solche Botschaft Gottes den Menschen überliefert habe . . . . . Das Buch ist voll des Witzes für mich. Es regt mich zu jener ausgesuchtesten Form der Heiterkeit an, die auf Befriedigung der Verstandesthätigkeit beruht." Sie machte keine Unterscheidung mehr „zwischen Poesie und Religion, which is the same thing".

Das Bewußtsein eines Kampfes und Gegensatzes im tiefsten Grunde menschlichen Erkennens schwand: „Die Leute reden unverständig genug von Entsagung. Als ob Tugend jemals für ein Wesen von sittlicher Vortrefflichkeit Entsagung sein könnte: für eine solche Seele läge die größte Qual im Widerspruch mit dem Gewissen, im Versinken in den Pfuhl der Niedrigkeit, des Betrugs, der Rachsucht und Sinnlichkeit."

Sie, die in die Betrachtung der sixtinischen Madonna wie in eine Vision sich versenken sollte, leugnete damals das Vorhandensein religiöser Begeisterung bei den größten der Künstler. Der Rückschlag der neuen Gesinnung auf die Politik erhob sich nicht über die Gewöhnlichkeit demokratisch-radicalen Vorurtheils. Sie erwartete Wunder vom Jahre 1848, stellte den „moustachiced sons" des ihr verhaßten Louis Philipp's unbedenklich den Anwalt politischen Mordes, G. Mazzini, entgegen, und klagte die gesellschaftlichen Zustände des Verbrechens an, „Männer und Frauen für die Hölle abzurichten".

Diese Bitterkeit in der politischen Auffassung schwand später fast vollständig. Dagegen mußte sich das Vorurtheil gegen die „Glücklichen der Welt" vom Augenblick an steigern, wo sie es ablehnte, dem Aesculap öffentlicher Sitte zu opfern, und sie hat es denn auch niemals der englischen Gesellschaft ganz verziehen, sie so lange ausgeschlossen zu haben.

Dem britischen Gentleman ist sie ebenso wenig gerecht geworden als seinem einst ebenbürtigen Collegen, dem englischen Priester. J. H. Newman, zu dessen Wort sie später ungestillte Sehnsucht und Verehrung hinzog, bot ihr 1851 durch sein Auftreten zu Gunsten der argbedrohten religiösen Toleranz nur „seiner geistreichen Satire wegen" Stoff zur Unterhaltung. Selbst zufällige Begegnungen mit ihr ganz unbekannten geistlichen Vertretern irgend eines christlichen Bekenntnisses veranlaßten spottende Bemerkungen von mehr als zweifelhaftem Geschmack. Sie ließ es nicht bei kühler Gleichgültigkeit bewenden, sondern erklärte, um einen Schritt weiter gehend, unbedenklich die Güter für relativ werthlos, die sie von sich gewiesen hatte. „Ich sage es jetzt und ein für allemal," äußerte sie 1847, „daß ich in meinem gegenwärtigen Verhalten durch ungleich höhere Motive und durch eine viel edlere Auffassung der Pflicht bestimmt werde, als dies jemals zur

Zeit der Fall war, wo ich dem evangelischen Bekenntniß angehörte." Ein schöner Brief von ihr an Miß Sarah Hennell, ihre intimste Freundin, empfiehlt Schonung der Ueberzeugungen Anderer, „damit nicht mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerottet werde". Allein die Zeit war noch fern, wo sie übte was sie predigte, und der Gedanke, mit welchem sie sich mit Vorliebe beschäftigte, war der, „die Ueberlegenheit der Tröstungen der Philosophie über jene der Religion" zum Gegenstand schriftstellerischer Thätigkeit zu machen.

II.

Der Zufall spielte ihr eine andere Aufgabe in die Hände. Einer Freundin zu Gefallen wurde Miß Evans die Uebersetzerin von Strauß. Studium des Lateinischen und Griechischen, selbst die erste Kenntniß des von ihr seitdem mit Vorliebe gepflegten Hebräischen, gewährten ihr die wissenschaftlichen Hilfsmittel dazu. In der Geschichte ihrer inneren Entwicklung blieb aber Strauß schon deswegen eine im Ganzen bedeutungslose Episode, als er von seinem damaligen Standpunkt aus nichts mehr bei ihr zu zerstören fand, und ihr bei fortschreitender Arbeit die Beschäftigung mit ihm mehr und mehr zur drückenden Last wurde, da sie sich, wie erzählt wird, dadurch erträglicher zu machen suchte, daß sie bei Uebersetzung der Passions-Geschichte den Blick auf das über ihrem Schreibtisch befindliche Crucifix zu richten pflegte. Man sollte denken, es wäre vielleicht zweckdienlicher gewesen, es zu verhüllen.

Auch der äußere Erfolg lohnte ihre Mühe nicht. Strauß erkannte die Sorgfalt der Uebertragung mit den Prädicaten „accurata et perspicua" an, aber das englische Publicum beachtete sie kaum. Die Generation, die 1846 in der ersten Entfaltung geistiger Vollkraft stand, hatte die Grundlage ihres Denkens und damit auch den Impuls zu ihrem Handeln vom entgegengesetzten intellectuellen Pol aus erhalten. In den begeisterungsfähigsten Tagen der Jugend waren ihr die Argumente des Glaubens und die Ansprüche der Autorität durch eine so seltene Vereinigung überlegenen Talentes und persönlicher Vorzüge vermittelt worden, daß selbst in den Fällen, wo das Einverständniß mit ihr nicht erhalten blieb, das Vorurtheil noch zu ihrem Gunsten fortbestand. Wer durch das Oxford von und nach 1833 gegangen war, der konnte, das bezeugt eine noch fortwährend im Wachsen begriffene Literatur darüber, die Losreißung von ihm nicht anders als mit den Worten nachempfinden, „es sei ihm fortan zu Muthe, als steuere er ins offene Meer" [1]).

Miß Evans gestand sich den literarischen Mißerfolg ihres Unternehmens, aber sie verlor sich darüber in keine müßigen Klagen. Ihre nächste Entwicklungsphase bezeichnete ein Lehrer von ganz anders verführerischer Gewalt als Strauß. Sie übersetzte Spinoza's „Tractatus theologico-politicus" und suchte im Verkehr mit ihm Wiedergewinnung der inneren Ruhe, die durch den Tod ihres Vaters schmerzlich erschüttert worden war. Das Leben hatte sie so vereinsamt, daß sie den Inhalt desselben ganz aus sich selbst gewinnen und dabei fürchten mußte,

[1]) J. H. Newman: „Apologia pro vita sua", Cap. IV, Schluß.

den Andern immer unverständlicher zu werden, obwohl sie sich nach einer Aufgabe wirklicher Hingebung sehnte. Im Jahre 1849 begleitete sie ihre Freunde Bray zum ersten Mal auf den Continent, und blieb allein in Genf zurück, wo ihre Beobachtungsgabe sich an neuen Elementen erproben konnte, ohne daß die gestaltende Kraft geweckt worden wäre. Ihre Mittel waren äußerst beschränkt, ihre Gesundheit dazu nicht die beste. Sie schrieb in spaßendem Ton von dort nach Coventry, für einen philosophisch geschulten Geist sei es tröstlich zu denken, daß, wenn man nichts mehr zu essen habe, man immerhin noch gegessen werden könne. Aber sie half sich selbstentsagend durch, fand ihr angenehme, sympathische Menschen, und brachte die Bemerkung einer Dame zu Papier, die von ihr urtheilte, sie besitze mehr Geist als moralisches Gefühl, „und noch einige andere, mehr wahre als angenehme Dinge", fügt Miß Evans hinzu.

In diese Zeit fällt eine Aeußerung von ihr, zunächst über J. J. Rousseau und George Sand, die das Vorhergehende verständlicher macht:

„Ich möchte mich klar darüber aussprechen," schreibt sie der Freundin, „daß die Schriftsteller, die mich am tiefsten beeinflußten, deswegen nicht im Geringsten Orakel für mich sind. Es ist vollkommen im Bereich der Möglichkeit, daß ich keine ihrer Doctrinen adoptiren, oder wünschen werde, meinem Leben eine von dem ihrigen ganz verschiedene Richtung zu geben .... Es ist mir z. B. ganz gleichgültig, ob ich in Bezug auf die Ehe mit ihr (George Sand) übereinstimme, ob ich die Anlage ihrer Bücher richtig finde oder annehme, daß sie überhaupt von keinem bestimmten Entwurf ausgegangen ist, sondern zu schreiben begann, wie der Geist es ihr eingab, und sich zur Schürzung des Knotens auf die Vorsehung verließ, was ich für das Wahrscheinlichere halte. Es genügt mir, um in ewiger Dankbarkeit „mich der göttlichen, in ihr geoffenbarten Macht" zu beugen, daß ich nicht sechs Seiten von ihr lesen kann, ohne zu fühlen, daß ihr die Macht verliehen wurde, die menschlichen Leidenschaften, ihre Folgen und einige der sittlichen Instincte und ihrer Tendenzen mit so viel Wahrheit, Unterscheidungsgabe, tragischer Gewalt und dabei doch wieder mit so liebevollem zarten Humor zu schildern, daß man mit dem eigenen, langsamen Denkapparat hundert Jahre leben und während dessen nicht so viel lernen könnte, als durch diese sechs Seiten ... Ebenso hat der Genius von Rousseau den elektrischen Strom durch mein intellectuelles und sittliches Wesen gesandt, der mir den Menschen und die Natur zu einer frischen Gedankenwelt umschuf. Und das, ohne mich einen neuen Glauben zu lehren, einfach dadurch, daß der mächtige Sturmwind seiner Inspiration meine eigenen Fähigkeiten so in Schwung gebracht hat, daß es mir möglich wurde, mir selber Gedanken zu gestalten, die bis dahin nur als schwankende Ahnungen in meiner Seele ruhten. Das Feuer seines Genius hat alle Begriffe und Vorurtheile so ineinander geschmolzen, daß ich zu neuen Combinationen bereit bin."

In demselben Briefe berichtet Miß Evans die Erwerbung eines Exemplars der „Nachfolge Christi", durch welche ein kühler Luftzug, wie von Klosterzellen streiche, „und der Wunsch erweckt werde, auf ein paar Monate ein Heiliger zu sein".

Mit so einfacher Unbefangenheit, wie es hier geschieht, hat Miß Evans nicht wieder in ihr Inneres blicken lassen. Vor dem, der Oberfläche zustrebenden künstlerischen Vermögen schweigen alle erzwungenen Interpretationen, alle bewußten oder unbewußten Sophismen entlehnter Systeme. Diesmal wenigstens handelt es sich lediglich um die Kunst, um den ästhetischen Genuß, unbekümmert um den Preis, den er kosten mag. Der sittliche Standpunkt, für den selbst die Heiligung des Lebens sich zum Experiment verflüchtigt, mag noch so anfechtbar sein: er ist nicht der geringste Theil jener Kraft, die sich sieben Jahre später und dann im Dienste subtiler Theorien und hoher Ideale, schöpferisch entfaltete.

Der Systeme, auf welchen sie sich aufbaute, hätte sie entbehren können. Ohne das geniale Kunstgefühl, das sie beherrschte, wäre sie undenkbar gewesen.

Zwischen dem Erwachen des vorgezeichneten Berufs und der Gegenwart lag jedoch noch eine weitere Etappe auf dem Wege der Speculation. Das Bedürfniß nach Niederwerfung aller intellectuellen Schranken, das Strauß nicht erschöpft hatte, befriedigte Feuerbach. Von Genf nach England zurückgekehrt, übersetzte sie das „Wesen des Christenthums" und fand sich durch die Theorie, die das Göttliche menschlicher Erfindung zuschreibt, alle religiösen Anschauungen auf irdische Wünsche, Sorgen und Bedürfnisse zurückführt und die Religion selbst nur als höchsten Idealismus gelten läßt, zur Verfassung einer Schrift „über den Gedanken eines künftigen Lebens" angeregt, die nie veröffentlicht wurde. Dieselben Gründe, die zur Nichtbeachtung der Uebersetzung von Strauß geführt hatten, veranlaßten, daß auch die Feuerbach's so ziemlich unbemerkt vorüberging. Miß Evans war noch mit ihm beschäftigt, als der Name desjenigen, dessen Einfluß ihre philosophische Weltanschauung bis zuletzt beherrschen sollte, der Name von Auguste Comte, zum ersten Male auftaucht. Sie citirt seinen Ausspruch: „Notre vie est composée de résignation et d'activité."

Inzwischen hatte sich in ihrer Lebensstellung eine neue Veränderung vollzogen, indem sie seit 1851 in die Redaction der „Westminster Review" eingetreten war, die das Vorrecht für sich beanspruchte, „den furchtlosesten und vorgeschrittensten Ideen der Gegenwart Ausdruck zu verleihen". Miß Evans blieb auf diesen Bahnen nicht zurück. Ihr erster Beitrag zur Zeitschrift bezeichnet „unsere Civilisation, und noch mehr unsere religiösen Begriffe, als eine anomale Verquickung lebensloser Barbarismen, die als ebenso viele Versteinerungen aus längst vergangenen Zeiten bis zu uns gekommen sind". Die künftige Erklärung aller Offenbarung beruhe in der Anerkennung unwandelbaren Gesetzes in der materiellen wie in der moralischen Welt, und einer naturnothwendigen Folgerichtigkeit, „die aller eigentlichen Wissenschaft zu Grunde liegt, während sie in unserer socialen Organisation, unserer Ethik und unserer Religion noch immer sträflich ignorirt wird".

Ihr, durch die neue Thätigkeit bedingter Aufenthalt in London brachte der an die Mitte des Lebenswegs gelangten Frau Gelegenheit, bedeutenden Männern zu begegnen. Sie nennt Emerson, den sie 1848 kennen lernte, „the first man I have ever seen". Cobden enttäuschte sie; mit Herbert Spencer, dessen Ruf begann, brachte sie ein beinahe täglicher Verkehr in Berührung, und er blieb ihr Freund bis ans Ende. Pierre Leroux nahm sie nicht ernst. Die Originalität von Carlyle wirkte mehr erfrischend als imponirend. Den Frauen gegenüber war das Urtheil von Miß Evans wohlwollend, und je nachdem der Anlaß sich bot, fand er sie zu freundschaftlicher Annäherung oder warmer Anerkennung bereit. Miß Martineau galt ihr 1852 als die einzige Engländerin, die der Kunst des Schreibens vollkommen mächtig sei. Charlotte Brontë, als Currer Bell ihre Vorgängerin im Anspruch auf die erste Stelle im Pantheon englischer Frauen, wo der Ruhm von Mrs. Browning das Niveau bestimmte, riß sie zu solcher Begeisterung hin, daß sie „Villette" noch wunderbarer als „Jane Eyre" nannte und in der Inspiration des Buchs „wie etwas Uebernatürliches" fand.

Die Gefahr weiblichen Schriftstellerthums im Allgemeinen durchschaute sie dagegen mit der ganzen männlichen Schärfe ihres Verstandes und meint, es sei geradezu wunderbar, wie noch Verleger zu finden seien, muthig genug, um für so schwache, falsche Darstellungen des Lebens und Charakters, wie die meisten, von Frauen geschriebenen Romane sie bieten, hohe Preise zu zahlen. „La carrière ouverte aux talents" beiderlei Geschlechtes, bemerkt sie an einer anderen Stelle, sei unzweifelhaft das Richtige. Ob aber „la carrière ouverte à la sottise", wenn einmal von allgemeiner Giltigkeit, sich mit dem gleichen Billigkeitssinn durchführen lasse, wolle sie zu entscheiden nicht auf sich nehmen. Die den Frauen so selten verliehene Gabe echten Humors erleichterte ihr die Ausübung eines Berufs, der ihr keine innere Befriedigung gewährte. Als der ihr befreundete, übrigens ganz talentvolle Schriftsteller Greg einst über die Inhaltlosigkeit der Recension eines seiner Bücher klagte, wiederholte sie die Aeußerung mit dem Bemerken: „Dreadfully true, since there was only all his book."

Zu ihrer Erholung las sie Shakespeare, Byron, Thackeray, Goethe, George Sand und Miß Austen. Sie suchte bei Aristoteles nach dem rechten Weg, „um in Besitz des höchsten Gutes zu gelangen und des erregbaren Empfindungsvermögens los zu werden, das schon mehr als den ihm zukommenden Antheil ihrer Nervenkraft verbraucht habe".

Allein sie konnte es nicht verhindern, daß die trüb-melancholische Stimmung, die sich nie vollständig und selten für längere Zeit bannen ließ, auf jene Tage ganz besonders ihren Schatten warf und ihr die Philosophie am nächsten lag, „daß es um das Leben eine schlimme Sache sei, die man so gut nehmen müsse, als man eben könne", bis endlich der Wunsch immer mächtiger in ihr wurde, ihrer Aufgabe und damit einer Atmosphäre zu entfliehen, „die ihr die Menschen in einem ungünstigeren, als dem gewöhnlichen Licht zeigte".

Der Wunsch erfüllte sich, wenn auch in unerwarteter Weise, im Sommer des Jahres 1854.

III.

Zu den Mitarbeitern der Westminster Review gehörte George Henry Lewes, ein Mann von ausgedehntem Wissen, bis zur Ruhelosigkeit gesteigerten geistigen Lebens und unzweifelhaftem Talent. Er lieferte zahlreiche Beiträge zur Tagesliteratur, war der Verfasser von zwei wenig gelesenen Romanen, literarischer Redacteur einer Zeitung und hatte durch sein bisheriges Hauptwerk, die „biographische Geschichte der Philosophie", einen gewissen, wenn auch keinen durchschlagenden Erfolg erzielt. Das Werk, durch welches er jedem, auch nur oberflächlich mit der Literatur über die classische Zeit bewanderten Deutschen bekannt ist, war noch unvollendetes Manuscript zu der Zeit, wo Miß Evans ihn, 1851, als Anhänger des in England vornehmlich von J. St. Mill vertretenen Positivismus kennen lernte. Nach der ersten, flüchtigen Begegnung erwähnt sie seiner „als der äußeren Erscheinung nach eine Art von Mirabeau in Miniaturgestalt", zwei Begriffe, die sich ausschließen, aber immerhin beweisen, daß er Eindruck auf sie gemacht hatte. Sie gestand aber, wie es scheint erst 1853, nicht nur andern, sondern auch sich, daß sie ihn lieb gewonnen und zwar ernsterer Eigen-

schaften als seiner glänzenden gesellschaftlichen Gaben wegen. Es kam ein Umstand hinzu, dessen sie nicht erwähnt, der aber wohl nicht zum wenigsten mit in die Wagschale fiel. Das Schicksal war hart mit ihm verfahren, seine Ehe seit zwei Jahren und zwar unter den für beide Gatten peinlichsten Umständen getrennt, und er mußte sich mit drei Knaben durch schwierige Verhältnisse durchkämpfen.

Während des Sommers 1848 hatte Miß Evans nach der Lecture von „Jane Eyre" die Worte niedergeschrieben: „Alle Entsagung ist gut, allein man möchte sie gern bei einem andern, als bei Anlaß des teuflischen Gesetzes sich entfalten sehen, das einen Mann mit Leib und Seele an einen verwesenden Leichnam kettet."

Nun stand sie — und zwar allein und unberathen — vor einem ähnlichen Problem.

Der Gewinn derjenigen, die einen höchsten Richter über sich anerkennen, liegt nicht in der Verheißung künftiger Belohnung, die im irdischen Leben sich nur als ein erhöhtes Maß von Entbehren und Entsagen äußert. Er ist vielmehr darin gegeben, daß diese Erkenntniß, sie von sich selbst befreiend, einem Gesetz unterwirft, dessen Pflichtgebot sie zu befolgen, aber glücklicher Weise nicht zu bestimmen haben. Dadurch erklärt sich die auf den ersten Blick befremdende Wahrnehmung, wie gerade die strengste moralische Disciplin die relativ glücklichsten Menschen heranbildet, während der höchste theoretische Begriff menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung, ins Praktische übersetzt, nur zu oft in Misanthropie und Entmuthigung endet. Die intellectuelle Entwicklung von Miß Evans ließ ihr in dieser Beziehung keine Wahl. Die Philosophie, welche die Idee der Gottheit zum Erzeugniß menschlicher Bedürfnisse und Wünsche umgesetzt hatte, konnte sich durch kein höheres Gesetz mehr für gebunden erachten, sondern war zur Feststellung des Begriffs von Recht und Unrecht auf sich selbst angewiesen.

Es blieb in Bezug auf die Ehe als sociale Institution die weitere Nothwendigkeit, sich mit der nationalen Anschauung und ihrem Ausdruck, dem englischen Recht, auseinanderzusetzen. Allein — immer nach der Theorie, welche Miß Evans zu der ihrigen gemacht hatte, — gewannen seine rein menschlichen Satzungen erst dann bindende Kraft für sie, wenn sich ihr subjectives Bewußtsein mit dem eben herrschenden englischen Sittlichkeitsbegriff in Einklang befand, so daß es sich in letzter Instanz darum handelt, wie denn sie selbst von der Ehe und von den durch sie auferlegten Verpflichtungen dachte.

In dieser Beziehung liegen, unmittelbar aus der Zeit nach getroffener Entscheidung, unseres Wissens zwei Aeußerungen vor, die eine direct, in einem Brief an Mrs. Bray; die andere indirect, bei Anlaß einer Kritik des Buches von Cousin über Madame de Sablé. In dieser letzteren, die sie im August 1854 zu Weimar schrieb, sagte sie:

„Es ist unzweifelhaft, daß Verbindungen, die in der vollen Entwicklungsreife des Gedankens und Gefühls eingegangen und ausschließlich auf innere Uebereinstimmung und gegenseitige Anziehung begründet wurden, dazu angethan waren, die Frauen in intellectuelle Sympathie zu den Männern zu bringen und ihren Antheil am politischen Drama zu vervielfältigen und zu steigern. Die Ruhe und Sicherheit des ehelichen Verhältnisses ist ohne Zweifel der Entfaltung der höchsten Eigenschaften bei solchen Personen günstig, welche bereits eine hohe Culturstufe erreicht haben.

Allein selten fördern sie eine Leidenschaft, stark genug, um alle Fähigkeiten zu Gewinn oder Bewahrung des geliebten Gegenstandes anzuspornen — Trägheit in Thätigkeit, Gleichgültigkeit in wärmste Theilnahme, Indolenz in Scharfblick umzuwandeln."

Erst ein Jahr später, im September 1855, verlangte sie von ihren Freunden Bray Tolerirung des Geschehenen.

„Leichte und leicht zu lösende Bande," schrieb sie ihnen, „sind weder was ich theoretisch wünsche, noch was praktisch im Bereich der Möglichkeit für mich läge. Frauen, die sich damit zufrieden geben, handeln nicht, wie ich gehandelt habe. Daß Jemand, der weder in weltlichem Vorurtheil noch in Aberglauben befangen und mit den thatsächlichen Verhältnissen genügend bekannt ist, meine Beziehungen zu Mr. Lewes unsittlich finden könne, wird mir erst dann verständlich, wenn ich mir vergegenwärtige, wie subtil und mannigfach die Einflüsse sind, welche die öffentliche Meinung bilden. Aber ich vergesse das nicht und gestatte mir keine lieblosen oder geringschätzenden Gedanken über Diejenigen, die uns verurtheilen, obwohl wir einigermaßen verschiedenes Verdict hätten erwarten dürfen."

Das ist alles, was Miß Evans für sich zu sagen fand, als sie, wie so richtig von ihr gesagt worden ist, den Irrthum beging, „a final resolve for a final conviction" zu nehmen [1]).

Befriedigung der Leidenschaft war es allerdings nicht, was sie höher stellte, als die Unauflöslichkeit der Ehe. Aber es hieß nicht weniger die Axt an die Wurzel des Baumes legen, dessen Früchte sie genießen wollte, als sie mit subtilerer Wendung, wenn auch nicht mit besseren Gründen, der Deckung geistigen Bedarfs den kategorischen Imperativ des Pflichtgebots opferte.

Auf der Höhe des Schaffens sollte George Eliot Marian Evans widerlegen. An der unvergeßlichen Stelle, wo Romola, von Florenz und dem entweihten Herd flüchtend, Savonarola begegnet, spricht er sie also an:

„Du willst einen neuen Namen und eine neue Stelle Dir suchen und keinem andern Gesetz als Deinem eigenen Willen Dich unterwerfen. Ich aber habe einen Befehl, Dir Einhalt zu gebieten. Meine Tochter, Du mußt auf Deinen Posten zurück. ... Ueber welches Unrecht willst Du Dich beklagen, wenn Du selbst das einfachste Gebot übertrittst, das Treue und Glauben zwischen den Menschen bedingt — Heilighaltung des gegebenen Wortes. — Du hast Dein Leben in Blindheit hingebracht, meine Tochter. Du hast Dich Jenen zugesellt, die abseits auf einem Hügel lagern und auf das Leben ihrer Mitmenschen herabsehen. Du suchst Deinen eigenen Willen. Du suchst ein Gut, das außerhalb des Gesetzes liegt, dem Du Gehorsam schuldest. ... Das Gute aber ist kein Gegenstand der Wahl [2])."

Derjenige, den Miß Evans sich zum Führer durchs Leben wählte, hatte ihr keine ähnliche Botschaft zu bringen. Jedoch auf seine Weise liebte er sie bis ans Ende und ersparte ihr wenn auch nicht bittere Erfahrungen, so doch die Enttäuschungen von Dorothea. Solche, die G. H. Lewes genau kannten, verschweigen nicht, daß er ein mehr als gewöhnliches Maß von Selbstsucht mit Mr. Casaubon gemein hatte [3]). Aber wirkliches Talent, unerschöpfliche geistige Frische, Empfänglichkeit und Energie besaß er in seltenem Grade. Die Gefährtin der letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens hat es als besonderes Verdienst von ihm gerühmt, daß er Meinungsverschiedenheiten mit Gleichmuth hinzunehmen und das Verdienst Anderer bereitwillig anzuerkennen vermochte. Den Manuscripten

[1]) S. R. Hutton a. a. O. S. 381.
[2]) S. George Eliot: „Romola", Bd. II, Reg. XX.
[3]) S. John Morley a. a. O.

ihrer Werke fehlte nie die Widmung „an den Gatten", deſſen Liebe der Segen ſei, der alles Andere möglich gemacht habe. Er hingegen ſprach von der Begegnung mit ihr als von einer inneren Wiedergeburt und, um ihr Dank und Liebe zu beweiſen, verirrt ſich der Poſitiviſt bis zum Wunſche „Gott möge ſie ſegnen".

Ueber Werth und Größe ſeines Antheils an ihrer Production iſt viel Widerſprechendes geſagt worden. Er und ſie haben wiederholt und aufs Beſtimmteſte erklärt, daß jedes für ſich, mit unbeſchränkter Freiheit die Verantwortung für ſeine Meinungen trage. Die bona fide abgegebene Erklärung beruhte nur theilweiſe auf Täuſchung. Als G. Lewes durch ſeines Freundes Herbert Spencer's Vermittelung Miß Evans kennen lernte, war ihre philoſophiſche Entwickelungsphaſe ſo gut wie abgeſchloſſen. Ja, es war beinahe ein Fortſchritt zu nennen, wenn die Annäherung an Comte, die bei ihr niemals bis zur vollſtändigen Heeresfolge ſich ſteigerte, die Jüngerin von Feuerbach zum Zugeſtändniß veranlaßte, „nicht das Vorhandenſein einer erſten Urſache, ſondern nur das werde geleugnet, daß eine ſolche Annahme die geeignete Grundlage für eine praktiſche Religion ſei. Denn vor Allem ſei es wünſchenswerth, perſönliche Anſprüche nicht zum Maßſtabe des Wahren zu nehmen." Ueber alle dieſe Fragen aber dachte Mr. Lewes nicht anders, ſondern, wenn möglich, nur noch verneinender als ſie, ſo daß der Unterſchied zwiſchen ihnen nicht im Maße der Negation, ſondern nur in ihrer Rückwirkung lag, die ſich beim Mann zuweilen bis zu übermüthiger Zerſtörungsluſt, bei der Frau bis zu dumpfer Schwermuth ſteigerte. Während alſo die Beiden im Hauptpunkt zu ſehr übereinſtimmten, um ſich zu ergänzen, waren ſie andererſeits durch die äußeren Lebensverhältniſſe wieder ſo ausſchließlich auf einander angewieſen, daß ihre Exiſtenz oft Monate lang keine anderen Zwiſchenfälle kannte als ſolche, die ihren eigenen Ideen das Entſtehen verdankten. Als ihr Verleger Blackwood von den erſten lauten Zeichen öffentlicher Anerkennung berichtete, verglich ſich G. Eliot mit einer tauben Perſon, der man plötzlich ins Ohr rufe, die Geſellſchaft um ſie her ſei während der letzten halben Stunde damit beſchäftigt, ihr verbindliche Dinge zu ſagen. Sie lebte, wie ſie ſich ausdrückt, „in a dual solitude", die durch geſteigerte Anſprüche an ihre Zeit, eine niemals ſtarke Geſundheit und dem Bedürfniß nach äußerer Ruhe zur inneren Concentration, auch dann nur verhältnißmäßig ſelten unterbrochen wurde, als ihr Ruhm die Schranken ihres Privatlebens durchbrochen hatte. Dazu kam, daß ſie jede directe Berührung mit dem Publicum und das Urtheil der Menge peinlich, die literariſche Kritik, da wo ſie unverſtändig lobte, nicht minder, als wo ſie unbillig tadelte, „wie einen kalten Luftzug" empfand, den Mr. Lewes dadurch abſperrte, daß er mit ſehr ſeltenen Ausnahmen alle Beſprechungen ihrer Werke von ihr fern hielt. Wie nicht anders zu erwarten, iſt die abgewieſene Kritik deswegen ſtreng mit ihm ins Gericht gegangen; ſelbſt zu ſtreng, wollte ſie ihn nur dafür, und nicht für die tiefer liegenden Urſachen verantwortlich machen, die das künſtleriſche Geſtaltungsvermögen George Eliot's vom Höhepunkt ſeines Zuſammenhangs mit der Wirklichkeit in „Adam Bede" bis zu den fern liegenden Chimären von „Daniel Deronda" herabdrückten.

Dagegen entwickelte ſich in der raſtlos bewegten geiſtigen Atmoſphäre, mit welcher er ſie umgab, der Genius von George Eliot nicht nur bis zur äußerſten

Leistungsfähigkeit, sondern er gewann, wohl vornehmlich mit durch sie, den eigenthümlichen Reichthum an illustrativen Thatsachen, an den mit unübertrefflichem Feingeschmack gewählten Citaten, die im Text von „Middlemarch“ oder „Romola“ wie in einfach-edle Fassung gebrachte Edelsteine sich abheben. Die physiologischen Studien von Lewes brachten sie in dem Augenblick, wo der Beginn ihrer literarischen mit der wissenschaftlichen Thätigkeit von Darwin sich begegnete, in steten Contact mit den auf den Schild gehobenen Naturwissenschaften. Dabei ging ihr Lewes als nützlicher Berather bei ihren historischen Studien an die Hand, erhielt sie in Berührung mit dem besten Geist der Alten, vermittelte ihr die europäische Tagesliteratur und brachte ihrer eigenen Production nicht nur verständnißvolle, sondern auch begeisterte Theilnahme entgegen. Solche Vortheile wiegen den Vorwurf auf, als seien die Schwerfälligkeiten und Pedanterien, das Gesuchte und Affectirte „le style alambiqué“, um mit John Morley zu reden, in den Schriften von George Eliot auf Rechnung von Lewes zu setzen. Wobei noch zu erinnern ist, daß die Spur davon ebenso sehr in Briefen aus der Jugendzeit, als in den Erzeugnissen des späteren Alters sich findet.

Das Leben der Beiden war ganz so eingerichtet, daß möglichst viel geleistet werden konnte. Häufige Reisen, meist nach Deutschland und Italien, zuweilen nach Frankreich, und stets wechselnde Landaufenthalte in der Heimath verwertheten sie theils zu speciellen Studien, theils zur Wiedergewinnung der physischen Kraft, welche die Lösung neuer Aufgaben erforderte. Die Bemerkung von George Eliot, daß wenige geistige Erzeugnisse ohne den Druck äußerer Verhältnisse entstanden wären, ist ein Stück Selbsterfahrung. Die Verpflichtungen, die auf ihr und Mr. Lewes ruhten, ließen ihnen kaum das Nöthige; denn er hatte für drei Söhne und für ihre Mutter zu sorgen und nannte nur sein, was er mit der Feder erwarb. George Eliot's kühnste Wünsche waren noch 1856 auf ein gemüthliches Häuschen im Grünen, dazu einige Kühe und den Besitz eines Hundes gerichtet. Es vergingen Jahre, bis sie das vom Schicksal erzwang. Sie mußte ruhelos eine häusliche Niederlassung mit der andern vertauschen, die peinlichsten Erfahrungen über sich ergehen lassen und die Welt ausschließen, um nicht von ihr ausgeschlossen zu werden, obwohl die dankbare, fast bittend anschmiegende Erwiderung der Freundschaft, die ihr später edle Frauen entgegenbrachten, erst erkennen ließ, wie schmerzlich sie den Mangel gefühlt haben muß. Wie denn überhaupt das System von Mr. Lewes da am Fühlbarsten zusammenbrach, wo es sich nicht mehr um Befriedigung intellectuellen Bedürfnisses, sondern um inneren Trost und Erholung handelte. Nachdem seine Lebensgefährtin den ganzen Morgen gearbeitet hatte, pflegte sie ihm während drei Stunden täglich laut vorzulesen und sich darüber zu beglückwünschen, daß ihre Brust es zuließ. Oder sie ging ans Clavier und spielte Abende hindurch für ihn Mozart, Schubert, Mendelssohn, wenn sie sich nicht — wohl in den glücklichsten Stunden — in den Liebling, in Beethoven vertiefte.

Der Bogen aber blieb immer gespannt, und darüber ging die Fähigkeit verloren, sich nicht nur theoretisch, in ihren Schriften, sondern auch im praktischen Leben mit alltäglichen Verhältnissen und im Verkehr mit den Durchschnittsmenschen zurecht zu finden, die keine geistige Sonderstellung zu beanspruchen

haben. Um George Sand, in ihren arbeitsamsten Tagen, spielten fröhliche Kinder; Freunde kamen und gingen, ihr gastliches Dach genügte oft kaum, sie aufzunehmen. Dabei fand sie Zeit zu anmuthigen, ungezwungenen Briefen, zu Scherz und Spiel, zu hilfreicher Thätigkeit, so daß nach ihrem Tode der katholische Pfarrer des Dorfes der Vorsehung der Armen den Segen in die Gruft nachrief, den die Frau nicht beanspruchen konnte. Das Werk von Charlotte Brontë entstand im Verborgenen, während der kurzen Stunden, die sie aufreibenden Pflichten abzuringen vermochte, und in deren Erfüllung sie im einsamen Pfarrhaus auf der Haide, wie ein Held auf dem Schlachtfeld, in ein frühes Grab sank[1]).

George Eliot dagegen empfand die Geselligkeit, als die Bewunderung einmal über die conventionellen Rücksichten gesiegt hatte, doch nur als Zwang. „Wenn das Vollgefühl gethaner Pflicht zur angenehmen Belebung eines Abends genügte," schreibt sie einmal in fast komischer Entmuthigung, „wer verdiente einen derartigen Erfolg dann besser als ich, die innerlichen Schauder unter innerlichem Lächeln verbirgt und mit einer, wie mit Blei beschwerten Zunge weiterspricht." Von ihrer Conversation, die fast immer auf den Dialog beschränkt blieb, ist gesagt worden, „qu'elle s'écoutait, quand elle parlait"[2]). Ihre zur Kenntniß ihrer Persönlichkeit ganz unentbehrlichen Briefe, geistreich wie Alles, was von ihr herrührt, sind vorwiegend lehrhaft und moralisirend, selten ganz natürlich, beinahe nie unterhaltend. Einer ihrer Biographen, der durch die Erfahrung gegangen war, erinnert sich selbst ihrer Einladungen zu Tisch als ernster Verpflichtungen für den Gast und die Hausfrau. Es war ihr heiliger Ernst damit, den drei Knaben von Mr. Lewes Mutter zu sein. Zwei derselben pflegte sie bis zuletzt, als sie nach Hause kamen, um zu sterben. Der Ueberlebende wurde ihr Erbe. Aber die Zeit des Uebertritts der jungen Leute von der öffentlichen Schule ins öffentliche Leben berechnete sie doch Jahre vorher als die befreiende Stunde für sich und Mr. Lewes, und Festfreude hat ihr Haus doch wohl eigentlich nie gekannt. Das ganze Leben war an eine große Aufgabe gesetzt: scheitern durfte sie nicht.

Im Jahre 1854 war Lewes, hauptsächlich wegen Vollendung der Goethe-Biographie, mit ihr nach Deutschland gegangen. Sie blieben einige Monate in Weimar, dann in Berlin. In späteren Zeiten hat George Eliot uns Deutschen das Zeugniß ausgestellt, wir verständen vortrefflich zu lesen. Damals, bei der ersten persönlichen Bekanntschaft mit uns, fiel es ihr auf, daß sie während der sieben Monate ihres Verweilens auf deutschem Boden keinen guten Witz, nicht einmal ein treffendes Wort zu hören bekam. Heine selbst, dem sie eine Studie widmete, überzeugte sie nur halb vom Gegentheil. Von den Lebenden lernte sie Strauß, Varnhagen, Rauch, Gruppe, Stahr, Fanny Lewald und Liszt, später in München Liebig, Geibel, Heyse, Bodenstedt, Bluntschli, Löher, Carrière und Siebold kennen. Lewes sah Eckermann, „bevor er zu sterben vollendet hatte" und empfing so die letzten Eindrücke der großen Zeit, während seine Gefährtin, mehr als mit den Lebenden, mit den Todten verkehrte. Im „Nathan" entlockte Döring

[1]) S. Mrs. Gaskell: „Life of Charlotte Brontë".
[2]) S. John Morley a. a. O. S. 242.

ihr Thränen. In Weimar versenkte sie sich in Goethe. Die Darstellung verschiedener, seiner Dichtung entnommenen Gestalten erfüllte sie unter seinem Dach mit der prophetischen Sehnsucht, einst auch eine poetische Welt sich zu erwecken. Nach England zurückgekehrt, begrüßte das Paar im Herbst 1855 der erste Erfolg. Er galt der Goethe-Biographie. Bis dahin waren die Beiden sich wie unbekannte Größen gegenübergestanden; denn die Gewißheit, „daß sie mehr sei als ein Talent", erweckte in Lewes erst der Artikel über Cunning in der „Westminster Review" vom August 1855. Nun konnte er selbst im Licht des Olympiers fortzuleben hoffen. Der Höhepunkt seines Schaffens war erreicht. Es dauerte noch ein volles Jahr, dann begann das ihrige mit dem Entschluß „to begin my fiction-writing".

Ihre letzte kritische Arbeit galt den schriftstellernden Damen: „Silly Novels, by Lady Novellists".

IV.

Drei Monate später übersandte George Henry Lewes dem schottischen Verleger J. Blackwood die „Traurigen Schicksale des ehrwürdigen Amos Barton" als die erste der Novellen aus dem Cyklus „Scenes of Clerical Life". Er bezeichnete sie als das Werk eines Freundes, der sich George Eliot nenne, und in Bezug auf Humor, Pathos und Beobachtungsgabe mit Goldsmith zu vergleichen sei. Die Scenen erschienen in „Blackwoods Magazin" im Lauf von 1857 und errangen, wenn auch keinen durchschlagenden Erfolg im Publicum, so doch die Anerkennung der competentesten Richter, unter Anderen die des Meisters Thackeray, dessen Urtheil George Eliot sich erbitten ließ. Er hielt an der männlichen Autorschaft fest. Der bewundernde Dickens dagegen errieth unter dem Pseudonym eine Frau.

Da folgte 1859 das Buch, das vielleicht unter allen ihren Werken und als Ganzes betrachtet, den größten Anspruch auf Meisterschaft hat: „Adam Bede". Das Urtheil von Mrs. Carlyle über George Eliot's Erstlingsgabe: „ein menschliches Buch, aus dem lebendigen Herzen heraus geschrieben", galt noch viel mehr von diesem Roman, der den Rechtstitel des Verfassers auf die ihm gegebene Bezeichnung „der weibliche Shakespeare" wie kein anderer begründet. Denn er enthält die lebenswahrsten ihrer Schöpfungen, die verhältnißmäßig größte Zahl ihrer zu Sprüchwörtern gemünzten Regeln der Lebensklugheit und Aeußerungen des Humors, und das Jahr war nicht zu Ende, so widerfuhr der köstlichen Mrs. Poyser die wohlverdiente Ehre, im Parlament citirt zu werden.

Die Art und Weise seines Entstehens entsprach dem triumphirenden Erfolg des Buchs. George Eliot begann es in Richmond, arbeitete in München weiter, vollendete den zweiten Band in Dresden, innerhalb des kurzen Zeitraumes von sechs Wochen, den dritten während der gleichen Frist zu Richmond, und in einer jener beglückenden Stimmungen, „in welchen es ihr schien, als sei sie das bloße Werkzeug des Geistes, der durch sie redete" und der sie später auch die Inspiration zur Begegnung zwischen Rosamund und Dorothea in „Middlemarch" verdankte.

Ein anglikanischer Geistlicher und warmer Bewunderer der „Bilder aus

dem Leben der Geistlichkeit" hatte nach ihrer Veröffentlichung an den ihm unbekannten Autor die scharfblickende Frage gerichtet, „ob er immer gleich natürlich bleiben werde?" und hinzugefügt: „That is the doubt." Nun, als der Augenblick kam, sich von den ihr liebgewordenen Gestalten zu trennen, kam ein ähnlicher Zweifel über George Eliot, und auch sie fragte sich, „ob es ihr jemals gelingen werde, wieder ein so wahres Buch wie dieses, aus innerster Seele entsprungen, zu Stande zu bringen". Noch wußte Niemand als seit Kurzem ihr Verleger und die einzige Freundin, die es errathen hatte, das Geheimniß ihrer Autorschaft, bis ein plumper Fälschungsversuch sie den Schleier zu lüften zwang. Als im folgenden März 1860 das vollendete Manuscript von „the Mill on the Floss" an Blackwood übersandt wurde, war „Adam Bede" in 16,000 Exemplaren durch die siebente Auflage gegangen. George Eliot reiste mit Mr. Lewes in Italien, während die indessen über ihren wahren Namen aufgeklärte Kritik sich von der ungeahnten Ueberraschung zu erholen begann, um den Erfolg ihres neuesten Werkes zu bestätigen. In Bezug auf Feinheit der Charakteristik und psychologische Vertiefung steht „Die Mühle auf dem Floß" kaum einem ihrer Romane nach, aber sie übertrifft manche derselben an dramatischer Wirkung, harmonischem Gesammteffect und den untergeordneteren Vorzügen, die das Durchschnittspublicum in dieser Kunstgattung sucht.

Die erste Andeutung, daß ihr Größeres vorschwebte, enthält 1860 ein aus Florenz an Blackwood gerichteter Brief. Zwischen dieser Vision von „Romola" aber und dem Festhalten der noch schwankenden Gestalten producirte sie „als die Frucht plötzlicher Eingebung" nach einer Zeit tiefer, zum Theil durch vorläufige Verlegung ihres bleibenden Aufenthaltes nach London hervorgerufener Melancholie die psychologische Novelle: „Silas Marner, der Weber von Ravelop", sprachlich ein Meisterstück und so poetisch gedacht, daß sie eine Zeit hindurch gesonnen war, diese Dorfgeschichte in dichterische Form zu kleiden.

Mit „Silas Marner" schließt der erste Theil von George Eliot's schriftstellerischer Thätigkeit. Form und Inhalt der Kunstwerke, die sie im kurzen Zeitraum von kaum fünf Jahren geschaffen hatte, waren dem heimathlichen Boden, dem bekannten Rahmen englischer Landschaftsbilder und kleinstädtischen Lebens, den ersten Eindrücken und Erinnerungen der Jugend, den politischen und religiösen Strömungen, Ueberlieferungen und Zuständen zu Anfang dieses Jahrhunderts entnommen. Keine ihrer Gestalten ist die Copie einer lebenden Person, aber die meisten weisen Züge der Aehnlichkeit, Mrs. Poyser mit ihrer Mutter, Adam Bede mit Mr. Evans, dem Vater, Tom Tulliver mit ihrem Bruder Isaak, seine Schwester Maggie mit ihr selbst auf. Die Beziehungen der begeisterten Methodistin Dinah Morris zu Hetty Sorrel sind wirklichen Erlebnissen der Tante von George Eliot, einer Schwester ihres Vaters, nacherzählt[1]). Den Ideenkreis, von welchem sich ihre Ueberzeugungen losgesagt hatten, brachte ihr das ästhetische Bedürfniß zurück und die treuesten Anhänger der alten Ordnung erschienen ihr als die besten Verkünder der neuen Lehre, die sie vermitteln wollte. Sie täuschte darin die Kritik so vollständig, daß diese in den „Bildern aus dem

[1]) S. „George Eliot, her Life and Writings", Westminster Review, 1881, 154.

Leben der Geistlichkeit" das Werk eines Mitglieds des anglikanischen Clerus zu erkennen glaubte[1]), und andererseits empfanden Diejenigen, die so dachten wie sie, es nahezu als Beleidigung, daß in ihren Romanen keinem Apostel der eigenen Doctrinen der Auftrag, sie zu predigen, ertheilt ist[2]). Sie dachte anders, und schöpfte aus der absoluten Emancipation des Gedankens, das Recht vollständiger Objectivität in der Kunst.

Das Lieblingsbuch von Comte war die „Nachfolge Christi". George Eliot legt das Beste, was sie zu sagen hat, nicht auf die Lippen von Spinoza, sondern auf jene von Savonarola. Nicht etwa weil das Christenthum des reformatorischen Mönches ihr höher stand, als der Pantheismus des Philosophen, denn im letzten ihrer Romane wird Lessing mißverstanden, und sein zweifelhafter Held, Daniel Deronda, vom Christen zum Juden; sondern vielmehr deshalb, weil sie die Religionen als bloße Systeme und Offenbarungen menschlichen Geistes nach dem Maß ihres ethischen Einflusses und poetischen Werthes schätzte. Die Toleranz, die zu erwecken der positivistischen Doctrin wohl kaum gelungen wäre, bot sich ihr als die Frucht des schöpferischen Vermögens. „Adam Bede" war im Entstehen begriffen, als sie schrieb: „Wenn ich mich selbst recht begreife, ist meine Ironie, nicht gegen Meinungen, gegen irgend eine Schule religiösen Denkens, sondern gegen die Fehler und Schwächen der menschlichen Natur in jeglichem Gewand gerichtet . . . Ich möchte nicht aggressiv erscheinen . . Es freut mich, daß es Tausende von guten Menschen auf der Welt gibt, die sehr entschiedene Ansichten haben und ihr Mögliches thun, sie Andern mitzutheilen . . . . Unser sittlicher Fortschritt ist nach dem Maß zu messen, in welchem wir mit den individuellen Freuden und Leiden sympathisiren."

Noch unter dem Eindruck des ersten Gelingens, dessen Höhe das Lob von Thackeray nach dem Erscheinen von „Adam Bede" in der „Times" mit den Worten bestimmte, „es sei ein Stern erster Größe am Himmel der englischen Literatur aufgegangen", und dessen bescheidnere Form der Anerkennung die glänzenden Anträge amerikanischer und englischer Verleger brachten, empfand George Eliot das unwiderstehliche Bedürfniß, noch etwas Anderes zu leisten, als das Höchste in einer Kunstform, die ihrem ganzen Wesen und ihrer Bestimmung nach nicht nur „Waverley" oder die „Promessi Sposi", sondern auch „Lelia" oder „Madame Bovary" als Meisterwerke anzuerkennen hat. Das Gefühl, daß weder die leichte Barke der Novelle, noch das schlanke Fahrzeug des Romans, deren Flagge nach der Farbe der Zeit wechselt und die nicht mit dem Ballast der Reflexion überfrachtet werden dürfen, ihrem Zwecke ganz entsprachen, veranlaßte die fünfundvierzigjährige Frau, in der „spanischen Zigeunerin", in „Jubal", in „Agatha" um den Kranz zu werben, der die junge Stirn berührt haben muß, um ewig fort zu grünen. Diese Versuche beschränkten sich auf das Majestätische in der Absicht und den Wohlklang in der Ausführung[3]).

Aber bei George Eliot wuchs die Ueberzeugung, daß sie eine Mission erfüllen,

[1]) S. „G. Eliot's Novels", Quarterly Review, 1860, S. 471.
[2]) S. „George Eliot, her Life and Writings", Westminster Review 1881, S. 189.
[3]) S. John Morley a. a. O. S. 256.

eine hohe, sittliche Aufgabe lösen müsse, sollte der brennende Schmerz ihrer Jugend nicht umsonst gelitten worden und das Leben doch nur ein ebenso folterndes als zweckloses Räthsel sein.

V.

Während ihr Namen die Runde durch die gebildete Welt machte, fragte sie sich beklommen, fast verzagend, ob denn ihre Kraft ausreichen werde, das ihr auferlegte Werk zu Ende zu führen?

Welcher Art es sein müsse, um ihrem Leben und ihrer Kunst die veredelnde Weihe zu geben, wurde ihr selbst immer klarer.

„Meine künstlerische Neigung," schrieb sie 1857, „ist durchaus nicht auf die Schilderung heroischer Charaktere, sondern vielmehr darauf gerichtet, Menschen von gemischten Anlagen so darzustellen, daß ihnen schonendes Urtheil, Milde und Sympathie zugewendet werden können.... Wenn die Kunst nicht zur Entwicklung menschlicher Theilnahmsfähigkeit beiträgt, so hat sie in sittlicher Beziehung überhaupt nichts gethan .... Die Wirkung, die einzige, die ich aufs Sehnlichste durch meine Schriften hervorzurufen wünsche, ist, daß Diejenigen, die mich lesen, besser im Stande seien, sich die Freuden und Leiden Solcher vorzustellen und sie mitzufühlen, die in Allem verschieden von ihnen sind, nur nicht in der einen Thatsache, gleich ihnen kämpfende, irrende, menschliche Wesen zu sein."

Und an anderer Stelle begegnet sie einer Kritik von Bulwer über die „Mühle am Floß", welche die Beziehungen Maggie's zu Stephen betraf:

„Wenn die Ethik der Kunst die wahrheitstreue Schilderung eines Charakters nicht zuläßt, der von Grund aus edel, aber doch eines großen Irrthums fähig ist, und zwar eines solchen, den sein eigener Seelenadel als um so größere Pein empfindet, dann, scheint es mir, sind eben die Schranken dieser Ethik zu eng gezogen und müssen im Verhältniß zu einer stets wachsenden Psychologie erweitert werden."

Sie nahm es ergeben hin, daß der Traum ihrer Jugend, der Wunsch, etwas Unsterbliches zu schaffen, als er sich erfüllt hatte, keine freudige Empfindung mehr brachte, und, wie sie es ausdrückte, „der Ruhm, der Gold versprochen hatte, nun in Silber zahlte"[1]. Auch waren die Tage längst vorüber, wo der Uebergang zum Atheismus ihr als Gewinn erschienen war. Die pantheistische Weltanschauung traf der in ihren Augen unverzeihliche Vorwurf „in moralischer Indifferenz zu enden"[2]. Den Deismus bezeichnete sie „als das incohärenteste aller Systeme". Gegen das Christenthum hatte sie keine andere Einwendung als seinen Mangel an Evidenz[3]. Es galt ihr als höchstes Loos, im Besitz positiver Ueberzeugungen, — „definite beliefs" — zu sein, und der Bitte einer Freundin, vorhandene religiöse Ueberzeugungen zu schonen, erwiderte sie mit jener, ihr nie wieder Aehnliches zu sagen. Nichts liege ihr so fern. Denn für Freidenker als solche besitze sie geringe Sympathie und alles Interesse am bloßen Antagonismus zu religiösen Doctrinen habe sie verloren[4]. Jede Selbsttäuschung aber wies sie zurück:

---

[1]) „The Moral Influence of George Eliot, by One, who knew her." Contemporary Review February 1881, S. 184.

[2]) S. „George Eliot: Life and Writings." Westminster Review, 1881, S. 192.

[3]) S. „The Moral Influence of George Eliot," etc. a. a. O. S. 181.

[4]) S. Cross: „Life of George Eliot", Tauchnitz Edition IV, 117. III, 135—136.

„Diejenigen, welche die Kraft haben zu warten und auszuharren," sagt sie, „sind verpflichtet, keine Formel zu unterschreiben, die nicht ihre ganze Seele — der Geist sowohl als die Empfindung, mit voller Verehrung aufnehmen könne. Der höchste Beruf und die wahre Auserwählung liegen darin, sich — ohne Opium zu behelfen, und das ganze Weh des Daseins mit bewußter, klarsehender Ausdauer zu tragen [1])."

Das war ihre Paraphrase des Wortes: „Die Botschaft hört' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube", das unserem ganzen, zwischen trübem Zweifel und unbestimmter Sehnsucht sich erschöpfenden Jahrhundert zum Motto dienen könnte.

Die Originalität von George Eliot besteht darin, daß sie es versucht hat, der trostlosesten aller Doctrinen, dem vollständigen Atheismus, eine andere, als die pessimistische Lösung zu geben. „Ich will kein Optimist genannt werden," sagte sie einst. „Wenn Sie aber die Bezeichnung „Melioriſt" für mich erfinden wollen, so werde ich nicht sagen, Sie hätten mich unter einem falschen Namen gerufen [2])." Wenn der Begriff von Gott nur die Verklärung eines menschlichen Vollkommenheitsideals, Religionen nur Entwicklungsstadien der Menschheit sind, dann bleibt, als das einzig Greifbare und Wirkliche, nur diese Menschheit selbst und „unsere Frömmigkeit wird dann die beste sein, wenn sie, statt einer erträumten Vollkommenheit, sich der unvollkommenen Wirklichkeit zuwendet [3])." Denn der wahre Mensch ist der Durchschnittsmensch, wie die brauchbarste Tugend die alltägliche ist. „Die andere, die ideale und heroische, leuchtet in kurzen Augenblicken auf und erfordert, daß der Mensch, um sein Werk nicht wieder zu verderben, sterbe."

Im Lichte dieser Auffassung erhellt sich der zweite, „Romola", „Felix Holt", „Middlemarch", „Daniel Deronda" umfassende Abschnitt der Lebensaufgabe von George Eliot zum verständlichen Bilde. Ihren Lieblingsgestalten könnte sie zurufen: „Soyez extraordinaires à force d'être ordinaires." Bereits in „Adam Bede" ist darauf hingewiesen, daß das tiefste Pathos, die wunderbarsten Mysterien der menschlichen Natur in Existenzen verborgen liegen, die sich nicht über das Gewöhnliche, Tagtägliche zu erheben scheinen und von welchen die Nachbarschaft, wenn sie gefragt würde, kaum etwas zu sagen wüßte. In der Rückkehr zu rein menschlicher Theilnahme am Schicksal eines Kindes findet Silas Marner einen Ausweg aus dem Labyrinth trostloser Selbstsucht. Als die Grundlage alles sittlich Guten wird der Segen einer glücklichen Ehe gepriesen [4]).

In „Felix Holt" trifft die Geißel der Satire Diejenigen, „die ohne bestimmte Begabung für etwas Endliches, eine vage Ahnung davon haben, daß das Unendliche für sie das Richtige sei." Unter den Beiträgen von George Eliot zur classischen Prosa der Welt übertrifft wohl keiner den Schluß von „Middlemarch", wo die edelste ihrer Frauen, die wie die heilige Theresia begann, als Gemahlin von Ladislaw einer Zukunft überlassen wird, die uns kaum weniger für sie beunruhigt, als das nahezu tödtliche Experiment mit Casaubon.

---

[1]) S. Cross: „Life", IV, 84.
[2]) S. Edith Simcox: „George Eliot". Nineteenth Century, May 1881. S. 787.
[3]) S. Cross: „Life", IV, 116, 139, 140. II, 58.
[4]) S. Cross: „Life". IV, 144 und 48.

Was die Theorie von George Eliot vermag, und was sie nicht vermag, liegt in „Romola“ geborgen. So wie an dieser hing sie an keiner andern ihrer Schöpfungen. Sie bekannte ihrem Gatten, kurz vor ihrem Tode, der Wendepunkt ihres Lebens sei mit diesem Buch bezeichnet, „das sie mit noch jugendlichen Empfindungen begann, von dem sie sich mit dem Gefühl hereinbrechenden Alters trennte, und das mit ihrem Herzblut geschrieben sei.“ Als sie es, nach zehn Jahren, wieder las, brach sie in Thränen aus[1]). Und wahrlich, tiefe Trauer weht durch seine Blätter und es endet in schmerzlichen Accorden, wie eine zersprungene Leier. Das Geheimniß davon liegt nicht in den Schicksalen seiner Heldin, nicht im Flammentod Savonarola's, wohl aber in der Seele der Frau, die sich darin verewigt hat.

Die Doctrin von George Eliot schwingt sich zu einem hohen Begriff der Pflicht auf — zum höchsten nicht. — Die Religion der Humanität muß hienieden ihre Früchte tragen, der sittliche Fortschritt Verminderung des Elends und eine entsprechende Vermehrung irdischen Glückes erzeugen; denn einen höheren Ausgleich gibt es nicht, und was hier fehlschlug, wird niemals anderswo gelingen. Die Behauptung, daß „der Gewinn der Menschheit ein lediglich wissenschaftlicher sei, ein sittlicher Fortschritt der Individuen sich aber nicht nachweisen lasse“[2]), erregte einen bei George Eliot seltenen Ausbruch des Unwillens; denn sie hält nur der Glaube aufrecht, „daß eine Zeit bevorstehe, wo der Impuls, sich gegenseitig zu helfen, die Menschen ebenso unwiderstehlich beherrschen werde, wie heute der Instinct, im Sinken nach einem festen Halt zu greifen“[3]). Für das scheinbar vergebens gebrachte Opfer jedoch, „für die blinde Pflichterfüllung, ohne Rücksicht auf das Ergebniß“, hat diese Doctrin keinen Raum; denn „was nicht das menschliche Wohl zu erhöhen für geeignet befunden wurde, kann nicht Pflicht sein“[4]).

Diese Klippe, an der ihr Leben scheiterte, ist auch die ihrer Kunst. Die höchste Entsagung, die des Glückes gar nicht mehr bedarf, und damit auch der höchste Heroismus, der den Tod überwindet, liegen außerhalb derselben.

Es schmerzte sie, wenn man ihr sagte, daß ein Zug der Niedergeschlagenheit durch alle ihre Schriften gehe und tiefe Melancholie der bleibende Eindruck derselben sei[5]). Aber sie war noch dazu bestimmt, einen eigenthümlichen Beweis davon zu geben, wie künstlich und unzulänglich die Tröstungen waren, mit welchen sie den ungestillten Hunger ihrer Seele täuschte. Lewes starb am 28. November 1878. Der Schmerz um ihn überwältigte sie so vollständig, daß sie sich der Theilnahme verschloß, „wie ein verwundetes Geschöpf, das auch die leiseste Berührung fürchtet“. Dann kam, nach Monaten, eine eigenthümliche Reaction, das Wiedererwachen der Liebe zum Leben, wie es starken Naturen eigenthümlich ist. Sie pries die Todten glücklich, die von ihrer Arbeit ruhen, und empfand

[1]) S. Cross: „Life“. III, 143, 221. IV, 184.

[2]) Der Satz ist von Buckle. S. G. Eliot darüber bei Cross: „Life“. II, 192, 133, 134. III, 102.

[3]) S. „The Moral Influence“, etc. a. a. O. S. 180.

[4]) S. Cross: „Life“, III, 270.

[5]) „The Moral Influence“, etc. a. a. O. und Cross: „Life“ IV, 285.

zugleich, wie die Vereinsamung sie innerlich versteinerte, wenn sie sich nicht zur Rettung vor sich selbst entschloß. Seit Jahren verband sie freundschaftlicher, durch Nachbarschaft auf dem Lande noch fester geknüpfter Verkehr mit Mrs. Croß und ihrer Familie, deren ältester Sohn an der Spitze eines Bankhauses stand. Es war in den Tagen des Werdens von „Middlemarch", und seine Verfasserin erfüllte den viel jüngeren Mann mit tiefer, verehrender Sympathie, die sich dauernd erweisen sollte. Am 6. Mai 1880 erfuhr London nicht ohne Erstaunen, daß sie am Morgen jenes Tages zu St. George's, Hannover Square, ihm angetraut worden war. Was die vorhergehenden fünfundzwanzig Jahre ihr auferlegt haben mochten, verrieth nur das dankbare Bekenntniß des späten Glückes dieser Verbindung. Ihr letztes Buch, „Theophrastus Such", eine Reihe von Studien nach der Art von La Bruyère, war noch zu Lebzeiten von Lewes vollendet worden. — Nun ging sie mit ihrem Gatten noch einmal nach Italien, las Dante und Aeschylos, Thomas a Kempis und die Bibel, und liebte es, in katholischen Kirchen Stunden der Sammlung zu verbringen. Als im Herbst 1880 schwere Krankheit über sie hereinbrach, empfand sie „that she had been cared for with something better than angelic tenderness". Schon an dem darauffolgenden 19. December verschied sie bewußtlos nach wenigen Tagen des Leidens.

Sie war nie schön gewesen, aber eine edle Erscheinung in Ausdruck und Gestalt; mit zunehmenden Jahren erinnerten ihre Züge an jene von Savonarola oder von Dante.

Zu London, wo sie starb, trug man sie neben George Henry Lewes zu Grabe. Auf ihrem Sarg standen die Worte:

George Eliot.
Born 22d Nov. 1819. Died 19 Decber 1880.
Quella fonte
Che spande di parlar si largo fiume.

Sie hatte mehr gewollt. Den Anspruch auf Unsterblichkeit des großen weiblichen Genius unserer modernen Tage vermittelt die Königin antiker Dichtung.

Auf das Werk, das sich dem Lichte von oben verschloß, fällt in versöhnendem Glanze das Wort der Antigone:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben ist das Weib geboren!"

Rußland und England.

Von

F. Heinr. Geffcken.

VI.

Betrachten wir nun die Gründe, auf die Rußland sein Vorgehen stützt. So unvollkommen die in Granville's Depesche vom 17. October 1872 enthaltene Definition der afghanischen Grenze war, die Rußland am 31. Januar 1873 angenommen, so ist doch klar, daß sie bestimmt unterschied zwischen den nördlichen unabhängigen turkmenischen Stämmen und dem südlichen afghanischen Hügelland, westlich vom Murghab, welches sie als „Umgebungen von Herat" bezeichnete und das die Grenze gegen Persien bildet. Herr v. Giers hatte auch noch am 28. Februar 1882 sich bereit erklärt, die Grenze von Kodja-Saleh nach Saraks zu ziehen, womit also das gesammte südlich von dieser Linie gelegene Gebiet, welches mit dem Namen Badghéis bezeichnet wird und von Paropamisus bis Saraks sich erstreckt, als afghanisch anerkannt ward. Erst nachdem Lessar dasselbe, namentlich die Thäler des Kuschk und Murghab bereist hatte, faßte man in Petersburg weitere Ziele ins Auge. Am 26. März 1884 meldete Thornton, es sei soeben eine Karte des Generalstabs erschienen, auf der eine farbige Linie unzweifelhaft die Grenze zwischen Afghanistan und Merv bezeichnen solle und die zeige, wie weit südlich von Saraks und wie nahe Herat sie den Heri-Rud treffe. Auf seine Anfrage bei Herrn v. Giers habe derselbe erwidert, er wisse nichts von dieser Karte, habe sie nie gesehen, noch von ihr gehört, sie sei nicht amtlich und er sei selbst einigermaßen erstaunt darüber, weil das, was anscheinend als die südliche Grenze für das Gebiet von Merv beabsichtigt, nicht mit den Ideen stimme, die er vertraulich mit dem Kriegsminister ausgetauscht habe. Die Grenze würde mehr oder weniger eine Linie von Kodja-Saleh nach Saraks sein, vielleicht mit einer gewissen Abweichung (some deviations) nach Süden, so daß sie die Bergkette berühre. Indeß erkannte noch am 24. April 1884 Herr v. Giers ausdrücklich an, daß die Oasen von Yulatan und Pendjeh afghanisches Gebiet seien; denn als Lord Granville in einer Depesche vom 24. bemerkte, er hoffe, es sei nicht wahr, daß Rußland Agenten in die afghanischen Districte Pendjeh, Maimene, Toman-Aga und Kafir Kaleh gesandt, erwiderte der Minister dem englischen Botschafter, nach der

Besetzung von Merv habe Rußland gefunden, daß die Stämme der Salors und Saryks von den Tekkes verdrängt worden und sich in die afghanischen Districte Yulatan und Pendjeh geflüchtet hätten, aber gerne in ihre früheren Wohnsitze zurückkehren wollten, und deshalb eine Deputation an General Komarow gesandt hätten. Lediglich um darüber sich zu unterrichten und friedliche Beziehungen zwischen den verschiedenen Stämmen herzustellen, habe der General zwei Agenten beauftragt, Yulatan und wenn nöthig auch Pendjeh zu besuchen, wobei von Annexion keine Rede sei. Am 17. Mai meldete Thornton, es sei eine neue Karte erschienen, welche die nördliche Grenze Afghanistans vom Tejend 80 Kilometer nördlich von Kusan, längs des Paropamisus weniger als 5 Meilen von Herat ziehe, von wo ab sie sich nördlich nach dem Kusch wende und 15 Kilometer südlich von Mernschak laufend, in ihrer nördlichen Fortführung dicht an Maimene vorbeigehe. Auf eine erneute Anfrage gab Herr v. Giers schon eine ganz andere Antwort als im März; er bezeichnete das ganze fragliche Gebiet als streitig, von unabhängigen Turkmenenstämmen bewohnt, welche weder die Hoheit von Merv noch die des Emir anerkennen und am 21. Juni erklärte er, Pendjeh habe nie unter der Herrschaft des letzteren gestanden. Lord Granville bestritt dies natürlich, aber in so milder Weise[1]), daß Rußland im Herbst glaubte, thatsächlich vorgehen zu können, und als der Handstreich auf Pendjeh mißlungen war, sich darüber beklagte, daß dort 4000 Afghanen ständen. Lessar behauptete dann in London, die Paropamisuskette bilde die wahre natürliche Grenze nördlich von Herat und das Gebiet von Badgheis sei Afghanistan, seit mehr als fünfzig Jahren, wo die Raubzüge der Turkmenen es verwüstet hätten, verloren gegangen. Pendjeh habe niemals zu Afghanistan gehört, sondern wie auch Saraks früher unter Khiva gestanden. Vambéry, der 1863 diese Gegenden besucht, weise auf seiner Karte alles Gebiet nördlich von Bala-Murghab den unabhängigen Turkmenen zu; ja eine vom Vorstand der indischen topographischen Abtheilung, General Walker, 1873 veröffentlichte Karte ziehe die Grenze zwischen Merv und Herat etwa 37 Kilometer südlich von der Einmündung des Kuschk in den Murghab und 30 Kilometer südlich von Pendjeh, so daß alles Gebiet nördlich Pulikatun, also auch Zulfikar und Pendjeh, außerhalb Afghanistans bleibe. Noch im Frühjahr 1884 habe er (Lessar) in Pendjeh keine Afghanen gefunden; diese hätten erst im Juni dasselbe besetzt, wie es heiße auf Antrieb von Mitgliedern des Gefolges von Lumsden. Dies Gebiet sei von den Salor- und Saryk-Turkmenen bewohnt, die ihre Herden bald mehr, bald weniger weit auf die Abhänge des Gebirges getrieben, die Saryks aber, die in Pendjeh wohnten, müßten als russische Unterthanen gelten, weil ein anderer Zweig desselben Stammes, der in Yulatan sitze, Rußland gehuldigt habe; letzteres könne nicht gestatten, daß die Weiden dieser Stämme zerrissen würden.

Abgesehen nun davon, daß Rußlands Stellung in dieser Frage, wie gezeigt, gewechselt hat, und daß die Angabe der Walker'schen Karte von 1878 ein Irrthum ist, der in späteren Ausgaben verbessert wurde, erscheint diese ganze Beweisführung unhaltbar. Das Gebiet von Badgheis hat von jeher so zu Herat

[1]) „If such views are put forward, the success of the negociations might be endangered."

gehört wie, nach Rawlinsons Ausdruck, die Campagna zu Rom. Unter den Sassaniden hieß der dortige Fürst Herrscher von Herat und Badghéis, alle arabischen Geographen bis zur mongolischen Eroberung bezeichnen letzteres als den werthvollsten Theil des Gebietes von Herat, einer nennt es „einen Blumengarten von Wonne", dessen Thäler jedes eine Armee ernähren könne und zählt zehn Städte in demselben auf. Pendjeh, das im Alterthum eine Vorstadt von Merv-er-Rud, dem jetzigen Aktepe war, blieb auch nach seiner Zerstörung durch die Mongolen in enger Verbindung mit Herat. Unter dem Begründer der afghanischen Herrschaft, Achmed Schah (1747), waren die Thäler des Kuschk und Murghab von den Eymaks bewohnt, die wie alle anderen Stämme am Paropamisus Herat steuerpflichtig waren. 1825 drangen Turkmenen in dies Gebiet, zuerst die Ersari, dann Salors und Theile der Saryks, die aus Merv vertrieben waren; 1858 zogen die Ersaris an den Oxus, die Saryks blieben allein im Besitz des Landes am Murghab und Kuschk, die Salors siedelten sich am Heri-Rud an, aber während dieser ganzen Zeit bezahlten alle diese Stämme Steuern an Herat, sie pachteten einfach afghanische Ländereien und galten während ihres Aufenthaltes als afghanische Unterthanen. 1873 bezeichnete Schir-Ali in seinen Verhandlungen mit Lord Northbrook Badghéis als den Theil seines Gebietes, welcher turkmenischen Einfällen am meisten ausgesetzt sein würde, wenn die Tekkes aus Merv vertrieben würden. Zum Schutz gegen solche Einfälle waren auch die Thürme auf den südlichen Hügeln gebaut, nicht als Grenzmarken Afghanistans, und bis 1884 ist die Zugehörigkeit Pendjeh's zu demselben nie bestritten worden. 1883 hatte Abdurrahman Bala-Murghab stark besetzen lassen, ohne daß Jemand dagegen etwas zu erinnern fand und als 1884 ein russischer Ingenieur von Merv nach Badghéis kam, um die Stimmung der Saryks gegen den Emir zu prüfen, verursachte dies so viel Beunruhigung in der Nachbarschaft[1]), daß der Befehlshaber in Bala-Murghab, Yalantusch-Khan, von dem afghanischen Beamten in Pendjeh, Mir-Osman Khan, gebeten ward, einige Truppen zur Beschützung der Saryks nach Pendjeh zu senden; indem er dieser Bitte Folge leistete, traf er lediglich eine Maßregel der Vertheidigung, die, wie der Versuch Alikhanoff's sich des Ortes zu bemächtigen zeigte, sehr richtig war und von englischer Aufreizung konnte dabei um so weniger die Rede sein, als im Juni Lumsden mit seinem Gefolge überhaupt nicht dort war, sondern erst im October ankam.

Vollends unhaltbar aber ist das ethnographische Argument Rußlands, daß, weil der Theil der Saryks, der in Yulatan wohnt, ihm sich unterworfen, nun auch der südlich in Pendjeh wohnende mit seinem Gebiet ihm gehören müsse. Ethnographische Zusammengehörigkeit ist kein völkerrechtlicher Grund für die Ausübung der Souveränetät, sonst müßte die Schweiz unter Deutschland, Frankreich und Italien getheilt werden, der einzige rechtlich entscheidende Punkt in der Frage, ob ein Gebiet diesem oder jenem Staate gehört, ist, wer dort wirklich herrscht und geherrscht hat. Rußland selbst bestritt ja früher, wie wir

[1]) Die Saryks wollten nur einen Theil ihrer Pacht bezahlen, und die afghanischen Behörden fanden die Lage nicht günstig, den Rest mit Gewalt einzutreiben. (Corresp. p. 25.) Der russische Ingenieur sagte denselben, er habe sich an der Grenze reisend verirrt.

sahen, die Zugehörigkeit von Badakschan und Wakhan zu Afghanistan, weil der Emir dort keine wirkliche Autorität übe. Das klarste Zeichen der Staatsangehörigkeit ist aber das anerkannte und ausgeübte Recht der Besteuerung, und dies Recht hat Afghanistan von jeher in Badghéis gehabt; daß ein Theil der dort wohnenden Stämme turkmenisch ist und die Saryks in Pendjeh verwandt mit den Saryks von Yulatan sind, ist gänzlich gleichgültig für die Rechtsfrage, die allein bei der Grenzbestimmung in Betracht kommt. Mit demselben Rechte könnte Rußland auch später für die Nordgrenze behaupten, daß, weil ihm ein Theil von Turkestan gehöre, es auch Anspruch auf das afghanische Turkestan habe. Thatsächlich sind die Turkmenen Rußland ganz gleichgültig, es schiebt diese ethnographische Frage nur vor, um das Land zu bekommen, wo sie wohnen; sie selbst sind nur Mittel, um Herat möglichst nahe zu kommen und so nicht bloß erforderlichenfalls möglichst rasch zum Angriff auf dasselbe schreiten, sondern auch, um dauernd einen wirksamen Druck auf Afghanistan ausüben zu können. Es will die Gebiete des Murghab und Kuschk aber nicht bloß deshalb beherrschen, weil die nächste Straße von Askabad nach Herat durch dieselben führt, sondern auch weil Pendjeh die Verbindung zwischen Herat und dem afghanischen Turkestan beherrscht, also in einem Kriege mit dem Emir von größter Wichtigkeit wäre. Eben deshalb mußte England diese Ansprüche bestreiten und konnte dies um so leichter, als sie unbegründet waren, und es durch den Vertrag von Gundamak verpflichtet ist, Afghanistans Grenzen zu vertheidigen; aber Lord Granville that dies trotz aller Warnungen, die ihm zugingen, so schwach, er wußte so wenig die Punkte, auf welche es ankam, rechtzeitig zu sichern, daß man in Petersburg darauf vertrauen konnte, mit Festigkeit Alles durchzusetzen, was man begehrte, und die Grenzcommission an Ort und Stelle überflüssig zu machen, indem man vorweg die Hand auf das streitige Gebiet legte; wußte man doch, daß nichts in Indien geschehen war, um dem russischen Vordringen entgegen zu treten. Kurz, man hatte, wie ein russisches Blatt sagte, gar keine Veranlassung, von dem einmal gesteckten Ziele abzuweichen, ehe dieses voll und ganz erreicht war. Schritt für Schritt ist England von der anfänglich eingenommenen Stellung zurückgewichen, so daß bei den späteren Verhandlungen nur die Frage war, ob Rußland die ganze Lessar'sche Linie durchsetzte oder einige der beanspruchten Punkte aufgab, während ihm sicher Gebietsstriche zufallen, welche bisher unzweifelhaft afghanisch waren. Das letzte Actenstück des Blaubuchs Nr. 2, eine Depesche Granville's vom 4. April, schließt mit der beweglichen Erklärung, daß England die russischerseits verlangte Grenze, nämlich die Hügelkette, welche nördlich das Thal von Herat umzieht, nicht annehmen könne, weil dies eine Basis sei, „welche im Grunde die gleiche Stellung der beiden Mächte verneint“ [1]).

VII.

Inzwischen aber hatte an Ort und Stelle der Zusammenstoß stattgefunden, den man durch das Abkommen vom 10. März hatte verhüten wollen. Am

[1]) „Which substantially denied the equal footing of the two powers. H. M's. Government cannot believe that this was the last word of the Russian Government, such a result would be lamentable and unworthy of the two countries.“ (Nr. 2 p. 196.)

30. März griff General Komarow die Afghanen in Pendjeh an und warf sie mit großem Verlust aus demselben, hielt es jedoch nicht besetzt. Ueber den Anlaß dieses Conflicts stehen sich die Behauptungen der beiderseitigen Officiere widersprechend gegenüber. Der General sagt, die Afghanen seien der herausfordernde Theil gewesen, indem sie vorwärts gingen und das linke Ufer des Kuschk besetzten, Lumsden leugnet dies, da die Afghanen bereits vorher Dasch-Kepri innegehabt und bezeichnet die russische Behauptung als einen bloßen Vorwand zum Angriff. Wer die beiderseitigen Berichte unbefangen prüft, wird Lumsden Recht geben müssen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die russische Regierung unbetheiligt bei dem Angriff war und derselbe von dem Statthalter des Kaukasus, Fürst Dondukow-Korsakow, veranlaßt wurde. Schon am 13. October 1884 stellte General Zelenoï bei seinem Besuche Thornton die Frage, „was würde geschehen, wenn wir nach Pendjeh gehen wollten, das, wie ich glaube, schon von afghanischen Truppen besetzt ist, um zu untersuchen, ob es wirklich in afghanischem Gebiet liegt und man uns den Zutritt verweigerte?" Am 29. März meldet Lumsden, die Russen ständen in Schußweite von den Stellungen der Afghanen, obwohl dieselben sich ruhig verhielten und in Pendjeh keinerlei Bewegung herrsche, sie böten Alles auf, um die Afghanen zum Angriff zu bringen und versuchten gewaltsam durch die Vorposten vorzudringen. General Sakrechwski habe dem von ihm abgesandten Hauptmann Yate gesagt, General Komarow wisse nichts von dem Abkommen, daß beide Theile sich ruhig verhalten sollten, und hätte abgelehnt zu versprechen, daß die Afghanen nicht ohne vorgängige Ankündigung angegriffen werden sollten, ohne sich an Dritte zu kehren. Am 27. habe dann Alikhanoff in der That versucht, durch die Vorposten zu dringen, habe sich aber vor der überlegenen afghanischen Macht zurückziehen müssen; ein Conflict erscheine unvermeidlich. Die Behauptung des Herrn v. Giers, daß die Russen nur angegriffen hätten, weil sie durch Feindseligkeiten der Afghanen dazu genöthigt und daß englische Officiere die letzteren geführt, wird durch Lumsden's ausführliches Telegramm vom 17. April widerlegt, welches ausführt, daß die Afghanen ihre Stellung längst vor dem Vormarsch Komarow's innegehabt hatten und sich auf englischen Rath in strenger Defensive gehalten. Thornton erklärte dann auch Herrn v. Giers, daß ihm die Angaben der „Petersb. Ztg." über die Herausforderung der Afghanen als „un enfantillage" erschienen. In England erregte dieser Vorfall solche Entrüstung, daß die Regierung glaubte, einige Energie zeigen zu müssen. Lord Granville bezeichnete dem russischen Botschafter seinen Standpunkt am 13. April folgendermaßen: „Es muß als feststehend gelten, daß das Abkommen vom 16. März für beide Regierungen als bindend von seinem Abschluß an, und für ihre Officiere vom Datum des Empfangs an ist; daß von beiden Seiten Alles gethan werden soll, um die Thatsachen festzustellen, die für den Conflict maßgebend sind, daß, wenn sie festgestellt sind, sie nach dem Abkommen vom 15. März beurtheilt werden und demgemäß zu Recht erkannt werden soll" (justice will be done accordingly)[1]). Gleichzeitig traf die Regierung militärische Vorkehrungen, die Reserven wurden einberufen, die Rüstungen mit fieberhafter Eile betrieben,

[1]) Corresp. Nr. 5. p. 12.

11 Mill. £ als Credit gefordert und Lumsden's Telegramm vom 13. April veröffentlicht, das in allen Stücken die Russen als im Unrecht bezeichnete.

Am 27. April hielt Gladstone eine große Rede, in welcher er bestimmt erklärte, daß keine weitere Erörterung der Grenzfrage möglich, bis die Verantwortlichkeit für diesen Präcedenzfall klargestellt sei, durch welchen das feierliche Abkommen (sacred covenant) verletzt worden; er wolle der Entscheidung über die Schuldfrage nicht vorgreifen, nicht vorweg behaupten, England sei im Rechte. „Die Ursache des beklagenswerthen Zusammenstoßes mag ungewiß sein; was gewiß ist, ist, daß der Angriff ein russischer Angriff war. Wir wissen, daß die Afghanen an Leben, Muth und Ansehen gelitten haben; wir wissen, daß ein Schlag gegen das Ansehen und die Autorität eines Souveräns, unsers beschützten Verbündeten, der keines Vergehens schuldig, geführt ist. Was ich sage, ist, daß wir in solcher Lage nicht das Buch zumachen können und sagen, daß wir nicht mehr in dasselbe blicken wollen: wir müssen unser Bestes thun, das Recht in der Sache zur Geltung zu bringen; unter diesen Umständen müssen wir vorbereitet sein und ich glaube, daß das Parlament einmüthig, und nur ein Ziel im Auge habend, bereit sein wird, den Forderungen der Gerechtigkeit und dem Rufe der Ehre zu entsprechen."

Alle Welt glaubte, damit habe der Premier endgültig Stellung genommen, und unter dem Eindruck dieser Rede verzichtete die Opposition auf alle naheliegenden Einwendungen gegen die hohe Creditforderung, in der die Kosten des Sudan-Feldzuges mit denen für die Rüstungen zusammengeworfen waren und die 11 Millionen wurden einstimmig bewilligt. Die ganze Stellung war nur verständlich, wenn die Regierung entschlossen war, auch vor einem Bruch nicht zurückzutreten; denn die Forderung Granville's kam auf eine eventuelle Mißbilligung des Verfahrens Komarow's heraus, spielte also den Streit vom sachlichen Gebiete auf das des militärischen Ehrenpunktes. Lehnte Rußland ab, wie mit aller Wahrscheinlichkeit voraus zu sehen war, seinen General zu tadeln und gab England dann seine Forderung auf, so hatte es nur eine neue Niederlage erlitten, ohne in der eigentlichen Sache um einen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Der nächste Schritt rückwärts, nachdem Rußland die Forderung als der militärischen Ehre widersprechend abgelehnt hatte[1]), war, daß England ein Schiedsgericht vorschlug, wobei aber vollständige Unklarheit über den Inhalt des Schiedsspruchs herrschte. England wollte, daß derselbe auf die Frage gehe, ob dem Abkommen vom 16. März zuwider gehandelt sei[2]); Herr v. Giers dagegen am 18. April fand, daß durch den Bericht des Generals Komarow die Thatsachen hinreichend aufgeklärt seien und schob die herausfordernde Stellung der Afghanen auf das große Gefolge Lumsden's, die Haltung der englischen Officiere und die

[1]) Telegramm von Giers an den Botschafter in London vom 20. April: „Nous nous rendons parfaitement compte de la gravité des circonstances et partageons sincèrement le désir du gouvernement Anglais d'arriver à une entente amicale, mais ne saurions y sacrifier les intérêts de notre dignité."

[2]) Corresp. p. 30: „Whether the agreement was or was not departed by the Russians or the Afghans and to decide how the incident can be closed in a manner consistent with the honour of Great Britain and Russia." (April 24.)

Zusammenkunft des Emirs mit dem Vicekönig in Rawul-Pindi. Was aber den englischen Vorschlag betraf, bemerkte Baron Staal, daß die militärische Ehre nicht erlauben werde, das Verfahren eines russischen Generals in Frage zu stellen und Herr v. Giers bestätigte dies am 28. April: „L'empereur ne saurait admettre aucun semblant d'enquête sur les actes du Général Komarov, se considérant comme seul juge de leur conformité à ses ordres. Tout nouvel examen de cet acte militaire devient dès lors oiseux et sans issue.“ Er erklärte sich daher nur bereit, einen Schiedsspruch darüber anzunehmen, wie das Abkommen vom 16. März selbst zu verstehen, und Lord Granville beeilte sich, dies mit der Versicherung anzunehmen, daß es nie sein Wunsch gewesen sei, die beiderseitigen tapferen Officiere vor Gericht gestellt zu sehen! (Mai 4.)

So begreift es sich, daß Gladstone einigermaßen schwierig finden mußte, zu sagen, was denn eigentlich dem Schiedsspruch unterbreitet werden sollte, da die Regierung die Abschwächung ihrer Vorschläge und ihren neuen Rückzug zu verbergen wünschte. Bei der zweiten Lesung der Creditbill am 4. Mai hatte sich die verlangte Sühne in ein Uebereinkommen Englands und Rußlands verwandelt, „daß die beiden Regierungen Mittel für jede Entscheidung finden wollten, die für Meinungsverschiedenheiten nothwendig sein möge, welche zwischen ihnen aus dem Zusammenstoß bei Pendjeh entstehen könnten. Zu diesem Zwecke seien sie bereit, dem Urtheil des Souveräns eines befreundeten Staates jede Meinungsverschiedenheit zu unterbreiten, die möglicher Weise hinsichtlich der Auslegung des Uebereinkommens vom 17. März zwischen ihnen bestehen möchte (may be found to exist).“ In dem überraschten Hause fragte man nun natürlich ein um das andere, was denn der eigentliche Punkt sei, welcher der Entscheidung des Schiedsrichters überwiesen werden solle, da dies aus jener Fassung nicht ersichtlich, indem dort zuerst von Meinungsverschiedenheiten über den Zusammenstoß die Rede sei, dann von solchen über das Abkommen. Gladstone verweigerte jede weitere Auskunft und verwies auf die Papiere, welche dem Hause vorgelegt werden sollten, verlangte aber gleichwohl, daß das Haus das Creditvotum einfach bestätige, was denn nach langen Debatten mit geringer Mehrheit auch geschah. Noch zwei andere erhebliche Zugeständnisse an Rußland mußte die Regierung eingestehen, daß nämlich die Verhandlungen über die Hauptpunkte der Grenzfrage sofort wieder aufgenommen werden sollten und zwar in London, so daß nur die Ausführung der vereinbarten Bedingungen an Ort und Stelle der Grenzcommission zufallen werde und daß General Lumsden abberufen sei. Gladstone stellte zwar in Abrede, daß er zurückberufen sei in dem Sinne, den man gewöhnlich mit diesem Worte verbinde; es sei nur, da die betreffenden Verhandlungen in London geführt würden, ein Wechsel in dem eingetreten, was von den Eigenschaften und dem Charakter des Officiers, dessen Dienste an Ort und Stelle gebraucht würden, gefordert werde, deshalb sei es wünschenswerth gefunden, daß Lumsden zurückkehre. Aber da der Premier zugeben mußte, daß mit den Verhandlungen nicht auf Lumsden's Ankunft gewartet werden solle, vielmehr seine Ansichten der Regierung hinlänglich bekannt seien, so konnte diese Haarspalterei Niemanden täuschen. Rußland hatte damit wieder zwei wichtige Punkte erreicht. Die Rücksichtslosigkeit, mit der es den englischen Commissar den ganzen Winter vergeblich auf seinen

ruſſiſchen Collegen hatte warten laſſen, zeigte genugſam, daß es die Feſtſtellung der Grenze an Ort und Stelle nicht wollte, ſondern die Verhandlung nach London zu verlegen wünſchte, wo ſie von dem der Verhältniſſe kundigen Leſſar vertreten ward, dem England keinen gleichwerthigen Unterhändler entgegenſtellen konnte, und dies hatte ſie nunmehr durchgeſetzt. Sodann aber war ihr Lumsden's Gegenwart an der Grenze ſehr unangenehm, da derſelbe die Bewegungen der Ruſſen genau beobachtete und — da er ſeine Chiffer-Depeſchen in drei Tagen nach Meſcheb, der nächſten Telegraphenſtation, ſchicken konnte — raſch über alle Vorgänge berichtete, endlich aber auch den Afghanen mit ſeinem Rath beiſtand. Sie hatte nun den unbequemen Mann beſeitigt, und da Gladſtone zugeben mußte, daß der Befehl zu ſeiner Rückkehr am 4. gegeben, während Rußland am 3. das Schiedsgericht angenommen, ſo war die Folgerung natürlich, daß Rußland die Abberufung, wenn nicht als Bedingung gefordert, doch nahe gelegt hatte. Lumsden mußte das Feld räumen, General von Komarow behauptete es; der Eindruck, den dies in Afghaniſtan und Indien machen mußte, konnte nicht zweifelhaft ſein. Was aber das Schiedsgericht betraf, ſo hatte daſſelbe, nachdem Gladſtone ſeine Forderung aufgegeben, die Urheber des Vertragsbruches zur Rechenſchaft zu ziehen, jede Bedeutung verloren. Entweder wird die Grenzfrage in London geregelt, ehe der Schiedsſpruch ergeht und dann hat derſelbe gar kein praktiſches Intereſſe: ſollte er gegen Rußland ausfallen, ſo wird Herr v. Giers bedauern, daß er das Abkommen vom 16. März anders aufgefaßt habe. Einigt man ſich aber nicht über die Grenze, ſo iſt der alte Streit wieder da und es bleibt ganz gleichgültig, was der Schiedsrichter über den Incidenzpunkt ſagt. Lumsden ſagte nach ſeiner Rückkehr ganz richtig dem Wiener „Times"-Correſpondenten: Ein ſchiedsrichterliches Verfahren über die Sache würde bloßer Unſinn ſein, wenn daſſelbe nicht mit der ſtrengſten Unparteilichkeit eines Kriegsgerichts geführt werde — was unter den Umſtänden unmöglich ſei; und die „Moskauer Zeitung" erklärte rund heraus, es handle ſich nicht um einen Schiedsſpruch im wahren Sinne des Wortes, der zu einem wirklichen Ergebniß führe, ſondern um einen anſtändigen Weg, den Zwiſchenfall aus der Welt zu ſchaffen und Gladſtone eine goldene Brücke zum Rückzug zu bauen, da deſſen Lage unerträglich geworden wäre, wenn man nicht etwas gethan hätte, um den Schein zu retten. Nachdem Rußland dies gethan, brauchte es ſich keinen weiteren Zwang aufzuerlegen, und General Komarow ward für ſeine tapfere Führung durch einen koſtbaren Ehrenſäbel und ein Jahrgehalt belohnt.

Rußland hatte alſo vollſtändig geſiegt; denn das Zugeſtändniß, welches Lord Granville betonte, daß Pendjeh für die Dauer der Unterhandlungen neutraliſirt werde, war gänzlich werthlos, da letzteres nach dem Rückzug der Afghanen bereits ganz im Banne der ruſſiſchen Strategie ſtand und Gladſtone's Bemerkung, daß Manche für den Emir mehr erhalten wollten, als er ſelbſt begehre, ließ ſchon durchblicken, daß man dieſe Stellung gleichfalls aufgeben werde. Der Premier glaubte bald darauf dem Hauſe mittheilen zu können, daß in der Grenzfrage eine Verſtändigung erreicht ſei, da Lord Granville und Lord Kimberley mit dem ruſſiſchen Botſchafter und Leſſar eine Vereinbarung erzielt hatten, welche nur noch der Ratification der ruſſiſchen Regierung bedürfe; er mußte dies am nächſten Tage dahin berich-

tigen, daß das Wort „Ratification" nicht passe, da der Botschafter den Entwurf nur persönlich angenommen und seiner Regierung empfohlen habe. Hr. v. Giers aber beeilte sich keineswegs, dem zuzustimmen, was seine Vertreter angenommen; die englischen Staatsmänner hatten sich so gelehrig in der Nachgiebigkeit gezeigt, daß die Lage ausgenutzt werden mußte, um noch mehr heraus zu pressen. Die Verhandlungen mußten also wieder aufgenommen werden und es konnte kaum zweifelhaft sein, daß Rußland seine Forderungen ziemlich vollständig durchsetzen würde; denn es wußte jetzt, daß Gladstone es auf keinen Bruch ankommen lasse und deshalb konnte die Siftirung des Rückmarsches der Garde aus Aegypten schwerlich irgend welchen Eindruck in Petersburg machen. Man ließ Afghanistan den Zulfikarpaß und Meruschak, die wichtigste Stellung, Pendjeh, blieb in Rußlands Händen. Damit aber hat dieses nicht nur Afghanistan einer wichtigen Stellung beraubt, sondern auch nach General Hamley's Darlegung für sich gesichert:

„1. Die Heerstraße nach Herat, die längs des Kuschk-Thales nach einem Passe führt, dessen Ausgang das Thal des Heri-Rud bei Kushan bildet.

2. Die Macht, den Paß gegenüber der Zulfikar-Furt zu umgehen, wenn derselbe zur Vertheidigung Herats besetzt sein sollte.

3. Die Beherrschung der Hauptstraße (die unter Nr. 1 bezeichnete ist ein Theil derselben) zwischen Herat und Balkh, und von dort nach Kabul, die durch Pendjeh läuft.

4. Die Mittel, mit Benutzung derselben vom Caspischen Meer auf Kabul vorzurücken.

5. Mehrere Bergstraßen am Kuschk, die durch andere Pässe nach Herat führen.

Durch die Beschlagnahme der Zulfikar-Furt ist ein Weg von der persischen Stadt Mesched (wo zwei große Hochstraßen durch Khorassan sich begegnen) nach dem afghanischen Ufer des Heri-Rud gesichert. Irgend ein Zugeständniß des Passes gegenüber der Furt an die Afghanen ist illusorisch, da ihre dortige Stellung umgangen werden würde, nicht nur durch die in Nr. 2 erwähnte Route von Kuschk, sondern auf anderen Straßen das Thal des Heri-Rud aufwärts.

Wenn die Russen in den Besitz dieser Punkte gelangen sollten, würden sie im Stande sein, auf vielen Straßen nach Herat zu marschiren, deren keine ihnen offen war, so lange die Afghanen Pendjeh, Akrobat und die Zulfikar-Furt hielten; auch würden sie im Stande sein, vollständige Cooperation und die Verbindung zwischen den in den beiden Thälern des Kuschk und des Heri-Rud sich bewegenden Colonnen aufrecht zu halten. Ferner können sie von Pendjeh ihre Streitkräfte sowohl gegen Kabul, als auch gegen Herat dirigiren. Die Entfernung Pendjeh's von Herat ist ungefähr ein zehntägiger Marsch, von der Zulfikar-Furt ungefähr ein siebentägiger."

Als sicher läßt sich auch annehmen, daß Rußland keine Zusicherungen für die Zukunft geben wird. Freilich würden solche Versprechungen, nicht weiter vorzugehen, ebenso werthlos sein, wie alle ähnlichen früheren, mit denen Mittelasien gepflastert ist und die Rußland nicht gehindert haben die Artischocke blattweise zu verspeisen. England würde ein solches Abkommen beobachten, Rußland leicht in Räubereien und Uebergriffen der Grenzbevölkerung einen Vorwand finden, sich darüber wegzusetzen. Aber es wird sich nicht einmal der Form nach binden wollen und dafür nicht um Gründe verlegen sein; ein solches Versprechen müßte ja Angriffe und Belästigungen seitens der Afghanen herausfordern, die sich Alles erlauben würden, wenn sie glaubten, dies straflos thun zu können! Ebenso wenig wird Rußland das frühere Abkommen erneuern, daß Afghanistan außerhalb seiner Actionssphäre liege und es keine Beziehungen zu dem Emir haben solle; es ist jetzt dessen Grenznachbar und wird seine Beziehungen zu demselben selbständig zu regeln beanspruchen.

VIII.

Indeß, wenn jetzt durch dies vollständige Nachgeben Englands der Krieg vermieden ist, so ist damit der Knoten nicht gelöst, sondern der Zusammenstoß nur hinausgeschoben; denn Rußland wird an der neuen Grenze nicht stehen bleiben, dieselbe wird vielmehr so wenig endgültig sein, wie alle früheren, die es seit 1864 als solche bezeichnete. Es hat unzweifelhaft gute Gründe, sich mit dem, was es erreicht, vorläufig zufrieden zu geben; denn so sehr es bei einem Kriege strategisch gegen England im Vortheil gewesen wäre, so blieb die Verproviantirung seiner Armee und der Nachschub von Truppen immerhin schwierig, so lange seine transkaspische Eisenbahn unvollendet ist. Es wird dieselbe nach Saraks und Pendjeh weiterführen, wahrscheinlich auch von dort ab eine Linie nach dem Amu-Darja bauen; es wird sich in seiner neuen Stellung als unmittelbarer Grenznachbar Afghanistans befestigen, in demselben Boden zu gewinnen suchen, Straßen bauen und weiter vorgehen, wenn es den Augenblick dafür gekommen erachtet. Daß dies seine Absicht, zeigt ein Blick auf die Geschichte und die Karte seines Reiches. Von Peter dem Großen bis auf den heutigen Tag ist Rußlands Geschichte eine Kette von Eroberungen[1]); hat es sich in Europa im letzten Menschenalter mit der Zurückgewinnung des 1856 abgetretenen Streifens von Bessarabien begnügen müssen, so hat es in Asien, außer Kars und Batum, ein Gebiet einverleibt, das vier Mal so groß als Frankreich ist. Es ist bereitwillig zuzugeben, daß diese Ausdehnung seiner Herrschaft für die unterworfenen Länder ein Culturfortschritt ist: die Sklavenmärkte Mittelasiens sind geschlossen, der Sklavenhandel und die Raubzüge, welche denselben nährten, unterdrückt und unter Art. 1411 des Strafgesetzbuchs gestellt, das denselben wie Seeraub mit zehnjähriger Zwangsarbeit bedroht; die ewigen Fehden der eingeborenen Fürsten haben aufgehört, das Eigenthum ist gesichert, eine regelmäßige Regierung hergestellt, Straßen werden gebaut, so daß der Verkehr einen großen Aufschwung genommen hat. Für Asien sind die Russen eben vortreffliche Colonisatoren, weil sie dessen Völkern nicht so schroff gegenüberstehen wie die Engländer, vielmehr durch ihre wenigst civilisirten Elemente mit ihnen in Berührung treten. Der Unterschied der Kosaken von den Kirghisen und Turkmenen ist an sich nicht groß: die ersteren sind den letzteren wesentlich nur durch militärische Zucht und Führung überlegen. Die Russen wissen sich der Denkweise der Asiaten anzubequemen und sie geschickt zu behandeln; sobald ein Stamm sich unterworfen hat, verfährt man freundlich gegen denselben. Während Frankreich die Anamiten durch die Einführung des „Code“ unter den

---

[1]) Die asiatischen Eroberungen Rußlands sind in geschichtlicher Reihenfolge. 1725: das Land zwischen Ural und Baikal-See. 1812: Stadt und Gebiet Baku. 1828: Erivan und Nakitchevan. 1856: das Gebiet zwischen Baikal-See und dem Ala-Tau, sowie die Ust-Urt-Hochebene. 1865: Stadt und Gebiet Taschkend. 1866: ein Theil Bochara's. 1868: die Landschaft Soghd zwischen Amu-Darja und Syr-Darja, Samarkand und ein weiterer Theil Bochara's, der Rest wird tributpflichtig. 1873: ein Theil Khiva's, der Rest wird tributpflichtig. 1875/76: Khokand. 1878: Kars und Batum, letzteres wird, wie Art. 59 des Berliner Vertrags sagt, zwar ein „port franc, essentiellement commercial“, aber dies hat Rußland nicht gehindert, es zu einer Festung ersten Ranges zu machen. 1881/85: Transkaspien bis Alt-Saraks und das nördliche Ufer des Atreck.

Einfluß seiner Cultur bringen will, denken die klugen Staatsmänner in Petersburg nicht daran, ihren neuen Unterthanen das russische Gesetzbuch aufzudrängen. Man plagt sie nicht mit vielen Gesetzen, läßt ihnen ihre örtlichen Einrichtungen, besteuert sie leicht, so daß sie in ihren Gebietern wesentlich nur die überlegenen Soldaten sehen; indem Rußland der Art die nationalen Eigenthümlichkeiten berücksichtigte, konnte es die verschiedensten Völkerschaften unter seine Herrschaft bringen. Die religiösen Gefühle, welche im Islam unzertrennlich von den politischen sind, werden sorgfältig geschont; der Beherrscher der Rechtgläubigen, welcher der Pforte gegenüber sich als Hort seiner Glaubensgenossen hinstellt, regiert in Asien Millionen von Mohammedanern, schützt ihr Bekenntniß, baut Moscheen, errichtet muselmännische Schulen und Gerichtshöfe, und begnügt sich damit, keine Ausbrüche des religiösen Fanatismus zu dulden, der gerade in Turkestan früher in schlimmster Gestalt erschien. Den abhängig gewordenen Fürsten läßt Rußland ihre äußere Stellung, reichliches Einkommen und den Prunk, auf den der Asiate so großen Werth legt. Man ladet sie zu Festlichkeiten nach Petersburg und Moskau ein, wo sie einen überwältigenden Eindruck von der Macht und Größe des Czaren empfangen, behandelt sie mit größter Zuvorkommenheit, überhäuft sie mit Geschenken und hat ihnen Dinge hingehen lassen, die kein europäischer Souverän sich erlauben dürfte. Der Vater des jetzigen Khans von Bochara schickte seinen Thürhüter als Gesandten nach Petersburg und Kaiser Nikolaus, welcher Napoleon III. das „Monsieur mon frère" weigerte, nahm denselben freundlich auf. Der Czar hat sich ein ausschließlich aus Asiaten zusammengesetztes Gefolge gebildet, dessen Mitglieder glänzend gehalten werden und nach kurzem Dienst nach Hause zurückkehren, wo sie beredte Herolde der russischen Macht werden. So ist durch seine militärischen Erfolge wie durch seine geschickte Politik die Stellung und das Ansehen Rußlands bei den Asiaten immer mehr gestiegen und seine neuesten Erfolge können den Glauben an seine Unwiderstehlichkeit nur verstärken. Daraus erklärt es sich auch, daß es das ungeheure eroberte Gebiet mit verhältnißmäßig geringen Kräften behaupten kann; 45,000 Mann, auf demselben vertheilt, genügen die Ordnung aufrecht zu halten, niemals hat ein einmal unterworfener Stamm sich empört.

Aber wenn man alles Dieses anerkennt, so wird kein Unbefangener behaupten, der wirkliche Zweck der ungeheuern Opfer in Blut und Geld, welche diese Eroberungen Rußland gekostet, sei gewesen: jene barbarischen Völkerschaften der Segnungen geordneter Zustände theilhaftig zu machen und sich damit zu begnügen, über Länder zu herrschen, welche auf lange Zeit hinaus mehr kosten als einbringen werden; in Turkestan allein haben von 1869—1882 die Ausgaben die Einnahmen um 115 Mill. Rubel überstiegen[1]). Wirklichen wirthschaftlichen Gewinn hat allerdings diese Ausdehnung des Reiches der russischen Industrie gebracht, welche der europäischen nicht die Spitze bieten kann, aber in Asien einen stets wachsenden Markt gefunden hat, theils durch die hohen Zölle und Einfuhrverbote, theils durch die besseren Verkehrswege. Vor dreißig Jahren hatten englische Waaren von Indien aus nach allen Seiten, den Tigris aufwärts über Bagdad und über Trapezunt starken Absatz. Persien, Afghanistan und Mittelasien bis an die chinesische

[1]) Petersb. Ztg. vom 9. Januar 1883.

Grenze bezogen Gewebe, Waffen und sonstige Metallwaaren, sowie Zucker aus britischen Quellen; heute sieht man in allen diesen Ländern fast nur noch russische Erzeugnisse und — nicht zu vergessen — russischen Branntwein. Dieser Absatz muß sich noch sehr steigern, wenn die transkaspische Bahn bis vor Herat und von Pendjeh nach dem Amu-Darja geführt wird; denn die Reise von Odessa bis ins Herz Asiens wird dann nur so viele Tage erfordern, als man früher von Moskau über Orenburg nach Taschkend Monate brauchte.

Indeß auch dieser Vortheil reicht nicht zur Erklärung der russischen Politik aus. Skobeleff übersah diesen Gewinn nicht, als er erklärte, daß, wenn Rußland jetzt Halt mache, das Fell nicht des Gerbens werth sei. Ihr Ziel war von Anfang an, sich Indien möglichst zu nähern, einen Hafen am persischen Meerbusen zu erwerben und dadurch auf England einen Druck auszuüben, der dasselbe hindern soll, seinen Plänen auf Constantinopel entgegen zu treten. „Der Bosporus ist es, den wir wollen, das mag England sich gesagt sein lassen," erklärte General Sobolow im Januar 1884, in einem Artikel des Aksakoff'schen „Ruß". Diese Politik bewährte sich, wie gezeigt, bereits 1878 durch die Gesandtschaft nach Kabul; jetzt wo Rußland Afghanistans Grenznachbar geworden ist, zieht der Kampf um die Herrschaft über Indien heran, darüber können alle gegentheiligen Versicherungen der russischen Diplomatie nicht täuschen [1]) und für diesen Kampf hat Rußland gewichtige Factoren, durch die es England überlegen ist. Seine Regierung verfügt nach Gutdünken über Leben und Eigenthum aller Unterthanen und hat keine parlamentarischen Schwierigkeiten zu fürchten; seine Politik ist zielbewußt, kennt die Verhältnisse und Personen genau, mit denen sie zu rechnen hat, weiß von keinen Scrupeln und gebraucht jedes Mittel, das Erfolg verspricht [2]). Sodann ist seine strategische Lage eine günstigere; es steht jetzt vor den Thoren von Herat, während England weit davon entfernt ist und kann in dem fruchtbaren Badgheis leicht ein bedeutendes Heer unterhalten; seine Verbindungswege sind besser, indische Officiere haben berechnet, daß es schon jetzt in drei Monaten 95,000 M. vor Herat bringen, und 13,000 M. von Samarkand bis Kabul marschiren lassen kann. Wie ganz anders noch wird sich dies stellen, wenn

[1]) Charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Aeußerung der vertraulichen Denkschrift, welche zu Anfang des türkischen Krieges der russische Botschafter, Graf Schuwaloff, am 8. Juni 1877 an Lord Derby richtete: „England scheint zu fürchten, die Ausbreitung oder die Folgen des Krieges könnten uns veranlassen, Bassora oder den persischen Golf zu bedrohen. Es ist jedoch keineswegs in unserem Interesse, England in seinen indischen Besitzungen, also in seinen Verbindungen mit denselben zu stören, der gegenwärtige Krieg erfordert dies nicht; denn sein Ziel ist klar umschrieben und die Sache würde sich durch eine so weite Ausdehnung des Kampfes eher verwickeln, als vereinfachen."

[2]) Diese Politik speciell im Orient bezeichnete Lord Palmerston treffend in einem Briefe an Lord Clarendon vom 31. Juli 1853: „Die russische Regierung hat immer zwei Sehnen an ihrem Bogen — gemäßigte Sprache und Betheuerungen der Uneigennützigkeit in Petersburg und London, thätigen Angriff durch ihre Agenten auf dem Schauplatz der Operationen. Wenn der Angriff erfolgreich ist, so nimmt die Petersburger Regierung ihn als eine vollendete Thatsache hin, welche sie nicht beabsichtigte, aber von der sie ehrenhalber nicht zurücktann; bleibt der Erfolg aus, so werden die Agenten verleugnet und abberufen und man beruft sich auf die früheren Versicherungen als Beweis, daß sie ihre Instructionen überschritten haben." E. Ashley, Lord Palmerston's Life. II. p. 273.

erst die Bahn bis Saraks geführt ist! Denn mittelst dieser Straße kann es dann auch seine überlegene Truppenzahl verwerthen, zu seinen Linien-Truppen würde noch das ganze Contingent der Steppenreiter kommen, die zu einer trefflichen leichten Cavallerie ausgebildet werden, und selbst die Afghanen würden der Aussicht auf Plünderung Indiens schwerlich widerstehen. Persien ist vollständig in Rußlands Hand und endlich kommt ganz außerordentlich in Betracht der Schrecken, den seine gewaltige Machtstellung und stets erfolgreiche Politik den Asiaten einflößt, welche nur das Recht des Stärkeren kennen.

Englands Ansehen und Handelsgebiet ist dagegen in dem Maße gesunken, als Rußland vordrang und es selbst zurückwich: eine Stellung wie Kandahar aufzugeben, ist dem Asiaten nur ein Beweis der Schwäche. Es hat in Asien, wie auch der Herzog von Argyll jetzt anerkennt, seine insulare Stellung verloren, die es früher durch die zwischen Indien und Rußland liegenden Wüsten einnahm, die neutrale Zone ist wie Rauch verschwunden; es muß also wie die Mächte des europäischen Festlandes eine große militärische Grenze haben, und Befestigungen errichten, welche der Basis der Operationen so nahe wie möglich liegen und nicht umgangen werden können. Diese Stellung ist vollständig neu in der englischen Geschichte; zu Hause durch seine Flotte geschützt, konnte England, wenn es angriff, seine Streitkräfte an den Punkt des feindlichen Gebietes werfen, den es am verwundbarsten hielt. Jetzt zum ersten Male hat es eine große Militärmacht als Landnachbarn und muß bereit sein gegen diese, welche die Stunde ihres Angriffs wählen kann, sich jederzeit zu vertheidigen. Darüber, wo diese Basis anzunehmen ist, sind die Ansichten getheilt:[1]) der indische Staatssecretär Lord Kimberley sagte in seiner Rede vom 12. Mai, es würde verkehrt sein, dieselbe mehrere hundert Meilen von der indischen Grenze vorwärts zu legen und dies scheint, von militärischen Gesichtspunkten abgesehen, schon deshalb richtig, weil die dauernde Besetzung von Afghanistan letzteres entfremden würde. Lord Kimberley ist daher der Ansicht, daß die Basis zugleich die Vertheidigung Afghanistans gegen einen Angriff möglich mache und, falls man auf letzteres nicht rechnen könne, eine wirksame Vertheidigung Indiens innerhalb dessen Glacis gestatte; 5 Mill. £ seien bereits zu dem Zwecke für Grenzbahnen und Militärstraßen bestimmt.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die Linie des Indus im engeren Sinne die Basis der Vertheidigung bilden soll; denn bei ihrer Befestigung würden die Waffenplätze zu lange Strecken zu decken haben und ihre Besetzung würde zu

[1]) Im Juliheft des „Nineteenth Century“ (The scientific frontier of India) sucht J. Slagg den Beweis zu führen, daß Lord Beaconsfield, der diesen Ausdruck erfunden, in seinen Ansichten, was als solche anzunehmen, beständig gewechselt habe; daß Lord Lytton und sein Rathgeber Sir G. Colley gar nicht daran gedacht, Kandahar zu einer Festung ersten Ranges zu machen, sondern sich auf das strategische Dreieck: Kabul, Ghasni und Dschellalabad habe stützen wollen. Er führt dafür eine Depesche Lytton's an Lord Crenbrook an (5. Jan. 1880), worin der Rückzug von Kabul für unmöglich erklärt wird, so lange die Oxus-Provinzen von einer fremden Macht ernstlich bedroht sind. Diese Ansicht mochte über das Ziel hinausschießen; jedenfalls aber hatte Lord Lytton Recht, wenn er in derselben Depesche sagte, Indiens Sicherheit verlange einen von England abhängigen, demselben verbündeten Herrscher, mit einer britischen starken militärischen Stellung an einem passenden Punkte.

viele Kräfte der Operationsarmee in Anspruch nehmen. Der Strom fließt meist in meilenweiter Ebene; erst fünfzehn Meilen westlich erheben sich im Norden die afghanischen Gebirge, durch welche nur wenige schwer gangbare Pässe führen, die politische Grenze aber liegt am östlichen Fuße derselben und England hat keine Verfügung über das Gebirge, sondern muß dieselbe erst erwerben. In Betracht kommt im Norden, an dem Punkte, wo der Indus in Indien eintritt und der Kabulfluß in denselben mündet, namentlich Attok, eine kleine Festung, welche die wichtigen, vier Meilen langen Khaiberpässe beherrscht, an deren Ausgang das kleine afghanische Fort Al-Musschid liegt. Dies hat eine treffliche Defensivstellung und noch mehr ist dies der Fall mit der Paßhöhe, welche die Straße von Dhaka am Kabul beherrscht: bei Dhaka beginnt der kleine Khaiberpaß, der so schmal ist, daß er kaum zwei Reitern neben einander Raum gibt und von dort sind 11 Meilen bis Dschellalabad. Die Schlüsselstellungen sind hier also in afghanischen Händen. Von dem weiter südlich gelegenen, stark befestigten Peschauer bis Schirkapur sind von allen Pässen durch die Grenzgebirge nur der Kurum und Ghuliri gangbar und leicht zu befestigen. England darf also nicht an der Induslinie einen russischen Angriff erwarten, sondern muß sich die entscheidenden Vorposten sichern, wie es dies bereits hinsichtlich Quetta's und des Bholanpasses gethan hat. Dann vermögen, da der Angriff keine Ueberrumpelung sein kann, weil er von zu vielen Factoren abhängt, die indischen Truppen auf Kandahar vorzurücken, sobald Rußland den Paropamisus überschreitet und auf der Hochebene von Kandahar bis Ghatna wird voraussichtlich die Entscheidung fallen.

Inwiefern England auf Afghanistan rechnen darf, wird von dem Vertrauen abhängen, welches die englische Politik dem Emir einflößt. Die Minister erklären, daß Abdurrahman von seiner Begegnung mit dem Vicekönig in Rawul-Pindi am 23. März befriedigt und ein vollständiges Einverständniß erzielt sei; Näheres weiß man darüber noch nicht. Daß der Emir Englands Nachgiebigkeit bitter empfindet, ist kaum zweifelhaft; indeß wissen er und seine Sirdars sehr wohl, was sie unter russischer Herrschaft zu erwarten hätten und es ist daher ganz glaublich, daß der Emir sich mit Englands Unterstützung auf eine starke Vertheidigung gegen einen russischen Angriff einrichtet, wie dies das persische Blatt „Schemś" aus Kabul meldet, wonach Abdurrahman die Friedenszeit benutzen will, um die Grenze Afghanistans in einen Festungswall umzuwandeln und nicht nur Herat, sondern auch Maimene, Tirpul, Kodcha-Saleh und Balkh zu befestigen. Herat bleibt die Schlüsselstellung, weil es die Oeffnung des Heri-Rud schließt und den Ausgang des großen Ausfallsthores bildet, dessen nördlicher Anfang in Pulikatun und Zufikar liegt; ist es erst genommen, so liegt die Straße nach Kandahar offen und der moralische Eindruck eines solchen Sieges der Russen wäre verhängnißvoll. Wird die Stadt aber durch englische Genie-Officiere zu einer starken Festung gemacht, so mag ihre Eroberung den Russen immerhin nicht leicht werden und würde jedenfalls den Engländern Zeit gewähren, eine starke Stellung bei Kandahar einzunehmen, zumal auch die Feldtruppen des Emir unter englischer Oberleitung nicht zu verachten sein werden. Den Russen ist dies auch ganz klar und die „Mosk. Wedem." fordert bereits, daß man Bedingungen bezüglich der afghanischen Militärmacht, der Stärke und Zahl der Festungen stelle; das sei weit leichter, als zahlreiche Truppen an der afghani-

schen Grenze zu halten, der Puffer, als welcher Afghanistan ausersehen sei, könne zu hart werden. Glaubt aber der Emir, England werde ihn schließlich doch im Stich lassen, so wird er sich den Russen so theuer als möglich verkaufen, die als wirksame Drohung gegen ihn den seit 1879 in Persien gefangen gehaltenen Nebenbuhler Eyub-Khan ausspielen können.

Was sodann die englischen Verbindungswege mit Indien betrifft, so sind dieselben sehr viel besser als bei dem Sepoy-Aufstand von 1857, wo die ersten Verstärkungen nicht vor vier Monaten nach dem Ausbruch ankommen konnten, und dann noch weit vom Kriegsschauplatz waren. Jetzt können Truppen von Southampton durch den Suez-Canal in derselben Zeit Bombay erreichen, welche sie damals brauchten, von Calcutta nach Cownpore zu marschiren, und das indische Eisenbahnnetz gestattet die rascheste Bewegung im Innern. Aber unzweifelhaft ist die jetzige indische Armee zu klein, um Indien gegen einen russischen Angriff wirksam zu vertheidigen: ihr Sollbestand ist 61,591 Mann britischer Truppen (thatsächlich aber nur 52,000 M.), und etwa 140,000 M. einheimische. Dies Heer aber, das über ein Reich von 300,000 □Meilen verstreut ist, soll nicht bloß eine Grenze von 350 Meilen vertheidigen, 2000 Meilen Eisenbahn und zahlreiche strategisch wichtige Punkte sichern, sondern auch die indischen Fürsten überwachen, welche selbst sehr bedeutende Streitkräfte und über 49 Mill. Unterthanen haben; dadurch sind 27 britische und 80 Sepoy-Regimenter festgelegt und die Folge ist, daß wichtige Punkte ganz unzureichend oder gar nicht besetzt sind. Diese Contingente der indischen Fürsten zu beseitigen, wäre militärisch wie politisch gleich wünschenswerth; denn die Ausgabe für dieselben drückt schwer auf die Steuerzahler, während andererseits die indische Bevölkerung die britischen Truppen erhalten muß, welche diese Fürsten überwachen und somit für andere Zwecke unverwendbar sind. Indeß dies Reservatrecht ist den Fürsten vertragsmäßig gesichert und könnte nur aufgehoben werden, wenn sie ihre Verpflichtungen gegen England nicht erfüllten oder sich als unfähig zeigten, ihre Staaten zu regieren. Thatsächlich lag die Sache in der jetzigen Krisis so, daß England einem russischen Angriff auf Indien nur 10,000 M. britische und 40,000 M. einheimische Truppen ohne weitere Reserven entgegenstellen konnte. Dazu aber kommt die Frage, inwiefern England sich auf die einheimischen Truppen und auf die Loyalität der Fürsten wie der Bevölkerung verlassen kann? Die Zeit ist vorbei, wo Indien wie eine Insel war, deren Bewohner nichts von der übrigen Welt wußten und der englischen Regierung dankbar waren, daß dieselbe sie von dem Druck ihrer großen und kleinen Tyrannen befreit hatte. Indem die indische Regierung das Volk allmälig aus seiner Erniedrigung erhob, Mißbräuche abstellte und Schulen gründete und andrerseits Indien in lebhaftere Beziehung zu der Außenwelt trat, lernten wenigstens die höheren Classen die einheimischen Zustände mit denen andrer Staaten vergleichen; eine indische Presse und Literatur trat ins Leben und wenn auch verhältnißmäßig Wenige Zeitungen lesen konnten, so wurden doch deren Nachrichten durch den Verkehr in den Bazars rasch verbreitet. Durch das Zusammenwirken aller dieser Factoren traten gewisse nationale Bestrebungen in einem Volke hervor, dem solche in seiner ganzen Geschichte unbekannt waren; das Verlangen tauchte auf, nicht mehr als eine willenlose Heerde von England regiert zu werden. Diese Veränderung konnte auf die Länge nicht unbeachtet bleiben

und es würde sicher nichts dagegen zu erinnern gewesen sein, wenn gebildeten Eingebornen der Zutritt zu Regierungsämtern eröffnet wäre; aber etwas ganz Anderes ist es, den Einheimischen Selbstverwaltung durch gewählte Körperschaften zuzugestehen und damit in ihre Hände die Leitung der Angelegenheiten zu legen, auf denen die Wohlfahrt des Reiches beruht. Dies wollte unkluger Weise der letzte Vicekönig von Indien, Lord Ripon, nach abstract liberalen Grundsätzen thun und zeigte sich dabei dem Rath erfahrener Anglo-Indier ganz unzugänglich, indem er, obwohl kein Wellesley oder Dalhousie, allein regieren wollte. Während es für eine so eigenthümlich geartete Verwaltung wie die indische vor allen nöthig ist, daß jeder Bezirksbeamte sein Gebiet wirksam beherrscht, wollte er viele der wichtigsten Geschäfte örtlichen gewählten Körperschaften übertragen, welche hierfür ganz unfähig waren und nur Unzufriedenheit erregt hätten. Er entfremdete sich so nicht bloß alle Beamten und Officiere, sondern die ganze anglo-indische Gesellschaft und gewann bei der einheimischen Bevölkerung wohl eine gewisse Popularität, aber nicht die Achtung, die der Orientale nur starker Regierung zollt; die Indier aber sind nur noch unzufriedener gemacht, da er Hoffnungen erregt und nicht befriedigt hat. „Er machte uns," sagte eines der bedeutendsten einheimischen Blätter, „einige Scheinzugeständnisse und gewährte einige Scheinvortheile, ohne irgend eine große Maßregel durchzuführen, im Gegentheil ermäßigte er lediglich zu Englands Gunsten die Wollzölle und hob den Baumwollzoll auf, wofür wir das Geld auf andere Weise aufbringen und außerdem zu den Kosten der ägyptischen Expedition beitragen mußten[1])." Schließlich wurde die Erbitterung nicht bloß unter den Anglo-Indiern, sondern auch namentlich in England so stark, daß das Ministerium nachgeben und seine Hauptmaßregel, die sogenannte Ilbert Bill, durch welche die Competenz einheimischer Gerichtshöfe für gewisse Fälle auch auf Engländer ausgedehnt werden sollte, zurücknehmen mußte, worauf Lord Ripon selbst abberufen wurde. Seine ganze unglückliche Verwaltung hat nur Unzufriedenheit und Verwirrung angestiftet und sein Nachfolger wird viel zu thun haben, um dies wieder gut zu machen[2]).

Es wird nichts desto weniger behauptet, daß die indische Bevölkerung loyal sei, schon weil sie sehr wohl wisse, daß sie von Rußland nur eine Verschlechterung ihres Loses zu erwarten habe. Daß die intelligenten und wohlhabenden Leute dies einsehen, wird richtig sein[3]); die große Masse, für welche dies ebenso

[1]) Bei Gelegenheit eines Besuches des Herzogs von Connaught in Calcutta sagte ein indisches Blatt: „The sahibs (Engländer) have put Lord Sahib (Ripon) out of caste. He sent for the Rajkumar (den jüngeren Sohn der Königin) to come down from Meerut to put him into caste again. But when the Rajkumar came to Calcutta, and found that the sahibs would not eat with the Lord Sahib and that he had himself to eat with a man out of caste, he was very wroth, and went back to Meerut, and came no more to Calcutta."

[2]) Ein französischer Reisender, Robert de Bonnières, der soeben von Indien zurückkehrt, schreibt: „Ich bin der Ansicht, daß Lord Ripon's Regierung die in der indischen Bevölkerung schlummernden Hoffnungen geweckt hat und daß dieselbe jetzt einmüthig Autonomie anstrebt; sie hat den Schlag, den Lord Ripon England versetzt hat, vollkommen verstanden und die Keime der Revolution sind jetzt in der weiten Ebene Indiens gesäet. Ich fand die hohen Beamten, die meist treffliche Staatsmänner sind, sehr fest und ganz bereit, den Krieg mit Rußland aufzunehmen; es ist die britische Regierung, die ihre Action gehindert hat."

[3]) So erklärt der Secretär des Nizam in einer Zuschrift an den „Pioneer": „Do we look upon Russia as a liberator? No, most emphatically no. Russian rule means not only im-

wahr ist, ist viel zu unwissend, um solche Betrachtungen anzustellen, die Mohammedaner aber, die allerdings nicht zusammen wohnen, sind großentheils feindlich gesinnt, durch fanatische Prediger, in neuester Zeit durch Sendlinge des Mahdi bearbeitet. Was schließlich die indischen Fürsten betrifft, so sind sie, wie Lord Randolph Churchill sagte, bedingungsweise loyal, d. h. so lange sie von England etwas zu hoffen haben und nicht fürchten müssen, einen andern Herrn zu bekommen. Glauben sie dies, so werden sie suchen sich mit demselben möglichst gut zu stellen, nicht aus Neigung, sondern aus Interesse und Vorsicht. In dieser Beziehung kann der schlimme Eindruck der neuesten politischen Niederlage nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Gefahr ist nicht, daß ein Aufstand von heute auf morgen ausbricht, sondern daß dies, wenn die indische Armee eine Niederlage in Afghanistan erleidet, in ihrem Rücken geschieht. Was aber für England eine Erschütterung seiner Herrschaft über Indien auch nur wirthschaftlich bedeuten würde, ist leicht zu ermessen. Seit 1858 sind dort 150 Mill. £ englisches Capital angelegt, zu den Zinsen und Dividenden desselben kommen die Gehalte und Pensionen der Beamten, zusammen etwa 20 Mill. £; der auswärtige Handel Indiens betrug 1882/1883: 133½ Mill. £, wovon 75¾ Mill. auf England kamen, für dessen Baumwollindustrie Indien der größte Markt ist. Danach allein mag man ermessen, was von dem „Perish India" einiger Radicalen zu halten ist[1]). Aber auch hiervon abgesehen würde die Weltstellung Englands durch den Verlust Indiens einen unwiderbringlichen Schlag erhalten. Das indische Reich ist das Meisterwerk der englischen Politik; nur eine erleuchtete Aristokratie mit stetigen Zielen und von unermüdlicher Energie konnte dies Gebäude aufführen und erhalten, in dem 3000 Beamte und ein kleines Heer 250 Millionen Menschen regieren. Die englische Staatskunst hat gewußt, diese Stämme und Staaten, die sich früher unabläßig bekriegten und noch jetzt durch Abstammung, Religion, Traditionen, theilweise selbst durch die Sprache getrennt gegenüberstehen, in ein großes Gemeinwesen zusammenzufügen und ihm Ruhe und Fortschritt zu sichern; mit seinem Sturz würde die alte Anarchie wieder ausbrechen.

Der neue Vicekönig, Lord Dufferin, ist als einer der bedeutendsten Staatsmänner Englands bekannt; er wird sein Möglichstes thun, um die verfahrenen Zustände günstiger zu gestalten und hier könnte man von der Verwaltung der russisch-asiatischen Provinzen viel lernen. Aber es kommt darauf an, ob man in London seinem Rathe mehr folgt, als man dies damals that, wo er nach Aegypten gesandt ward und alle seine Vorschläge unausgeführt blieben. Das wichtigste ist die oben berührte Befestigung der Grenze und die Verstärkung des Heeres.

perialism, but despotism, corruption of justice, stifling of public opinion, tyranny and oppression of bureaucracy and servile courts of justice. Russia may introduce comparative civilisation in Khiva or Bokhara. To such countries her rule may mean progress, in India it would mean retrogression."

[1]) Im Grunde huldigt auch Gladstone dieser oberflächlichen Ansicht, wenn er im „Nineteenth Century" (August 1877) sagt: „The root and pith and substance of the material greatness of our nation lies within the compass of these islands; and is except in trifling particulars independent of all and every sort of political dominion beyond them. The superstitions still prevail among us to no small extent, that in the aggregate of our scattered territories lies the main secret of our strength."

England ist nicht mit den militärischen Forderungen der Zeit und der wachsenden Schutzbedürftigkeit seiner Interessen fortgeschritten. Es verwendete für Heer, Miliz und Flotte 1860/1861: 29,700,000 £, 1883/1884: 28,576,000 £, während Frankreich seine Ausgaben dafür von 470 auf 796 Mill. Fr. steigerte, obwohl es Elsaß-Lothringen verlor und die Lasten der Staatsschuld von 571 auf 1110 Mill. Fr. stiegen. Während England stark Schulden abtrug, vernachlässigte es Heer und Flotte und gefährdete so seine Sicherheit. Disraeli sagte am 9. November 1876, obwohl Englands Politik der Friede sei, sei kein Land so gut auf den Krieg vorbereitet; wenn es für seine Lebensinteressen zu den Waffen greife, so seien seine Hilfsquellen unerschöpflich. Es sei nicht ein Land, das, wenn es einen Feldzug beginne, sich fragen müsse, ob es einen zweiten oder dritten ertragen könne. Finanziell ist das unzweifelhaft richtig, aber Kriegsschiffe und Heere lassen sich nicht aus der Erde stampfen; bitter hat England das im Krimkriege erfahren, wo es mit aller Anstrengung schließlich es nur auf ein Contingent von 50,000 Mann brachte. Wenn die britische Flotte absolut noch die stärkste ist, so ist sie doch ihren Aufgaben in einem großen Kriege nicht entfernt gewachsen, wo sie nicht bloß dem Feinde ebenbürtig sein und seine Häfen blockiren, sondern England, die Colonien und eine Handelsmarine von 25,793 Schiffen schützen soll: selbst zur Zeit seiner höchsten Seemacht, 1812, nahmen die amerikanischen Kreuzer in den ersten sechs Monaten mehr als 200 englische Schiffe und doch hat thörichter Weise gerade England sich der Freiheit des Privateigenthums zur See widersetzt, welche seine Flotte ganz für militärische Zwecke verwendbar machen würde. Die Nothwendigkeit, die Flotte zu verstärken, wird jetzt in England nicht mehr bestritten, obwohl noch vor einem Jahre der Marineminister Lord Northbrook sagte, er wisse nicht, was er mit 3 Mill. £ mehr anfangen solle; aber auch das Heer bedarf der Verstärkung. Welche Mühe hat es gekostet, das kleine Corps für Aegypten mobil zu machen! die Garden mußten ausrücken, weil sie allein vollzählig waren und die andern Regimenter theilweise aus jungen Rekruten bestanden, welche den Beschwerden eines tropischen Klimas nicht gewachsen waren; als der Krieg mit Rußland drohte, mußte man den Sudan räumen, weil man keine anderen Truppen für Indien hatte. Freilich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht oder auch nur der Conscription kann für England nicht in Frage kommen, ist es selbst durch seine Flotte geschützt, so werden seine Kriege der Zukunft wesentlich Colonialkriege sein und diese lassen sich nur mit einer geworbenen Armee führen. Diese jedoch kann es sehr wirksam verstärken, wenn es nur mehr dafür ausgibt; auf fremde geworbene Truppen, die früher vornehmlich seine Schlachten schlagen halfen, kann es nicht mehr rechnen, aber es fehlt ihm selbst auch nicht an Rekruten, wenn es sie besser bezahlt, davor darf es nicht zurückscheuen, denn eine größere Leistungsfähigkeit seiner indischen Armee verlangt in erster Linie Vermehrung der europäischen Truppen und im Zusammenhang damit muß auch die Armeeverwaltung reorganisirt werden[1]).

[1]) Am 4. Mai 1883 meldete der militärische Attaché der britischen Botschaft in Berlin aus sicherer Quelle, daß Rußland starke Truppenmassen um Askabad zusammenziehe; erst zwei Monate später erhielt der Oberbefehlshaber der indischen Armee hiervon Kenntniß.

Kann England mit einer tüchtigen schlagfertigen Armee von 100,000 M., gestützt auf starke befestigte strategische Stellungen, Rußland entgegentreten, dann ist der Sieg des letzteren trotz der viel größeren Heeresmassen, über welche es verfügt, keineswegs sicher. Sagt man, die englischen Truppen hätten seit 1815 nur gegen Afghanen, Afridis und Aegypter gekämpft, so hat auch Rußland in Asien nur Uzbegen und Turkmenen geschlagen. Welche Mühe hat ihm die Niederwerfung des polnischen Aufstandes von 1831, die Bezwingung des Kaukasus und endlich das so schlecht geführte türkische Heer gemacht: ohne Rumäniens großmüthige Hilfe war die russische Armee bei Plewna verloren. Und bei einem längeren Kriege würde seine schwache Seite, die finanzielle Noth, immer drückender hervortreten. Seit Jahren ist das russische Budget im Deficit; das letzte abgeschlossene von 1883 zeigt ein solches von 27,798,485 Rubel[1]), das von 1884 wird viel bedeutender, und das des laufenden Jahres in Folge der Concentrirung und Unterhaltung bedeutender Truppenmassen in Asien, sowie der sonstigen Kriegsvorbereitungen, das größte seit dem türkischen Kriege sein; die Steuern sind so hoch geschraubt, daß man schon zur Kürzung der Schuldzinsen gedrängt ist, was den russischen Credit im Ausland schwer schädigen wird. Ein Anlehen wird selbst in Deutschland nicht möglich sein, während es in London oder Paris ganz außer Frage ist; ein inländisches würde Handel und Industrie, die schon gedrückt sind, Betriebscapital nehmen, so wird nur die Notenpresse als Zuflucht bleiben und damit der Cours des Rubels weiter sinken. Wie würde es nun erst bei einem großen Kriege und den finanziellen Anforderungen, die derselbe stellt, ergehen? England dagegen braucht sich keine Sorgen wegen der Kosten zu machen; zu Anfang des Jahrhunderts war die Steuerlast per Kopf die doppelte der jetzigen, es trägt jetzt mit Leichtigkeit ein ordentliches Budget von 87 Mill. £ und kann dasselbe ohne Druck um 10 Mill. für Zinsen von Anlehen steigern, die es auf dem eigenen Geldmarkt zu 3 pCt. aufnimmt.

Alles bleibt freilich vergeblich ohne eine feste zielbewußte Politik; durch eine solche, die allerdings auch von jeder Bläße eines Scrupels sich frei weiß, hat Rußland seine Erfolge in Asien erzielt, der vollständige Mangel solcher Politik hat allein Englands Niederlagen verschuldet. Ist auch die Regierung Beaconsfield's, wie gezeigt, hier nicht von schweren Fehlern freizusprechen, so verkörpert sich der Rückgang der englischen Machtstellung doch in Gladstone's Regiment. Englands Weltstellung beruht wesentlich mit auf dem Prestige, das für Staaten dasselbe ist wie für den Kaufmann der Credit und vor Allem ist dies der Fall im Orient. Nur durch moralisches Ansehen kann England seine Stellung in Indien auf der schmalen Grundlage einer Herrschaft von 85,000 Europäern über 250 Millionen Eingeborene behaupten[2]). Daneben zeigt seine ganze Geschichte, daß seine Erfolge mit auf richtig gewählten Alliancen beruhten.

[1]) Règlement définitif du budget de l'empire pour l'exercice 1883. St. Pétersbourg 1884.

[2]) Lumsden verhehlte nach seiner Rückkehr nicht, daß er sich durch die ihm gewordene Behandlung tief gedemüthigt fühle. Im ganzen Osten habe sich der Eindruck verbreitet, daß den Worten General Komarow's mehr Glauben geschenkt worden sei, als den seinigen, selbst von der britischen Regierung, und er müsse annehmen, daß die Regierung, die hiervon volle Kenntniß

Wohin aber ist es unter Gladstone mit dem Ansehen Englands und seinen Alliancen gekommen! In einer seiner Midlothian-Reden von 1879 sagte er: „Ich bin sehr geneigt, von den auswärtigen Angelegenheiten zu sagen, daß ihr größtes Verdienst wäre, wenn man gar nicht davon spräche“; er hat dem Lande mehr und in einer Weise mehr davon zu hören gegeben, als demselben lieb sein konnte. Und was ist aus seiner gleichzeitigen Erklärung geworden, die Befürchtung, Rußland könne durch die Hunderte von Meilen langen Wüsten auf Indien vordringen, sei „a set of old wives' fables“? Aus blindem Hasse gegen seinen Nebenbuhler, von dem er sagte, derselbe habe keinen Tropfen englischen Blutes in sich, ging sein ganzes Streben nur darauf, dessen Programm umzukehren. Beaconsfield und Salisbury hatten das Einvernehmen mit Deutschland und Oesterreich 1878 zum Grundpfeiler ihrer auswärtigen Politik gemacht und das Bündniß der beiden Mächte freudig begrüßt. Gladstone wandte ihnen den Rücken und proclamirte die Allianz mit Frankreich, das gute Einvernehmen mit Rußland als seine Politik. Die Entfremdung Deutschlands und Oesterreichs gelang ihm nur zu gut, Frankreichs und Rußlands Unterstützung dagegen gewann er keineswegs. Ferry nutzte im Gegentheil die Lage bestens aus, um immer neue Zugeständnisse zu erpressen und das Ende ist trotzdem, daß England mit Frankreich schlechter steht, als dies je unter Beaconsfield der Fall war; Rußland aber, dessen civilisatorische Aufgabe in Asien Gladstone vorher im „Nineteenth Century“ gefeiert und von dem er für England nichts fürchten wollte, hat ihm mit der größten Niederlage gedankt, die England in neuerer Zeit erfahren. Die Unterstützung der Türkei, die bisher für jeden englischen Staatsmann als Hebel eigener Interessen galt, hat er nicht nur aufgegeben, sondern sich die Pforte auch vollständig entfremdet, obwohl es doch auf der Hand liegt, daß ohne eine türkische Allianz Rußland im Schwarzen Meere wie in Kleinasien unangreifbar ist. Seine vorministeriellen Reden von dem unsagbaren Türken, der mit Sack und Pack die Balkanhalbinsel, die er verwüstet, räumen müsse, waren in Constantinopel unvergessen, als er ins Amt trat; als Minister schädigte und demüthigte er die Pforte, wo er konnte, er machte die Flottendemonstration für Montenegro, verlangte Unerreichbares für Griechenland, intriguirte gegen den Anschluß der österreichischen Eisenbahnen, hielt Vorlesungen über Reformen, die er selbst nicht ausführen könnte, wenn er Herr des Landes wäre, beauftragte Göschen bei dessen Sendung eine Rede an den Sultan zu halten, die derselbe anzuhören weigerte, schob das Recht der Pforte in Aegypten bei Seite, und die Folge ist, daß Englands Einfluß in Constanti-

---

habe, mit dem Bestehen eines derartigen Eindrucks zufrieden sei. „Auf Grund leerer russischer Versprechungen versicherten wir den Afghanen, daß sie nicht angegriffen werden sollten, und machten wir uns selbst lächerlich und Letzteren gegenüber verhaßt, als wir Komarow's willkürlichen Angriff unbestraft ließen. Unser Ruf der Zuverlässigkeit hat gelitten, und in den Augen Indiens stehen wir noch tiefer entehrt da. Was dieses Alles zu ertragen noch schwerer macht, ist meine feste Ueberzeugung, daß die Russen niemals ihre abgeschmackten Forderungen vorgebracht haben würden, wenn sie nur einen Augenblick geglaubt hätten, daß unsere Regierung es mit ihrem Widerstand ernst meinte. Sie waren nicht für den Krieg vorbereitet und beabsichtigten keinen Krieg; aber sie wußten auch, daß sie es mit einer Regierung zu thun hatten, die gleichfalls nicht zu kämpfen beabsichtigte, und so spielten sie ein Spiel der Diplomatie und Prahlerei und gewannen es.“

nopel auf den Gefrierpunkt gesunken. Auch die Sendung Hassan Fehmi's zu Anfang d. J. hatte keinen Erfolg; derselbe schlug vor, England solle die Souveränetät des Sultans über Aegypten formell anerkennen, dieselbe in dem bei dem Tode Mehemet-Ali's bestehenden Umfange herstellen und beim Rückzug seiner Truppen an die Stelle Tevfik's einen den Muselmännern nicht so verhaßten Khedive einsetzen, dann sei die Pforte bereit, den Sudan zu occupiren und dort, nachdem England den Mahdi besiegt, Ordnung zu halten. Der Plan hatte offenbar viel Empfehlenswerthes, denn der Aufstand ist ein religiöser und wenn England nicht Aegypten dauernd besetzt halten will, so können nur muselmännische Truppen den Sudan vor Anarchie bewahren, am besten unzweifelhaft der Sultan als Kalif, gegen den der Mahdi nicht sich auflehnen kann. Aber auf einen solchen Plan, der England aus aller Verlegenheit geholfen hätte, war man in Downing-Street nicht vorbereitet einzugehen, trotz der hilflosen Lage, die eine kopflose und widerspruchsvolle Politik zu Wege gebracht hat. Unstreitig bietet Aegypten das traurigste Ergebniß des Gladstone'schen Regimentes. Im August 1877 hatte der Premier sich im „Nineteenth Century" (Aggression in Egypt) auf das Entschiedenste gegen jede Intervention am Nil ausgesprochen, den Ankauf der Suez-Actien als eine „schlecht ersonnene und unnütze" Maßregel bezeichnet und behauptet, England habe an dem Canal nur ein geringes Interesse, da ihm stets der Weg um das Cap offen bleibe. Gleichwohl zwang die hochgradige Erregung des Landes das Ministerium 1882 zur militärischen Intervention; aber welche Kette von Fehlern bildet dieselbe! Kopflos ward die Beschießung Alexandriens ohne Landungstruppen ins Werk gesetzt, was die Verwüstung der Stadt herbeiführte; nach dem Sieg von Teb-el-Kebir hatte England freie Hand am Nil. Hätte es Aegypten thatsächlich als Besitzung behandelt, so hätten das Land, die Pforte und die übrigen Mächte sich darein gefunden. Gladstone wollte die Herrschaft des schwachen und bei allen Muselmännern verhaßten Tevfik aufrecht halten, wußte aber keine Organisation des Landes durchzuführen, und die Finanzen, die durch Erlaß des Liquidationsgesetzes wohlgeordnet waren, kamen zu einem Deficit von 8 Mill. £, das nur durch auswärtige Hilfe sich begleichen ließ. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Einzelheiten einzugehen, das Gordon-Trauerspiel steht ja in frischer Erinnerung. Das Ergebniß ist, daß, nachdem Millionen verschleudert und Blut wie Wasser geflossen, nichts erreicht und der Zustand des Landes schlimmer als je ist. Ein hoher englischer Beamter in Aegypten sagte dem Parlamentsmitglied Mr. Mariott: „darüber herrscht kein Zweifel, wir werden gehaßt und was schlimmer ist, wir werden verachtet; und was schlimmer ist, wir verdienen es."

Ebenso unglücklich ist Gladstone's ägyptische Politik den anderen Mächten gegenüber gewesen. Nachdem Gambetta's Haß gegen Freycinet es dahin gebracht, daß die 10 Mill. Fr. verweigert wurden, welche genügt hätten, um Frankreichs Condominium am Nil aufrecht zu halten, hatte letzteres kein Recht mehr, sich über das zu beschweren, was England dort that. Aber das kopflose Verfahren desselben brachte die Zustände in eine Verwirrung, welche es schließlich nöthigte, sich wegen der Finanzfrage an die anderen Mächte zu wenden, deren Zustimmung von Frankreich abhing. Gladstone machte Ferry große Zugeständnisse und versprach namentlich den Abzug aus Aegypten in gegebener Frist; das Ende aber

war, daß die Londoner Conferenz vom Sommer 1884 mit einem schroffen Bruche endigte, den Lord Granville selbst herbeigeführt. Darauf folgte die zwecklose Sendung Lord Northbrook's und die Verletzung des Liquidationsgesetzes, gegen welche die übrigen Mächte protestirten. Als man in London sah, daß man so nicht durchkam, mußte man mit sauersüßem Gesicht die Ernennung von zwei Vertretern Deutschlands und Rußlands in der internationalen Schuld-Commission zugeben und sich zu dem Abschluß der ägyptischen Finanzconvention verstehen. Das Parlament hat dieselbe genehmigt und man kann dies vom europäischen Standpunkt nur mit Befriedigung begrüßen, denn eine Verwerfung hätte Alles in Verwirrung gestürzt; aber eben deshalb befanden beide Häuser sich in einer Zwangslage und auch wenn der Vertrag von den Landesvertretungen Deutschlands und Oesterreichs anstandslos genehmigt wird, so ist nichts unbegründeter als die Behauptung der englischen ministeriellen Presse, daß dies internationale Abkommen den anderen Mächten kein Recht gebe, sich in die ägyptischen Angelegenheiten zu mischen. Alle Contrahenten haben gleichmäßig das neue Anlehen garantirt und damit den Anspruch erworben, in allen finanziellen Fragen mitzusprechen; wer aber für die Finanzen eines Landes mitbeschließende Stimme hat, der hat thatsächlich das Recht, in dessen Angelegenheiten überhaupt mitzurathen. Auch in der Suezfrage steht England allen anderen Mächten allein gegenüber, denn die schwachen Vermittelungsversuche Italiens konnten ihm wenig helfen und wer kann zweifeln, daß die Pforte, als der Conflict mit Rußland drohte, nur darum so fest auf ihrem Rechte bestand, die Meerengen geschlossen zu halten, weil sie sich des Rückhalts aller festländischen Mächte sicher fühlte? Der Versuch Gladstone's, durch seine Begegnung mit dem Kaiser von Rußland in Kopenhagen im September 1883 zu einem engen Einvernehmen zu gelangen, hat mit der Dreikaiserzusammenkunft in Skiernevice geendet und das vielumworbene Frankreich reichte Fürst Bismarck die Hand, um die Congo-Conferenz zu berufen, zu der England nur widerwillig erschien. Ueberall tönte den englischen Ministern das „Zu spät" entgegen, und daran konnte es im Wesentlichen auch nichts ändern, wenn dieselben in letzter Stunde sich darauf besannen, daß seit 1871 der Schwerpunkt der europäischen Politik in Berlin liegt und Lord Roseberry dorthin sandten, um die Hilfe des Kanzlers anzurufen, den Gladstone, Granville und Derby systematisch entfremdet hatten.

Im October 1884 hielt Gladstone in Birkenhead eine Rede, in der er sagte: „Ich habe die Kräfte, den Reichthum und die Macht dieses Landes über alle Erwartung, fast über alle Vorstellung sich entwickeln sehen. Wenn Sie jemals leicht zu entmuthigende Leute vom wirklichen oder möglichen Verfall des britischen Reiches sprechen hören, glauben Sie keinen Augenblick an solche Träumereien. Die Kraft des britischen Reiches wächst und wird nach aller menschlichen Voraussicht fortfahren zu wachsen. Wenn die Macht anderer europäischer Länder gestiegen ist, so ist die Englands es noch mehr; der Tag, wo Sie anfangen müssen zu fürchten, ist noch nicht gekommen und wird nicht sobald kommen. Wenn Sie die Lage einsichtig erwägen, so werden Sie erkennen, daß Sie keine andere Macht der Welt zu fürchten haben."

Das sind stolze Worte, aber sie erinnern nur zu sehr an das Singen der Kinder im Dunklen, um sich Muth zu machen. Lord Palmerston hat es nie für

nöthig erachtet so zu sprechen, weil er Englands Ansehen durch Handeln aufrecht hielt. Trotz aller Versicherungen Gladstone's ist das Reinergebniß seiner auswärtigen Politik, daß England nach einer Reihe der schwersten Niederlagen isolirt in der Welt steht und in seiner Machtstellung tief erschüttert ist. Gewiß hat auch Lord Beaconsfield große Fehler begangen, er war nachlässig und kümmerte sich zu wenig um die Einzelheiten, indeß das Imperium et libertas blieb doch das bewußte Ziel seiner Politik; in Gladstone ist Englands auswärtige Impotenz geschichtlich geworden und es ist unzweifelhaft, daß dies gerade seiner eigenartigen Persönlichkeit zuzuschreiben ist, die Carlyle als eine der verhängnißvollsten Gestalten bezeichnete, die Englands böser Genius geschaffen, um unverbesserliches Unheil anzurichten[1]). Er vermag keine Thatsachen klar ins Auge zu fassen, sondern wird von vorgefaßten Ideen geleitet, ändert bei allem Eigensinn im Einzelnen seine Politik fortwährend, ist in seiner Unfehlbarkeit jedem Rath unzugänglich, schreibt alle Fehlschläge nur den verderblichen Anschlägen seiner Gegner zu und ist doch stets bereit, mit den schlimmsten Feinden Englands Compromisse zu schließen, um nur die Mehrheit im Unterhause zu erhalten und den Tories das Spiel zu verderben. Daneben hat die Zwiespältigkeit der Bestandtheile des Ministeriums die schwache Kraft desselben auch nach Außen gelähmt.

Whigs und Radicale hatten nach Lord Hartington's eigenem Geständniß 1880 sich dahin geeinigt, ihre Meinungsverschiedenheiten ruhen zu lassen (sink their differences), um die Tories zu stürzen. Der Mann, der diese Einigung repräsentirte, nachdem Hartington zurückgetreten, war Gladstone; die Liga mußte diesen Führer mit seinem ganzen Programm nehmen, das er in Midlothian aufgestellt hatte. Aber die Gegensätze im Ministerium waren damit nicht beseitigt, und machten sich auch in der auswärtigen Politik geltend. Wenn die Whigs unter dem Druck der öffentlichen Meinung eine Action durchsetzten, wie das Einschreiten in Aegypten, so hinderten die Radicalen den Premier, daraus die entsprechenden Folgerungen zu ziehen; waren sie im Cabinet wie im Parlament nur eine winzige Minderzahl, so ersetzten sie durch Rührigkeit und Rücksichtslosigkeit, was ihnen an numerischem Gewicht abging und Gladstone gehorchte ihrem Drucke so sehr, daß sie seiner Politik die Farbe gaben — so wurde die Politik der Regierung eine Reihe von Widersprüchen. Das Cabinet hielt sich schließlich nur dadurch, daß Niemand seine verhängnißvolle Erbschaft antreten und auch die unzufriedenen Whigs Lord Salisbury nicht zur Regierung kommen lassen wollten; letzteres war auch bei unabhängigen Liberalen wie dem Herzog von Argyll, Lord Lansdowne, Göschen und Forster der Fall, die sich von der Regierung zurückgezogen hatten, gleichwohl aber meist mit ihr stimmten. Endlich ist es nun dennoch zur Krisis gekommen, der Zwiespalt im Ministerium brach offen aus, als über die Erneuerung der Irischen Verbrechens-Acte ein Beschluß

[1]) Mit großer Bitterkeit erinnerte die „Saturday Review" bei Gelegenheit des neuesten Rückzugs Gladstone's von dem Anfangs in seiner Rede vom 27. April eingenommenen Standpunkt, an das Wort Macaulay's über einen Minister des achtzehnten Jahrhunderts: „With a certain elevation of language, which was a sure mark, that he was going to commit a baseness, he declared that he was determined to do his duty to heaven and his country."

gefaßt werden mußte. Um dem zu entgehen, ließ Gladstone sich absichtlich am 8. Juni in einer untergeordneten Budgetfrage schlagen, die er zur Cabinetsfrage stempelte, um darauf hin die Entlassung des Ministeriums zu geben. Diese Absicht erscheint vollkommen klar aus den gleich darauf folgenden Reden Sir Charles Dilke's und Chamberlain's; die Regierung *wollte* ihre Niederlage (was riding for a fall), weil sie in ihren Verlegenheiten nicht mehr aus noch ein wußte, die Tories sollten ihre heillose Erbschaft liquidiren und ihnen als Lückenbüßer das Haus warm halten, damit sie nach den Wahlen wieder triumphirend einziehen können. Ob dieser patriotische Plan gelingt, wird einmal davon abhängen, wie Lord Salisbury die ihm gestellte schwere Aufgabe anfaßt, vor Allem aber von den bevorstehenden Parlamentswahlen.

Das treibende Motiv der Wahlreform Gladstone's war das Bewußtsein, daß, wenn er mit den in der öffentlichen Meinung so tief gefühlten Niederlagen vor die bisherige Wählerschaft trete, er bei der nächsten Wahl geschlagen werde. Man mußte also neue Wahlkörper schaffen, in welchen die hinzutretenden Wähler, welche ihr Wahlrecht dem Ministerium verdankten, die alten Wähler überstimmen konnten; das Verdienst, das Wahlrecht demokratisirt zu haben, sollte die Mißerfolge der bisherigen Politik verdecken.

Ob diese Rechnung sich bewähren wird, ist unmöglich mit Bestimmtheit vorherzusehen. Im Ganzen haben die Massen wenig Sinn für die auswärtige Politik, deren Tragweite sie nicht begreifen, indeß haben andererseits die gebildeteren englischen Arbeiter sich oft nicht ohne Verständniß für Englands Machtstellung gezeigt; dazu kommt, daß Gladstone, um die Kosten seiner Niederlagen zu bezahlen, zu Steuererhöhungen greifen mußte, die bei den gedrückten Erwerbsverhältnissen sehr empfindlich sind, auch das Mißvergnügen der Colonien über ihre Behandlung wird nicht ohne Einfluß sein. Gladstone hat ferner die Wahlen von 1880 gewonnen, indem er den Pächtern große Versprechungen machte; diese sind nicht nur uneingelöst geblieben, sondern der Einfluß der Pächter ist auch durch das ländliche Haushaltswahlrecht sehr gesunken und wie die Arbeiter ihr neues Recht brauchen werden, ist schwer zu berechnen. Abzuwarten bleibt endlich, ob nicht bei den Wahlen der Zwiespalt zwischen Radicalen und Liberalen noch offener hervortreten wird als bisher im Parlament. Um dies zu vermeiden und die Partei in der Opposition zu einigen, waren die Radicalen bereit, sich schlagen zu lassen; sie verkünden jetzt, daß Gladstone nach kurzer Ruhe mit verjüngter Kraft die Führung in den Wahlen übernehmen und die Tories endgültig vernichten werde. Ein solcher Entschluß ist dem energischen Greise vollkommen zuzutrauen; ob er aber zum Ziele führen wird, bleibt abzuwarten.

Lord Salisbury kann zunächst nur die schwebenden Fragen zu einem vorläufigen leidlichen Abschluß bringen; nach Außen hin hat schon die bloße Thatsache eines conservativen Ministeriums, das darauf angewiesen ist, Festigkeit zu zeigen, die seinen Vorgängern so ganz fehlte, Englands Stellung verbessert. Aber freilich mußte dasselbe die Erbschaft seiner Vorgänger einfach übernehmen; es kann nicht von den Zugeständnissen, welche Granville gemacht, zurücktreten, nicht die vernachlässigte Wehrkraft des Reiches im Sprunge verstärken, darf es also jetzt nicht auf einen Bruch ankommen lassen, abgesehen davon, daß die Mehrheit im

Unterhause nichts davon wissen will. Es kann auch nicht nach Außen eine Lage nach seinen Wünschen schaffen. Unzweifelhaft hat man in Berlin und Wien mit Befriedigung den Cabinetswechsel gesehen, kann aber demselben politisch erst volle Rechnung tragen, wenn aus dem Provisorium ein Definitivum wird. Ebenso wenig kann Salisbury eine Stütze in Frankreich finden, wo vielmehr Brisson gleichfalls den Neuwahlen gegenüber sich abwartend verhalten muß, abgesehen davon, daß kein französisches Ministerium Veranlassung hat, Rußland in einer Frage gegenüberzutreten, in der Frankreich selbst kein Interesse hat. Und nicht besser ist die Lage in Asien: das dort tief erschütterte Prestige Englands läßt sich nicht rasch wiederherstellen, Afghanistan befindet sich in Anarchie, Abdurrahman wird sich nach Kräften vertheidigen, aber sich hüten, sich unwiderruflich mit Rußland zu verfeinden, dessen Macht er kennt, sondern mindestens abwarten, ob auf die neuen Machthaber in London mehr Verlaß ist als auf ihre Vorgänger und hat deshalb vorsichtig seine aus den englischen Subsidien gesammelten Schätze in Sicherheit gebracht.

Diese ganze Situation wird offenbar von der russischen Diplomatie durchschaut; sie weiß, daß, wenn Salisbury erst fest im Sattel sitzt, er in einem anderen Tone sprechen wird, deutet also die Zwangslage, in der er sich jetzt befindet, bestens aus und zeigt sich anspruchsvoller gegen ihn als gegen Gladstone. Nachdem letzterer Pendjeh geopfert, war Rußland bereit, Zufikkar den Afghanen zu überlassen; jetzt verlangt es unter dem Vorwande von Brunnen, die für seine Turkmenen nothwendig sein sollen, Punkte, welche den Paß beherrschen, gleichzeitig zieht es Truppenmassen zusammen, welche England die Gefahr eines neuen Zusammenstoßes à la Komarow nahelegen sollen. Unter solchen schwierigen Umständen muß Salisbury zufrieden sein, wenn er jetzt das Möglichste rettet; er weiß, daß es sich nur um einen Waffenstillstand handelt. Alles dies zeigt, von wie entscheidendem Einfluß die englischen Wahlen sein werden und was ein Sieg der Tories bedeuten würde. Was man auch über die Begegnung der drei Kaiser in Skiernevice gefabelt haben mag, so ist doch kein Zweifel darüber, daß nur die Wiederannäherung an Deutschland und Oesterreich Rußland erlaubt hat, seine ganze Stoßkraft nach Asien zu wenden. Nur dies Einvernehmen stellte, als im April England sich zu ermannen schien, demselben die Förderung der Localisirung des Krieges durch Schließung der türkischen Meerengen entgegen, wodurch Rußland so gut wie unangreifbar wurde. Mit einem Ministerium Salisbury, das eine feste parlamentarische Mehrheit hinter sich hätte, und einem wiederhergestellten deutsch-österreichisch-englischen Einvernehmen wäre eine neue Weltlage gegeben; im Uebrigen werden die Aussichten Englands in Asien genau das sein, wozu die Regierung sie machen wird. Geht aber aus den Wahlen eine Mehrheit des Unterhauses hervor, welche der jetzigen gleicht oder noch weniger Verständniß für Englands Machtstellung hat, so wird es immer rascher mit derselben bergab gehen; denn das Wort Lord Burleigh's wird wahr bleiben: „England wird nie fallen, es sei denn durch sein Parlament".

26. Juli 1885.

Johann Gutenberg und die Erfindung der Typographie.

Von

Professor Dr. F. X. Kraus.

I.

Der Ausgang des Mittelalters verzeichnet zwei Erfindungen, welche das Antlitz dieser Erde verändert haben. Denn in der That kann man behaupten, daß die Physiognomie der menschlichen Gesellschaft durch die Erfindung des Schießpulvers und der Typographie mehr als durch alle anderen Entdeckungen verwandelt wurde.

Daß die immense Mehrheit von uns als freie Männer sich bewegen und nicht als Hörige an der Scholle haften, ist das Werk jenes Zerstörungsmittels, welches die überlegene Kraft des Einzelnen zu Gunsten des allgemeinen Wesens gebrochen hat. Das Schießpulver hat Faustrecht und Hörigkeit abgeschafft: daß wir uns aber nicht bloß als ein freies, sondern auch als ein in der Masse seiner Mitglieder gebildetes und geistig freies Geschlecht fühlen dürfen, ist die Wirkung des Buchdruckes. Man sollte sagen: die Frage, wie wir in den Besitz dieses mächtigsten Mittels zum Austausch menschlicher Gedanken getreten sind, müsse Jedermann von dem Augenblick an interessiren, wo ihm die erste gedruckte Fibel vorgelegt wird. Aber so selbstverständlich erscheint uns jetzt der Buchdruck, daß der gemeine Mann sich so wenig auf den Ursprung dieser Kunst besinnt, als er sich fragt, wie ihm das Licht und die Wärme zuströmen, die ihm die Sonne spendet. Wenn ich an dieser Stelle die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenke, so geschieht es indessen nicht bloß im Hinblick auf das allgemein menschliche Interesse, welches sich an denselben knüpft. Wohl ist es wahr, die Renaissance hat, wie Montesquieu das zuerst gesagt und ein Jakob Burckhardt das in unsern Tagen wiederholt hat, den Menschen gewissermaßen entdeckt, sie hat den modernen Menschen geboren und man könnte sagen, daß sich ihr in dem Setzerkasten Gutenberg's das Delos geboten, aus dem der junge Gott hervorging. Aber abgesehen davon, was Jedem und jeder Nation dieses Werk bedeutend macht, haben wir Deutsche ein eminentes nationales Interesse daran, zu wissen, wie diese Erfindung zu Stande kam und durch wen sie zu Stande kam. Oder

wäre es nicht eine Ehrensache für uns Alle, festgestellt zu sehen, welchen Antheil unsere Nation an derselben gehabt; zu wissen, ob sie in der That aus unserer Mitte hervorgegangen ist?

Fast alle großen Entdeckungen sind in ihren Anfängen dunkel und von der Sage umrankt. Man weiß, was sich die Alten über den Ursprung der Schrift, der bildenden Künste erzählten. Große Männer und große Ereignisse werden gar bald von den Fäden der Sage umsponnen: bei der Typographie hat aber nicht bloß die Sage, sondern die bewußte Fälschung mitgewirkt. Die Ehre dieser Erfindung ließ andere Nationen nicht ruhen, und in einer Zeit, wo Deutschlands geschwächtem Arm das Scepter der politischen Herrschaft entfiel, wo das nationale Bewußtsein versank und erlosch, da fehlte uns auch die geistige Energie, um dies ideale Besitzthum festzuhalten, und Holland konnte seinen fabelhaften Lorenz Coster als Erfinder der Buchdruckerkunst durch Monumente verherrlichen.

Das Alles hat sich indessen seit einigen Jahren geändert, und es lohnt der Mühe, sich den Mann und das Buch anzusehen, der der Costerlegende ein Ende gemacht und uns den Gutenberg wieder gegeben hat.

In den theologischen Kämpfen der ersten sechziger Jahre vernahm man in Holland den Namen Antonius van der Linde nicht selten. Ein vornehmer junger Mann aus altem friesischen Adel, einer streng mennonitischen Familie entsprungen, hatte sich derselbe mit aller Leidenschaft seines Wesens der Theologie hingegeben, war calvinischer Prediger in Amsterdam, ein rasch zu Ruf gelangter Redner und gefürchteter Polemiker geworden. Als solcher hat er vielleicht das Bündigste und Beste geschrieben, was sich vom gläubigen Standpunkte gegen Strauß' „Leben Jesu" sagen ließ. Aber seine weiter dringende Forschung überwarf ihn bald mit der Prädestinationslehre Calvin's und nach vorübergehender Annäherung an den Katholicismus brach er überhaupt mit der Theologie, um sich ganz philosophischen, historischen, bibliographischen, auch politischen Studien hinzugeben. Schon damals suchte der rastlose Geist des Mannes in dem königlichen Spiel des Schachs und der Erforschung seiner Geschichte Ableitung und Erholung, während die wunderbaren „Ideeën van Smarâ" (1865) den Wenigen, welche der Autor damit beschenkte, einen Menschen offenbarten, in dem ein gewaltiges Gemüth von fast dämonischer Tiefe und Erregung sich mit einer genialen Denk- und Combinationsgabe zusammenfand. Das Jahr 1870 wurde für van der Linde verhängnißvoll. Seit 1869 publicirte er in dem „Nederlandschen Spectator" und dann separat im Haag jene berühmte Schrift „De Haarlemsche Costerlegende" (1870), welche mit der Prätension seiner Landsleute auf Erfindung der Buchdruckerkunst durch den Haarlemer Lorenz Coster endgültig aufräumte und den Holländern den Rath gab, das kürzlich gegossene, in Gegenwart des Königs eingeweihte Costermonument zu Haarlem in den Schmelzofen zu schicken. Das war schon genug, um den Verfasser als einen schlechten Patrioten hinzustellen. Als dann später beim Ausbruch des Krieges von 1870 in den Niederlanden vielfach französische Sympathien sich kundgaben und er allein, van der Linde, offen und frei für die Sache Deutschlands in die Schranken trat, da war seines Bleibens nicht mehr in der Heimath. Vorübergehend in Berlin wohnend, dann wieder in sein Vaterland zurückgekehrt, fand er, nach schweren und unverdienten Schicksals-

schlägen eine Anerkennung seitens der preußischen Regierung, welche ihn als königlichen Oberbibliothekar nach Wiesbaden berief. In diese letzten zehn Jahre fallen seine bedeutendsten Werke: die „Geschichte und Literatur des Schachspiels“ (Berlin 1874), mit den „Quellen zur Geschichte des Schachspiels“ (Berlin 1881), welche die königlich preußische Akademie der Wissenschaften zum Druck beförderte, und „Gutenberg, Geschichte und Erdichtung aus den Quellen nachgewiesen“ (Stuttgart 1878). Jenes Werk stellt die erste wissenschaftliche Geschichte des Spieles dar, in dessen Entwicklung und stufenweiser Ausbildung sich ein ganzes Stück menschlicher Culturarbeit entrollte: eine Leistung ersten Ranges, zu der unter den Lebenden kein Zweiter befähigt war und die auf lange Zeit hinaus als ein Monument überlegendster Denkkraft der Bewunderung sicher ist. Der Gutenberg ist die Fortsetzung und Erweiterung der betreffs der Costerlegende unternommenen Studien: der „Geschichte des Schachspiels“ an Scharfsinn und Belesenheit kaum nachstehend, in der Form freilich ein Zornerguß von Anfang bis zu Ende. Auch ich lobe nicht Alles an Form und Beigaben dieser Bücher; aber man muß bedeutende Männer nehmen wie sie sind, und van der Linde's geistige Persönlichkeit Manches zu Gute halten. Sehe ich den Mann am Werke, so denke ich mir, seine Ahnen zählten zu den Genossen Ratbods des grimmen Friesenfürsten oder standen unter den wilden friesischen Recken, die den hl. Bonifaz erschlugen: da lebt und leibt der alte unbezwungene Nachkomme jenes Stammes, dem der Kampf Element und Erholung war.

II.

Kommen wir zur Sache und stellen wir zunächst fest, um was es sich handelt. Der geneigte Leser wünscht ohne Zweifel zu erfahren, wann die Buchdruckerkunst erfunden wurde und ob sie Gutenberg zum Urheber hat. So gestellt, wäre die Frage eigentlich zu verneinen: denn drucken und selbst ein Buch drucken ist noch lange nicht identisch mit der großen Neuerung des 15. Jahrhunderts, die wir auf den berühmten Mainzer zurückführen. Beides, das Drucken wie selbst das Buchdrucken brauchte nicht erst im Zeitalter Gutenberg's erfunden zu werden, denn beide Künste sind sehr viel älter. Versteht man unter „Drucken“ die Kunst, Zeichnungen oder auch Buchstaben, Schriften vermittelst Stampilien mechanisch zu vervielfältigen, so war diese Fertigkeit längst den Alten bekannt und im Mittelalter vielfach geübt. Wir wissen, daß die Babylonier bereits die Keilschrift in Holzstöcken erhaben ausschnitten, um sie von diesen auf nasse Lehmstücke einzudrücken; mit Stempeln aufgeprägte Hieroglyphen kommen auf ägyptischen Bauziegeln vor, und die Römer prägten in ganz ähnlicher Weise ihren als Bausteine, als Wasserröhren und andererweit verwendeten Ziegeln und Terracotten Lettern durch glatte Stempel ein. Jedermann, der die italienischen oder auch unsere rheinischen antiquarischen Museen durchwandert hat, erinnert sich der Legionenstempel, welche für die Geschichte des Standortes und der Bewegungen der kaiserlichen Legionen so wichtig sind. Ebenso besaßen die Römer, heidnische wie christliche, ihre Siegelringe, welche an ihrem Reif in der Regel eine Metallplatte mit dem Namen des Besitzers, oft auch, wie namentlich bei den Christen, Symbole oder andere Inschriften (SPES IN DEO u. s. f.) trugen. Sie bedienten

sich ihrer wie wir zum Siegeln der Briefe: so bestätigt Augustinus in einem Schreiben an den Bischof Victorinus, daß er dasselbe mit einem Ringe gesiegelt habe, welcher ein menschliches Antlitz im Profil zeige. Einen Schritt weiter that das Mittelalter, indem es Patronen erfand, mit denen fürstliche Personen ihren in Monogrammen verkürzten Namen auf Urkunden aufdrückten. Das soll nach Jackson bereits Wilhelm der Eroberer als Herzog der Normandie, also vor 1066 gethan haben. Man vermuthet, daß Initialen des 12. Jahrhunderts in einigen Handschriften von Einsiedlen und Engelberg in derselben Weise vermittelst Stempelabdrücken hergestellt wurden. Indeß ist das weniger gewiß. Auf die außerordentliche Ausbildung des Bullen- und Siegeldruckes im Mittelalter sei hier nur ganz allgemein verwiesen. Erwägt man, wie hoch dieser Gebrauch hinauf geht und wie allgemein er verbreitet war, so muß es billig Wunder nehmen, daß der anscheinend so kleine Schritt zur Typographie gleichwohl so spät gemacht wurde. Aber es ist nicht der einzige Fall, wo der menschliche Geist dicht vor dem Gelingen einer großen Entdeckung Jahrhunderte lang stehen blieb. Schon Lionardo da Vinci kannte die Ausdehnung der Körper und die bewegende Kraft des Dampfes; es hat aber mehr als drei Jahrhunderte gewährt, bis man die erste Locomotive und das erste Dampfschiff baute.

Näher als unsere eigenen Vorfahren ist der Erfindung des Buchdrucks frühzeitig ein anderes Volk gekommen, das uns in so mancher Beziehung voranging. Die Chinesen übten den Holztafeldruck sicher seit dem zehnten, wenn nicht dem neunten Jahrhundert. Ich kann die Angabe nicht controliren, nach welcher die „Pekinger Zeitung", welche seit 1351 regelmäßig erscheint und zweifellos der Nestor der journalistischen Literatur ist, bereits 911 gegründet wurde[1]). Der erste Abdruck der Bücher Kungtse's wird von Klaproth zwischen 890—925, der des chinesischen Buddhakanons von dem Japanischen Priester Bunyio Nandschio ins Jahr 972 gesetzt. Diese Blockbücher sind bis auf den heutigen Tag bei den Chinesen üblich, indem die Bewohner des himmlischen Reiches an unserer Typographie keinen sonderlichen Geschmack gefunden haben. Die Schrift wird für eine jede Seite in Holz geschnitten und dann auf Reispapier abgedruckt. Bei der unglaublichen Billigkeit aller Handarbeit in China stehen diese Tafeldrucke im Preise wahrscheinlich geringer als die Erzeugnisse unserer Presse, vielleicht neben dem Conservativismus der Chinesen ein Grund, nicht von ihnen abzugehen.

Man hat vermuthet, daß die Mongolen, welche im dreizehnten Jahrhundert China eroberten und von den besiegten Einwohnern des Landes die buddhistische Religion sammt der chinesischen Schrift annahmen, dem Tafeldruck nach dem Westen hin Verbreitung verschafften. Italienische Reisende und Missionare, wie die Poli, wie der kluge Minorit Giovanni da Monte Corvino (1291—1328) drangen in der Zeit der Mongolenherrschaft in China ein und konnten sehr wohl den Tafeldruck von dort nach Europa bringen. Nicht minder denkbar ist, daß der Vorstoß der Mongolen gegen Europa uns die Bekanntschaft mit dieser Technik vermittelt habe: einen Beweis dafür können wir freilich so wenig beibringen, als für die ebenfalls aller Wahrscheinlichkeit durch die Mongolen, bez.

[1]) Vgl. A. Z. 1885, Nr. 3 Beil.

die Araber, uns zugeführten und doch in ihrem Ursprung so dunkeln Neuerungen des Zeugdrucks, des Leinenpapiers, des Schießpulvers.

Der Zeugdruck ist für Europa erst im zwölften Jahrhundert nachweisbar. Auch er kann noch nicht für einen directen Vorläufer der Typographie erklärt werden.

In einen nähern Zusammenhang mit dieser wurde der Druck der Spielkarten gebracht, deren Ursprung man, wenn auch ohne allen Nachweis, gleichfalls im Orient, und zwar bei den Arabern gesucht hat, weil die Bezeichnung derselben im Spanischen (naipes) und im Italienischen (naibi) auf das arabische naib (Prophet) zurückzugehen schien. Die ältesten uns bekannten Spielkarten sind noch Handarbeiten; gedruckte liegen erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert, aus einer Zeit vor, welche den Holzschnitt auch zu anderen Zwecken verwendete. Als älteste Erwähnung der Spielkarten in der Literatur gilt die Notiz in dem Ausgabebuch des Schatzmeisters König Karls VI. von Frankreich vom Jahre 1392, wonach der Maler Jacquemin Gringonneur für drei Kartenspiele in Gold und Farben Zahlung empfängt. Die für die Geschichte anderer Spiele wichtigen geistlichen und weltlichen Verbote gewisser Spiele, wie des Würfelns, des Schachs u. s. f. enthalten kein über das genannte Datum hinausgehendes Kartenverbot. Die neueste Hypothese Merlin's geht dahin, das Kartenspiel sei aus dem Gebrauch von Karten entstanden, welche zur belehrenden Unterhaltung der Kinder gemalt wurden — eine Species, von der uns die fünfzig, Mantegna zugeschriebenen Blätter mit mythologischen und astronomischen Abbildungen eine Vorstellung gewähren[1]).

Aber die Meinung, daß die Spielkartenfabrication den Formschnitt aufgebracht und damit die Typographie angebahnt habe, ist überhaupt nicht haltbar.

Man versteht unter Formschnitt im engern Sinne die Herstellung von Druckplatten mit erhabener Zeichnung, welche, mit einer Farbe oder Druckerschwärze überstrichen, durch einen mechanischen Druck (sei es durch eine Bürste, sei es durch eine Maschine oder Presse) auf einen weichen Stoff wie Papier, Pergament, gewebtes Zeug übertragen wird. Der Holzschnitt oder die Xylographie ist eine und zwar die verbreitetste Art des Formschnitts, der sich im Uebrigen auch andern Materials, vor Allem des Kupfers, bediente. Als ältestes Beispiel von der Anwendung des Metallschnitts citirt man ein colorirtes Pergamentblatt mit Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes, welches sich im Einband einer Handschrift fand und seiner Zeit der T. O. Weigel'schen Sammlung in Leipzig angehörte[2]). Dem Stil der Zeichnung und dem Ornament nach wird es in den Ausgang des zwölften oder den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt. Dem vierzehnten Jahrhundert weist man dann eine Anzahl Holzschnitte zu, welche in Zeichnung, Gewandung, Faltenwurf jener Zeit der Gothik entsprechen, die den von van Eyck eingeführten Naturalismus noch nicht wiederspiegelt; sie weisen in Hinsicht ihres Materials auf die Technik derselben Epoche mit ihrer kräftigen Feder und dick-

[1]) Merlin, Origines des cartes à jouer. Par. 1869. Vgl. Bucher, Gesch. d. techn. Künste. I. 363 f.

[2]) Bucher a. a. O. S. 363.

flüssigen, für das Pergament berechneten Tinte hin. Diese Holzschnitte sind gewöhnlich von Haus aus für die Colorirung bestimmt und daher in gewissen, durch die Farbe zu belebenden Theilen gar nicht ausgeführt. Die Colorirung war Sache des Briefmalers, der in der Regel mit dem Holzschneider eine und dieselbe Person gewesen sein wird. Mehrere solcher Blätter haben Wappen bayrischer Klöster, wie Tegernsee, Kaisheim, Maihingen, Altomünster. Man darf gewiß annehmen, daß sie zunächst für diese Genossenschaften und zur Vertheilung an die Pilger und Andächtigen gedruckt wurden; wohl auch vorwiegend von Geistlichen und Mönchen, welche die Kunst zuerst und am meisten geübt haben werden. Ein Barfüßer Namens Erhard verfertigte einen Kalender für den Rath von Nördlingen; ein Pfarrer Jörg 1461 einen Aderlaßzettel für dieselbe Behörde. Noch älter ist die Erwähnung eines Franciscanerlaienbruders Luger als optimus incisor lignorum in Nördlingen, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts[1]). Wenn Bucher mit Bezugnahme auf diese von Heller mitgetheilten Facta behauptet, die Spuren frühester Ausübung des Formschnittes weisen auf Süddeutschland[2]), so wird diese Annahme kaum aufrecht zu erhalten sein, nachdem van der Linde den Nachweis liefert[3]), daß schon seit 1417 vlämische Prenter, d. h. Drucker oder Formschneider, erwähnt werden, ja schon 1408 gewerbsmäßiger Handel mit Bilddruckwaaren — prynten ende beelderien — in den Niederlanden getrieben wurde. Die Buchschreiber, Briefdrucker u. s. f. bildeten in Brügge seit 1457 eine Zunft.

Passavant (I, 27 f.) schreibt dem vierzehnten Jahrhundert etwa 20—30 Blätter zu, welche sich meist durch große Rohheit auszeichnen und unter denen nur wenige wie die Weigel'sche Magdalena, der Johannes Evangelista derselben Sammlung, eine Madonna, das Veronicatuch der Albertina durch Schönheit hervorragen. Festen Boden gewinnt man erst mit den datirten Blättern, unter denen der ehemals dem Kloster Buxheim bei Memmingen, jetzt Lord Spencer in Althorp bei Northampton gehörige heil. Christoph von 1423 wohl das älteste sein wird, auf welches dann das Martyrium des hl. Sebastian in der Wiener Hofbibliothek folgt; es wurde 1779 in St. Blasien gefunden und trägt das Datum 1437. Eine vlämische Madonna zu Brüssel hat zwar die Jahreszahl 1415, doch beruht dieselbe vermuthlich, wie Lippmann annimmt, auf einem Schreibfehler. La Borde's Versuch, in einem Sammelbande des Cabinet des Estampes in Paris einen Holzschnitt vom Jahre 1406 und zugleich die älteste Handschrift der Nachfolge Christi zu erweisen, ist durchaus mißlungen. Andere datirte Metall- und Holzschnitte von 1440, 1443, 1451, 1461, 1464, 1466, 1468 u. s. f. sind bei van der Linde und Bucher zusammengestellt. Die ältesten dieser Formschnitte sind bloße Bilder und Bilderbücher; bald aber wird den Bildern eine Umschrift, ein erklärender Text beigegeben: der Formschneider schnitt natürlich ebenso leicht Buchstaben als Zeichnungen. Solche Tafeldrucke sind das

[1]) Heller, Gesch. d. Holzschneidekunst, Bamb. 1823, S. 25.

[2]) Bucher a. a. O. S. 364.

[3]) Van der Linde in seinem demnächst erscheinenden neuen Werke über die Erfindung der Typographie.

Doctrinale von Brügge (1445), das von Valenciennes (1451), der Donatus des Konrad Dinckmut, Ulm 1476 und das Deventer Schulbuch von 1490—1510. Reste von Holzstöcken, mit denen Donat gedruckt wurde, existiren noch in Paris (v. d. Linde).

Mit all' dem war man der Typographie noch nicht viel näher gekommen. Nachdem die Mongolen den Tafeldruck Jahrhunderte lang besaßen, ohne den großen Sprung zum Druck mit beweglichen Metalltypen — denn darin besteht das Wesen der Typographie — zu machen, ist fraglich, wie lange Europa Zeit gebraucht hätte, diesen Sprung zu vollziehen, ohne Gutenberg.

Das Dunkel, welches den Ursprung der Typographie umgibt, ist verdichtet worden durch einige Irrthümer — technologische wie methodologische — welche sich gleich einer Binde um die Augen der älteren Forscher und Darsteller gelegt haben.

Auf der falschen Vorstellung, als ob das fünfzehnte Jahrhundert erst den Druck oder den Buchdruck überhaupt zu erfinden gehabt, sind alle jene Fabeln zurückzuführen, welche Gutenberg durch einen Zufall die Wirkungen des Druckes entdecken lassen; so die Geschichte von seinem Siegel nebst Weinpresse bei Bergellonius, oder der Einfall Doni's, 1552, Gutenberg sei durch den Abdruck eines durchschnittenen Farrenkrautstengels mit dem Saft der Pflanze auf einem Blatt zu seiner großen Erfindung gelangt. Das sind Märchen, die in der That van der Linde mit Recht in die Kinderstube verweist.

Aber auch das war ein Irrthum, wenn man Gutenberg's Verdienst darin suchte, daß er zuerst auf den Gedanken beweglicher Buchstaben gerieth — eine Vorstellung, der sich noch selbst T. O. Weigel und A. von Holstein in seinem „Gutenberg, Fust und Schöffer, die Erfindung des Drucks mit beweglichen Buchstaben. Darmstadt 1876" hingeben. Bewegliche Buchstaben kannte man bereits im Alterthum als Kinderspiel und Mittel zur Erlernung des Alphabets. Der heil. Hieronymus räth einer römischen Dame an, einem jungen Mädchen solche Elfenbeinbuchstaben als lusus et eruditio infantiae in die Hand zu geben[1]). Solche Buchstaben aus Elfenbein oder Knochen fand man mehrfach in den Katakombengräbern[2]). Und daß auch in neuerer Zeit Kindern mit solchem Spiel das Lesen beigebracht wird, lehrt das Beispiel des „Wunderkindes" Karl Witte's, dem sein Vater, als es ins vierte Jahr ging, deutsche und lateinische Lettern kaufte; diese Lettern wurden einzeln auf Brettchen geklebt, in einen Kasten gelegt und dem Knäbchen als Buchstabenspiel gezeigt. Nun setzten sich die Eltern auf den Fußboden und griffen einen Buchstaben heraus. Dieser wurde mit einer gewissen Feierlichkeit vom Vater besehen, in seiner Eigenschaft bezeichnet, laut und deutlich genannt und dann der Mutter überreicht. Sie wiederholte Alles und gab den Buchstaben dem Söhnchen, das ihn ebenfalls besehen und laut nennen mußte. Dann wurde es so eingerichtet, daß der gleiche Buchstabe, namentlich ein Vocal, öfter und rasch hintereinander zum Vorschein kam. Kannte

[1]) Hieronym. ad Laetam Ep. . . .

[2]) Boldetti Osservazioni p. 514. De Rossi Rom. Sotterranea III. 587.

ihn der Knabe, so wurde er geliebkost, im entgegengesetzten Falle verspottet. So hatte er in wenigen Tagen lesen gelernt“ [1]).

Sehr merkwürdig ist, was bereits Cicero über solche Buchstaben sagt [2]). Der Stoiker Balbus entgegnet da dem Epikuräer Velleius: „Sollte ich mich denn nicht wundern, wenn sich Einer überredete, eine Anzahl fester und untheilbarer Körper könne durch Schwerkraft zusammengebracht und aus ihrem zufälligen Zusammentreffen eine ordnungsvolle und wunderschöne Welt gebildet werden? Wenn Einer glaubte, dies habe geschehen können, so sehe ich nicht ein, warum derselbe auch nicht glauben sollte, daß, wenn man unzählige Formen der 21 Buchstaben (von Gold oder anderm Stoffe) zusammenwürfe und auf die Erde schüttete, dadurch die Annalen des Ennius hervorgebracht und lesbar dargestellt werden könnten; wovon ich zweifle, daß der Zufall auch nur in einem einzigen Verse soviel vermögen könnte.“ Wetter meinte, damit sei Cicero der Erfindung der Typographie nahe gekommen — so nahe allerdings, antwortet van der Linde, „wie jeder Kärrner schon in unvordenklichen Zeiten die Locomotive mit sich im Schubkarren herumführte.“

Von nachhaltigerm und nachtheiligerm Einfluß auf die Literatur war ein technologischer Irrthum, der bis auf die Gegenwart in den Köpfen spukt. Schon der Straßburger Ingenieur Speckle hatte im 16. Jahrhundert den thörichten Einfall, die ersten Typographen hätten mit eingefädelten hölzernen Lettern gedruckt. Der Jesuit Serrarius und der vielschreibende Bodmann, der Verfasser der sonst verdienstvollen „Rheinganischen Alterthümer“, hatten ihm das nachgeschrieben. Sie hatten an Bindfäden aufgehängte alte Initialen gesehen, die sich in ihrer Einbildung nun zu einem Schriftsatz zusammenfügten. Damit hängt die weitere Vorstellung zusammen, als ob Gutenberg zuerst die Xylotypographie geübt, d. h. mit geschnitzten beweglichen Holzlettern gedruckt habe. Daß „Gelehrte“ von dem Schlage eines Camus, Wetter u. s. f. ihre Leser mit solchen Einfällen unterhielten, ist nicht zu verwundern; seltsamer ist, daß ein Mann, wie der Vicomte de la Borde und der neueste Schriftsteller über Typographie, Herr Karl Faulmann [3]), an einem solchen festhalten. De Vinne und van der Linde hatten den Beweis geliefert, daß bewegliche Holzlettern selbst heute nicht mit der Accuratesse geschnitten werden können, um einen vielzeiligen Satz herzustellen, in welchem die Buchstaben und Zeilen nicht aus Rand und Band gehen. Faulmann glaubt das zu widerlegen, indem er durch einen Wiener Xylographen die Buchstaben zweier Zeilen der sechsunddreißigzeiligen Bibel einzeln in Holz schneiden ließ. Aber damit ist nichts bewiesen. Zwei Zeilen sind noch keine 36 und noch lange kein Buch. Das bevorstehende Werk van der Linde's wird seinen frühern Beweis vervollständigen und ad oculos demonstriren, wie die geringste Abweichung im Schnitt der Lettern, wie eine nur haarbreite Verschiedenheit der Dimensionen einen Text producirt, der schon nach dem ersten halben Dutzend Zeilen bis zur Unleserlichkeit durcheinanderhängt. Wenn die

[1]) Vgl. F. v. Löher in Beil. z. Allg. Zeitung 1844, Nr. 356.

[2]) Cicero De Natura Deorum II. c. 20.

[3]) Faulmann, Illust. Gesch. d. Buchdruckerkunst, Leipzig 1882, S. 40.

Hand und das bewaffnete Auge des heutigen Holzschneiders mit allem Raffinement seiner Technik aus diesem typographischen „Schnadahupfle", wie van der Linde sich ausdrückt, nicht herauskommen, so waren die Xylographen des fünfzehnten Jahrhunderts gewiß noch weniger im Stande, Holztypen von hinreichender Ebenmäßigkeit zu liefern. Nicht anders wie mit den Holztypen wird es sich mit den geschnitzten Metalltypen verhalten. Wenn Faulmann (S. 45) den Schöffer'schen Psalter mit geschnittenen Buchstaben gesetzt werden läßt, weil in dem Worte condidit das zweite d breiter und kräftiger ist als das erste, so ist dieser Beweis unzulässig oder wenigstens nicht hinreichend. Auch in dem heutigen Druck begegnet es oft genug, daß der Setzer aus Versehen Buchstaben von verschiedenen Dimensionen im selben Satz verwendet; das weiß Jeder, der das Vergnügen hat, erste Correcturen zu lesen.

Es wird also sein Bewenden dabei haben, daß „nicht die Beweglichkeit der Elemente (Lettern) der abzudruckenden Schrift, sondern die richtige Art der Typenbildung der Gedankenblitz der Erfindung" waren (v. d. Linde S. 15).

III.

Johann Gänsfleisch zu Gutenberg war der jüngere Sohn des Patriziers Frilo Gänsfleisch und der Else zu Gutenberg und in Mainz geboren; wann, ist nicht genau festzustellen, vermuthlich zu Ende des ersten Jahrzehnts des fünfzehnten Jahrhunderts. In dem Streit der alten Geschlechter und des Bürgerthums war seine Familie aus Mainz ausgezogen und sein Vater auch in dem Friedensvertrag von 1430 nicht mit eingeschlossen. Beide Brüder waren in dem genannten Jahre „nit eilendig", Frilo weilte 1434 in Eltville, Joh. Gutenberg in Straßburg, wo er in St. Arbogast am Grüneberg wohnte. Aus dieser Zeit liegen verschiedene Urkunden vor, welche die ihm in Mainz zustehenden Leibrenten u. s. w. betreffen. Urkunden, welche mit 1435 anheben, zeigen ihn nicht bloß wie jene als einen in Geldsachen vornehm denkenden Cavalier, sondern, worauf es für uns ankommt, als industriellen Kopf. Die in ihrem ganzen Verlauf uns urkundlich vorliegenden Rechtsgeschäfte mit Andreas Dritzehn und Hans Riffe beweisen, daß Gutenberg in Straßburg industriell thätig war — jenen unterrichtete er im Steineschleifen, mit diesem betrieb er die Fabrication von Spiegeln, welche bei der Aachener Heilthumsfahrt 1439 verkauft werden sollten. Zu diesem Gewerbe gebrauchten die Genossen das Blei und die Presse, von welchen urkundlich die Rede ist. Auch sonst ist Gutenberg noch 1439, 1443 und 1444 als Steuerzahler, 1441 und 1442 in den Salbüchern von St. Thomas in Straßburg bezeugt. Seine Geschäfte dort nahmen aber keinen guten Verlauf, und 1448 treffen wir ihn wieder in Mainz, wo er in einer Urkunde seines Verwandten Arnold Gelthuß zum Echtzeller auftritt. Das Geld war Gutenberg's starke Seite nie gewesen; um ein neues Unternehmen zu begründen, brauchte er einen Darleiher und fand ihn in Johann Fust aus Mainz, mit dem er im August 1450 einen Vertrag abschloß. Mit diesem Vertrag übergibt Fust dem Gutenberg 800 Gulden in Gold gegen 6 % Zinsen, mit welchem Gelde Letzterer „das Werk vollbringen", sein „Gezeug zurichten und machen" soll. Das „Ge-

zeug", welches als Unterpfand dienen soll, wird ausdrücklich „das Werk der Bücher" genannt. In einem zweiten Vertrag von 1452 wird Fust förmlicher finanzieller Associé Gutenberg's. *Das sind die Geburtsscheine der modernen Typographie.*

Als erste Erzeugnisse dieser Gutenberg-Fust'schen Presse sind zu betrachten der 27zeilige Donat, der nach einem handschriftlichen Eintrag auf dem Pariser Fragment (Haydershain 1451) auf das Jahr 1451 führt. Bald darauf druckte Gutenberg den Ablaßbrief des Papstes Nikolaus V. gegen die Türken, und zwar in zwei Schriftgattungen (Type a 1454 und 1455, Type b 1454 und 1455) und das erste *datirte* Buch, die „Manung der cristenheit widder die durken" („als mā zelet nach dīn geburt offenbar m. cccc. lv. iar Siebē woche"). Während diese kleineren Arbeiten betrieben wurden, gedieh in Gutenberg's Officin sein Hauptwerk, die *Bibel*. Es konnte fraglich erscheinen, ob die sog. 42zeilige, oder die 36zeilige älter ist; van der Linde entscheidet sich für letztere Annahme. Die Abnahme dieser Werke entsprach Angesichts der schlechten Zeiten, vielleicht auch bei zu geringen Auflagen, Gutenberg's Hoffnungen nicht: 1455 verklagte ihn Fust auf Herausgabe von 2020 Gulden, welche Gutenberg nicht beibringen konnte, so daß er Fust die Typen seiner 42zeiligen Bibel, wahrscheinlich auch des Psalteriums, überlassen mußte. Mit den ihm gebliebenen Typen der 36zeiligen Bibel unternahm er ein neues Geschäft, für welches ihm ein Dr. Humery, „der Stadt Mentz pfaff und jurist", Geld lieh. Gutenberg goß jetzt neue Typen und druckte mit diesen, außer kleineren Schriften des Matthäus de Cracovia und des Thomas von Aquino, das „Catholicon" des Johannes Balbus aus Genua (1460), sein drittes Hauptwerk. Die unsterbliche Schlußschrift dieses Werkes preist Gott und die hl. Jungfrau, daß hier ein Buch ohne Hilfe des Calamus, des Stilus oder der Penna sed mira patronarum formarumque concordia, proporcione et modulo gelungen sei; der Drucker nennt sich nicht — um nicht seine Presse der Confiscation durch die Concurrenzfirma Fust und Schöffer auszusetzen. Drohte ihm doch urkundlich selbst von Straßburg aus Beschlagnahme, falls sein Name auf den Producten seiner Presse erschien.

Wenigen hat das Schicksal schlechter gelohnt als Gutenberg. Wie wenig andere große Männer konnte er sein sic nos non nobis sagen. Den geistigen Gewinn seiner Erfindung genießt die gesammte Menschheit; den materiellen heimsten Fust u. Schöffer ein. *Peter Schöffer* von Gernsheim war zur Zeit, wo der Typendruck von Gutenberg erfunden wurde, im J. 1449, noch als Bücherabschreiber bei der Universität in Paris beschäftigt. Nach Mainz zurückgekehrt, erscheint er in Gutenberg's erster Officin 1455 als Geselle, schließt sich mit praktischer Uebersicht der Lage an die siegende Partei Fust's an und begründet mit diesem das neue Geschäft, aus welchem zuerst das „Officium divinum" mit Gutenberg's Typen und mit der Unterschrift „durch Johann Fust, mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim im Jahre des Herrn 1457[1]). Am

[1]) Wie wenig orientirt in dieser Hinsicht selbst Solche sind, von welchen man in erster Linie eine genauere Kenntniß erwarten dürfte, geht aus der nachfolgenden Notiz hervor, welche kürzlich eine unserer angesehensten Zeitungen brachte: „Als das theuerste Buch der Welt galt bis

Vorabend des Mariä Himmelfärtstage" hervorging. Seine weiteren Producte kennzeichnen sich durch die Anlehnung an die Handschriftenmalerei mit ihren Initialen und Rubriken. Die Durandustypen von 1459 sind seine erste selbständige Schrift: eine Nachahmung von Gutenberg's Ablaß- und Katholicontypen. In Schöffer's Familie, die dem Ahn an Ehrenhaftigkeit glich, erfann man denn die Fabel von Fust und Schöffer als ersten Erfindern der Typographie, eine Fabel, die das „Breviarium Moguntinum" von 1509, wie die Dedication des Titus Livius von 1505 an Kaiser Max weiter verbreitete und die der unkritische Abt Johann Trithemius sich von dem Enkel Peter's 1515 erzählen ließ. Was die dichtende Phantasie der folgenden Zeit dann Alles noch zum Lob Fust's, den man bald mit dem Doctor Faust zusammenwarf, und seines Spießgesellen erfunden hat, mag man bei van der Linde (S. 288 f.) nachlesen.

Gutenberg's Lebensabend ist traurig genug. In der Nacht vom 27. auf den 28. October 1461 wurde Mainz überrumpelt und ausgeplündert. Mainz hörte auf, eine freie Stadt zu sein und verlor all' seine Privilegien. Auch die Fust-Schöffer'sche Officin ward zerstört und ihre Gesellen trugen die neue Kunst in die Fremde. Was damals aus Gutenberg geworden, wissen wir nicht. Erst 1465 treffen wir ihn wieder in Eltville, wo ihn sein Fürst, der Erzbischof Adolf von Nassau, als lebenslänglichen Hofdienstmann annimmt (17. Januar). Von einer fernern Thätigkeit des großen Erfinders der Typographie verlautet nichts mehr. Johann Gutenberg starb, unverheirathet und kinderlos, zu Anfang 1468 und fand, wie seine Familie und die meisten Mainzer Patrizier, sein Grab in der Dominicanerkirche zu Mainz, deren Todtenbuch 1876 durch Dr. Bockenheimer wieder aufgefunden wurde, nachdem Guden und Joannis es früher schon theilweise benutzt hatten. Unsers Gutenberg Grab lag unter der Kanzel und war mit dem Wappen der Gänsfleisch geziert. Das Bombardement der Festung durch die Franzosen ließ in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1793 das Predigerkloster in Flammen aufgehen, und 1875 vernichtete ebenfalls eine Feuersbrunst die an der Stelle desselben erbauete Fruchthalle. Wird etwas geschehen, um die irdischen Reste des großen Meisters aufzufinden, zu erhalten? Und liegt überhaupt noch die Möglichkeit vor, dieselben zu constatiren?

Gutenberg's Hinterlassenschaft, d. h. sein Druckapparat, fiel nach dessen Ableben seinem letzten Associé, dem Dr. Humery zu, welchem er hypothekarisch verpfändet war und welcher in einem Revers vom Freitag nach dem 24. Februar 1468 bekennt, daß Erzbischof Adolf ihm „etliche Formen, Buchstaben, Instru-

vor Kurzem die Biblia sacra Vulgata, Mainz 1450/5. Heute ist es durch ein anderes im Preise überholt. Sein Titel (!) lautet: Psalmorum Codex, latine, cum Hymnis, Oratione Dominica, Symbolis et Notis musicis. Folio. Moguntiae 1449. Fust et Schœffer. Für dieses Buch wurde in einer Auction von Herrn Quaritsch in London der höchste Preis bezahlt, der je für ein Buch erzielt worden ist, nämlich 4950 Pfd. St. oder 99,000 M. Nach ertheiltem Zuschlag brach im Auctionslocale der lauteste Jubel aus, der den großen Erfindern und Künstlern des Buchdrucks, Gutenberg, Fust und Schöffer galt, und ihrer unsterblichen Kunst Ehre und Anerkennung brachte." Die Manen Gutenberg's werden von dieser Ehrenbezeugung Seitens der Herren an der Themse ebenso entzückt gewesen sein, wie von dieser Beschreibung des Psalteriums von 1459 — denn um dieses handelt es sich.

ment, Gezuge und anders zu dem Truckwerck Gehorende, das Johann Guttemberg nach seinem Tode gelassen hat", verabfolgen ließ. Niemand weiß, was aus diesen Typen geworden ist.

In Eltville, dem letzten Aufenthalte Gutenberg's, wurde eines der namhaftesten Werke der Typographie noch zu des Meisters Lebzeiten in Druck gelegt: Das „Vocabularium ex quo", welches Heinrich und Nikolaus Bechtermünze, Verwandte Gutenberg's, in Verbindung mit Wigand Spieß von Ortenberg mit den Typen des Mainzer „Catholicon" von 1460 druckten und welches am 4. November 1467 vollendet, 1469 in zweiter Auflage erschien. Es verdient alle Anerkennung, daß sich kürzlich in Eltville ein Comité gebildet hat, welches an der Eingangsthür der Frühmesserei zu Eltville eine Steintafel anbringen will mit der Inschrift: „Hier | druckten Schüler Gutenberg's | unter Anleitung und mit den Schriften | des unsterblichen Erfinders | der | Buchdruckerkunst | 1467." Wir wünschen dem wackern Comité, welches im Januar 1885 um Beiträge zu dieser Stiftung aufgerufen hat, besten Erfolg seiner patriotischen Absichten.

IV.

Vier Jahre, nachdem van der Linde's „Gutenberg" erschienen, veröffentlichte J. G. Hessels in England unter demselben Titel eine, wie er glaubte, entscheidende Widerlegung desselben[1]). Herr Hessels, ein Landsmann van der Linde's (später Bibliothekar am Trinity College in Dublin, jetzt, wenn ich nicht irre, in Cambridge), hatte im Jahr 1872 des Erstern „Costerlegende" ins Englische übersetzt und nach dem Ausspruch eines Kritikers seine Arbeit damals „wonderfully well done". „Daß, meinte van der Linde dazu, gerade zwei Haarlemer den Costerianismus todtgeschlagen haben, ist das erste mir seit der Schöpfung bekannt gewordene Beispiel der berühmten Nemesis." Zehn Jahre später hat Herr Hessels seine Meinung wesentlich geändert und die Universität Cambridge hat diesen gegen Deutschland gerichteten Fortschritt seiner Erkenntniß mit Verleihung des philosophischen Doctorhutes geehrt. Er geht in seinem neuesten Werke auf die Haarlemer Frage nicht näher ein, aber er gibt zu verstehen (Preface S. XVII), daß ihm nun auch Zweifel an der Zuverlässigkeit der van der Linde'schen Resultate betreffs Coster's aufgestiegen sind.

Der Gedankengang der Hessels'schen Streitschrift ist im Wesentlichen, sowie der Verfasser ihn selbst vorlegt, dieser. Für Gutenberg lassen sich hauptsächlich nur drei Documente anführen: der Straßburger Proceß von 1439, der Mainzer Proceß von 1455 und Dr. Humery's Schein von 1468. Das erste dieser Beweismittel ist zerstört, die beiden anderen sind nur in Copien (transcripts) erhalten: folglich läßt sich keines von ihnen zu einem Beweise verwenden — eine Beweisführung, die ungefähr ebenso berechtigt ist, als wenn ich sagte: Ennius ist verloren, von Livius, Tacitus und Suetonius sind uns die Originalhandschriften

[1]) Gutenberg: was he the Inventor of Printing? An historical Investigation embodying a criticism on Dr. van der Linde's „Gutenberg". By J. H. Hessels. London, B. Quaritsch. 1882. Die Schrift erschien theilweise bereits 1880 in den „Printing Times and Lithographer", Februar bis Mai.

nicht erhalten, folglich steht die ganze römische Geschichte in der Luft. Aber, fährt Hessels fort, selbst zugegeben, daß diese Documente als Beweismittel angerufen werden dürfen, beweisen sie Gutenberg nur als Drucker, nicht aber als Erfinder der Typographie; die ihm zugeschriebenen Incunabeln schweigen von ihm als ihrem Urheber und können allen andern Druckern zugeschrieben werden. Die Continuität einer Gutenberg-Presse bis ins sechzehnte Jahrhundert kann nicht aufrecht erhalten werden; u. a. müssen, nach Entdeckung des Betrugs in dem Darmstädter Prognostication (S. 111) mindestens sieben Drucke von den gewöhnlich (?) Gutenberg zugeschriebenen gestrichen werden; die weitere Entdeckung, daß eine Initiale in der 30zeiligen Indulgenz von 1454 auch in einem bei Peter Schöffer 1489 gedruckten Ablaßbriefe vorkommt, schließt auch die 42zeilige Bibel von Gutenberg's Liste aus und zwingt, sie auf Schöffer's Conto zu setzen.

Ich habe Hessels' Buch mit dem Eindruck aus der Hand gelegt: der Verfasser gehöre zu jenen Kritikern, welche vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. Die großen, einfachen Umrisse der geschichtlichen Wahrheit sind ihm bei seinen Detailuntersuchungen unsichtbar geworden. Er rühmt sich, daß er, im Gegensatze zu van der Linde, es sich nicht habe verdrießen lassen, sieben Wochen (sic!) auf den Besuch der Bibliotheken in Straßburg, Heidelberg, Darmstadt, Mainz, Frankfurt, Höchst, Würzburg, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover und Hamburg zu verwenden. Aber man kann sich den Staub der Bibliotheken auch zu tief in die Augen reiben: was Herr Hessels aus demselben für die Genealogie der Familie Gänsfleisch herausgelesen hat, ist völlig verwildert und es charakterisirt seine Forschung, daß er mit glücklicher Beseitigung des Johann Gutenberg an einem Jakob Sorgenloch als Drucker und Genossen von Fust und Schöffer anlangt. So hätten wir nun auch unsere „Gutenberglegende". Der englische Leser soll den Eindruck erhalten, es stehe um die „Gutenberglegende" von Mainz ungefähr so oder wenigstens durchaus nicht glänzender als um die Costerlegende von Haarlem.

Und doch kann dies Gewebe vor der einfachen Wahrheit keinen Augenblick bestehen. Van der Linde's bevorstehende Publication wird es zweifellos zerreißen: hier ist weder der Raum, noch kann es meine Absicht sein, durch eingehende Kritik der einzelnen Argumente seiner Beweisführung vorzugreifen. Die Typographie eine deutsche Erfindung — die Typographie in Mainz erfunden, das sind zwei Sätze, die sich aus den Zeugnissen des 15. Jahrhunderts vor allem mit voller Evidenz nachweisen lassen. Aber auch der dritte Satz: Gutenberg, der Erfinder der Typographie, ist fürder nicht bestreitbar. Was zu Gunsten von Fust und Schöffer erdichtet worden, hat sich doch nicht erfolgreich genug erwiesen, um den Urheber der „überaus freisinnigen Kunst und Wissenschaft, Bücher in Erz zu schneiden oder zu drucken" (1491, Hortus sanitatis) um alle Anerkennung zu bringen. Die älteste gedruckte Notiz, die bis vor Kurzem überhaupt bekannt war, ist der Bericht des Buchdruckers Johann Philipp de Lignamine, welcher in seiner 1473 zu Rom gedruckten „Chronica summorum pontificum imperatorumque ab a. 1316—1469" zum Jahre 1458 einen Jacobus cognomento Gutenbergo aus Straßburg nennt. Einige Jahre später, 1483,

läßt Matthias Palmer aus Pisa in einem Venezianerdrucke Johann Guttemberg den Jungen zu Mainz am Rhein (allerdings 1440!) die Typographie erfinden. Der berühmte Begründer der Kölner Buchdruckerei, Ulrich Zell, erklärt 1499 mit voller Bestimmtheit, Johann Gutenberg habe 1450 in Mainz seine Kunst erfunden. Diese und andere Zeugnisse werden aber an Bedeutung und Alter überragt durch eine — zur Entschuldigung Herrn Hessels' sei es gesagt — erst in der allerneuesten Zeit hervorgezogene Aeußerung des Franzosen Guillaume Fichet an Robert Gaquin; sie findet sich in einem 1470 datirten Briefe, der einigen Exemplaren des zweiten in Paris gedruckten Buches: „Gasparini Pergamensis orthographiae Liber, fol. 2vo" vorangestellt ist. Ulrich Gernig und Michel Friburger, die Drucker dieses Werkes, waren aus Basel, wo sie die Kunst bei Berthold von Hanau, Gutenberg's Diener, erlernt hatten, nach Paris gekommen. Martin Krantz, mit dem sie dort zusammen arbeiteten, scheint ein unmittelbarer Schüler Gutenberg's gewesen zu sein und war wohl ein Verwandter des 1455 im Processe Gutenberg's genannten Peter Krantz; die Familie stammte aus Stein an der Nahe, gleich dem Prior der Sorbonne, Johann, welcher die deutschen Typographen nach Paris gerufen hatte. Wenn irgend Jemand, waren sie und der von ihnen unterrichtete Fichet im Stande, Zuverlässiges über das zu wissen, was sich wenige Jahre vorher in Mainz ereignet hatte. Fichet also äußert sich folgendermaßen: „Ein großes Licht brachte uns jenes neue Geschlecht von Buchdruckern (librariorum), welches zu unserer Zeit, ähnlich dem trojanischen Pferd, Deutschland nach allen Richtungen hin ausgeschüttet hat. Dort nämlich, erzählt man, sei nicht weit von der Stadt Mainz ein gewisser Johannes mit dem Beinamen Gutenberg (Bonemontano) gewesen, der zuerst die Buchdruckerkunst (impressoriam artem) erdacht, so daß man nun nicht mehr mit dem Calamus, wie die Alten, noch mit der Feder, wie wir, sondern mit erznen Lettern Bücher herstellt, und zwar glatt, fein und schön. Wohl war jener Mann werth, daß alle Musen, alle Künste, die Zungen aller Derer, die an Büchern sich erfreuen, ihn über Alles preisen und er Göttern und Göttinnen vorgezogen werde. . . . . Größeres als Ceres, welche der Erde zuerst Früchte und Nahrungsmittel schenkte, hat Gutenberg erfunden, indem er solche Buchstaben ausschnitt (exsculpsit), mit Hilfe deren jedes Wort und jeder Gedanke sofort aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert werden kann. Ich will aber hier auch diejenigen nicht übergehen, die den Meister bereits übertreffen und unter denen Udalricas, Michael und Martin die vornehmsten sein sollen u. s. f."

Dies Zeugniß, vier Jahrhunderte übersehen, ist zuerst von dem als trefflichsten Kenner der Incunabeln bekannten Pariser Antiquar A. Claudin hervorgezogen[1]), dann öfter, u. A. von Herrn O. Hartwig in seinem „Centralblatt für Bibliothekwesen" (I, 117 f., Lpz. 1884) reproducirt und besprochen worden. Es ist geradezu entscheidend und vernichtet die 201 Seiten der Hessels'schen Kritik.

Auch an poetischen Verherrlichungen Gutenberg's hat es die ältere Zeit

[1]) A. Claudin, Un nouveau document sur Gutenberg, in Octave Uzanne's Zeitschrift „Le Livre", Paris, bei A. Quantin, 1884, S. 369.

nicht fehlen lassen. Wir besitzen solche aus dem Jahre 1494 von zwei Heidelberger Professoren, aus dem Jahre 1499 von Jacob Wimpheling, dem berühmten Humanisten, einem der besten und sorgfältigsten Forscher des humanistischen Zeitalters, und 1504 setzte Ivo Wittig dem Meister im Hof zum Gutenberg in Mainz einen von Serrarius 1604 noch gesehenen Denkstein:

DE ORBE BENE MERENTI

heißt es auf demselben. So urtheilte auch die Kirche des fünfzehnten Jahrhunderts. Wenigstens haben Geistliche und Mönche die neue Kunst anfänglich mit großer Begeisterung aufgenommen, und einer der Humanisten auf dem Stuhle Petri berief die ersten Deutschen, welche in Italien die Typographie ausübten, Konrad Schweinheim und Arnold Pannartz, aus dem Kloster Subiaco, wo sie einen jetzt bis auf das letzte Exemplar vernichteten Donat gedruckt hatten, nach Rom (1464).

Die Erfindung, welche ihr unsterblicher Urheber, wie die Nachschrift des „Catholicon“ es ausspricht, ganz in den Dienst Gottes und der Wissenschaft gestellt, hat nicht aufgehört, diesen hohen Zwecken zu dienen. Erwägt man aber, wie sehr sie auch zum Gegentheil mißbraucht wurde; wie sie alle unreifen und schlechten Einfälle des menschlichen Hirns in einer vor 1450 undenkbaren Weise, rasch und ungeprüft in Scheidemünze umsetzt und mit dieser Münze Millionen verdirbt und vergiftet, dann kann Einem wohl der Zweifel aufsteigen, ob es eine gute Gabe gleich jener der Ceres gewesen, welche Gutenberg seinem Geschlechte gereicht hat; und man kann sich versucht fühlen zu glauben, daß er, ein zweiter Prometheus, mehr als ein Anderer gethan hat, um die Menschheit zum Sklaven ihrer eignen Freiheit zu machen.

LIBR... U... ...Y

Ein Kindheitsidyll

aus dem neueren Ungarn.

Von

Ferdinand Laban.

Wir befinden uns auf dem Bahnhofe der kleinen ungarischen Stadt S**. Es herrscht tiefes Dunkel der Nacht. Der Sturm peitscht mächtige Staubwolken das Bahngeleise entlang auf den Perron, so daß die ohnehin nur matt glimmenden Oellämpchen zu ersticken drohen. Der Eilzug — es sind nur drei Waggons an die Locomotive gekoppelt — ist soeben herangesaust und stehen geblieben. Zwei Bahnbeamte, der eine mit einer rothen, der andere mit einer blauen Mütze, wandeln träge auf und ab und reiben sich den Sand und den Schlaf aus den Augen. Ein Gepäckträger müht sich unbehilflich damit ab, einige Koffer auf den Zug zu schaffen. Bereits zum dritten Male ertönt das Glockenzeichen: ein markerschütternder, herzloser Ton: aber wird er hier Jemanden aufschrecken? Die Dampfpfeife antwortet kreischend: „endlich!" — Da, im letzten Augenblick, stürzt ein junger Mann aus dem Gebäude hervor. Es ist ihm eben noch Zeit gelassen, eine Waggonthüre aufzureißen, sich auf das Trittbrett zu schwingen. Schon setzt sich der Zug in Bewegung. Zwei Frauengestalten, welche dem Abreisenden bis auf den Perron gefolgt waren, starren stumm mit gesenkten gefalteten Händen in die Nacht hinaus ...

Der junge Mann, mit dem ich in Wirklichkeit und der Leser nun schon in Gedanken mitreisen muß, hatte sich, nachdem die Thüre von Außen zugeworfen worden war, in die Ecke gelehnt und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Sein plötzliches und geräuschvolles Erscheinen hatte mich, der ich als einziger Anwesender auf der anderen Seite des Coupés meinen Platz inne hatte, aus dem Halbschlummer aufgestört. Halb unwirsch, halb neugierig betrachtete ich den Ankömmling, oder besser gesagt, den Eindringling. Er war eine kräftige männliche Gestalt. Sein Antlitz konnte ich nicht sehen: aber die Hände, welche dasselbe verdeckten, waren sehr ausdrucksvoll. Obschon etwas groß, waren sie doch von ebenmäßigem, fast zartem Bau. Die Art und Weise, wie er sie über das Antlitz gefaltet hatte, ließ in ihm einen großen und heftigen Schmerz vermuthen; und trotzdem schienen sie zu sagen: durch uns wird er Alles von sich abwehren. An dem Mittelfinger der linken Hand aber glitzerte ein schmaler goldener Reifen.

Abermals öffnete sich die Thüre, ein zudringlicher Windstoß preßte sich herein und hinter ihm tauchte die Gestalt des Schaffners auf. Er trug, wie ein Glühwurm, eine Leuchte an der Brust befestigt. Er warf mir einen Blick zu und zuckte wie entschuldigend mit den Achseln. Dann hob er die Linke mechanisch höflich an die Mütze empor und berührte mit der Rechten den Passagier, der noch immer achtlos in sich zusammengesunken dasaß. „Ich muß Sie ersuchen, an der nächsten Haltestelle das Coupé zu wechseln.“ Der Angeredete richtete sich empor, der runde, weiche Hut war ihm vom Haupte herabgesunken, zwei dicke Thränen standen ihm in den Augen. Er wollte sich nach dem Grunde jener Weisung erkundigen, aber der Schaffner hatte sich schon davon gemacht. Jetzt erst wurde er meiner Gegenwart gewahr und kehrte sich mir zu, ohne die Thränen zu verbergen, die noch immer hell in seinen Augen schimmerten. „Ich habe vielleicht Ursache, mich zu entschuldigen. Es war die höchste Zeit, daß ich den Zug bestieg. Da mochte ich in der Ueberstürzung eine unrechte Klinke erfaßt haben. An der nächsten Haltestelle werde ich mein Versehen wieder gut machen. Bis dahin bitte ich Sie, meine Anwesenheit zu dulden.“ Mit gleicher Höflichkeit, obschon sich ein kleiner Aerger darein mischte, erwiderte ich: „Sie irren sich. Das Coupé ist nicht für eine bestimmte Classe Reisender reservirt. Da sich bei diesem Zuge kein Schlafwaggon befindet, sah ich mich genöthigt, den Schaffner zu — wie drücke ich mich nur aus? — nun, zu bestechen. Wie Sie sehen, ist mir meine Absicht nicht gelungen. Aber gleichviel! Erstens haben Sie das vollkommene Recht dazu, Ihren Platz zu behaupten. Sodann wäre es wirklich sinnlos, Ihre Ritterlichkeit zu weit zu treiben. Nicht lange, so wird es Morgen werden; man kann ja auf diesen Bänken und bei diesem Rütteln und Schütteln doch nicht schlummern.“ Er gab einen artigen Dank zurück, und nun lehnten wir uns Beide wieder in die Ecken hinein.

Der Zug raste bereits wieder mit vollster Geschwindigkeit dahin. Das Rütteln und Stoßen und jenes tactmäßige Hämmern und Schlagen, das bei geringerer Fahrgeschwindigkeit die Menschen der Herrschaft über ihre Bewegungen zu berauben scheint, hatte aufgehört. Jetzt ging's gleichsam mit Galoppsprüngen vorwärts. Man verspürt die Eile, man empfindet, wie man mitgerissen wird, man vermeint zu fliegen. Da schwinden — im eigentlichsten Sinne des Wortes — alle Gedanken. Man denkt nicht an das Diesseits, nicht an das Jenseits. Die tiefste Sehnsucht, der schwerste Kummer — alles ist wie weggeblasen. Man starrt zur Decke empor, die Augen heften sich an das Oellämpchen; mit peinlichster und doch gedankenloser Aufmerksamkeit verfolgt man die Schwingungen der Lederquaste, welche neben dem Thürfenster niederbaumelt. Man hat gewöhnlich ein Bein über das andere geschlagen und späht nach der eigenen Fußspitze und ihrem gleichmäßigen Heben und Senken. Oder aber man sieht den mitreisenden Personen geradeaus ins Gesicht.

So erging's auch uns Beiden, die wir allein im Coupé saßen. Bald starrte er mich an, bald ich ihn. Dann wieder begegneten sich unsere Blicke. An jedem andern Orte der Welt würde man das als Ungezogenheit empfunden haben: hier war es ganz natürlich; keiner von uns Beiden dachte sich etwas

dabei. Trotzdem konnten wir es nicht verhindern, daß wir uns nach und nach in gegenseitiger Betrachtung verloren.

Ich sah, daß er eine hochgewölbte, freie Stirn hatte, deren hellweiße Farbe merkwürdig mit den sonnverbrannten Wangen contrastirte. Die großen blauen Augen, über welche sich das Augenlid nur selten herabsenkte, staunten mit dem Ausdruck unverwundbarer Zuversicht in die Welt. Alles an ihm war gereift, männlich, kräftig: nur in seinem Blicke lag noch die ganze Kindlichkeit, jene unverkennbare Mischung von Vertrauen, von Offenheit, von Furchtlosigkeit, die doch so weit entfernt ist von Trotz, und Alles das durchglüht von dem milden Glanze, der, seiner selbst unbewußt, aus den Tiefen des Gemüthes emporzustrahlen scheint.

Mancherlei Fragen stellte ich an ihn: über die Ortschaften, welche wir passiren mußten; über die Richtung der verschiedenen Bahnstrecken und dergleichen mehr. Unterdessen nahte der Morgen heran. Dem dämmernden Zwielichte folgte rasch das Morgenroth. Die Schwalben begannen mit dem Zuge um die Wette zu fliegen, und, so oft sie auch davon ablassen mußten, immer wieder fanden sich neue ein, welche den vergeblichen Kampf aufnahmen. Die Sonne stieg empor und entsendete ihre Strahlen über die Ebene. Mitten aus dem Aehrengold sah man die rüstigen Gestalten der Schnitter emportauchen. Das Alles verfolgten die Reisenden mit Interesse, zu den beiden Oeffnungen des Käfigs hinauslugend, in welchem sie mit rasender Eile durch das Land geschleift wurden.

„Ich bin des Fahrens schon sehr müde," begann ich wieder, „eine Nacht und ein Tag ununterbrochen im Waggon zugebracht, gehen nicht spurlos an Einem vorüber. Ich war in Rumänien. Ich bin sehr froh darüber, daß wir uns der ungarischen Hauptstadt nähern. Ich werde mich dort zwei Tage hindurch aufhalten, um mir neue Kräfte zur Fortsetzung der Reise zu sammeln. Und," fügte ich hinzu, indem ich einen müden Blick zu ihm hinüberschweifen ließ, „wie weit liegt Ihr Ziel?"

„Ich" ... es war ihm, als würde er plötzlich an etwas erinnert, das sich gänzlich aus seinem Bewußtsein verloren hatte ... er vergaß den angefangenen Satz zu vollenden ... „Mein Weg führt mich in die andere Welt."

Ich lächelte. „Ist das ein kurzer Weg oder ein langer?"

„Wohl haben Sie recht, sich über meine Worte zu belustigen. Ich wollte sagen, mein Weg führt mich auf die andere Seite der Welt, wenn es erlaubt ist, unserem Planeten diesen volltönenden Namen beizulegen."

„Er ist unsere Welt. — Nun, ich wünsche Ihnen Lust und Kraft zu Ihrem Unternehmen. Besser noch, ich sage es Ihnen gleich ins Gesicht, daß sie Beides reichlich besitzen ... Die andere Welt! Eine andere und doch dieselbe wie hier bei uns. Sie freilich wissen es noch nicht, wie eintönig die Welt ist, hüben und drüben."

„Ah, Sie waren also schon in Amerika!" rief er freudig aus.

Abermals mußte ich lächeln, und zwar darüber, daß er mich mißverstehen konnte. „Nein. Mich schaudert schon, wenn ich nur an die beschwerliche Fahrt denke. Für ein solches Vergnügen wären meine Nerven wirklich zu schwach."

„Vergnügen“ ... er blickte gerade vor sich hin ... „ich reise nicht eben zum Vergnügen, obschon es mir ein Vergnügen ist, zu reisen ... vor einem Jahre noch hätte ich es wahrlich nicht gedacht, daß ich mich eines Morgens auf der Eisenbahn befinden würde, um meine Heimath — wohl auf immer! — zu verlassen ... Und eigentlich hat man gar keine Empfindung davon ... Das Heimweh stellt sich wahrscheinlich erst später ein, wenn die „große Lacke“ — wie die auswandernden Bauern bei uns zu sagen pflegen — zwischen uns und das Vaterland getreten ist.“ Er sah sehr vergnügt drein. Offenbar fühlte er so wie er sprach. Nach einer Pause begann er wieder: „Da Sie nun schon so viel von mir wissen, so darf ich es mir vielleicht erlauben, Ihnen auch zu sagen, was ich in Amerika suche ... Nicht weit von dem Städtchen, wo ich den Zug bestieg, liegt ein großes Dorf: Rosaliendorf. Es wohnen, oder besser: es wohnten, lauter deutsche Bauern darin. Jetzt gibt es auch Magyaren dort und Serben, ich glaube sogar Rumänen. Es ist eine deutsche Gründung. Unter Maria Theresia siedelten sich dort sogenannte „Schwaben“ an. Den Leuten ging es vortrefflich, der Boden — den sie freilich erst mit hartem Fleiße urbar machen mußten — zählt zu den ausgezeichnetsten selbst in dem an fruchtbaren Gebieten so gesegneten Ungarn; sie schwangen sich zum Wohlstand, viele unter ihnen sogar zu unglaublichem Reichthum empor. Und jetzt — wandern sie aus, nach Amerika! Wie das komme, werden Sie fragen. Es ist Ihnen sicherlich bekannt, wie sehr in diesem Lande die nationale Strömung angewachsen und noch stetig im Steigen begriffen ist ... Der Accent Ihrer Rede läßt mich nämlich vermuthen, daß Sie hier zu Lande nur als Fremder weilen ... Man könnte nun vermuthen, dies vertreibe den deutschen Bauer aus seiner neuen Heimath. Keineswegs! Er hat Ernsteres und Wichtigeres zu thun und würde dem ins Gesicht lachen, der behauptete, man könne ihm seine Muttersprache rauben. Es ist etwas Anderes. Diese Bauern, welche ziemlich arm ins Land herein kamen, waren gewohnt, ihren Besitzstand durch unermüdliche Arbeit und verständnißvolles Vorgehen langsam aber unaufhaltsam emporblühen zu sehen. Sie wurden immer reicher, wohlhabender und reicher durch sich selbst. Und nun — mit einem Male — geht die Sache nach rückwärts. Es wären da viele Ursachen anzuführen; so die nun fast schon unausbleiblichen alljährlichen Ueberfluthungen der Felder, welche um so mehr den Muth brechen, als man nachgerade erkannt hat, daß nichts Rechtes oder gar, daß Verkehrtes gethan wird, um sie zu verhüten oder auf das geringste Maß einzudämmen. Dann die, trotz der Mißernten, unaufhörlich sich vermehrenden Abgaben, und viele andere Dinge dieser Art. Genug: es geht rückwärts. Bestürzt sieht der Bauer, daß seine Habe, statt sich zu vermehren, sich allmälig verringert. Der Bauer, dieser verkörperte Wille nach Erwerb und Besitz, in dem das Gefühl seiner Persönlichkeit mit dem Bewußtsein von der Sicherheit seines Vermögens so ziemlich in einen Punkt zusammenfällt, ist nicht gesonnen, die Dinge gehen zu lassen wie sie eben gehen wollen. Das scheinbar Aeußerste erfaßt er als das ihm Zunächstliegende. Es ist nicht Leichtsinn, nicht Verwegenheit, was ihn dazu bestimmt, sondern kühlste Besonnenheit. Er weiß, daß er auf der ganzen Welt Niemanden findet, auf den er mit Sicherheit zählen darf, als sich selbst. Auf seine Kraft, seinen Muth, seinen Fleiß, seine Zähig-

keit aber baut er! Und nicht die Aermeren sind es, nicht die Herabgekommenen, welche auswandern, sondern diejenigen, die sich noch besitzesstolz fühlen. Und sie nehmen förmlich ihr ganzes Heim mit hinüber über das Weltmeer. Sie geben ihren neuen Niederlassungen die alten Namen: so erstand — um nur dies Eine zu erwähnen — bereits ein zweites Rosaliendorf jenseits des Oceans. Enkelkinder und Großmütter — alle ziehen sie mit hinüber. Jeder Andere, der die alte Welt verläßt, um in der neuen sein Glück zu suchen, erscheint sich wohl selbst abenteuerlich. Diese Bauern empfinden ihr Handeln als durchaus vernunftgemäß und nothwendig: Mühen und Beschwerden aber, die sie weder fürchten noch scheuen, sind ihre Lebenslust, welche sie diesseits oder jenseits des Oceans, der für sie überhaupt nur ein todtes Wort ist, mit demselben Gleichmuth einathmen."

Ich suchte in den Taschen meines Rockes herum, um mein Lorgnon aufzufinden. „Was Sie mir da erzählen, ist sehr merkwürdig. Aber . . . Sie werden mein Interesse begreiflich finden —" . . . Ich hob das Glas empor und sah durch dasselbe meinen Gefährten mit einem Blicke an, der wohl sagen mochte: was haben denn Sie mit dieser Bauerngeschichte zu thun? Er strich sich, wie abwehrend, mit der flachen Hand über Stirne und Augen. So wie ich aber das Lorgnon fortgelegt hatte und den Kopf, wie um zuzuhören, etwas zur Seite geneigt hielt, verschwand seine Befangenheit. (Merkwürdiger Weise beläftigt es die Menschen, wenn man seiner Kurzsichtigkeit abhelfen will; sie haben wirklich die Empfindung, man wolle sie mit doppeltem Augenpaare betrachten.) Er fuhr fort in seiner Erzählung: „Wir, . . . das heißt: meine Braut" . . . er sprach das letztere Wort gedehnt aus und blickte dabei unwillkürlich empor, als fürchtete er abermals das Lorgnon . . . „meine Braut besitzt ein kleines väterliches Erbgut, das nahe bei Rosaliendorf gelegen ist. Ihr Vater — ebenfalls ein eingewanderter Deutscher — war der gute Schutzgeist der Bauern von Rosaliendorf. Sie standen zu ihm, der allen Anderen im Dorfe überlegen war, nicht nur durch sein Wissen und seine Bildung, sondern auch durch sein vornehmes Wesen, in einem Verhältniß unbedingter Hingebung. Er war, obschon er keinerlei Amt bekleidete und nur seiner Landwirthschaft lebte, gleichsam die oberste Respectsperson im Dorfe. Als er vor einem Jahre starb, nahm ich die Leitung des kleinen Grundbesitzes in meine Hand; und merkwürdiger Weise ging auch, wie eine Art Erbschaft, das Vertrauen, welches die Bauern früher Jenem entgegengebracht hatten, nun auf mich über. Sehr viel trug dazu bei, daß ich sprachenkundiger war als sie. Das Magyarische, das Serbische, das Rumänische muß man in diesem Theile des Landes inne haben, will man über das Gehege des Herdes hinausblicken. Die Bauern aber, wenigstens die Erwachsenen unter ihnen, verstehen nur ihr Deutsch. Ehedem zwangen sie die anderen Nationalitäten, daß diese, um mit ihnen in Verkehr treten zu können, das Deutsche sich aneigneten. Jetzt haben sich die Verhältnisse geändert und das Gegentheil wird gefordert . . . Nun werden sie sich, mein Herr, wohl Alles erklären können. Soll die Gemeinde nach Amerika, so gehöre auch ich dorthin. Vor zwei Jahren wagten sich die Ersten auf den Weg, bald folgten Viele nach. Und diese wieder senden unausgesetzt neue Lockrufe zu uns herüber, es wurde sogar Einer aus

ihrem Kreise zurückgeschickt, um persönlich seine Anschauungen über die Verhältnisse im neuen Rosaliendorf darzulegen. Man setzte mir von allen Seiten zu, man bat, man beschwor mich und — ich war leicht zu überreden, denn die Sache gefällt mir. Der letzte Trupp der auswanderungsfähigen Bauern zieht mit mir über die See. In Hamburg werde ich mit ihnen — denn sie gedenken erst in einigen Tagen aufzubrechen — zusammentreffen. Meine Braut hat den kleinen Grundbesitz veräußert: ich will ihr drüben für den Erlös einen neuen schaffen: sie soll womöglich dort Alles so finden wie sie es hier verlassen hat. Indessen weilt sie bei meiner Mutter. Ich werde trachten, daß sie mir Beide baldigst nachfolgen können an den neuen Herd."

Ich tändelte mit dem Lorgnon und ließ den Kopf langsam auf die gepolsterte Lehne zurücksinken. Ohne ihn anzublicken versetzte ich: „Das Natürlichste ist eigentlich das Romanhafteste. Das finde ich diesmal wieder bestätigt, und es freut mich sehr, daß Sie mir einen flüchtigen Einblick in diese Verhältnisse gestattet haben . . . Schade, daß wir schon an der vorläufigen Endstation meiner Reise angelangt sind, ich hätte Sie noch gerne ein Mehreres über diese Dinge sprechen gehört . . . Haben Sie nicht auch schon die Bemerkung gemacht, daß es gewöhnlich so ergeht: wenn das Gespräch mit einem Reisegenossen interessant zu werden beginnt, dann muß man sich von ihm trennen. Nun, ich wünsche Ihnen nochmals den besten Erfolg."

„Aufrichtig gestanden: um den Erfolg ist mir nicht bange. Der Weg, der zu betreten ist, liegt klar und scharf vorgezeichnet . . . Wenn nur die langen leeren Zeitstrecken nicht wären, die sich dazwischen schieben! Allerdings ist das Reisen ergötzlich; man ist aber doch nur mit halbem Herzen dabei, wenn das eigentliche Ziel von so ernster Natur ist. Ich bin einige Tage früher aufgebrochen als es nothwendig gewesen wäre: ich hätte bequem noch eine Woche daheim warten können, um zur Abfahrt des Dampfers rechtzeitig einzutreffen. Indessen, ich wollte mir noch im Fluge einige Städte ansehen, da ich wohl nie wieder Gelegenheit dazu haben werde. Hauptsächlich interessiren mich Dresden und Berlin, die auf meiner Route liegen. Mir wird nämlich, wie ich glaube, auch die alte Welt noch sehr eine neue Welt sein."

„Haben Sie Bekannte in Dresden?"

„Nein. Ich werde das Vergnügen haben, dort in einer Stadt herumzuschlendern, wo mir jedes Gesicht fremd sein wird."

„Dann ist es sehr möglich, daß ich Ihnen dies Vergnügen zerstöre . . . Sie staunen? . . Ganz einfach: ich befinde mich nämlich jetzt auf einer Fahrt nach Dresden. Ich bringe dort den Sommer zu. Ich brauche Ihnen also bloß zu begegnen, um Ihnen Ihr Vergnügen — wie Sie es benannten — zu rauben. Reisebekannte erkennt man immer auf den ersten Blick wieder."

Er beantwortete mein scherzhaftes Geplauder mit einigen Artigkeiten.

„Ah" . . . fiel ich ihm ins Wort . . . „weshalb sollen Sie in Dresden in beständiger Angst, erkannt zu werden, herumirren. Besuchen Sie uns doch lieber. Wir . . . „wir" sind nämlich: ich und meine Frau und eine kleine Colonie Befreundeter . . . wir werden uns freuen, Sie bei uns zu sehen. In einigen Tagen bin ich sicherlich dort. Vielleicht erzählen Sie uns dann noch Einiges

über das interessante Dorf, das die Reise über das Weltmeer antreten will, und über sich selbst. Erkundigen Sie sich in Dresden nur nach der „Villa * * *“ ... Man wird Sie schon hinweisen ... Also: auf Wiedersehen!“

Der Zug war in der Halle eingefahren.

In Dresden aber fand ich meinen jungen Bekannten wieder. Wir verlebten mit ihm einige genußreiche, gesellige Tage. Er erzählte uns sein Leben und seine Schicksale. Alle aber erfreuten wir uns an dem Idyll seiner Kindheit, bei dessen Schilderung er hauptsächlich verweilte. Es soll im Nachfolgenden mitgetheilt werden.

* * *

Wenn ich an meine erste Kindheit zurückdenke, so erwacht in mir die Erinnerung an eine Empfindung, welche an Reinheit und Stärke alle anderen überragt und wohl das Seligste war, was mir überhaupt in meinem ganzen Leben zu Theil geworden. Es war ein Zustand des Staunens, der Verwunderung, in welchem ich mich befand, nicht nur zeitweise, sondern beständig. Ich wunderte mich nicht über dieses oder jenes Ding, sondern darüber, daß ich überhaupt von mir wußte und eine Welt um mich herum erblickte. Es dünkte mich wie ein Aufwachen nach tiefstem, traumlosen Schlafe, ohne Rückerinnerung an einen vorhergegangenen Tag. Das lebendige Gefühl davon, daß Alles, was ich empfand und schaute, mit demselben Rechte auch nicht zu existiren brauchte, habe ich zeither nie wieder so ursprünglich in mir herumgetragen. Jetzt sitzt die Sache mehr im Kopfe, zusammengelernt, erklügelt; damals war es der natürliche Ausdruck meines Bewußtseins. Aber ich freue mich noch immer dessen, daß, als ich das Leben anhub, ich dies mit dem freudigen Besinnen that: es ist ja nur ein Traum, und, wie das Kind vermeinte: ein bunter, lustvoll zu schauender Traum.

Mein Vater war ein schöner, kräftiger Mann. Meine Mutter hat mir unter allen Frauen immer am besten gefallen. Beide waren blond und von der lieblichsten Gesichtsfarbe. Es gibt keine schönere Ehe, als die war, in welcher sie lebten. Ihre Verbindung hatte sich sehr verspätet, doch waren sie vielleicht eben darum nur um so glücklicher. Wir lebten in einer Stadt, welche nicht klein war und nicht groß. Meine Eltern besaßen darin ein Haus, geräumig, wohnlich und zu ihrem Erwerbe passend.

Aus dem Leben in meiner Kindheit will ich nur die entscheidenden Züge hervorheben. — Mein Vater war strenggläubiger Katholik, dabei aber milde und nur zum Wohlthun geneigt. Sein liebster Gedanke war es, mich zu einem Priester heranzubilden. Ich mußte mit ihm alle die vielen Gebräuche des christlichen Jahres gemeinschaftlich ausüben. Ganz genau entsinne ich mich dessen, daß mir jedoch nur dann wohl dabei wurde, wenn der menschliche Untergrund, den die meisten derselben verdecken, für sich allein zum Ausdrucke gelangte. Nie werde ich es vergessen, wie ich eines Tages an der Hand meines Vaters die Zelle eines Sträflings betrat, welcher betrügerischer Handlungen wegen schon eine Reihe von Jahren hindurch hier eingeschlossen gehalten wurde. Mit ausgebreiteten Armen stürzte der Mann uns entgegen, wie von Sinnen. Er wollte

es nicht glauben, daß wieder Menschen, freie, unbescholtene Menschen ihn aufzusuchen gekommen seien. Und als wir gingen und mein Vater noch eine kleine Gabe zurückließ für die bedauernswerthe Familie des Gefallenen, da riß mich dieser ungestüm an sich und brach in Thränen aus. Kaum daß wir uns von ihm losmachen konnten. „Du sollst die Gefangenen trösten", lehrte der Vater. Von allen diesen Dingen wußte jedoch in der Regel Niemand etwas außer mir, und ich verehrte meinen väterlichen Erzieher aus tiefstem Herzen. Die Mutter besaß den praktischen Griff, die Kunst, das Leben gedeihlich zu gestalten. Mich zog es mehr zum Vater hin. Eben deshalb schmerzte es mich schon als Kind, in der Hauptsache mich doch so ganz verschieden von ihm zu wissen. Er sollte aus mir machen können, was ihm beliebte, in allem würde ich ihm gehorsam sein: dies war mein Vorsatz. So kam ich in eine schiefe Stellung zu ihm und wurde mir selbst untreu, auf beide Weise aber unehrlich. Die frommen Gebräuche, die Ceremonien und der ganze Apparat der Religiosität war mir innerlich zuwider. Ja, ein religiöses Gefühl habe ich eigentlich nie recht empfunden. Die Welt lag vor meinen Augen: ich fragte nicht darnach, wer sie gemacht hätte und ganz sinnlos dünkte es mich, überhaupt zu glauben, daß sie wer gemacht haben müßte. Gerade die Räthselhaftigkeit, die traumhafte Neuheit, in welcher mir mein junges Leben aufging, der Blick von dem Winkel der Stube hinaus bis in die unendlichen Räume der Sternenwelt — daran konnte ich mich sattschwelgen, so ich allein war. Zudem schien es mir, als ob gar Mancher, mit oder ohne Kutte, nicht die ehrlichsten Zwecke verfolge, indem er in kirchlichen Dingen meinem Vater zu Willen that. Namentlich einen Kapuziner, der sich oft bei uns satt gegessen hatte, mochte ich nur mit ausgesprochenem Ingrimm ansehen, weil gerade er es war, der, die Schwäche meines Vaters benutzend, mir immer von meiner priesterlichen Zukunft sprach. Aber er mußte mich durchschaut haben. Denn jedesmal, wenn ich mit ihm allein war, schwieg er über diesen Gegenstand. Ich war eine zeitlang wirklich unglücklich, meinen Vater also hintergehen zu müssen. Ich heuchelte nicht, aber ich sagte auch nicht nein, wenn über meine Zukunft geplant und beschlossen wurde. Die Zeit, da es zur Entscheidung kommen mußte, lag ja noch so ferne und so lange wenigstens wollte ich meinen Vater nicht betrüben, obwohl oder eigentlich, weil er dennoch nie einen Zwang angewendet haben würde. Indessen hatten alle diese Bemühungen eine andere, nur mir bekannte Nebenwirkung. Und ich hütete mein Geheimniß, als ob ich es mit den Zähnen fest hielte. Ueberaus gerne erzählte mein Vater von meiner Taufe. Der Priester, welcher den Namen meines Vaters, der auch der meine sein sollte, aussprach, als er das geweihte Wasser über meinem Kopfe ausgoß, setzte aus eigener Machtvollkommenheit hinzu: „Und auch Karl sollst du heißen und groß werden wie er." Nun, wenn die Einen Karl für einen großen Gottesstreiter halten — und also wurde auch die Sache von allen Theilnehmern am Taufacte aufgefaßt —, so war er in jeder anderen Beziehung nicht minder außerordentlich. Und so faßte ich, in kindlichem Uebermuthe, später die Sache auf. Eine ungeheuere Begierde bemächtigte sich meiner, einmal etwas wahrhaft Großes zu vollbringen. Ich kannte jetzt nur die Sehnsucht allein, noch nicht den Gegenstand und das Ziel meines Begehrens.

Meine Eltern sprachen deutsch und ich lernte diese Sprache von ihnen. Ebenso sprachen die Lehrer, das Gesinde, die Nachbarsleute und Alle, die zu uns ins Haus kamen. Doch war mir zuweilen, als ob ich, namentlich auf Spaziergängen, ganz fremde, mir unverständliche Laute vernehme, von Leuten ausgesprochen, welche ich allerdings nicht kannte. Das sei „Ungarisch", bedeutete man mir und ich würde es wohl auch bald erlernen müssen, so fordere es die Zeit und das Land, in welchem wir leben. Man befolgte damals — in den fünfziger und sechziger Jahren — noch eine sehr naturalistische Methode, um den Kindern der deutschen Städter in Ungarn die Kenntniß des magyarischen Idioms beizubringen. Man übergab sein Kind Leuten, welche in einer Gegend lebten, wo das magyarische Element in der Bevölkerung vorherrschte, und nahm dafür das Kind jener Leute zu sich, damit es in den Gebrauch der deutschen Sprache eingeführt werde. Man nannte diesen Handel schlechtweg „Tausch". Gewöhnlich hielt man die Dauer eines Schuljahres hierzu für genügend. Auch ich mußte, nachdem ich die Kinderschulen durchlaufen hatte, hinaus zu fremden Gesichtern, aufs Dorf, beträchtlich weit weg von unserem Städtchen. Man hatte mich gegen den Buben eines calvinistischen Dorfpfarrers ausgetauscht, weil man, nach eingezogener Erkundigung, ein besonderes Vertrauen in das Treiben und Schalten in seinem Haushalte setzte. Allerdings ist mir dieser Widerspruch im Handeln meines Vaters niemals klar geworden. Denn — um nur dies Eine zu erwähnen: — zurückgekehrt hatte ich richtig sogar das „Gebet des Herrn" verlernt, vom Ein-mal-Eins ganz zu schweigen. Trotzdem war der Aufenthalt auf dem entlegenen Dorfe die lieblichste Zeit meines Lebens.

Ein dicker, behäbiger Herr, die unzertrennliche Begleiterin, seine Pfeife, in der Linken, einen aufgeschossenen Jungen, welcher wenigstens dreimal so viel essen mochte als ich, an der Rechten: — also erschien mein neuer Pflegevater auf unserer Schwelle. Mit scheuem Blicke streifte ich das Paar und konnte es nicht fassen, daß ich nun diesen Mann „Vater" nennen sollte. Viele Thränen gab's, doch ward geschieden. Eine gute Strecke reisten wir zu Wasser, dann auf dem Wagen. In beträchtlicher Entfernung vor unserem Bestimmungsorte erwartete uns schon eine Deputation von Bauern, und ich erkannte wohl aus ihrem Benehmen — denn verstehen konnte ich ihre Sprache nicht — daß ein Dorfpfarrer zu sein, denn doch etwas sehr Großes sein müsse.

Wir fuhren ins Dorf unter allseitigem Hutschwenken der Bewohner und dem Gebell der Hofhunde, denen die wirbelnden Speichen der Wagenräder ein Greuel sind. Die Deputation im schärfsten Tempo hinter uns drein. Von allen Seiten lugte man nach dem neuen „deutschen Buben", von dessen Ankunft man wohl unterrichtet war: zunächst aus Erdhütten braune, schmutzige Gesellen, Weiber und splitternackte Kinder; dann, weiter im Dorfe drinnen, wo die Häuser schon mit Rohr, hier und da sogar mit Schindel oder Ziegel gedeckt waren, stämmige Burschе und schmucke Dirnen. Kinder, die kreischend zwischen den Gänsen auf der breiten Straße herumsprangen, hielten still und glotzten uns halb neugierig, halb ehrerbietig an. Und von dem Bänkchen vor den Häusern stand mancher uralte Mann auf, dem man die Mühe ansah, welche ihm diese Bewegung verursachte, zugleich aber die unverstellte Freude am Grüßen. Zwischen

Kirche und Pfarrhaus hielt unser Gefährt. Meine neue „Mutter“ und eine schon erwachsene „Schwester“ empfingen mich und brachten mich ins Haus. Jetzt erst konnte man bemerken, welche Mühsal es dem Pfarrer gewesen, sein Haus zu verlassen. Als ob er eine Weltumsegelung gemacht hätte! Da wurde gefragt, geseufzt, geklagt, berichtet — und war doch Alles wie vor drei Tagen. Und gewiß dachte Niemand an das, woran ich dachte, an den Kirchthurm nämlich, welcher, wacklig und schief, jede Minute über unsern Häuptern zusammenzubrechen drohte. Nach dem wurde sicherlich nicht gefragt. Ich war aufgeregt und ermüdet, man gab es auf, mich ferner zu beschauen, reichte mir ein Abendessen und bettete mich. Ich vermochte lange nicht einzuschlummern. Märchen, welche man mir ehedem erzählt hatte, wurden in mir wach: wie, wenn man mich verkauft und verrathen hätte; ich verstand ja kein Wort von alledem, was hier um mich gesprochen wurde. Ich drückte das Gesicht in das Kissen und weinte. Meinen Eltern war ich gram. Dann tröstete ich mich wieder, indem ich mir den höflichen Empfang hier im Dorfe ins Gedächtniß zurückrief: die Leute sahen ja so gut aus! Aber werde ich die neue Sprache erlernen, wie meine Eltern es wünschen; es wird nicht gelingen, man wird mich schelten. Auch diese Gedanken bereiteten mir Schmerz. Und doch lag ich schon fast in Schlummer. Da öffnete sich die Stubenthüre, eine weiße Gestalt schlüpfte herein, trat sachte an mein Bett und redete mich, da ich die Augen offen hatte, leise an. Es waren deutsche Laute, die mich wie eine Errettung dünkten. Ich streckte meine Arme aus, meine Schwester zu umfangen. Doch sie bedeutete mir Stille. „Ich schlafe hier in der Stube,“ lispelte sie; „hier kannst Du, wenn Du willst, deutsch reden. Denn sonst ist es mir nicht erlaubt, da Du ja unsere Sprache erlernen sollst.“ Sie löschte die Lampe, ich vernahm das Knistern herabsinkender Kleider und schlief ein.

Die ersten Tage meines Landaufenthalts brachte ich trotzdem recht traurig zu. Jedes Gesicht schüchterte mich ein, denn es war mir fremd; die endlose Ebene um das Dorf herum drückte mich nieder. Nach und nach aber schmeckten mir wieder die Speisen, ich fing an nachzusprechen, was man mir vorsagte, ich gesellte mich zu den Arbeitern, die schon meine Annäherung erwartet zu haben schienen. Trotzdem haftete mir ein gewisser Ernst an: ich hatte keine Gespielen. Auch daran sollte es nicht lange fehlen. Man ließ mich bereits allein Haus und Hof durchstöbern. Ich wagte mich über den Zaun, durch den Garten, bis aufs offene Feld. Dort fand ich Knaben, welche sich belustigten. Sie umringten mich ohne Scheu und forderten mich auf, mitzuspielen. Ich sah wohl, daß sie über und über mit Lumpen bedeckt waren, daß sie ungewaschen waren und ungekämmt, wer weiß seit wie lange schon. Jeden Tag fanden sie sich an demselben Orte ein; ich brachte ihnen, was ich vom Tische aufraffen konnte, und sie verschlangen gierig die Bissen. Aber sie sprachen wieder eine ganz andere Sprache als die war, welche ich lernen sollte. Auch wollten sie mir durchaus nicht ins Haus nachfolgen. Schon öfter fiel es mir auf, daß andere Dorfkinder uns von Weitem zusahen. Später näherten sie sich uns auf eine gewisse Entfernung, und in ihren Mienen las ich Spott. Das quälte mich, ich trat fragend auf sie zu. Nun begannen sie erst recht ihren Hohn herauszukehren und liefen davon. Was

mochten sie haben? So viel allenfalls konnte ich aus ihren Reden vernehmen, daß sie sich belustigten über den „deutschen Buben", der mit den Zigeunern Kameradschaft geschlossen. Zeither hielt ich mich still zu Hause.

Der Winter stellte sich ein, die Dorfschule wurde eröffnet. Auch ich mußte hinein. Der Lehrer, als er mich zum ersten Male dahin brachte, hielt an die zusammengepferchte Kinderschar eine Ansprache des Inhalts: man solle es sich nicht beikommen lassen, mir ungeziemlich zu begegnen. Darauf passte er, auf und ab schreitend, die Schulstube voll mit Rauchwolken aus seiner Pfeife. Die älteren Kinder mußten die jüngeren unterrichten, ihr Pensum abfragen, nur das Strafen behielt sich der Magister vor. Und nur eine Strafe gab's da: Prügel. Ich selbst saß, gefeit gegen alle Schläge, ruhig an meinem Platze. Denn, schon fühlte ich mich Herr über den Schulmeister. Diesem, einem jungen lebensfrohen Theologen, schien die Tochter des Pfarrers zu gefallen. Der Pfarrer, der seine Augen wohl im Kopfe hatte, verbat ihm den Zutritt zu ihr. Das Mädchen sah gedrückt aus, jammerte oft des Nachts, erwachte mit verweinten Augen und fügte sich dem Wunsche der Eltern. Ich natürlich hatte keine Ahnung von der Quelle ihrer Leiden. Eines Tages, als der Pfarrer mit seiner Gemahlin im Pfarrhause des Nachbardorfes einen Besuch machten und ich mit meiner Schwester allein im Zimmer saß, bemerkte ich, zum Fenster hinausblickend, den Lehrer, wie er über den mäßig hohen Zaun, welcher den Pfarrhof von der Schule schied, hinwegsetzte und auf die Eingangsthüre unserer Wohnung zueilte. Schleichend war jede seiner Bewegungen, lauernd drang er vorwärts. Aber, wie er die Thür öffnete und, völlig ein Anderer, festen Schrittes die Stube betrat, wo das Mädchen stumm und leichenblaß zusammengeschauert war, da dünkte er mich selbst ein schöner Mann. Ich war nun Zeuge des ganzen Liebeshandels, und als das Paar zufällig meiner Anwesenheit eingedenk wurde, rief ich, selbst erregt, heftig aus: „Meinetwegen seid unbesorgt, ich werde an Euch nicht zum Verräther. Ich kann nicht lügen, aber ich kann auch ein Geheimniß bewahren und keine Macht soll es mir entreißen." Ich glaube nicht, daß wieder einmal Menschen ein solches Zutrauen zur Bethenerung eines Kindes gefaßt haben. Und sie hatten sich auch nicht betrogen in ihrer Erwartung. Dennoch betrachteten mich Beide von nun an mit einer gewissen wortlosen Scheu und hatten sich aller Macht über mich begeben. Der Pfarrer, welcher den ganzen langen Tag in der Stube zuzubringen pflegte, rauchte, die Zeitungen vom verflossenen Jahre las, wenig und ungern sprach und nur darauf bedacht schien, daß sein Gemüth vor jeglicher Erregung verschont bliebe, kümmerte sich nicht um mich. Die Hausmutter lebte und webte einzig für die Wirthschaft, immer rührig, beschäftigt. Ihr Sinn für Erwerb grenzte zuweilen an Geiz, obschon sie nicht eigentlich geizig war. Mir mangelte es an nichts, aber sie sah es gerne, wenn ich in schlechten Kleidern ging und meine schöneren wohlverschlossen im Kasten aufbewahrt blieben. Auch sie konnte nur wenig ein achtsames Auge auf mich haben. Ich genoß daher nahezu unbegrenzte Freiheit, zu thun und zu lassen, was ich wollte, mich aufzuhalten, wo es mir beliebte. Nur wenn das Essen aufgetragen wurde und zur Zeit des Schlafengehens mußte ich mich einstellen oder man suchte nach mir, wenn ich zu erscheinen säumte.

Ich kroch im Dorfe herum wie eine Katze. Ueberall war ich zu Hause; im Thurm bei den Glocken und Eulen, in allen Küchen, allen Spinnstuben. Am wohlsten aber war mir in den Stallungen, bei Pferden und Kühen. Ich war ein guter Junge und die Leute hatten mich bald lieb gewonnen. Und doch! Selbst der geringste Knecht, so offen und gemüthlich er auch mit mir im Umgange sein mochte, trug mir gegenüber eine gewisse Geringschätzung zur Schau. „Zur Schau tragen“ ist vielleicht zu viel gesagt. Es war vielmehr ein unausgesprochenes, verhaltenes, unschleiertes Etwas, was ich in dem Betragen Aller mir gegenüber herausfühlte. Zurückgedrängter Stolz, der sich zu sicher und zu hoch empfindet, um sich zum Hohne zu erniedrigen. Mir sollte bald Klarheit darüber werden. In der Schulstube saßen sich Knaben und Mädchen gegenüber. Ein jeglicher von den größeren Buben hielt zu einem der Mädchen, indem er es in allem bevorzugte, beschirmte und in seiner Weise schön mit ihm that. Das schien so hergebracht in diesen Räumen. Und gar bald mußte ich dieserwegen daheim und aller Orten lästige Neckereien erleiden. Ich dachte also daran, mich der Sitte zu bequemen. Einer meiner Kameraden ersparte mir die Wahl und wies mir das Mädchen, dem ich mich nähern sollte, da der Platz an dessen Seite noch unbesetzt war. Mein Kumpan und ich gingen, um unseren Plan recht schicklich einzuleiten, zunächst zum Dorfkrämer und kauften dort Näschereien. Das Mädchen weigerte sich zwar nicht, die Süßigkeiten anzunehmen, welche ich ihm vor Beginn der Schulstunde überreicht hatte, aß sie auch während derselben gemüthlich auf, — aber weiter wollte es von mir durchaus nichts wissen; ja, es höhnte mich obendrein und ganz besonders zielten seine Stichelreden auf meine Kleidung. Ich trug nämlich „deutsche“ Pantalons und Schuhe. Es war das erste Mal, daß Grimm mich schüttelte. Ich war von sanftem Wesen, begegnete allen Leuten mit freundlicher Ruhe und es war, als umgäbe mich eine unsichtbare Schutzwehr, welche es Allen unmöglich machen mußte, mir hart und roh zu nahen. Jetzt war das Eis gebrochen. Die Beschimpfung war, wie mein Antrag, im Angesichte der übrigen Kinder vor sich gegangen und jedes glaubte sich nun ermächtigt, in den Spott einzustimmen. Zorn und Scham kämpften in mir. Fassungslos blickte ich auf meine Beinkleider hinab und zog die Füße hinter die Bank zurück. Noch bevor der Lehrer hereingetreten war, hatte ich mich davon gemacht, verfolgt von dem Gelächter der Kinder, fest entschlossen, nie mehr in die Schule zurückzukehren. Ich schlich an der Mauer des Schulhauses dahin, duckte mich hinter den Zaun und spähte in unseren Hof hinein. Mir gegenüber lag das Wohnhaus, die Küchenthüre stand geöffnet und ich sah in das prasselnde Feuer auf dem offenen Herde. Ab und zu ging eine der Mägde über den Hausflur, in den Keller oder in die Speisekammer. Ich sann darüber nach, wohin ich mich verbergen könnte, daß mich Niemand erblicke und mein Ausbleiben vom Unterrichte nicht ruchbar würde. Von Seite des Lehrers fühlte ich mich sicher. Einige Schritte vom Zaune entfernt, an der Stelle, wo ich mich verkrochen hatte, befand sich ein zierlicher, erst kürzlich errichteter Schweinestall, noch ganz unbenutzt. Frisch und weißlich schimmerte das Holz: das wäre ein Asyl, dämmerte es in mir auf. Mit einiger Mühe gelangte ich hinein. Ich kauerte in eine der Ecken, fuhr mit den vor Kälte starrenden Händen in die Taschen und wußte mir

keinen Rath. Alle Trachten, welche ich im Dorfe gesehen hatte, rief ich mir prüfend ins Gedächtniß. Aber alle waren von anderen Formen als die meine. Nur der jüdische Krämer, bei welchem ich mir heute Morgens das unselige Zuckerwerk geholt hatte, schlotterte in Pantalons mit seinen dürren Beinen. Und welcher Frevel, welches Verhängniß mochten wohl diesem Kleidungsstück anhaften? Sah man doch in unserem Städtchen Alle so einhergehen. Zudem war mein Beinkleid ja das meines Vaters, welcher es, nachdem er es aus irgend einem Grunde außer Gebrauch gesetzt hatte, meiner Körpergröße entsprechend zurecht machen ließ. Die Zeit dehnte sich endlos: nirgends hatte ich einen Ausblick. Halb erfroren schlüpfte ich aus dem selbstgewählten Gefängnisse, als mir der Lärm der Schulkinder verkündete, daß es an der Zeit sei. Seelenbekümmert setzte ich mich an den Mittagstisch. Die Uhr schlug die Schulstunde, ich brach auf um wieder in mein Versteck zu gelangen. Eben als ich daran war, die niedere Fallthüre zu öffnen, bemerkte ich das röthlich-schimmernde Kraushaar meines Kameraden, welcher sich im Schulgarten zu schaffen machte. Er rief mich an. Und ich, theils weil ich nun meinen Plan vereitelt sah, theils tief unwillig über das Ungeziemende des Fluchtortes, blickte verzweifelt zu ihm hinüber. „Was haben Euch meine Hosen gethan" — brach es aus mir hervor und Thränen rollten mir über die Backen herab. „Das will ich Dir sagen," erwiderte der Bursche, „Du bist nun einmal ein Schwabe und das ist nicht zu ändern. Wisse denn, daß uns jeder Deutsche verhaßt ist." — „Aber ich habe Euch ja nichts gethan, keinen von Euch beleidigt; und ich kam ja unter Euch, um Euere Sprache zu erlernen." Der Bursche schwieg. Es war, als versuchte er es, seine Gedanken zu ordnen. Dann winkte er, daß ich zu ihm käme und führte mich weiter aufs Feld hinaus. Schnee bedeckte den Boden, so weit man sehen konnte und man sah bis ins Grenzenlose. Der Rand der Ebene floß mit der Farbe des lichtgrauen Himmels zusammen. Stille herrschte ringsherum. Aus den Schornsteinen der Dorfhäuser stiegen leichte Rauchwölkchen empor und schwerfällige Raben zogen über unsere Köpfe hinweg. Der Knabe faßte mich bei der Hand und zog mich hinter sich drein. Ich sah erwartungsvoll zu ihm empor, denn er überragte mich um Kopfeslänge, wie er denn überhaupt kräftiger und entwickelter war als ich. Er suchte mit den Augen am Boden herum. „Hier war es" — begann er plötzlich, — „an diesem Orte, wo wir stehen. Hier prügelten sie, wie erzählt wird, unseren Pfarrer zu Tode. Und dort, weiter dem Garten zu, haben sie zwei andere Pfarrer, welche sie herbeigeschleppt hatten, erschossen und verscharrt. Und Deutsche waren es, die das thaten, feige, hinterlistige Deutsche. Und sie thaten es, weil die Geistlichen predigten, der Magyar sei Herr auf der Erde und nicht der Deutsche. Und als die Geistlichen todt waren, da schlugen sich die Männer des Dorfes an die Brust und schwuren, die Todten zu rächen und das Magyarenland zu befreien von aller Schmach. Mein Vater war dabei und mein Schwager auch und alle Männer des Dorfes und der Nachbardörfer. Der nahm die Flinte, jener die Sense, ein anderer die Hacke zur Hand. Krieg war überall. So erzählt man: daß die Mütter nicht weinten um die Söhne, das Weib nicht um den Mann. Ein Trauern nur war um die geschändete Heimathflur." Entsetzen durchfröstelte meine Glieder, als ich den Knaben sprechen

hörte. Unsicher irrten meine Blicke umher. Mir war, als ob ich selbst theilgenommen hätte an der Schuld des entsetzlichen Blutbades. Ich gedachte meiner Eltern und daß sie ferne, unerreichbar ferne. „Ja, ich möchte um keinen Preis der Welt ein Deutscher sein" — betheuerte der Knabe, mehr für sich sprechend als zu mir. Hätte uns Jemand beobachtet, er hätte einen seltenen Eindruck davon getragen. Ein Dorfknabe, fadenscheinig gekleidet, theilweise beinahe nur in Lumpen gehüllt, einen durchlöcherten, zerfetzten Hut auf dem Kopfe, kaum des Lesens und Schreibens kundig, — aber erfüllt von zähem Stolze und ererbtem Hochmuthe. Daneben ein Kind städtischer Bürgersleute, säuberlich angethan, artig und fein erzogen, mit Kenntnissen aller Art, das sich vor jenem krümmt im Bewußtsein der Nichtigkeit und Verworfenheit. Ich kniete nieder und rang die Hände. „Sei kein Narr," rief der Knabe aus, halb bräuend, halb lachend. Und er blickte mich wirklich mit Augen an, welche Ehrlichkeit, ja Herzlichkeit verriethen. „Aber was soll ich anfangen, da ich ein Deutscher bin und sie mein immerdar spotten werden," entgegnete ich ihm. „Ei nun, dasselbe sollst Du thun, was die andern deutschen Buben auch thaten, die hier waren, vergangenes Jahr und vorvergangenes Jahr." Nun berichtete mir der Knabe, wie jene getrachtet hätten, Alles von sich abzuthun, was an ihre Herkunft gemahnen mußte: Kleidung, Sprache, Sitte. Und so prächtig hätten sie ihr Ziel, sich umzuwandeln und umzumodeln, erreicht, daß jedes Auge mit Wohlgefallen auf ihnen ruhete und sie in Allem, in Großem und Kleinem, den übrigen Söhnen des Dorfes glichen. „Wehe demjenigen," schloß der Bursche seine verlockende Schilderung, „der sie an vergangene Zeiten, an die Stadt, an deutsches Wesen erinnern wollte, gleichviel ob im Ernste, ob im Scherze: der hatte eine böse Stunde zu bestehen, ein blaues Auge setzte es ab, Striemen und Beulen. Tapfere Kameraden standen ihnen zur Seite; die anfänglich die letzten gewesen, zogen nun an der Spitze einher. Und als ihre Zeit um war und sie fort mußten, da rührte Alle ihr Abschied und man gelobte, nicht zu vergessen. Und man gedenkt noch heute Jener und ihrer Streiche."

Dieser Auftritt entschied. Ich fühlte mich wie umgeschaffen, alle Linien meines Gesichtskreises waren verschoben. Ein Trachten erfüllte mich von nun an, und mit ihm blühte die Poesie des Dorfes in mir auf. — Der Winter, nachdem er uns noch, wie zum Abschiedsgruße, eine tüchtige Tracht Schneeflocken aus derben Händen vor die Thüre geschüttelt hatte, zog sich zurück. Die Schulpforten wurden geschlossen. Warm schien die Sonne durch die Scheiben der Fenster und lockte aus dem Schulstaube ganze Scharen winzigster Ungethüme ins Leben, welche vergnüglich auf und unter den Bänken herumhüpften. Die Zäune grünten, die Schwalben schossen durch die Luft und unter die Giebel der Häuser, ein Rüsten begann überall. Es war das erste Mal, daß ich das Nahen des Lenzes fühlte. Wie ein Traum, den wir mit offenen Augen träumen, über unsere Seele hinweglänft, zur Hälfte als ein Werk bewußter Absichtlichkeit, halb als der Ausfluß unerklärlicher Gewalten: — so gestaltete sich nun mein Leben, zwischen Wahrheit und Trug herumschaukelnd. Ich hatte noch so wenig zu vergessen und das Wenige schwand aus meinem Gedächtnisse. An Vater und Mutter dachte ich fast nicht mehr, nur, wenn mir ein Brief von ihnen ein-

gehändigt wurde. Das Magyarische sprach ich schon nahezu so sicher wie eine Muttersprache; ob ich noch deutsch reden könne, wußte ich nicht: ich kam niemals in Versuchung, es zu thun. Ich stak in sommerlicher Dorfkleidung und trieb mich beständig in zügelloser Freiheit umher.

Während in den Wintermonaten die Bewohner des Dorfes enger zusammenrückten, in übermäßig geheizte Stuben, sei es, um sich an Hochzeits- oder Taufschmäusen gütlich zu thun, sei es, um die Hanf- und Maisernte langsam, unter Singen und Fabuliren, zum Gebrauche zurecht zu richten: — so wies die schönere Jahreszeit wieder jede Wirthschaft auf sich selbst zurück. Und jeder Hof mußte trachten, seine Kräfte zusammenzuhalten. Mich hatte es, vom ersten Augenblicke an, da ich das Dorf betreten, zu den Thieren getrieben. Im Stalle des Pfarrhofes standen sieben Kühe. Zu diesen gesellte ich mich und man ließ mich gewähren. So wuchs ich auf wie das liebe Unkraut. Man gab mir einen tüchtigen Stab zur Hand, die Mutter hängte mir eine lederne Tasche, in welche sie Käse und Brot that, um den Nacken, und ich trollte mich fort durchs Dorf hinter den sieben Kühen der weiten Haide zu. Morgens, noch ehe die Sonne heraufkam, trieb ich die Herde aus und mit sinkender Sonne brachte ich sie wohlbehalten zurück. Draußen auf der Haide, die von keinem Hügel begrenzt und von keinem Baume beschattet ward, verlebte ich meine Tage mutterseelenallein; scharrte kleine Grübchen in die Erde, in welchen ich Grillen gefangen hielt, oder lag auf dem Rücken und blickte in den blauen wolkenlosen Himmel hinein. So kam es, daß ich nach abgelaufenen weiteren drei Monaten um kein Haar besser oder schlechter war als zuvor, nicht klüger und nicht dümmer. Das Einzige, was sich an mir verändert hatte, war der größere Schatten, den ich in der Sonne warf.

An einem frischen Sommermorgen hatte ich mich wieder einmal behaglich auf das dürftige Gras der Haide hingestreckt, die schwere lederne Provianttasche unter das lockige Haupt geschoben, und blies starke Rauchwolken aus einer selbstgedrechselten Pfeife hervor; sie war mit gedörrtem Tabakskraute gefüllt, das ich allabendlich aus dem langen Beutel des Stammesoberhauptes zu erhaschen wußte. Eine Lerche flatterte über mir zwitschernd und trillernd der aufgehenden Sonne entgegen; ich legte das angeschwärzte Pfeifchen weg und griff zu einer Hirtenpfeife, welche ich mir ebenfalls an langen Winterabenden gedrechselt und geschnitzt hatte, und antwortete dem kleinen Vöglein mit ebenso einfachen natürlichen Weisen, als dasselbe sie da droben in seiner friedlichen Einsamkeit erschallen ließ. Dann setzte ich das Instrument von den Lippen, schloß die Augen und sang eine Weile, öffnete hierauf die Augen wieder und wiederholte die Melodie auf der Flöte. Dazwischen brüllten die Rinder ihr langgezogenes dumpfes Alphabet und die große schwarze Kuh, welche den Namen „Sammet" führte, secundirte mit einer zersprungenen Blechglocke.

Und als ich nach einem längeren Gesange wieder die Augen aufthat, zuckte ich erschrocken zusammen, denn es war mir nicht anders, als sei das blaue Himmelsgewölbe über mich herabgesunken. In der That aber war es nur das hellblaue Seidenkleid einer schlanken jungen Dame, die sich über den Jungen neigte. Sie frug mich in großer Eile und Aufregung über allerlei Dinge, von

denen ich keine Silbe verstand. Ich raffte mich eilig auf und erblickte nun, zur Vermehrung meines Erstaunens, einen in Scharlach und Silber gehüllten Leibhusaren, welcher einige Schritte hinter der Dame Halt gemacht hatte. In einer Entfernung von etwa funfzig Schritten stand ein Wagen, mit vier schweißbedeckten leichten Pferden bespannt; der Kutscher war auf den Sitz gestiegen und spähte nach allen Windrichtungen. Man nannte mir allerlei Ortsnamen, aber ich machte zu alledem nur ein verdutztes Gesicht und fragte: „Wer bist Du?“ — Die schöne Verirrte mußte unwillkürlich lächeln und sagte aufs Gerathewohl, um nur baldigst eine Auskunft zu bekommen: „Jolán“. Aber aus dem einfältigen Jungen war nichts herauszubringen. Die junge Dame eilte verdrießlich ihrem Gefährte zu, nachdem der Lakei von mir mit einem derben Fluche Abschied genommen hatte. Die vier Fohlen sausten wie Hirsche über die Steppe und in wenigen Minuten war der ganze Spuk vor den Augen des betroffenen Hirtenjungen verschwunden. Ich setzte mich auf die große schwarze Kuh, welche sich's willig gefallen ließ und stellte mich zu guter Letzt sogar auf ihren breiten Rücken, doch konnte ich nur noch die Sandwolken erblicken, welche das Gespann aufwirbelte. Nach und nach verloren sich auch diese und ich stand so einsam bei den Kühen wie zuvor und rieb mir die Augen.

Mißmuthig warf ich mein Haupt wieder auf die lederne Tasche und dachte nach über die seltsame Erscheinung. Und wie ich den Himmel anblickte, mußte ich an das wunderschöne blaue Kleid denken; das brachte mich sogleich auf den farbenschillernden Diener, und meine Meditation endigte stets mit dem zauberähnlichen Verschwinden; von alledem aber blieb mir schließlich nur ein unentwirrbares Chaos im Herzen zurück, ähnlich dem Staube, mit welchem die wunderliche Begebenheit abgeschlossen hatte. Heftig sprang ich mehrere Male auf und schaute hinaus ins weite Land. Nachdem ich allmälig das Zweck- und Erfolglose dieses Auslugens begriffen hatte, wälzte ich mich unruhig auf der Erde und schlief langsam, aber fest ein.

Die Sonne stand bereits tief im Westen als ich erwachte. „Sammet“ hatte mich aufgeweckt, indem sie dicht neben meinem Ohre mit der großen Blechbüchse klapperte. Ich empfand starken Hunger und zog Brot und Käse aus der Tasche hervor. Ich verschlang ungewöhnlich große Bissen davon und gab zuweilen auch etwas dem Vieh, ohne aber, wie es sonst meine Art war, ihm hinter den Ohren zu krauen. Jetzt erst bemerkte ich, daß die übrigen Rinder in großen Entfernungen von einander zerstreut weideten. Mit einiger Mühe brachte ich sie zusammen und trieb sie, obwohl es noch nicht an der Zeit war, eilig nach Hause. Blökend drängten sich die Kühe um die Stallthüre, nachdem sie aus dem daneben stehenden Troge Wasser getrunken hatten; ich führte sie einzeln an ihre Plätze, puffte den Unbehilflicheren unter ihnen häufig und etwas grob auf die Weichen, und band sie an die Krippen. Dann schloß ich die Thür von innen mit einem großen hölzernen Riegel und legte mich mitten unter meine Pflegebefohlenen hinein auf ein bequemes Heulager. Noch immer schwebte mir das Erlebniß des heutigen Tages vor; bald mit glühenden Farben, bald verblassend und verflüchtigt, wogte es durch meine Brust. Ich grub den Kopf tief in das Heu hinein und verblieb, ohne mich Jemandem vom Hause zu zeigen, bis tief

in die Nacht im Stalle. In dem einsamen Dorfe war schon längst Alles zur Ruhe gegangen, der Pfarrherr mit den Hennen zugleich, selbst die grimmigen Haushunde schliefen, zuweilen leise knurrend, in ihren Hütten, als ich den Hof betrat. Es war eine stockfinstere Nacht, denn die Sterne funkelten wohl, aber erhellten nicht, und der Mond war schon untergegangen. Ich hatte die Locken voll Heu und Feldblumen und sah in meinen weiten weißen Kleidern ziemlich gespensterartig aus, so daß es ein Glück war, wenn mich die Hunde nicht bemerkten. Ich ging übrigens barfuß und machte daher kein Geräusch. Zwei oder drei Male umkreiste ich die einsame Niederlassung, wie wann ich durch körperliche Bewegung die unruhigen und unbestimmten Bilder meines Gemüths abzulenken suchen wollte, und kletterte dann gar auf einen der großen Schober hinauf, welche, wie die Pyramiden in Aegypten, auf der ungarischen Ebene die Stelle der Berge vertreten. Die Leiter aber ragte noch um ein gutes Stück über den Gipfel des Strohberges hinaus, und ich erklomm die letzte Sprosse und saß droben so sicher wie ein Nachtwandler. Wie das Windfähnchen auf dem Kirchthurm drehte ich mich nach Rechts und Links und blickte bekümmert nach allen Seiten aus, als ob sich irgendwo ein Thor aufthuen müßte, durch welches der dunkle Gegenstand meiner Sehnsucht mir entgegen käme. Dem Schiffer auf dem Mastende muß es so zu Muthe sein, wenn er über die kreisrunde Wasserfläche hinweg nach Land späht. Der Junge aber wußte eigentlich nicht, was er suche; es dämmerte nur so in seiner Seele auf, als sei die grenzenlose Ebene um ihn herum eine große Mauer, welche ein unbekanntes heißersehntes Gut seinen Blicken entzöge. Nach den Sternen, welche über ihm funkelten, warf er kaum einen Blick, die kannte er so gut wie seine Kühe; nur an der Erde hin, gegen den Horizont, schweifte sein Begehren und verlor sich in räthselhafter dunkler Ferne — —

Der Haushahn nun aber war ein in jeder Beziehung vorzügliches Geschöpf. So wie er keinen Nebenbuhler neben sich aufkommen ließ, so war auch er immer der erste, welcher aus seiner Behausung den Fuß hinaussetzte, stolz um sich herumguckte, darauf aus der nächstbesten Pfütze sich einen belebenden Morgentrunk zu Gemüthe führte, mit welchem im Leibe er unter kräftigem Schlagen der Schwingen sich auf die oberste Spitze der Leiter erhob, um dem Morgengrauen seinen mächtigen Ruf entgegen zu senden. Verwirrt kollerte heute der Pflichteifrige vom Gipfel des Schobers herab, als er droben auf mich gestoßen war, und trippelte, bestürzt gackernd, in sein breitspuriges Ehebett zurück. Ebenso sehr, wenn nicht in noch höherem Grade, bestürzt war auch ich darüber und auch ich kroch wieder zu meinen Kühen ins Heu. Ich wollte eben einschlafen, als die Mutter an die Thüre pochte und rief: „Fauler Schlingel, spute Dich!“

Es war ein Samstag. Den nächsten Tag darauf sollte Kirchweihfest abgehalten werden. Darum begleitete mich eine Magd auf die Haide, um das Siebengestirn zu schmücken, das heißt die sieben gehörnten Stirnen zu bekränzen. Die Magd war eine gutmüthige Person und schwatzte den lieben langen Tag hindurch. Ich mochte sie wohl leiden, weil sie viel mehr wußte als ich und immer mit etlichen Geschichten bei der Hand war. Zuletzt hatte sie sich selbst

einen tüchtigen Kranz aufs Haupt gedrückt, und nun traten wir den Heimweg an. Zögernd frug ich sie, ob sie mir auch etwas von Jolán zu berichten wüßte. Nein, sagte sie, und wir zogen weiter.

Daheim ging's indessen schon lustig her, indem man das Fest mit einem Vorfest begann. Fünf mitleiderregende Zigeuner, darunter vier Buben, quälten sich und ihre Geigen, harmonische Töne erklingen zu lassen. Doch sollte heute noch nicht getanzt werden, sondern gebraten und geschmort, alles aufs Säuberlichste zusammengescheuert, Kleider geputzt, Bänder zurecht gerichtet. Nur der Hausälteste saß müßig vor der Küchenthür am runden steinernen Tische zwischen Hund und Katze, das greise Haupt auf die gedunsene Rechte gelehnt. Aber als es finster geworden und alles in der Wirthschaft zubereitet worden war, ließen sich's die jungen Leute nicht nehmen, einen Tanz zu versuchen. Das stampfte und schwankte und hob sich und klatschte in die Hände, daß es seine Art hatte. Unversehens wußte sich die Maid aus den Armen des Burschen loszuwinden und sprang hüpfend bei Seite; er hüpfte lachend nach, warf den kleinen buntbebänderten Hut in die Luft, schlug mit den Handflächen auf seine Schenkel, das Mädel drehte sich ein paar Mal, und nun schloß sich das Paar wieder so fest zusammen, als tanzten sie dem leidigen Ehestand entgegen. So wirbelte und jubelte Alles bunt durcheinander, ohne jedwede Pause, immer wie von erneuertem Reize getrieben und ohne auf den armen Zigeuner zu achten, welcher nach einem Trunke seufzte und qualvoll ausrief, der liebe Herrgott selbst vermöchte es nimmer, in seinem Zustande weiter aufzuspielen.

Ich hatte an der Seite des Pfarrherrn Platz genommen und den tanzenden Paaren zugesehen; aber auch der alte Mann wurde mit hineingezogen und stampfte gutmüthig lächelnd den Boden. Eine tolle Dirne nahte sich da dem Knaben, umschlang ihn mit ihren Armen und drückte ihre feurigen Lippen auf seine Wangen, ihn zum Tanze fortziehend. Aber ich gab ihr einen derben Ruck, daß sie scheltend zurücktaumelte, und schlich mißmuthig hinweg.

Das Gehöfte war, wie schon erwähnt worden, umzäunt von einer hohen und dichten Hecke. Als ich an derselben eben vorbeigehen wollte, blickte ich in zwei große dunkle Augen, in welchen die fernen Lichter unheimlich aufleuchteten. Erst als ich mich an die Dunkelheit des Ortes gewöhnt hatte, konnte ich einen Mädchenkopf unterscheiden, welcher mit leidenschaftlich neidischen Blicken über den Zaun herüberspähte. „Was gaffst denn Du da," fuhr ich die Unbekannte an. „Ei, ich möchte tanzen," sagte sie erregt. „Warum gehst Du dann nicht da hinüber," fragte ich wieder, auf die Tanzenden weisend. „Ich darf nicht," gab sie zur Antwort und schüttelte unwillig das Haupt, daß ringsherum das schwarze Lockengeringel erzitterte. „So," meinte ich und sah sie schärfer an. Sie aber winkte mir heimlich zu und bat schmeichelnd: „Komm, tanze mit mir da hinter der Hecke." „Wie nennen sie Dich?" — „Jolán," flüsterte sie und lächelte, und zwei Reihen schneeweißer Zähne blitzten aus dem braunen Antlitz auf. Ich starrte ihr mit offenem Munde entgegen. Da wurde sie ungeduldig und rüttelte krampfhaft an dem Zaune, indem sie dringend und treibend ihre Einladung wiederholte. Dazu sang und summte sie das muthwillige Zigeunerliedchen:

„Einer Wittwe Kind ich bin,
Kleine Füße hab' ich —
Wer es etwa gar nicht glaubt,
Schau sie an: es ist erlaubt.

Meiner Mutter Kind ich bin,
Rothe Lippen hab' ich —
Wer es etwa gar nicht glaubt,
Küsse sie: es ist erlaubt."

Der Knabe trat hinter den Zaun, und im selben Augenblicke fühlte er sich von bebenden Armen umfangen und zum Tanze genöthigt.

Wehmüthig tönten die Geigen herüber, jene eigenartigen magyarischen Weisen aneinanderreihend, welche selbst in dem Fremden die Ahndung einer tiefliegenden, leidenschaftlichen Natur erwecken. Die Nationalweisen sind wie die Naturgewächse: nur in ihrer Heimath und ursprünglichen Umgebung verständlich. Und noch ein Gleichniß herzusetzen kann ich mich nicht enthalten. Wie sich, nach strengen Gesetzen, die Wärme in Bewegung umsetzt, so verwandelt sich die Nationalweise in den ihr eigenthümlichen Tanz, wir sehen dann ein und dasselbe Wesen in doppeltem Bilde vor uns. Erschütternde Begehrlichkeit, grüblerische Unruhe und Melancholie durchzieht jeden Ton des magyarischen Volksliedes und jede Bewegung dieses Nationaltanzes. Bald gewinnt das erste Element das Uebergewicht, der ganze Körper schnellt in die Höhe, die Fußspitzen scheinen kaum den Boden zu berühren, ein Freudejauchzen entringt sich den Lippen; dann wieder treten schwermüthige Rythmen zum Vorschein, die Hand legt sich krampfhaft an den Nacken, der Fuß stampft wie verzweifelnd den Boden und das Auge schließt sich, als ob die Seele in sich zusammenbrechen wollte. Und das Alles inmitten der unabsehbaren monotonen Ebene und Einöde, ein Abbild der Heftigkeit und Lebenslust ihrer Bewohner; es könnte fast scheinen, als habe der gänzliche Mangel jeder Naturschönheit, welche das Gemüth von sich selbst abziehen könnte, das Uebermaß der Leidenschaftlichkeit hervorgerufen und groß gezogen.

In einer solchen gelinden Raserei befand sich auch unser tanzendes Pärchen. Sie war etwas größer als ich und mochte um etliche Jahre älter sein. Jede ihrer Bewegungen verrieth eine beängstigende Unruhe. Die rabenschwarzen Zöpfe flogen halb aufgelöst um ihren braunen Nacken, welchen ein rothes Seidentüchlein schlecht verhüllte. Ich armer Junge hielt mich weidlich wacker und brachte mehr ungelernte Eigenthümlichkeiten in den Tanz, als man mir zugetraut haben würde. Aber zuletzt wurde doch ich der erste müde, und, da sie keine Lust bezeugte aufzuhören, wurde ich lässiger und verstrickte dadurch meine Füße in das Haidekraut. Das Paar fiel der Länge nach nieder und bald darauf schwiegen auch die Geigen. Das Mädchen küßte mich zum Danke auf die Stirn und wollte sich davon machen; ich hielt es jedoch zurück. „Du bist Jolán?" fragte ich. „Ja, aber laß mich los, die Mutter wartet auf mich. Ich habe mich vom Zelte weggeschlichen." „Welchem Zelte?" — „Dort drüben auf dem Felde steht's, wo das kleine Feuer prasselt. Der Vater und die Brüder spielen bei Euch die Geige, aber wir dürfen nicht in den Hof hinein; ihr meint, wir thäten Euch bestehlen." Daß das Mädchen eine Zigeunerin sei, ward mir erst

jetzt klar. Ich that einige Schritte nach rückwärts. Sie wollte mir folgen. „Zurück, und wage es fürder nicht, mich zu berühren," herrschte ich, meinen Arm vorhaltend, ihr entgegen. „Was soll das!" — entfuhr es, gleich einem Seufzer, ihren Lippen. „Daß Du in Dein Zelt oder in Deine Lehmhütte zurückkehren sollst, Hexe!" Sie drehte sich um, als wollte sie entfliehen; jedoch schon nach den ersten Sprüngen hielt sie wieder inne. „Ich kenne Dich wohl" — begann sie, leise aber erregt, — „Du bist der deutsche Bube, von welchem mir meine Brüder erzählten, daß er ihnen Kuchen gebracht habe. Du wirst schön werden, von weißer Farbe, blond und blauäugig, wie Niemand hier im Dorfe. Und doch blüht Dir kein Glück. Wie Du mir jetzt hochmüthig gegenüberstehst, so werden sie, die Dir jetzt schön thun, einst, wenn Du groß geworden, Dir gegenübertreten und Dich höhnen: weiche aus unserer Mitte, frecher Eindringling!" — Die Worte machten den Eindruck, als habe sie die Weisheit der Erfahrung eingegeben; aber das Lachen, welches darauf folgte, erscholl aus dem Munde eines halben Kindes: übermüthig, trutzig, boshaft und doch zugleich hell und klangreich. Ich bückte mich nach einer Erdscholle, daß ich sie der Teufelin nachwürfe; derweilen war das Mädchen verschwunden in Nacht und Finsterniß. Ich tappte mich durch die Hecke in den Hof zurück.

Auf dem Platze, wo sich früher die Tanzenden gedreht hatten, stand jetzt ein behäbiger Reisewagen. Der Kutscher, in mäßig gezierter Livree, schwang eben das letzte Mal die Peitsche über den hochaufgerichteten Ohren der Pferde. Die Wagenthüre wurde umdrängt und geöffnet. Zuerst stieg ein Herr heraus mit grauem Barte. Dann hob meine Schwester ein kleines Mädchen vom Sitze herab. Unverstellte Freude war auf allen Gesichtern zu erkennen. Es waren unverhoffte Gäste, welche man, nach alter Landessitte, doppelt herzlich empfing. Die Herrenleute gingen ins Haus. Ich, der ich den Empfang der Fremden nur von Weitem angesehen hatte, blieb bei dem Gesinde im Hofe zurück. Man erzählte sich, der Alte sei ein Gutsherr aus der Umgebung, welcher mit seinem einzigen Töchterlein ein einsames Leben führe, seitdem seine Frau gestorben war. Alles war erstaunt über sein Erscheinen. Denn, so gerne er in früheren Zeiten seine Nachbaren zu besuchen pflegte, so sehr vermied er seit dem Tode seiner Gattin jede Berührung mit den Menschen. Derweilen sich die Leute im Hofe mit solchen Gesprächen unterhielten, kam die Schwester auf mich zu, um mich hineinzuholen. Ich folgte zögernd und trat scheu und verlegen in die Stube. Die Blicke des Fremden ruhten eine zeitlang forschend auf mir. „Das also ist das Stadtkind" — sagte er dann —, „haben Sie sich Fräulein nicht etwa in der Dunkelheit vergriffen und einen anderen Knaben herbeigeführt?" Er mochte seine Worte wirklich ernst gemeint haben. Das kleine Mädchen verkroch sich hinter dem Stuhle des Vaters. Mir schoß die Röthe in die Wangen und ich stürzte hinaus. Vor dem Schlafengehen erzählte mir die Schwester, die Absicht des alten Herrn ginge dahin, sein Töchterchen in die Stadt zu schicken, damit es dort passend erzogen würde. Da es ihm aber unmöglich sei, seine Besitzung auch nur auf wenige Tage zu verlassen, denn alle Geschäfte ruheten auf seinen Schultern, so dünkte es ihn ein glückliches Ungefähr, daß der Pfarrer in kürzester

Zeit mit mir in die Stadt zurückreisen wolle. So könne das Mädchen uns dahin begleiten. Für ihr Unterkommen sei schon gesorgt.

Auf mich machte von alledem allein die bevorstehende Abreise Eindruck. Immer hatte ich sie noch in weiter Ferne gewähnt. Kein Jahr meines Lebens war mir so rasch vergangen, als dieses. Ich schlummerte schwer ein und träumte Beängstigendes, Aufregendes. Die Begebenheiten der letzten Tage, an und für sich bunt genug, verzerrten sich im Traum bis zum Bizarren: zunächst erblickte ich ein verhülltes Frauenbildniß, welches in mir eine unverstandene, zitternde Sehnsucht wachrief; vom blauen Himmel niedersteigend, neigte sich die schimmernde Gestalt zu mir; ich suchte sie zu erfassen, sie aber, wie beleidigt und verletzt, schwebte wieder, unmerklich von der Erde sich erhebend, gen Himmel empor. Sie enthüllte ihr Antlitz: es war die Sonne. Mir brannten die Augen und ich warf mich mit der Stirne auf den Boden. Jetzt packte es mich, den Halbgelähmten, mit gewaltsamem Griffe am Rücken — ich wende mich um: es ist Nacht. Abermals erblicke ich eine weibliche Gestalt vor mir, aber aus der Erde hervorwachsend: ein Granitfelsen mit unheimlichen menschlichen Zügen. Ein Sturm braust über die Fläche dahin, vergeblich grabe ich die Nägel in die Erde hinein, kein Strauch, keine Wurzel hält Stand — ich kollere über die Schollen, vom Sturm gefegt, rascher und rascher, unmittelbar vor mir starren schon die scharfen Kanten des steinernen Ungethüms: ich schließe die Augen und verliere das Bewußtsein. Mit dem Gefühle brennender Schmerzen weiß ich wieder von mir: der ganze Spuk ist verschwunden; ich ruhe, auf Blumen gebettet, in einem Garten. Der Kopf schmerzt und die Brust. Und mir zur Seite sitzt ein einfaches, liebliches Mädchen und sieht theilnahmsvoll zu mir herab und legt seine Hände auf meine Wunden: ich fühle mich genesen und schöpfe tief Athem. — Hier erwachte ich wirklich: die Schwester stand an meinem Bette, neben ihr das kleine fremde Mädchen von gestern, das neugierig tichernde Augen auf mich warf. Langschläfer, neckten sie mich und hießen mich rasch aufstehen und mich ankleiden, das Fest habe schon begonnen. Man gab mir meinen schönsten Anzug und ich kleidete mich mit größerer Sorgfalt als es seit Monden geschehen. In der Kirche war schon die ganze Gemeinde versammelt, als wir, mit dem Pfarrer an der Spitze, eintraten. Die Kanzel befand sich in der Mitte der längeren Seitenwand des schmucklosen Saales; davor das Taufbecken. Männer und Frauen saßen in getrennten, einander gegenüberliegenden Abtheilungen. In der ersten Bank auf der Frauenseite saßen die Mutter und die Schwester, zwischen beiden das kleine Mädchen. Ihnen gegenüber auf den vordersten Sitzen der fremde Herr und ich. Man sang die letzte Strophe des Liedes zu Ende. Eine Orgel war nicht vorhanden. Die Burschen, welche sich verspätet hatten, machten auf der Gallerie den letzten Versuch, gewaltsam einen Platz in der vordersten Reihe zu erlangen, drängten und preßten die früher Gekommenen, daß die schweren, gezimmerten Balken der Brüstung krachten, und ließen erst ab davon, als ihnen der Pfarrer unzweideutige Blicke zuwarf. Es kam die Predigt, dann wieder ein Lied und die kirchliche Feier war zu Ende. Die Bänke leerten sich rasch, nur Wenige blieben noch auf ihren Plätzen zurück, um die vorzunehmende Taufe anzusehen, welche, einer alten Gewohnheit gemäß, immer nach dem Gottes-

dienste abgehalten wird. Auch wir blieben, weil wir mit dem Pfarrer zugleich die Kirche verlassen wollten. Der Täufling wurde herbeigeholt und über das Becken gehalten. Wie nun das kühle Wasser über das Köpflein herabrieselte, begann das Kleine jämmerlich zu schreien. Der Ernst der Umgebung, die Würde des Actes — und nun der unerwartete lärmende Protest des neuen Weltbürgers überwältigte mich derart, daß ich in Gelächter ausbrach, welches wiederhallte in allen Räumen des nahezu leeren Gotteshauses. Die Anwesenden waren empört über mein Benehmen. Nur das kleine Mädchen, welches mir gegenüber saß, schien von meinem Anfall angesteckt worden zu sein, denn es lachte mit. Die Schwester mußte uns Beide eiligst zur Thüre hinausführen. „Ihr scheint mir ein rechtes Paar," sagte sie in ihrer gewohnten guten Weise, indem sie uns dabei leichte Schläge auf die Wangen ertheilte, „Ihr werdet nun bald gemeinsam an einem und demselben Orte emporwachsen. Ein Scherz hat Euch zusammengeführt und geeint, möge kein Schmerz Euch trennen."

Gleich darauf kehrte der Gast mit seinem Kinde heim. Die paar Wochen, welche ich noch im Dorfe hinzubringen hatte, flohen unter gewohntem Treiben rasch dahin. Der Tag der Abreise ward festgesetzt. Noch aber stand mir ein stattliches Schauspiel bevor. Nach verstrichener jahrelanger Frist sollte das ungarische Volk von seinem Rechte, Vertreter in die Landesversammlung zu entsenden, wieder ungehinderten Gebrauch machen. Auf dem flachen Lande mußten ganze Gruppen von Ortschaften gemeinsam ihre Vertreter wählen. Der Ort, an welchem die Leute aus unserem Dorfe ihr Wahlrecht geltend machen sollten, lag in der Nähe der Besitzung unseres Gastes. Und als wir dahin aufbrachen, von Reitern geleitet, von Wagencolonnen umgeben, begrüßt vom unnennbaren Jubel der daheim Zurückbleibenden, — bemerkte ich es kaum, daß dies zugleich mein letzter Abschied sei von dem Fleck Erde, welchem ein Jahr meiner Kindheit angehörte. Es war ein schöner Tag. Leicht und lustig bewegte sich unser Zug auf der Landstraße, weithin kenntlich durch die wehenden Tricoloren und die himmelhohe gelbe Staubwolke. Zigeuner fidelten auf einem der Wagen, feurig, unermüdlich, Rakoczyklänge; bebänderte Weinflaschen wurden geschwenkt und die geleerten muthwillig zertrümmert; Gesänge ertönten zu Ehren des erkorenen Candidaten, auch gab es Spottlieder die Menge auf die gegnerischen Parteien. Die langen Peitschen sausten im Zickzack durch die Luft, knallend und krachend, kaum überdröhnt von dem Geknatter abgefeuerter Pistolen und dem Wirbel der Dorftrommel. Wir flogen im schärfsten Tempo dahin. Je mehr wir uns dem Wahlplatze näherten, desto unbändiger wurde die Lust, die Aufregung, die begehrliche Erwartung der Männer. Die kleinen runden Hüte saßen schief auf den Köpfen. Manch' Einen, den ich als ruhigen, gelassenen Menschen kannte, sah ich die Faust ballen unter heftigsten Drohungen. Eine kriegerische Erbitterung bemächtigte sich Aller, als zögen sie in Schlacht und Tod. Unser Wagen mit dem Kleinode des Dorfes, dem Pfarrer, mußte auf dessen Befehl anhalten und ließ den größeren Theil des Zuges vorbeipassiren, damit wir nicht dem ersten Anpralle der sich begegnenden Parteien ausgesetzt seien. Denn schon sah man ähnliche Wagenreihen, wie die unsere, aus den Nachbardörfern kommend, auf anderen Wegen demselben Bestimmungsorte zueilen. Wie groß war daher die

Ueberraschung und Verwunderung, als sich zeigte, daß überall derselbe Name auf den Fahnen prangte. Man erzählte sich wohl, ein kleines Häuflein habe auch Fahnen bei sich geführt, welche mit anderen Aufschriften versehen waren, allein sie blieben unsichtbar. Die Raufluft machte nun der allergrößten Vertrauensseligkeit Platz. Man sprang von den Sitzen herab, umarmte sich, küßte sich, stampfte tanzend die Erde, trank einander zu, sang, jauchzte, brüllte. Wagen, Pferde, Menschen bildeten einen festverschlungenen Knäuel, welcher immer dichter und verwirrter wurde, je weiter man, durch ihn hindurch, der einfach gezimmerten Tribüne zustrebte, welche in der Mitte der breiten Straße des Ortes aufgerichtet worden war. Mit Lebensgefahr gelangten wir endlich dahin und auf den erhöhten Platz hinauf. Nur Wenige befanden sich dort, darunter auch das kleine Mädchen mit seinem Vater. Wir gesellten uns zu einander und sahen auf die Verwirrung hinab, welche uns umbrandete, nicht ohne Aengstlichkeit das Mädchen, ich mit der geheimen Lust: daß es nur noch toller käme! Ich fühlte, wie mir das Herz klopfte. Jetzt schien es, als ob, wenn nicht Ruhe, so doch Ordnung in die Menge gebracht würde. Die berittenen Bauernburschen, grell herausgeputzt, stellten sich im Kreise um die Tribüne und schufen dadurch einen freien Platz um dieselbe. Die Worte einiger Edelleute, welche, wohl nur der Förmlichkeit wegen, die Menge von der Tribüne herab über die Person des Gefeierten belehren wollten, verhallten spurlos im Getöse. Die Wahl galt bereits für entschieden. Ein Geschrei und wildes Beifallrufen, von dem die Luft erzitterte, meldete die Ankunft des Erwarteten. In einer von vier Rossen gezogenen Calesche fuhr der Gewählte bis an die Tribüne heran. Mühsam stieg er die wenigen Stufen empor, es zeigte sich, er habe ein lahmes Bein. Aber, oben angelangt, richtete er sich hoch auf, eine prächtige Manneserscheinung. Sein dunkles Sammetkostüm strotzte von Goldverzierungen, die weiße Reiherfeder zitterte über seinem Haupte, ein übermäßig gebogenes Schwert, über und über bedeckt mit Edelgestein, hielt er in den Händen vor sich hin. Das graubärtige, offene Antlitz war das eines alten Helden. Er sprach nur Weniges zur Menge, aber das Wenige mit wuchtiger Stimme. Als er geendet hatte und die Begeisterung mit verstärkter Kraft losbrach, so daß die Reiter Mühe hatten, den offenen Platz frei zu halten, ging er zu jedem Einzelnen auf der Tribüne und wechselte freundschaftliche Reden. Es waren lauter Freunde oder gute Bekannte. Ich stand, wie verloren vor mich hinblickend, neben dem Mädchen. „Wer ist der Knabe," fragte der Edelmann, mit einem leutseligen Blick auf mich, als er eben an mir vorbeischreiten wollte, um zu seinem Wagen zu gelangen. „Ein deutsches Kind aus der Stadt," hieß es. Da wallte ich auf, gluthüberströmt: „Ich bin ein Magyar." „Hölle und Teufel!" lachte der Edelmann aus vollem Halse und versetzte mir einen leichten beifälligen Schlag auf die Achsel.

Das Getümmel dauerte fort; unsere kleine Gesellschaft jedoch verließ den Wahlplatz und ging auf das unsern gelegene, einsame Gehöfte des Mannes, dessen Kind unter der Hut des Pfarrers mit mir zugleich die Reise nach der Stadt antreten sollte. Das geräumige Wohnhaus und die Wirthschaftsgebäude lagen im Schatten mäßig hoher Baumgruppen, ganz abweichend hierin von der landesüblichen Sitte, welche keinen Baum duldet. Alles deutete auf planmäßige

Anlage und war in reinlichstem Zustande. Ein Pfauenpaar, nebst einem Storche, stolzirte im gescheuerten Hofe, Tauben trippelten auf den Ziegeldächern und schwangen sich von Zeit zu Zeit truppweise in die Luft empor. In der Mitte der einsamen Niederlassung befand sich ein Glockenstuhl, von wo aus den Arbeitern das Zeichen zum Beginne oder zur Ruhe gegeben ward. Darunter hauste, in zierlicher Hütte, der schwarze Neufundländer, welcher, sobald er unser ansichtig geworden, den Herrn und seine Gäste mit plumpen Sprüngen und freudigem Gebell begrüßte. Uebrigens herrschte Ruhe wie an einem Sonntage, da, bis auf einige Wächter, alle Arbeiter mit ihren Familien ins Dorf geeilt waren, den Wahlact anzustaunen. Die Zugthiere ruhten müßig in den Stallungen; Pflüge, Eggen und Wagen standen, in schnurgerade Reihen gerichtet, neben den Umzäunungen. Wir wurden mit einfachen aber schmackhaften Speisen bewirthet. Der Hausherr blieb einsilbig und sah beinahe verdüstert drein. Nur daß er zuweilen seinem Töchterchen, welches neben ihm saß, die Hand auf den Kopf legte und ihm gute Bissen vorsetzte. Die Kleine hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Vater, wann sie schwieg. Dunkles, schwergelocktes Haar, dunkle Augen, eine strenge, beinahe abweisende Miene. Aber die Fröhlichkeit der Jugend schlug immer wieder durch und regte sie an zum Sprechen und zum Lachen. Und wenn sie lachte, so flog es wie ein Blitz über ihr Antlitz, welcher alle Lieblichkeiten ihres sonst verhüllten Wesens erhellte. Nachdem wir von Allem genossen hatten, bat uns der Hausherr, noch auf den Stühlen zu bleiben. Er nahm sein volles Glas zur Hand, zog sein Töchterlein zu sich aufs Knie und sagte, zu meinen Pflegeeltern gewendet: „Hätte ich doch beinahe vergessen, auf das Gedeihen meiner kleinen Lala ein Wohl auszubringen. Heute sind es zehn Jahre, daß sie mir der Himmel geschenkt hat. Sie, würdiger Freund, haben sie getauft; Sie werden sie mir heute noch entführen." Das Kind umklammerte heftig den Vater und küßte ihn. Dann befahl er ihr, sich auch bei den übrigen Anwesenden, welche sie geehrt hatten, mit einem Kusse zu bedanken. Auch mich küßte sie. Ich aber fuhr, von plötzlichen Gedanken befallen, vom Stuhl empor. „Welcher Tag ist heute im Jahre?" — Man nannte ihn mir. „Dann ist es zu spät" — rief ich aus — „alle die Meinen und ich selbst haben dessen nicht gedacht, daß ich vor drei Tagen das zehnte Lebensjahr erreicht habe." Man gab uns, das Mädchen und mich, nun zusammen und wir spielten mit einander, indessen der Pfarrer ein Schläfchen machte und der Hausherr die Frauen, meine Mutter und meine Schwester, in den Wirthschaftsgebäuden herumführte. —

Zwei Wagen standen, zur Abfahrt bereit, vor dem Thore, der eine, um die Frauen heimzubringen, der andere, um diejenigen aufzunehmen, welche zur Stadt fuhren. Die Sonne senkte sich bereits, als der Hausherr zu uns Kindern herantrat und das Mädchen bei der Hand faßte, um es wegzuführen, da er noch mit ihm vor der Abreise das letzte Mal allein reden wollte. Auf das Verlangen des Mädchens jedoch mußte ich ihnen nachfolgen. Wir gingen hinter die Gebäude, dann durch einen Gemüsegarten. Ein weiter Rasenplatz that sich vor uns auf, rings mit Linde und Eichen umpflanzt, welche kümmerlich, aber dennoch gedeihten. Wir schritten über den Rasen auf einen kleinen Erdhügel zu, welchen Blumen bedeckten. Ein kleines Denkmal von Stein neben demselben wies darauf hin,

daß hier ein Todter ruhe. Die Beiden setzten sich auf das kleine Bänkchen, welches hinter dem Grabe angebracht worden war, ich stand etwas abseits. „Kind, mein liebes Kind," begann der Alte, „die Zeit ist noch nicht gekommen, wo Du fähig wärest, alles Das zu begreifen, was ich Dir zu sagen hätte. Aber ich fühle es, mir naht das Alter frühzeitig, und ich darf nicht säumen. Am Grabe Deiner Mutter will ich zu Dir reden. Ich kam, als ich noch ein rüstiger Mann war, nachdem mir Manches geglückt und Vieles fehlgeschlagen, mit leeren Händen aber hoffnungskräftig in dieses Land. Es wurde meine zweite Heimath. Sie gab mir Alles, was ich ersehnte, einen eigenen Herd, ein Weib, ein Kind. Ich habe gearbeitet und habe gekämpft, nicht nur für mich und meine Lieben, sondern auch für dieses Land und seine Freiheit. Deine Mutter stand mir zur Seite, und als sie mir die bitterste Stunde bereitete, als sie starb, da schenkte sie mir zugleich das lieblichste Angedenken: Dich. — Nun sind wir Beide allein auf Erden. Und doch müssen wir uns trennen. Ich muß Dich von mir lassen, weil ich für Dich lebe, nur für Deine Zukunft sorge. Es geht schon lange nicht mehr Alles, so wie es sollte. Mit dem ganzen Aufgebote meiner Kräfte will ich trotzdem an dieser Scholle haften, nicht mehr, um zu schaffen, nur um das Errungene zu erhalten und zu behaupten. Ich bin zu alt, um in der Stadt mit Dir ein neues Leben zu beginnen, auf neuen Erwerb zu sinnen. Ich lasse Dich allein ziehen. Jedes Jahr sehen wir uns wieder." Die Beiden hielten sich umfangen. „Vergiß nie, was ich Dich gelehrt, vergiß auch nie diesen Augenblick. Es werden Stunden kommen, harte Stunden, auch für Dich, wo Du es nöthig haben wirst, meiner Worte zu gedenken. Ich bin zu alt, um den Sinn der heraufdämmernden Zukunft zu verstehen, drum will ich sie nicht schmähen. Ich will auch den Boden nicht schmähen, der mich nähret, noch die Menschen, deren Genosse ich bin. Aber wie ich, Dein Vater, immerdar aufrecht auf meinem Flecke stand, stark durch Wahrheit, ungebeugt, weil es keine Zweifel gibt, wo nichts zu verbergen ist, so mögest auch Du, mein Kind, wachsen und werden. Sieh hier die Bäume, welche ich pflanzte, bei dem Eichenbaum die Linde, die Zeugen meiner Hoffnung, meines Glückes, meines Schmerzes; sieh die Bäume, die mich im Alter umgrünen, wie mich, als ich ein Knabe war, ihre Brüder im fernen Heimathsorte umgaben. Hier will ich auch dereinst ruhen und Du sollst mich betten. Und führt Dich Dein Schicksal dann auch nie wieder an diese Stätte zurück, so mögen doch die Worte Deines Vaters wie das Rauschen dieser Bäume nie in Deinem Ohre verhallen."

Es waren deutsche Worte. Der Alte war aufgestanden, seine Regung zu verbergen. Das Mädchen stützte, auf den Knieen liegend, den Kopf gegen den Stein und bewegte leise die Lippen. — Man kam, uns zum Aufbruche zu gemahnen. Das Mädchen schied scheinbar leicht; weder jetzt noch früher hatte ich einen Tropfen an ihren Wimpern bemerkt. Nun saß sie, in stummem Ernst versunken, regungslos neben mir auf dem Vordersitze des Wagens. Wir Beide hatten den Rücken den Pferden zugekehrt und die Gegend, welche wir verließen, vor Augen, soweit sie uns nicht der Pfarrer, welcher den Platz uns gegenüber einnahm, durch seine Leibesfülle verdeckte. Ich mußte ab und zu Feuer an den Tabak in seiner Pfeife legen. Gesprochen wurde nichts. Der Wagen rüttelte

heftig. Nachdem wir eine gute Strecke vorwärts gekommen waren und es zu dunkeln begann, fühlte ich, daß sich die Kleine an mich anlehne, ich verspürte den Druck des Köpfchens gegen meine Schulter und vernahm die gleichmäßigen Athemzüge der Einschlummernden dicht neben meinem Ohre. Ich rührte mich nicht aus meiner Lage, mir nahte sich kein Schlaf, mit weit geöffneten Augen blickte ich in den Abendhimmel hinein. Ganz tief bei der Erde, hinter welche die Sonne hinabgesunken war, bewegten sich glühende Streifen wie goldene Zauberschiffe auf dunkler Fluth, welche, nach geräuschlosem Kampfe, die widerstrebenden langsam der Reihe nach verschlang. Mit der reinen Lust am Schauen hing ich an den letzten Goldzacken und Spitzen, und als auch diese verschwunden waren, blieb tiefe Ruhe in mir zurück. Und mit derselben Lust versenkte ich mich nun, da die Welt dem Auge keinen deutlich erkennbaren Gegenstand mehr darbot, in das Anstaunen der bunten Bilder, welche in meiner Erinnerung auftauchten und in raschem Wechsel vorüberzogen. Nahes und Fernes schien mir gleich gegenwärtig. Ich genoß ein Gefühl sonderbarer Freiheit, als wäre ich über mich selbst hinausgerückt und könnte mit meinen kindlichen Erfahrungen spielen, wie mit Steinchen, die sich nach Belieben zu den verschiedensten Figuren zusammensetzen lassen. Ein doppeltes Elternpaar schwebte mir vor; eine zweifache Art zu denken, zu fühlen, zu leben that sich vor mir auf: mochte ich nun auf diese Seite springen oder auf die andere, so blickte ich in eine unabsehbare verheißungsvolle Zukunft hinein. Weder früher noch später erlebte ich ähnliche Augenblicke entzückenden Leichtsinnes.

Unterdessen waren wir an der Stelle angelangt, wo wir den Wagen verlassen und das bereitstehende Dampfboot betreten mußten. Das Mädchen schlief fest an meiner Seite und man trug es, auf meine Bitten, ungeweckt ins Schiff hinüber. Es ging stromaufwärts, eine die ganze Nacht währende Wasserreise stand bevor, wir konnten uns daher unbesorgt der Ruhe hingeben. Trotzdem fand uns das erste Morgengrauen schon auf dem Verdecke. Ein kühler Windhauch strich über die Wellen des eigensinnigen Stromes, welcher unser Schiff zwang, sich in ewigem Zickzack, durch hundert Windungen und Krümmungen, dem Ziele entgegenzubewegen. Die Sonne hatte sich bereits erhoben, als wir des Städtchens ansichtig wurden. Ein langer weißer Häuserstreifen, im Hintergrunde von dunkelgrünen Hügeln überragt, schimmerte uns vom Strande her entgegen. Mir brannte bei diesem Anblicke das Schiff unter den Füßen. Meine Wünsche knüpften sich heftig wieder an alles Altgewohnte an. Jubelnd nannte ich dem Mädchen die Namen der Thürme, der Berge, der hervorragenden Gebäude. Ich zeigte ihr die Richtung, in welcher meines Vaters Haus sich befinden müßte, und die Stelle am Ufer, wo mich die Meinen sicherlich schon mit Sehnsucht erwarten würden. Die kleine Reisegefährtin folgte stumm mit den Augen meinen Fingerzeigen. Ich begriff ihre Gelassenheit nicht, die Ungeduld trieb mich weg von ihrer Seite, ich rannte auf dem Schiffe umher. Und als wir landeten und ich den harrenden Eltern in die Arme flog, hatte ich das Mädchen bereits vergessen.

Ich fand die Verhältnisse daheim, wie ich sie verlassen hatte. Nur in meinem Wesen war eine Veränderung eingetreten. Der ruhige Erziehungsgang

des Knaben war, wie durch einen ins Geleise geschleuderten Stein, gewaltsam gestört worden. Eine gewisse, nicht eben unangenehme, obschon zuweilen aufreibende Unordnung und Zerfahrenheit der Seele hatte sich in mir eingenistet. Triebe verschiedenster Art waren, als ob die Sonne des Lebens zu frühe und zu plötzlich erwärmende Strahlen auf mich herabgegossen hätte, hervorgelockt und erfüllten mich mit gegenstandslosen Wünschen. Stiller und ernster als sonst mochte ich meiner Umgebung geschienen haben. Denn alles Erlebte, Erschaute, Empfundene klang, zu wunderlichen Träumereien sich umbildend, unablässig in meinem Geiste nach. So war es denn ein wahres Glück, als das scheu gewordene Füllen wieder den Druck des Schuljoches zu spüren bekam.

Da mich mein Vater für einen priesterlichen Beruf bestimmt hatte, so gab man mich in die „lateinische" Schule. Hier traf ich mit vielen meiner ehemaligen Mitschüler zusammen, welche gleichfalls das verflossene Jahr auf einem Dorfe zugebracht hatten. Wir erkannten uns kaum wieder. Abgesehen davon, daß der Aufenthalt auf dem Lande auch auf die Entwickelung des Körpers nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben war, so konnte Einer am Andern recht wohl jenen bestechenden Schimmer wahrnehmen, mit welchem wir uns in der Fremde zu zieren bemüht gewesen. An die Stelle sittiger Mäßigung im Thun und Reden war eine derb auftretende Unverhohlenheit, eine natürliche Frische, ja Rohheit getreten, welche um so weniger abstoßend wirken konnte, als sie jederzeit mit Stolz und Ehrfurcht erweckenden Gegenständen im Bunde erschien. Gar Mancher, der als Schlafmütze fortgewandert war, stand nun als ritterlicher Kampfhahn in unsrer Mitte. Wir kamen uns alle wie neu lackirt vor und unterließen nicht, einander mit dem neuen Glanze in die Augen zu flunkern. Die Mittelschulen des eigentlichen Ungarn waren damals schon alle unter magyarischer Botmäßigkeit. Es war daher von großem Vortheile, wenn man sie bereits im Besitze der Kenntniß des ausschließlich maßgebenden Idioms betrat. Nur durfte man allerdings diese Kenntniß nicht auf dem Wege erlangt haben, auf welchem sie mir zu Theil geworden war. Denn, abgesehen von etwas Schreiben und Lesen, hatte ich alles Uebrige, was ich in der damals noch deutschen Volksschule erlernt hatte, buchstäblich vergessen.

Und trotzdem reuen mich die Schicksale meiner Kindheit nicht. Es kam später noch toller, noch überschäumender. In diesem Lande gab es nichts Festes, nichts Sicheres, nichts Dauerhaftes. Was gestern verehrt worden, lag heute im Staube. Alles war im beständigen Wechsel. Die Seele wurde mir noch oft in diesem Wirbel herumgerissen: aber sie sank nicht unter darin. Herrlicher denn je glänzten mir die Ideale herauf, nachdem mit der anbrechenden Lebensreife zwei Dinge mehr und mehr in meinem Bewußtsein sich festeten: das Gefühl der Wahrhaftigkeit, der Wahrhaftigkeit im Denken und Empfinden, und das Gefühl des Rechtes, welches darin besteht, dieser Wahrhaftigkeit gemäß zu leben. So kam ich dahin, die Richtigkeit des Satzes an meinem eigenen Blute zu erproben: „Die Schwachen leben, wie die Welt will, die Starken, wie sie selber wollen."

Zu Salvatore Farina's „Corporal Sylvester“[1]).

Albissola Marina, 5. September 1884.

Ich versprach Dir eine Reihenfolge von Erzählungen zu schreiben, welche insgesammt den einen großen Gedanken des Sterbens behandeln sollten.

Ich habe zu viel versprochen; und ich will froh sein, wenn mir Zeit und Witz genug bleiben, einige Seiten jenes kühnen Vorwurfs zu betrachten, der mir damals vor die Seele trat. Es sollten wie in einem langgestreckten Gemälde viele psychologische Fälle dargestellt werden, die sich alle auf die gleiche Frage bezögen: „Welchen Raum nimmt in unserm Leben der Gedanke an den Tod ein?“

Der Gegenstand ließ eine mannigfaltige Entwicklung zu. Streitfragen der Lebensphilosophie galt es zu lösen, ein wechselndes Spiel von guten und schlechten Leidenschaften, von Menschen und von menschlichen Einrichtungen zu schildern, und über diesem Allen eine Religion: das Gefühl des Herzens.

Indem ich mir selbst und Dir die neuen Ideen darlegte, ereiferte ich mich mehr und mehr, und — Du erinnerst Dich — das alte Feuer durchbrach manchmal die Hülle meiner angenommenen Gelassenheit. Und Du, liebes Kind, Du lächeltest Dein gütiges Lächeln. „Es wird Dein Meisterwerk werden,“ sagtest Du.

Und das glaubte damals auch ich. Und von Zeit zu Zeit nahm ich die Gedanken wieder auf, damit sie sich nicht verlören wie so viele andere Vorsätze, die mir allmälig wieder entschlüpft waren; ich nahm sie auf, so gut es in der Eile ging, ohne sie zu ordnen, nur zu dem Zwecke, wie für die Zukunft das Versprechen gegenwärtig zu halten, das ich Dir und meiner Kunst gegeben.

Heute nun ist es den Italienern klar geworden, daß weder ich noch andere Patienten der Literatur mehr von eigenen Meisterwerken träumen, sondern in Ergebenheit abwarten, daß uns irgend ein junges Kraftgenie mit Grazie zu den Todten wirft, wie es uns längst verheißen ist.

Und bis dahin, womit sollen wir die Zeit des Todeskampfes hinbringen? Wir müssen doch wohl dasselbe thun, was wir immer gethan haben, von dem Tage an, da wir, der Fuchtel des Herrn Lehrers entwachsen, unsere erste gedruckte Jugendsünde der strafenden Kritik preisgaben, bis zu jenem, da wir unsere letzten literarischen Streiche begangen haben werden.

Und wenn es denn wirklich wahr ist, daß uns die Italiener sammt und sonders den Rücken gekehrt haben, so werden wir uns vielleicht mit dem Gedanken trösten, daß wir von einer heiteren Kunst träumten, die ihre Kraft aus unserer innersten Natur zöge; von einer Wahrheit, die der Mode nicht unterworfen wäre, von einem nimmer alternden Gefühl — da fallen uns gewisse übereifrige junge Herren mit dem ganz unnöthigen Ruf in den Rücken: „Platz für das Streben der Jugend!“

Bitte, meine lieben jungen Herren, wir machen ja schon Platz! Doch habet Mitleid mit uns; lasset uns leben, ein Weilchen nur, nicht lange mehr; bald nehmen wir Abschied und gehen ohne Groll zur Ruhe, zu glücklich, wenn wir die frohe Botschaft vernommen haben werden, daß unter so vielen Ruhmeskandidaten, die einen wohl-

---

[1]) Wir theilen hier unsern Lesern, welche den „Corporal Sylvester“ noch in guter Erinnerung haben werden, das für die Buchausgabe der Novelle geschriebene Vorwort mit. Die deutsche Ausgabe befindet sich unter der Presse und wird demnächst im Verlage der Gebrüder Paetel erscheinen. Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

feilen Lärm machen, Italien endlich einen Dichter oder Prosaiker gefunden hat, der durch sein Leben und seine Werke die Todten und die Sterbenden in Vergessenheit bringt.

Ich kehre zu Dir zurück, geliebtes Kind. Laß Dir erzählen, daß ich unter den alten Papieren jenes Blatt gefunden habe, das ich an einem Tage der Begeisterung niederschrieb und das ich hier stehen lasse, wie es mir damals in die Feder geflossen, in seiner natürlichen Unordnung, daß es für Dich ein Unterpfand werde, heute, wie damals. Es ist lange her. Denkst Du daran? Damals waren wir voll Leben, Hoffnung und Liebe; ich schwärmte für jene Kunst, die noch heute meine Liebe ist, und auf die Du doch niemals eifersüchtig warst, — jetzt, ohne Dich, ist mir das Leben kaum noch ein Leben; und Du, mein armes geliebtes Kind, Du bist todt.

Salvatore Farina.

Der Mensch muß sterben — darum soll er keine Zeit verlieren; er soll arbeiten und Gutes thun, so lange er auf Erden wandelt; der Tod macht seinem Schaffen zu bald ein Ende.

Der Mensch muß sterben — sei er groß oder klein, König oder Bettler; der Tod predigt die große Lehre von der Gleichheit Aller; lasset uns Niemanden neiden, denn über ein Kleines ergreift das gleiche Loos uns Alle.

Der Mensch muß sterben — darum soll er das Leben lieben; der Selbstmord ist ein unnützes Beginnen, da wir ohnehin sterben müssen.

Der Mensch muß sterben — doch der Augenblick des Todes ist ungewiß; er kann nach einer Minute, er kann nach einem Jahrhundert eintreten; es ist nie zu spät, eine gute That zu beginnen, und nie zu früh kann solche vollendet sein. Führet euer Leben so, als ob ihr es binnen einer Stunde verlieren könntet und als ob ihr erst nach fünfzig Jahren zu sterben hättet. Jeder aufsteigende Tag kann der letzte unseres Lebens und der erste eines schönen Werkes sein.

Der Mensch muß sterben — wie viel Jammer liegt in diesen Worten, wenn wir an den Glücklichen denken, wie viel Trost, wenn wir auf den Leidenden blicken!

Stellt euch euren grimmigsten Feind vor in der unvermeidlichen Stunde, da er die Augen für immer schließen wird; und ihr werdet fühlen, wie jeder Haß in eurer Brust erlischt. Der Gedanke an den Tod nimmt die Freuden ewiger Liebe voraus.

Der Mensch muß sterben — die geliebtesten Herzen haben aufgehört zu schlagen, unsere besten Freunde sind hingegangen; doch wir werden sie dereinst wiederfinden. Die Schar unserer Todten wächst unaufhörlich um uns her; im Alter vereinsamen wir: doch wir werden an einem andern Orte erwartet, und endlich sterben auch wir.

Der Mensch muß sterben — und der Tod kann die schlechten Leidenschaften der Ueberlebenden bessern; eine todte Mutter, ein todtes Kind, ein todter Freund bleiben eine Mutter, ein Kind, ein Freund.

Der Mensch muß sterben — seit hunderttausend Jahren vielleicht gilt das Gesetz, und seltsam ist es, wie wenig die Menschheit sich an den Gedanken gewöhnt hat. Wenn man jenen eigenen Schauer sieht, mit dem eine Todesnachricht aufgenommen zu werden pflegt, und das Mitleid, mit dem man von Hingeschiedenen spricht, so sollte man glauben, der natürliche Tod sei ein so unerhörtes Unheil wie ein Mord durch Dolch oder Gift. Der Mensch denkt selten daran, daß er sterben muß, wenn ihn nicht der Tod eines seiner Nächsten an den Gedanken mahnt: dann glaubt er von dem Geschick des Verstorbenen ergriffen zu sein, und merkt nicht, daß er nur sein eigenes Loos beklagt. Die übliche Redensart: „Der Arme! Er ist gestorben!" bedeutet fast immer: „Wir Armen! Wir müssen sterben!" — — — —

Gordon's Tagebuch während der Belagerung von Khartum[1]).

„I come to bury Caesar, not to praise him" — mit dieſen Worten Shakeſpeare's eröffnet Mr. Egmont Blake, der Biograph Gordon's, ſeine Einleitung zu dem Tagebuche, das hier gedruckt vorliegt. Es enthält die Notizen des engliſchen Generals über die elfmonatliche Belagerung von Khartum, mit beſonderer Berückſichtigung des Zwiſchenraums zwiſchen dem 10. September und 15. December 1884. Es iſt ein Buch von tief peinlichem, und zugleich politiſch aufregendem Intereſſe. Der Schauplatz des Kampfes, deſſen Zweck und Verlauf, Schluß und Rückwirkung auf den Stand der Parteien in England ergreifen den Leſer auf jeder Seite. Es führt uns vor Augen die Sandſteppen Nubiens und die Fluthen des Nil, die glühende Sonnenhitze des Sudan und die noch heißere Gluth des mohammedaniſchen Fanatismus, die getäuſchte Hoffnung auf Erſatz und die Qualen des Hungers, den Löwenmuth eines ſterbenden Soldaten und das Heranſchleichen des Verraths, die Speerſtiche des rohen Arabers und das Röcheln des durchbohrten Europäers — und alles Dies geſtaltet ſich endlich zu einer beredten Anklageſchrift gegen das Miniſterium Gladſtone. Der Vorwurf der Unſchlüſſigkeit und Saumſeligkeit, der hier dem genannten Cabinet hingeſchleudert wird, findet indeſſen eine Milderung in den edelmüthigen Bemerkungen eines Bruders des hingeopferten Kriegers. Sir Henry Gordon ſucht, auf Seite 55 bis 65 der Einleitung, die Schuld für das Geſchehene von Mr. Gladſtone und den Officieren der Erſatz-Armee abzuwälzen. Er geſteht offenherzig, daß ſein gefallener Bruder die ihm ertheilten Verhaltungsbefehle etwas eigenmächtig ausgelegt habe, und daß er über den Wortlaut ſeiner Vorſchriften hinausging. Seine Aufgabe war: „Rescue and retire." Er ſollte die Garniſonen des Sudan nach Hauſe bringen und die Familien der Beamten des Khedive nebſt dieſen ſelber retten. Statt deſſen, oder vielmehr daneben, habe er, verleitet durch ſeine Liebe zu den Sudaneſen, allerlei Adminiſtrationsſorgen, und namentlich die Ordnung der Regierungsverhältniſſe im Sudan zu ſeinem Geſchäfte gemacht. Inſofern treffe ihn ein Theil der Schuld an ſeinem Verhängniß. Auch der verſpätete Rettungsverſuch vom 22. bis 28. Januar 1885 wird von Sir Henry ſo beleuchtet, daß auf Sir Charles Wilſon keine Schuld deswegen fallen ſoll. Der genannte Officier konnte am 29. nicht nach Khartum vorrücken, ſagt Sir Henry; denn als Chef des Intelligence Department (d. h. des Corps zur Auskundſchaftung des Feindes) mußte er ſich am 22. und 23. erſt überzeugen, ob auch Araber im Norden und Süden von Metamma ſtänden. Dies verzögerte ſeinen Vorſtoß nach Khartum. Erſt als er wußte, daß keine Feinde da wären, durfte er den Nil hinauffahren. Und dann hatte er nur zwanzig Mann auf ſeinen zwei Schiffen!

---

[1]) The Journals of Major-General Charles G. Gordon, Commander of the Bath, at Kartoum; printed from the original Manuscripts, with Introduction and Notes, by Egmont Blake, Author of the „Story of Chinese Gordon", with portrait, 2 maps and 30 illustrations after sketches by General Gordon, Kegan Paul & Co. London. 1885.

(Sir Henry vergißt dabei, daß mindestens dreißig Soldaten Gordon's außer den zwanzig Engländern an Bord waren.) Als er am 28. Januar vor der Stadt ankam, war es sechsunddreißig Stunden zu spät, um Gordon zu retten. Die Bemerkungen Sir Henry's machen seinem Edelmuthe alle Ehre. Ueberzeugt haben sie uns nicht.

Der Zweck des gegenwärtigen Artikels ist, das Thatsächliche in der berühmten Episode von Khartum an der Hand des Gordon'schen Tagebuches darzustellen. Zu dem Schmerz um den gefallenen Helden gesellt sich die Gewißheit, daß auch deutsches Blut bei dem letzten Gemetzel in der Stadt geflossen ist. Es sollen zweitausend bis viertausend Menschen ermordet worden sein, darunter mindestens ein Dutzend Deutsche. Der brave Khartumer Schneider Klein mit seiner Familie ist einer der bekanntesten Männer. Oesterreich war durch seinen ermordeten Consul, Dr. Hansall, und viele Andere vertreten. Griechen, Franzosen und Italiener waren zahlreich in der Stadt, und kein Europäer entwischte. Es liegt mithin nicht bloß ein literarisches, sondern auch ein rein menschliches Interesse vor, dieser traurigen Geschichte ein wenig nachzurechnen.

Es war am 1. Januar 1884, als der General Gordon aus Palästina nach Brüssel kam, um mit dem Könige Leopold, dem Haupte der afrikanischen Colonisations-Gesellschaft, Rücksprache zu nehmen über Errichtung eines neuen Staates am Congo. In diesem sollte nämlich Gordon die Statthalterschaft übernehmen. Nach glücklicher Beendigung der Geschäfte reiste er von Brüssel nach Southampton ab, um dort mit dem nächsten Dampfschiff weiter zu fahren nach dem Congo, und hielt sich eben bei seiner Schwester Augusta auf, als ihn eine Depesche Lord Granville's nach London ins Ministerium des Auswärtigen beschied. Gordon zögerte keinen Augenblick, sich an Ort und Stelle zu verfügen, und fand bei seiner Ankunft den Minister mit einigen seiner Collegen bereit, ihn zu empfangen. Sie machten ihm den Vorschlag, mit Rücksicht auf seine frühere vortreffliche Verwaltung des Sudan (1874—1879), noch einmal nach Khartum zu gehen, und zwar dieses Mal als ausdrücklicher Beauftragter der Großbritannischen Regierung; er sollte die ägyptische Herrschaft im Sudan auflösen helfen, und namentlich die dort in mehreren Stationen zerstreuten Garnisonen und Beamten nach Unter-Aegypten in ihre Heimath abführen. Gordon nahm diesen Auftrag ohne Rückhalt an; er nahm ihn an, ohne irgend einen Zweifel an seiner Ausführbarkeit laut werden zu lassen[1]). Das Ministerium verlangte Eile. Man fertigte ihm seine Instructionen aus, und legte ihm, ehe er fortreiste, noch eine Liste englischer Officiere vor, aus denen er einen beliebigen als Chef seines Stabes bestimmen sollte; Gordon's Wahl fiel auf einen jungen, ihm bis dahin unbekannten Irländer. Es war der Husaren-Obrist O. H. Stewart, ein hochgewachsener, hellblonder, etwa sechsunddreißig Jahre alter Cavallerie-Officier, welcher die Verhältnisse des Sudan aus eigener Anschauung kannte, da er 1882—83 als officieller Berichterstatter über die Lage des Landes in Khartum sich aufgehalten hatte. (Der Oberst Stewart ist dem Schreiber dieser Zeilen in den Jahren 1862 bis 1865 wohl bekannt und sogar eng befreundet gewesen.)

Beide, Gordon und Stewart, machten sich auf den Weg, erreichten erst Marseille, dann Brindisi binnen vier Tagen, und schifften sich auf dem „Tanjore" nach Alexandria ein. Beim nochmaligen Durchlesen seiner Instructionen kam dem General zum ersten Male der Gedanke, daß ein so verwickeltes Geschäft wie die Auflösung der ägyptischen Regierung vielleicht eine längere Zeit und eine größere Rücksicht auf die Sudanesen erfordern dürfte, als die ministeriellen Befehle voraussetzten. Er äußerte gegen den Obersten Stewart seine Bedenken in dieser Beziehung, und Beide richteten darüber an die Regierung ein Gutachten, worin sie um etwas freiere Hand in Ausführung ihrer Geschäfte baten. Wir wissen nicht, was die Regierung antwortete. Am 24. Januar waren die Reisenden in Cairo, wo sie der englische Bevollmächtigte, Sir Evelyn Baring,

[1]) Man vergl. hierzu „General Gordon", Deutsche Rundschau, 1884 (Juli-Heft), Band XL., S. 137—147.

mit Hochachtung empfing und zum Khedive führte. Tewfik, ein mehrjähriger Bekannter Gordon's, gab ihm einen Firman, worin er zum General-Gouverneur des Sudan ernannt wurde. Dies war nothwendig, weil sonst alle ägyptischen Behörden dem englischen Commissar den Gehorsam verweigert haben würden. Ehe Gordon die Hauptstadt Aegyptens verließ, hatte er noch eine wichtige Unterredung mit dem ehemaligen Emir und Sklavenbesitzer Zubair. (Wir behalten die Schreibweise des Namens nach der ausdrücklich von Gordon angegebenen Weise bei; man nennt ihn auch Sebehr und Sobehr.) Zwischen diesem „schwarzen Pascha", wie man ihn gewöhnlich nennt, und Gordon bestand seit sechs Jahren eine Blutfehde und ein tiefgewurzelter Haß. Gordon hatte 1879 durch Gessi Zubair's Sohn, Suleiman, erschießen lassen, und überdies des Ersteren Güter confiscirt. Da aber der Einfluß des reichen und mächtigen Zubair die Wirksamkeit Gordon's im Sudan leicht paralysiren konnte, so rieth die Klugheit, wenigstens einen Versuch zur Versöhnung zu machen. Die Unterredung führte indessen nicht zu dem gewünschten Zwecke. Zubair machte dem Engländer heftige Vorwürfe, und dieser wies sie ruhig durch Berufung auf seine Amtspflichten und auf die schriftlichen Documente, die sein Verfahren rechtfertigten, ab. Sie schieden unversöhnt; Gordon jedoch, der von jeher seine bittersten Feinde am liebsten aufsucht, nahm die Ueberzeugung mit, daß Zubair sein vom Himmel ihm bestimmter Amtsnachfolger werden müsse.

Jetzt ging die Reise weiter, mit der Eisenbahn nach Assuan, und von da mit dem Dampfschiff nach Korosko. Am 2. Februar stiegen er und Stewart auf den Rücken zweier Kameele und tauchten in den Sand der nubischen Wüste. Die Nachricht von ihrem gefahrvollen Ritt ohne alle Bedeckung und ohne Gefolge erregte allenthalben die größte Besorgniß, besonders da man wußte, daß Gordon eine beträchtliche Summe Geldes bei sich trug. Die Feindschaft gegen die Engländer hatte durch die Niederlage Hicks Pascha's, durch das Auftreten Osman Digma's bei Suakim und die Siege des Mahdi neue Nahrung erhalten; ein heiliger Krieg gegen Christen und besonders Engländer wurde in jeder Moschee gepredigt. Trotzdem ritt Gordon ohne den geringsten Unfall an den Hütten der räuberischen Ababdehs vorbei, über die kahlen Felsen Bischareens, bis in die Schluchten des At Moor und an die Thore Abu Hammeds. Hier empfing ihn die Bevölkerung mit Ehrerbietung, als ihren künftigen Gouverneur. Am 11. Februar fand er die Stadt Berber großartig illuminirt. Gordon ernannte Hussein Pascha Kalifa zum Präsidenten der Provinzial-Regierung, versprach den Einwohnern in öffentlicher Rede das Aufhören aller Bestechung und Tyrannei, gab Hoffnung auf Selbstregierung und Steuererlässe, und wurde nur mit Mühe abgehalten, sich dem Volksgedränge auszusetzen, so daß seine Freunde fortwährend für sein Leben zitterten. Am 18. Februar hielt er seinen Einzug in Khartum.

Gordon's Ankunft in der Hauptstadt des Sudan war vorbereitet durch ein Edict, welches die früher verbotene Sklaverei gesetzlich zuließ. Viele Bewunderer Gordon's sind durch diese Proclamation an ihm irre geworden, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie in gewissem Sinne eine Inconsequenz enthält, insofern sie die Sklaven-Emancipationsgesetze seiner früheren Regierung geradezu widerruft. Allein diese Inconsequenz ließ sich nicht vermeiden, wenn die britisch-ägyptische Oberherrschaft im Sudan aufhören sollte; denn die Existenz eines Gesetzes ist bedingt durch die Existenz einer Regierung, welche über die Befolgung desselben wacht.

Der Widerruf der Gesetze über Sklaverei erhöhte aber Gordon's Popularität in Khartum. Das Volk drängte sich um den ihnen seit früher wohlbekannten Pascha, küßte ihm die Hände und den Saum des Gewandes, und begleitete ihn im Triumphzuge nach seinem Palaste. Zwei Wochen lang herrschte unbeschreiblicher Jubel. Die Verbrennung der alten Regierungsschuldbücher, die Vernichtung der Kurbasche und Folterwerkzeuge, die Niederreißung des Gefängnisses und die Freilassung fast aller Gefangenen, endlich der Erlaß der Steuern auf ein halbes Jahr und die Wiederaufstellung des alten Petitionskastens, in welchen jeder Khartumer seine schriftlichen Klagen für den Gouverneur niederlegen durfte, gewannen ihm die Herzen des gemeinen

Volkes, während die oberen Classen bei ihm Amt und Gehalt suchten. Berzati Bey wurde wieder wie ehemals sein Secretär. So groß war damals Gordon's Selbstvertrauen, daß er sogar an den Mahdi schrieb, ihm Gruß und Freundschaft und die Würde eines Gouverneurs von Darfur anbot und ihm einen Kaftan schenkte.

Mit lobenswerther Pünktlichkeit ging er nun sogleich an den Hauptzweck seiner Sendung. Er befahl allen europäischen Officieren, allen ägyptischen Soldaten, allen Beamten und solchen Privatleuten, die der Zukunft des Sudan nicht mehr trauten, sich vor Ende des Februar nach dem großen Exercierplatze vor Fort Omdurman auf der andern Seite des großen Nil zu begeben, wo man für ihre Abreise Vorbereitungen treffen würde. Ein indisch-englischer Officier, der mit Hicks Pascha herübergekommen, aber während des unglücklichen Zuges nach Kordofan in der Stadt geblieben war, der Oberst de Coetlogon, trat an ihre Spitze und führte etwa dreitausend Personen nach Aegypten, die so dem Schicksale der Stadt zeitig entrannen. Gordon stellte die Fahrzeuge und gab dem Obersten einen Brief mit, worin er die Sicherheit Khartums mit derjenigen von Kairo, oder von Kensington (in London) verglich, und nur von gewissen inneren Feinden in der Stadt sprach, welche ihre Ruhe stören könnten.

Die erste Wolke sammelte sich am Himmel, als das Gerücht kam, daß auf der Landstraße nach Sennaar, bei dem Flecken Burti, und in der Nähe von El-soun, gegenüber Giraffe am blauen Nil, eine Horde Empörer sich zusammenrotte, welche den Namen des Mahdi auf ihre grünen Fahnen geschrieben habe, und mit einem benachbarten Sheik, Namens El Obeyed, in Verbindung stehe. Diese Empörer plünderten die Reisenden, überfielen die Staatsbeamten und wagten es, zuweilen Schüsse auf die Stadt abzufeuern. Die Derwische und Ulemas (Theologen) zu Khartum, hieß es, ständen mit ihnen in Verbindung. Aufgebracht über diese Zeichen von Insubordination erließ jetzt Gordon eine Proclamation, worin er, mit Beziehung auf seine väterliche Fürsorge für die Stadt, über den Undank gewisser ihrer Bewohner klagte, und damit drohte, im Falle daß diese Ruhestörungen andauerten, einige englische Regimenter zu requiriren, welche nicht allzufern ständen und in einigen Tagen in Khartum sein könnten. Die letztere Anspielung bezog sich auf die Streitkräfte Baker Pascha's und des Generals Graham in Suakim. Er bat auch ernstlich die Regierung seiner Heimath um Zusendung von zweihundert Mann Cavallerie, und Sir E. Baring unterstützte dieses Gesuch; aber das Londoner Ministerium blieb taub gegen ihre Vorstellungen.

Die fortwährende Zunahme der Ruhestörungen veranlaßte Gordon jetzt, den Obersten Stewart zweimal den weißen Nil hinaufzuschicken, um die Eingebornen eindringlich zum Frieden zu ermahnen. Stewart fuhr mit zwei Schiffen, 110 Mann, und reichlichen Mundvorräthen bis etwa fünfzig Meilen (englisch) den Strom hinauf. An geeigneten Stellen stieg er ans Land, errichtete eine hohe Stange mit weißer Fahne daran, berief die Dorfbewohner mit ihren Sheiks und ließ von Berzati Bey die kürzlich erlassene arabische Proclamation Gordon's verlesen. In der Nähe Khartums stieß man auf keine Schwierigkeiten. Das Volk sah dem Schauspiel entweder mit Beifallsbezeugungen oder mit Schweigen zu. Aber höher den Fluß hinauf änderte sich der Geist der Bevölkerung. Man hinderte sie am Landen, bedrohte sie mit Speer- und Steinwürfen und bedeutete ihnen, daß das Land vor einigen Tagen unter den Oberbefehl eines Emissärs des Mahdi gestellt wäre, der ihnen riethe, sich schleunigst zu entfernen. Noch schlimmer ging es ihnen beim Dorfe Gitana. Hier wurden sie überfallen. Ein kurzes, aber blutiges Gefecht fand statt. Stewart wollte, den Befehlen Gordon's gemäß, keinen Gebrauch von Schußwaffen machen. Aber ein empfindlicher Verlust war der Tod des braven Berzati Bey, der von Speeren durchbohrt am Boden lag. In ihm verlor Gordon seinen treuesten und zuverlässigsten Diener. Er stammte aus einer anständigen Kaufmannsfamilie Khartums, und war durch seine Kenntniß des Englischen und stilistische Fertigkeit im Arabischen, sowie durch seinen persönlichen Einfluß vortrefflich geeignet, den Vermittler zwischen Gordon und seinen Untergebenen zu spielen. In seine Stelle rückte jetzt Ruckdi Bey, ein eben-

so träger, als bestechlicher alter Mann, den Gordon auf allerlei Betrügereien ertappte und mehrere Male einkerkerte, bis Ruckdi neben Gordon am 26. Januar 1885 sein Leben verlor.

Am 12. März 1884 fing die Belagerung Khartums in allem Ernste an, indem die Rebellen das Fort Halfeyeh überrumpelten. Halfeyeh ist ein Dorf und eine Militärstation, acht englische Meilen unterhalb Khartums, am weißen Nil. Gordon hielt hier eine Besatzung von achthundert Mann, fast lauter Fellahins, d. h. geborene Aegypter von niedrigem Stande. Sie waren die schlechtesten Soldaten, die er hatte, und ließen sich von einer Handvoll entschlossener Araber ohne allen Widerstand zu Gefangenen machen. Einige Stunden später kam Stewart mit seinen Schiffen den Fluß herab; er wurde mit Gewehrsalven empfangen und mußte sich nach Auswechslung eines zweistündigen Kanonen- und Gewehrfeuers unverrichteter Sache zurückziehen. Einige Tage später gelang es, das Dorf mit etwa zwei Dritteln der Besatzung zurückzuerobern, jedoch wurde es später, seiner allzu entlegenen Position wegen, freiwillig geräumt.

Eine Woche später (18. März) erlitt Gordon seine erste entscheidende Niederlage. Entschlossen, den Aufstand wo möglich im Keime zu ersticken, sandte er den größeren Theil seiner Flotille, mit über zweitausend Mann, den blauen Nil hinauf nach El-foun, wo, wie schon bemerkt, das Hauptquartier der Rebellen lag. Eine Fähre vermittelt hier die Verbindung mit dem gegenüber liegenden Uferdistrict, der den Namen Giraffe trägt; die Gegend ist dicht besäet mit Negerdörfern. Eine heftige Kanonade vertrieb die Rebellen bald aus ihrem Lager. Sie zogen sich in die Hügel von Giraffe zurück. Die Baschi-Bozuks, aus denen diesmal die Streitmacht Gordon's bestand, beschlossen, sie landeinwärts zu verfolgen. Angeführt von zwei Paschas, Said und Hassan, stürzten sie auf einen Wald, wo hinter einem Felsen ein Trupp Cavallerie im Hinterhalte versteckt lag. Jetzt erfolgte eine Scene, ähnlich der, welche Hicks Pascha und Baker, sowie später Graham, erlebt haben. Der wüthende Angriff der arabischen Reiter, die elende Flucht der Aegypter, das Blutbad und das Geschrei über Verrath. Hassan und Said, welche gut beritten waren, drehten ihre Pferde um und kamen mit dem Leben davon; aber einige hundert Baschi-Bozuks bedeckten das Ufer oder ertranken im Nil. Die Ueberlebenden wandten sich gegen ein benachbartes Dorf und plünderten es, anstatt an den Kampf zu denken. Gordon und Stewart, die von der Veranda des Palastes durch Fernröhre dem Gefecht zugesehen hatten, eilten schnell herbei, um die Zerstreuten zu sammeln. Gordon stürzte dabei mit dem Pferde, indem dieses sich mit dem Fuße in einigen am Boden ausgespannten Eisendrähten verwickelte. Es gelang ihm nicht, mit solchen schlechten Truppen das Glück des Tages herzustellen, und er eilte voll Unwillen und böser Ahnungen nach seiner Wohnung zurück. Als er eben sein Abendgebet verrichtete, oder, wie es seine Sitte war, in der stets neben ihm aufgeschlagenen Bibel las, drängte sich ein wilder Haufe von entlaufenen Soldaten in sein Zimmer. Sie schrien: „Verrath!“ und behaupteten, Hassan und Said hätten auf sie geschossen und wären an dem ganzen Unglücke schuld. Gordon winkte ihnen unwillig, fortzugehen. Bald aber kamen sie wieder und brachten die zwei unglücklichen Paschas an Händen und Füßen geknebelt. Augenblickliche Lynch-Justiz wäre an ihnen verübt, hätte nicht Gordon richterliche Untersuchung und strenge Bestrafung der Verurtheilten befohlen. Man schleppte sie ins Gefängniß; ein Kriegsgericht trat zusammen; man bewies ihnen, daß sie mitten im Gefecht auf die Ihrigen eingehauen oder gar geschossen hätten; einer von ihnen hatte zufällig einen großen Vorrath Waffen im Hause, was man ebenfalls einer verrätherischen Absicht zuschrieb; ehe achtundvierzig Stunden verflossen waren, wurden Beide im Hofe der Caserne von ihren eigenen Leuten in Stücke gehauen. Gordon war nicht im Stande, den Lauf des Processes aufzuhalten. Er klagte sich aber fortwährend des Justizmordes an den beiden Unglücklichen an, schenkte ihren Familien jeder £ 1000 und bemerkt noch in seinem letzten Notizbuche, daß er in dem nahenden Fall der Stadt eine gerechte Vergeltung für den schmählichen Tod der zwei Paschas erkenne.

Der eben beschriebene Vorfall zerstörte Gordon's letzte Illusion über seine Lage und er machte sich jetzt mit dem Muthe des echten Soldaten und dem Geschick eines Ingenieurs an die Aufgabe, Khartum in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Stadt hatte sonst 40,000 Einwohner gehabt; kürzlich waren diese auf 35,000 geschmolzen. Die Garnison belief sich auf 8—9000 Mann. Hiervon waren 2316 Neger die Kerntruppen der Regierung; 2330 chocoladefarbige Sudanesen, vom Stamme der Schaggiahs, waren nächst den Negern die besten. Die 2000 Polizeidiener (oder Baschi-Bozuks) und die noch elenderen Fellahs oder Fellahins waren ganz untaugliche Subjecte. Die Bürgerwehr bestand aus 700 Volontärs. Nur drei Engländer befanden sich in der Stadt, Gordon, Stewart, und ein Mr. Frank Power aus Dublin, Correspondent der „Times" und englischer Consul. Bei den besseren Khartumern und allen Europäern stand Gordon im höchsten Ansehn und viele machten ihm Geldvorschüsse, ohne Zinsen nehmen zu wollen. Andere ernährten und bewaffneten die Bürgerwehr unentgeltlich. Gordon besaß eine ansehnliche Flotte, deren Nutzen er in dem Taping-Kriege in China schätzen gelernt hatte. Er hatte nicht weniger als 108 Fahrzeuge, darunter elf Dampfer, und drei bis vier Panzerschiffe von natürlich sehr kleiner Dimension. Er besaß zwölf Kanonen und machte seine eigene Munition, sowie er auch seine eigenen Schiffe baute. Khartum besaß durch seine Fürsorge Pulverfabriken und Schiffswerften für alle erdenklichen Erfordernisse. Seine Kornkammern waren mit Durrha (Mais) und englischen Biscuits auf fünf Monate versehen. An Vieh zum Schlachten scheint es gleichfalls nicht gefehlt zu haben. Der glänzendste Theil seiner Vertheidigungsanstalten bestand aber in den Festungswerken. Als Ingenieur von Fach und Haupterbauer der Forts an der Themse und der Sulina-Mündung befand sich hier Gordon in seinem eigentlichen Elemente. Auch ist keins seiner Forts durch Sturm je gefallen, und so wie er sie entworfen hat, so stehen sie noch. Er zog eine starke Ringmauer um die Stadt vom blauen Nil zum weißen. An den beiden Enden dieser Ringmauer, hart am Wasser, legte er zwei starke Forts an, Fort Mogrim und Fort Bourré. Die Insel Tuti, die quer vor Khartum liegt, im Vereinigungspunkte der beiden Ströme, hatte er durch zwei starke Basteien befestigt, von denen die eine gegenüber dem Nas (der Nase oder Landzunge am Hafen), die andere in der Nähe des später errichteten Nordforts lag. So gedeckt, durfte die Stadt mit ziemlicher Ruhe den Angriffen des Mahdi entgegensehen, und Gordon bewies sein Vertrauen in die Zukunft der Stadt dadurch, daß er Jedem, der es wollte, erlaubte Khartum zu verlassen und zum Mahdi überzugehen. Den Ausdruck „Rebellen" vermied er geflissentlich in seinen Proclamationen; er braucht ihn nirgends in seinem Tagebuche. Das Wort hatte keinen Sinn für einen Gouverneur, der zu dem Specialzweck gekommen war, die Regierung des Khedive aufzulösen und die Sudanesen sich selbst zu überlassen.

An die Spitze seiner schwarzen Kerntruppen stellte Gordon einen Neger, Namens Ferratsch Pascha. Man hat ihn früher für einen Cirkassier und ehemaligen Sklaven gehalten, der in türkischen oder ägyptischen Diensten gestanden habe. Dies ist ein Irrthum. Ferratsch kam aus der Stadt Senheit, nicht weit von Massowah. Er war ehemals Sheikh gewesen und besaß großen Einfluß in seiner Heimath. Dabei zeichnete er sich aus durch große Intelligenz und höfliche Manieren, gepaart mit durchtriebener Schlauheit. Gordon sagt, Ferratsch wäre immer ein Gentleman geblieben, selbst wenn er, Gordon, sich in Ausbrüchen leidenschaftlicher Ungeduld ergangen hätte, so daß Gordon gewöhnlich seine böse Laune durch Geldgeschenke wieder gut zu machen suchte. Ferratsch bezog £ 100 monatliches Gehalt, mit doppelten Rationen, und doch war er nicht zufrieden. Er verlangte £ 150 monatlich und vierfache Rationen. Gordon, der selten Jemandem etwas abschlug, am wenigsten einem so beliebten Officier, gab ihm dennoch eine abschlägige Antwort, so oft er darum bat; die Geldnoth war zu groß geworden. Sein vertrauliches Verhältniß zu Ferratsch geht aus einem mitgetheilten Briefe an Gordon (22. October 1884) hervor, in welchem die arabischen Verse vorkommen:

Wa ana mawjood hona zey el hhadeed,
Wa ashoof el Ingleez el jadeed.
d. h.: Ich bleibe fest wie Eisen auf dem Posten stehn,
Und hoffe bald die Engländer bei uns zu sehn.

Gordon ahnte zuweilen, daß er sein Vertrauen einem Unwürdigen schenke. Er hörte im Stillen, daß Ferratsch eifrig mit dem Mahdi correspondire. Andrerseits ist sicher, daß man ihm und dem Admiral Cossim schon früh vorschlug, Gordon gefangen zu nehmen und gegen hohen Lohn an den Mahdi auszuliefern, und daß der Vorschlag unberücksichtigt blieb. Und dennoch sollte Ferratsch sein Verräther werden!

Im April verschlimmerten sich Gordon's Aussichten zusehends. Er zerfiel mit der englischen Regierung aus Gründen, die sich leicht vermuthen lassen, aber schwer festzustellen sind, weil das Cabinet Mr. Gladstone's wohl das Tagebuch, aber nicht die officielle Correspondenz Gordon's zum Druck befördert hat. Unter diesen Umständen verstrich der günstige Moment zum Entsatz der Stadt Khartum. Der Zeitpunkt war der 1. April, als Graham in Suakim stand, und ein drei- bis vierwöchentlicher Vorstoß über Berber und Schendy so leicht den edlen General aus seiner traurigen Lage hätte befreien können. Die Versäumniß dieser Gelegenheit hat England schweres Geld und viele Menschenleben gekostet. Sieben Monate nachher sah man den Fehler ein. Jetzt raffte sich Mr. Gladstone auf; es war zu spät.

Wenn nun Gordon und Stewart die Situation richtig begriffen, so stand ihnen noch ein Rettungsweg offen, nämlich der, sich mit ihren braven Negern nach Suakim durchzuschlagen und die Stadt ihrem Schicksale zu überlassen. Dieser an sich, wie uns scheint, so natürliche Rettungsversuch wird mit keiner Silbe im Tagebuche Gordon's erwähnt. Die Umstände deuten jedoch an, daß Stewart ihn nicht bloß hegte, sondern lebhaft bei Gordon befürwortete. Warum er nicht durchdrang, ist nicht anzugeben. Am 8. April bat Gordon flehentlich um Hilfe, entweder 500 oder mindestens 200 Mann, aber umsonst. Ferner verlangte er, daß ihm Zubair als College im Amte beigesellt werde. Es wurde ihm auch verweigert. Dann drückte er den Wunsch aus, daß der Sultan zum Oberlehnsherrn des Sudan erklärt werde, um türkische Truppen aus Constantinopel nach Khartum zu bekommen: hierauf antwortete Gladstone gar nicht. Endlich bat er um Zusendung des Kriegsministers Abdel Kader in Kairo. Auch dieser kam nicht. Nur als Gordon den Vorsatz merken ließ, direct zum Mahdi nach El-Obeyed in Kordofan zu gehen und, nach seiner Gewohnheit, mit seinem Erzfeinde zu unterhandeln, ließ ihm die Regierung durch Mr. Egerton in Dongola bedeuten, es wäre hohe Zeit, daß er an Ausführung seiner Abzugs-Ordre dächte. Gordon antwortete, er wäre leider zu schwach dazu an Truppenmacht; und „wie eine Ratte davonzuschlüpfen“ (to rat out) verbiete ihm die Soldatenehre und die Rücksicht auf die Khartumer, denen er große Summen Geldes schuldig sei und denen er Schutz und Hilfe gegen den Mahdi versprochen hätte. Jetzt nahm er pathetisch Abschied von der Regierung, indem er sich und die Stadt für verloren erklärte. Unmuth und Zorn bemächtigten sich seiner Seele. Er verglich die heimische Regierung mit einem Stück Holz, das ohne Selbstbestimmung als das Spiel der Wellen den Fluß hinabtreibt, bis es im Weltmeere anlangt.

Bald ereilten ihn mehrere gefahrdrohende Ereignisse Schlag auf Schlag. Der Mahdi, der ihm schon früher seine Briefe, Geschenke und Boten zurückgeschickt hatte, ließ ihn wiederholt zur absoluten Unterwerfung und zur Bekehrung zum Islam auffordern. Er begleitete diese Botschaft einmal mit einer Uniform, die Gordon in den Diensten des Mahdi tragen sollte. Am Sonntag Morgen (26. Mai) um drei Uhr früh machten die Rebellen den ersten Sturm auf die Stadt. Ein wüthendes Gefecht entspann sich an der Ringmauer und bei den Vorposten. Der Oberst Stewart richtete eine Krupp'sche Kanone auf den Feind, und erhielt dabei, nicht weit vom Palaste stehend, eine Fleischwunde am linken Arme. Der Sturm wurde abgeschlagen; Gordon's Verluste waren unerheblich. Die Stärke seiner Position lag, außer in den Forts, vorzüglich in seiner Flotte, welche den Arabern empfindliche Verluste beibrachte.

Gordon blieb bis zu allerletzt unbestrittener Herr zu Wasser, und nur einmal gelang es den Arabern, eines seiner Kriegsschiffe (den „Hussejeh") vor Omdurman in den Grund zu bohren. Im Anfang Juni fiel Berber, nach einmonatlicher Belagerung, in die Hände des Mahdi. Hussein Pascha Kalifa und der englische Consul, der Italiener Cuzzi, wurden dabei gefangen genommen, 5000 Menschen ermordet.

Der Juni, Juli und August verstrichen unter täglichen Gefechten. Khartum wurde immer enger eingeschlossen. Der Verkehr mit der übrigen Welt hörte auf, mindestens zu Lande. Da das ganze Nubien in offenem Aufruhr stand, so konnte kein Bote mehr nach Dongola durchkommen, und Gordon hörte oft Wochen lang kein Wort mehr aus Kairo und London.

Da die Griechen in der Stadt, und der französische so gut wie der englische Consul nicht länger bleiben wollten, so entschloß sich Gordon im September, eine neue Schiffsladung von Auswanderern in die Heimath zu entsenden. Er wollte die Abreise der genannten Personen mit einer Expedition gegen Berber verbinden. Er rüstete also eine Flotille von drei größeren und sechs kleineren Schiffen aus, brachte Mörser, Kanonen und hinlängliche Mannschaft an Bord und wollte sie eben mit den Europäern abfahren lassen, als der Oberst Stewart bei ihm erschien und anfragte, ob der General es als einen Act der Desertion ansehen würde, wenn er um die Erlaubniß bäte, ebenfalls mitgehn zu dürfen, und zwar nicht nach Berber, sondern in die Heimath. Gordon stutzte, verbarg jedoch seine innere Bewegung, und antwortete, er hätte nichts dagegen; ja, es würde ihm sogar lieb sein, wenn Stewart heimkehrte. „Hier können Sie doch nichts machen" — sagte er mit etwas räthselhafter Absicht. „Gut!" sagte Stewart, „wollen Sie mir dann den schriftlichen oder mündlichen Befehl ertheilen, fortzugehn?" — Dies lehnte Gordon ab. Seine Zustimmung zu Stewart's Abreise wollte er geben, aber Befehl dazu nicht. Jedoch billigte er Stewart's Vorhaben so sehr, daß er ihm zum Zeichen seiner Billigung alle seine wichtigeren Papiere, Journale und Briefschaften nach Hause mitgeben wollte. Das Bedeutendste darunter war das Tagebuch vom 1. März 1884 bis zum 9. September desselben Jahres, welches alle Ereignisse der Belagerung Khartums bis zum Datum der Abreise Stewart's aufs Genauste beschrieb. Es enthielt unter Anderm alle Briefe des Mahdi im Original und in einer Copie, vortreffliche Pläne von Khartum und anderen Punkten des Sudan, mehrere Siegel und nützliche Winke für die Regierung. Gordon's Absicht war jetzt, durch dieses Journal und durch Stewart's Verwendung einen Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten seiner schleunigen Entsetzung herbeizuführen.

Am nächsten Morgen verließ das Geschwader die Stadt, reparirte unterwegs die Telegraphenlinien, und kam an Schendy vorbei nach Berber, wo sofort eine heftige Kanonade auf sie begann. Die Araber von Berber hatten zwei Kanonenböte, die sie bei einer früheren Gelegenheit Gordon weggekapert, und brauchten diese jetzt mit ziemlichem Erfolg gegen ihre Angreifer. Das Artilleriegefecht verlief mit vielem Geräusch, aber ohne sonderliche Wirkung, und dann trennten sich Gordon's Leute. Zwei seiner Schiffe, die „Sophia" und der „Mansowrah", segelten nach Khartum zurück; der „Abbas" aber ging mit zwei kleineren Nachen nilabwärts, hitzig verfolgt von den Arabern. Die Verfolgung wurde endlich so gefährlich, daß Stewart gezwungen war, das Seil, mit welchem er die beiden Nachen an den „Abbas" gebunden hatte, zu kappen, so daß sie dem Feinde in die Hände fielen. Während diese sich mit den zwei Nachen beschäftigten, fuhr Stewart glücklich über den fünften Katarakt hinweg, bei Abu Hammed vorbei. Schon hatte er den vierten Katarakt erreicht und träumte sich, bei so geringer Entfernung von Merawi, sicher in die Heimath, als der „Abbas" auf einen verborgenen Nilfelsen stieß und so unglücklich hängen blieb, daß er beinahe nach einer Seite umkippte, und auf keine Weise von der Stelle zu bringen war. Als alle Versuche loszukommen, scheiterten, begab sich Stewart mit dem Dolmetscher ans Land, und ließ den Scheik des Landes um Hilfeleistung ersuchen. Dieser, mit Namen Suleiman, war scheinbar gern erbötig, den Engländer mit seinen zweiundfünfzig Genossen auf Kameelen nach Merawi zu schaffen. Er bat sie, auszusteigen, verlangte

die Hälfte seiner Bezahlung im Voraus, und lud Stewart, Mr. Power und den Franzosen Herbin nebst dem Dolmetscher zu einem Frühstück ein, während die Matrosen das Gepäck auf die indeß herbeigeholten Kameele lüden. Stewart traute diesen freundlichen Reden allzusehr und beeilte sich, seine einzige Kanone auf dem „Abbas“ zu vernageln und sammt der Munition über Bord zu werfen. Dann stiegen die vier Männer ans Land, und gingen auf die am Ufer bezeichnete Wohnung zu, wo ein Mahl von Kaffee und Datteln sie erwartete. Als sie sich eben an den Speisen erquickten, drangen Bewaffnete in den Saal und ermordeten sie nach kurzem Widerstande. Die Mannschaft des „Abbas“ wurde kurz darauf ebenfalls angegriffen. Neunzehn Griechen wurden erstochen, mehrere Matrosen retteten sich durch Schwimmen auf eine benachbarte Insel, die übrigen ertranken oder fielen den Arabern in die Hände. Zu den Geretteten gehörte der Heizer des „Abbas“, der die Geschichte erzählt hat. Das Gepäck und die Schiffsladung wurden geplündert, das Tagebuch Gordon's und das Journal Herbin's dem Mahdi zugeschickt.

Eine Folge dieses traurigen Ereignisses war die beschleunigte Ankunft des Mahdi vor Khartum. Der falsche Prophet hatte aus gewissen hämischen Bemerkungen des Franzosen Herbin, früheren Redacteurs des „Bosphore Egyptien“, sowie aus den Papieren Stewart's die Ueberzeugung geschöpft, daß es nur wenig bedürfte, um eine beinahe ausgehungerte und so völlig entmuthigte Stadt wie Khartum in seine Gewalt zu bringen, und er entschloß sich jetzt, aus Kordofan aufzubrechen. Er brachte nur wenige Soldaten, aber große Mundvorräthe und fast alle seine Gefangenen mit, und von zweien dieser, nämlich von Cuzzi und von Slatin Bey, einem Oesterreicher, der zum Scheine zum Islam übergegangen war, empfing Gordon zuerst die Trauerbotschaft vom Untergange des „Abbas“ und der Ermordung seines Stabsofficiers. Die höhnischen Aufforderungen zur Unterwerfung, nebst einem Stück der Stewart'schen Papiere, die der Mahdi ihm bald darauf zuschickte, benahmen ihm den letzten Zweifel an der Wahrheit des Gerüchtes.

Jetzt bereitete sich Gordon zum Verzweiflungskampfe vor. Seine Mundvorräthe gingen zu Ende. Die Hoffnung auf Ersatz war dahin. Die £ 40,000 Papiergeld, die er geschaffen, verloren ihren Werth. Die einst so ergebene Bevölkerung betrachtete ihn mit Verdruß und Hohn. Die Derwische predigten offen den Aufruhr in den Moscheen, und selbst bei seinen Truppen zeigten sich schon die stärksten Symptome der Unzufriedenheit. Eines Tages ließ er zwölf Ulemas aufgreifen und in Ketten werfen, weil er vermuthete, daß sie geheime Emissäre des Mahdi seien. Um den fortwährenden Schüssen auf den Palast einigermaßen Einhalt zu thun, baute er das Nordfort am blauen Nil, und verlegte die ehemals in Halfeyeh stationirte Besatzung in dieses neue Festungswerk. Omdurman, die stärkste Veste, die er hatte, war von dem Neger-Regiment Ferratsch Pascha's besetzt. Er hielt sich treu, aber der davorliegende Exercierplatz wurde vom Mahdi genommen und dadurch die Verbindung mit der Stadt abgebrochen, obgleich sich Gordon mit seinem Untergenerale noch immer durch Signale und auf einem Umweg über den Nil verständigen konnte. Der Verkehr mit Kairo und London hörte absolut auf, weil selbst die wenigen Depeschen, welche durch die Linien der Belagerer ihren Weg fanden, in Ziffersprache geschrieben waren und ihm unverständlich blieben; denn Stewart hatte den Schlüssel zur Lösung der Ziffersprache mitgenommen.

Nach Beschreibung blutiger Kämpfe von Tag zu Tag, und zuweilen von Stunde zu Stunde, und nach Aufzählung endloser Verräthereien und Diebstähle, worauf er die Soldaten und Beamten, kleine sowohl wie große, ertappte, schließt der letzte Bericht des Gordon'schen Tagebuches, auf S. 395, wie folgt:

„14. December 1884. Heute Morgen feuerten die Araber zwei Bomben auf meinen Palast. Ich habe noch 546 Scheffel Korn und 85,525 Kistchen Zwieback. Es ist jetzt halb Elf. Meine Dampfschiffe liegen vor Fort Omdurman; sie stehn in heftigem Gefecht mit den Arabern; ich sitze wie auf Kohlen. — Halb Zwölf. Eben kommen meine Dampfer zurück. Der eine, „Bordeen“, ist von einer feindlichen Bombe

getroffen; die Batterie ist beschädigt; wir haben einen Verwundeten. Morgen schicke ich den „Bordeen" mit diesem Tagebuche nach Metamma. Da soll er warten, ob etwa das englische Ersatzheer noch kommen wird. Hätte ich zweihundert Mann der künftigen Expeditions-Armee — denn mehr als diese sind nicht nöthig, um Khartum zu entsetzen — so würde ich gegenüber von Halfeyeh anlegen. Dann würde ich dort die Araber angreifen, ehe ich auf Khartum vorrückte. Dann würde ich mich mit dem Nordfort in Verbindung setzen, und dann meine Schritte nach den Umständen einrichten. Nun merkt Euch dies: kommt das fliegende Corps — und ich meine damit nur die genannten zweihundert Mann — nicht binnen den nächsten zehn Tagen (also bis zum 24. December), so kann die Stadt fallen (the town may fall); und ich habe für die Ehre unseres Landes mein Bestes gethan.

Charles G. Gordon."

Es bleibt uns nur noch die Pflicht, das Ende kurz zu erzählen.

Im September hatte Mr. Gladstone sich £ 300,000 vom Parlament bewilligen lassen, um seinen seit lange ihm so lästigen Khartumer Commissar aus der Gewalt des Mahdi zu befreien. In demselben Augenblick, als der Mahdi vor Khartum rückte, reiste Lord Wolseley nach Kairo ab. Am 21. Januar, also vier Monate später, kam Sir Charles Wilson in Metamma an. Hier fand er fünf Schiffe Gordon's vor, welche seit mehr als einem Monate auf ihn gewartet hatten. Sie händigten ihm das Journal Gordon's in sechs Heften ein[1]); sie gaben ihm besonders den oben übersetzten Brief vom 14. December zu lesen. Sie zeigten auch einen Zettel Gordon's vor, worauf in großen Buchstaben geschrieben stand: „Kartoum all right. Could hold out for years. — C. E. Gordon;" aber der arabische Capitän, Khasm el Moos Bey, setzte hinzu, daß der genannte Zettel eine Kriegslist zur Täuschung des Feindes und zur Ermuthigung der englischen Truppen sei. In Wahrheit wäre Gordon in extremis. Wenn je Grund zur Eile vorlag, so war es hier. Da Khartum von Metamma ungefähr hundert englische Meilen entfernt liegt, und sich also in vier Tagemärschen zu Fuße, und mit Dampfkraft per Schiff etwa in drei Viertel dieser Zeit zu Wasser erreichen läßt, so liegt kein vernünftiger Grund vor, weshalb Sir Charles nicht am Abend des 25. vor Khartum hätte erscheinen sollen. Statt dessen hat er sich erst am 24. in Bewegung gesetzt. Die zwei dazwischen liegenden Tage (22. und 23.) hat er mit Recognoscirungen verloren. Diese ergaben, daß kein Feind in der Nähe stand, und daß sogar viele Negerstämme nur auf einen entscheidenden Sieg der Engländer warteten, um sich ihnen anzuschließen. Endlich, am 24., bemannte er zwei von den fünf Schiffen Gordon's mit englischen Truppen. Es können mit Einrechnung der Khartumer Mannschaft nicht weniger als fünfzig Personen an Bord gewesen sein. Leider befand sich ein Katarakt unterwegs, der sechste. Der Katarakt hielt die Engländer aber nicht so sehr auf, als — die Nachtruhe; denn am Abend des 25. legte man in Derrera, und am 26. zu Tamaniat, jedesmal zehn bis zwölf Stunden, an. Am Abend des letztgenannten Tages, einem Montag, fiel Khartum! Die erste Nachricht davon kam durch einen Kameeltreiber aus Omdurman am Morgen des 27. den Officieren zu Ohren. Am nächsten Morgen (28.), also sechsunddreißig Stunden zu spät, sahen sie von Weitem Khartum, und um Mittag waren sie bei Halfeyeh. Gordon's „Bordeen" war das erste Schiff, sein „Tellhoweija" das zweite. Ein heftiges Geschützfeuer wurde hier auf sie eröffnet. Sie erwiderten es nach Kräften und fuhren bis nach der Insel Tuti. Hier war das ganze Ufer von arabischen Schützen besetzt, und die Gewehrsalven krachten unaufhörlich um sie her. Dennoch fuhren sie auf die Landzunge Ras zu. Hier aber kamen sie in den Bereich der vier

[1]) Diese sechs, den Zeitraum vom 10. September bis 14. December 1884 umfassenden Hefte gelangten glücklich nach England und bilden den Inhalt der vorliegenden Publication; während der erste Theil des „Tagebuchs", vom 1. März bis 9. September, wie wir gesehen haben, mit der Expedition des Obristen Stewart verloren ging.

Krupp'schen Kanonen des Forts Omdurman, und das Höllenfeuer, das sie jetzt empfing, belehrte sie bald über die Nutzlosigkeit eines jeden Versuches, weiter vorzudringen. Der Palast Gordon's, die Forts, die Basteien, die Straßen und sogar die Dächer der Stadt waren von Schützen bedeckt, und alle trugen die Uniform des Mahdi. Die Engländer hatten zwei Todte und sechzehn Verwundete, und behaupten, zweihundert Schritt vom Ras erst umgekehrt zu sein.

Unzweifelhafte Nachrichten über die letzten Augenblicke Gordon's existiren bis jetzt nicht. So viel verlautet, ist er am Abend des 26. Januar vor seinem Palaste auf dem Wege zu Dr. Hansall's Haus erschossen worden. Um seinen Tod und die Uebergabe der Stadt zu erklären, darf man beinahe mit Gewißheit annehmen, daß der Hunger und die Verzweiflung an einer baldigen Ankunft seiner Landsleute die Hauptursache gewesen sind. Der Verrath Ferratsch Pascha's wird gleichfalls von den Berichterstattern behauptet, und es ist wahrscheinlich, daß Gordon's sonst so tapferer Unterfeldherr, dem er wie keinem Anderen sein Vertrauen schenkte, ihn im letzten Momente verlassen hat. Ferratsch öffnete das südöstliche Stadtthor, das nach Burri führt, und ließ die Truppen des Mahdi ein. Aber er erntete nicht den Lohn seines Verrathes. Denn nicht nur Gordon und sein Secretär Ruckdi, sondern auch alle Europäer und die bedeutendsten Neger, darunter Ferratsch selbst, wurden erschossen.

General Gordon war zweiundfünfzig Jahre alt, als er auf der Esplanade von Khartum vor seinem Palaste fiel. Da er trotz der großen Summen, über die er verfügte, immer arm geblieben war, so erhielt seine Schwester eine kleine Pension von der englischen Regierung. Frau und Kinder hat er nie gehabt. Ihn betrauert nicht bloß England, sondern die Welt.

Albert M. Selß.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Das Zusammentreffen der Kaiser Wilhelm und Franz Joseph, welches am 6. August in Gastein erfolgte, ist diesmal von allen Freunden des Weltfriedens mit ganz besonderer Theilnahme begrüßt worden. Nicht nur, daß die herzlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen, die neue Bekräftigung des zwischen den beiden Nachbarreichen seit Jahren bestehenden Freundschaftsbündnisses die Besorgniß verscheuchen, der von Schwarzsehern der Politik angekündigte Weltbrand stehe in der That unmittelbar bevor, muß es vor Allem mit hoher Befriedigung erfüllen, zu sehen, wie die Achtung für unsern von seinen letzten Leiden glücklicher Weise wiederhergestellten Kaiser sich auch im Auslande von Jahr zu Jahr inniger gestaltet. Daß die Gemahlin des Kaisers Franz Joseph großen Werth darauf legte, den auf österreichischem Boden verweilenden befreundeten Monarchen persönlich zu begrüßen, ist ein beredtes Zeugniß für das innige Verhältniß der Herrscherfamilien, das keineswegs nur auf der Gemeinsamkeit der materiellen Interessen der beiden einander benachbarten Nationen beruht. Der Besuch des Ministers des Auswärtigen, Kalnoky, beim Fürsten Bismarck ist gleichfalls dazu bestimmt, den über jede Anfechtung erhabenen freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland von Neuem Ausdruck zu geben. Ebenso wird der russische Minister des Auswärtigen, Herr von Giers, der gegenwärtig zur Cur in Franzensbad verweilt, Gelegenheit finden, die Solidarität der drei Kaiserreiche in allen wichtigen Fragen der gegenwärtigen europäischen Politik zu betonen, während die bevorstehende Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Oesterreich als ein weiteres friedliches Symptom bezeichnet werden darf.

Inzwischen harrt die afghanische sowie die ägyptische Angelegenheit noch immer auf ihre Lösung. Was die erstere betrifft, so spielt in den officiellen Erklärungen und officiösen Kundgebungen der jüngsten Tage die „Unabhängigkeit" des Emirs von Afghanistan wieder eine Rolle. So versicherte Lord Salisbury vor einigen Tagen im Oberhause, es würde nicht beabsichtigt, die strategischen Positionen im Gebiete des Emirs in diesem Herbste mit einem Observationscorps zu besetzen, Abdurrahman wäre ein unabhängiger Machthaber, so daß England ohne dessen Zustimmung keine derartige Besetzung vornehmen könnte. Das in officiösen Beziehungen stehende „Journal de St. Pétersbourg" wiederum erörtert ebenfalls die Besetzung von strategischen Positionen auf afghanischem Gebiete und führt aus, daß die Unabhängigkeit Afghanistans einen Theil des zwischen Rußland und England getroffenen Abkommens bilde, welches den jetzt schwebenden Verhandlungen als Grundlage diene. In Wirklichkeit werden die Ansichten der englischen und der russischen Regierung über die Bedeutung dieser Unabhängigkeit des Emirs von Afghanistan ziemlich weit auseinander gehen. Während z. B. Lord Salisbury darauf hinweist, daß das Cabinet Gladstone bereits in Bezug auf den Zulfikarpaß dem Emir positive Zusicherungen machte, bestreitet die russische Regierung, den letzteren beigestimmt zu haben, so daß die Frage nach wie vor eine

offene bleibt. Bald heißt es, Rußland bereite dem englischen Tory-Cabinet Schwierigkeiten, um dessen Sieg bei den bevorstehenden Parlamentswahlen zu verhindern; bald wieder soll Lord Salisbury die Lösung des Conflictes verzögern, weil andernfalls die Rußland gemachten Zugeständnisse von der Opposition bei der Wahlbewegung gegen das Ministerium ausgebeutet werden könnten. Letztere Version entspricht allerdings wenig dem Charakter des englischen Premiers, der überdies in Lord Randolph Churchill, dem Staatssecretär für Indien, einen so ungestümen Collegen besitzt, daß kleinliche Auskunftsmittel schwerlich auf dessen Beifall rechnen dürfen. Die Energie, mit welcher Lord Salisbury bereits in seiner Programmrede die unverzügliche Befestigung der indischen Grenze, sowie deren gründliche Sicherung gegen Invasionen ankündigte, gestattet ebenfalls den Schluß, daß die Ausgleichung der afghanischen Angelegenheit nicht durch ferner liegende Rücksichten einen Aufschub erfährt.

Die ägyptische Angelegenheit, die in letzter Zeit zu „versumpfen" schien, soll nunmehr in Folge der Mission, mit welcher Sir Henry Drummond Wolff bei der Pforte betraut ist, in ein neues Stadium treten. Eine entschiedenere Betonung der Suzeränetät des Sultans über Aegypten wäre, nach der englischen Auffassung, in Verbindung mit der von Großbritannien ausgeübten Controle das sicherste Mittel, die Regierung des Khedive zu einer segensreichen zu gestalten. Daß man in Frankreich von derartigen Aussichten wenig erbaut ist, kann nicht überraschen. In der französischen Presse wird denn auch die von der englischen Regierung in den letzten Jahren in Aegypten befolgte Politik ironisch dahin zusammengefaßt, daß ein erstes Cabinet den Sudan der Sklaverei zurückgegeben, ein zweites sich zum Programm gemacht habe, den Großtürken als Souverän an den Nil zurückzuführen. Der Eifer, mit welchem von französischer Seite alle gegen eine derartige Combination sprechenden Gründe aufgezählt werden, legt die Vermuthung nahe, daß die Mission Sir Henry Drummond Wolff's jenseits der Vogesen ernsthafte Besorgnisse wachgerufen hat. Nach der Warnung vor weiteren chauvinistischen Bestrebungen, welche in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" jüngst an die Adresse Frankreichs gerichtet wurde, verhehlt man sich daselbst auch nicht, daß nach dem Sturze des Cabinets Gladstone die Beziehungen Englands zu Deutschland eine Veränderung erfahren haben. In diesem Sinne wird es auch aufgefaßt werden, wenn der Commodore des deutschen Geschwaders Paschen meldet, der Sultan von Zanzibar habe nunmehr die Schutzherrschaft des Kaisers Wilhelm über alle von Deutschen in Ost-Afrika in Besitz genommenen Gebiete einschließlich Witu's ohne Bedingung anerkannt.

Allerdings müßte die französische Regierung es sich selbst zuschreiben, wenn sie sich von Neuem der Gefahr ausgesetzt sähe, isolirt zu werden. War es doch Fürst Bismarck, welcher in einer Reihe von Fragen der auswärtigen Politik für Frankreich die Wege ebnete, der unter Anderem während der Congo-Conferenz den Baron de Courcel eine maßgebende Rolle spielen ließ und später noch während des Conflictes mit China der Regierung der Republik allerlei Zugeständnisse machte. Es darf dahingestellt bleiben, ob das unfreundliche Verhalten des Cabinets Gladstone gegenüber der Colonialpolitik des Fürsten Bismarck diesen veranlaßte, der französischen Regierung weitgehende Zugeständnisse zu machen. Jedenfalls war das Ministerium Jules Ferry bereits in der Lage, aus der veränderten Frontstellung Deutschlands Nutzen zu ziehen; auch ließ es jenes nicht an officiellen Versicherungen mangeln, wie sehr es die guten Dienste des Reichskanzlers zu schätzen wisse. Um so mehr mußte es daher überraschen, daß das Cabinet Brisson-Freycinet die günstigere Position, welche Frankreich auch in Aegypten zu erlangen hoffen durfte, gefährdete, indem es sich gewissermaßen von den Männern der Revanche ins Schlepptau nehmen ließ. Daß der Kriegsminister, General Campenon, keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne anzudeuten, Frankreich dürfte im Hinblick auf die Bresche in den Vogesen seine Mobilisirung nicht durch ferne Expeditionen erschweren, ist oftmals hervorgehoben worden. Darf man nun einem Kriegsminister eine derartige Auffassung vom militärischen Standpunkte aus nachsehen, so fehlte es doch nicht an Anzeichen,

aus denen erhellt, daß die leitenden Persönlichkeiten in Frankreich — Jules Grévy etwa ausgenommen — dem Stürmen und Drängen der Chauvinisten keinen genügenden Widerstand zu leisten vermögen.

Inzwischen rüsten sich alle Parteien für die am 4. October d. J. bevorstehenden allgemeinen Wahlen. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen auch die großen Reden gewürdigt werden, welche der Minister des Auswärtigen de Freycinet am 27., der ehemalige Conseilpräsident Jules Ferry am 28. und der Führer der äußersten Linken Clémenceau am 30. Juli in der französischen Deputirtenkammer gehalten haben. Es war Wahlpropaganda in großem Stile, welche aus Anlaß der Berathung über die Creditforderung für die Madagaskar-Expedition getrieben wurde; konnte doch von Anfang an als gewiß gelten, daß dieser Credit in Höhe von 12,190,000 Francs genehmigt werden würde. Die Kammer hat denn auch am 30. Juli nach einer stürmischen Sitzung, in welcher sich zwischen den Republikanern selbst tumultuarische Scenen abspielten, die Forderung der Regierung mit 291 gegen 142 Stimmen bewilligt. Das hauptsächliche Interesse während der mehrtägigen Verhandlungen concentrirte sich auf die seit geraumer Zeit erwartete Vertheidigungsrede Jules Ferry's, der wegen der Tongking-Expedition gerade damals gestürzt wurde, als die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und China unmittelbar bevorstand. Das Ministerium Brisson-Freycinet wandelte dann nur in den Spuren des früheren Cabinets, und der endgültige Abschluß des Friedens, sowie die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern hat gezeigt, daß die Politik Jules Ferry's, wenn sie diesen auch nicht vor dem Sturze zu bewahren vermochte, eine umsichtige gewesen ist. Andererseits hatten sich die Opportunisten, die ehemaligen Anhänger Gambetta's, im republikanischen Feldlager sowohl als auch bei den Orleanisten und Bonapartisten so mißliebig gemacht, daß jeder Versuch einer Rehabilitirung in der gegenwärtigen Deputirtenkammer von Anfang an vergeblich erscheinen mußte. Die Rede Jules Ferry's war daher weit mehr an die Wähler im ganzen Lande gerichtet, als daß sie bezweckt hätte, eine Majorität zu überzeugen, die sich vor Allem in der Abneigung gegen Jules Ferry zusammenfand. Eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob derselbe große Aussichten hätte, bei der nächsten Wahl des Präsidenten der Republik zum Nachfolger Jules Grévy's ernannt zu werden. Es kann deshalb nicht überraschen, wenn der ehemalige Conseilpräsident noch im letzten Augenblicke sich dem Lande empfehlen zu müssen glaubte, zumal da das Listenscrutinium, dieses von den Opportunisten stets mit besonderer Vorliebe angepriesene Universalheilmittel für alle Schäden der Republik, am 4. October d. J. zum ersten Male bei den Deputirtenwahlen erprobt werden soll.

Als Gambetta seiner Zeit unter Aufbietung aller Kräfte, wenn auch vergebens, die Einführung des Listenscrutiniums anstrebte, bei welchem nicht mehr jedes einzelne Arrondissement, wie bisher, einen besonderen Wahlkreis bildet, sondern jeder stimmberechtigte Bürger die auf das ganze Departement entfallende Anzahl von Deputirten mittelst einer Liste wählt, wurde dem ehemaligen Dictator die Absicht zugeschrieben, sich in einer Reihe von Departements an die Spitze der Listen stellen zu lassen, um dann seine Candidatur für die Präsidentschaft der französischen Republik zu betreiben. Soll nun angenommen werden, daß Jules Ferry einen ähnlichen Zweck verfolgt, wenn er seine Verdienste dem Lande ins Gedächtniß ruft und betont, daß das gegenwärtige Ministerium die auswärtige, insbesondere die coloniale Politik genau in demselben Sinne fortsetze, wie sie von dem in so grundloser Weise gestürzten ehemaligen Cabinet begonnen worden sei? In diesem Zusammenhang verdient hervorgehoben zu werden, daß auch de Freycinet und Brisson, die später gleichfalls als Candidaten für die Präsidentschaft der Republik in Betracht kommen könnten, die Gelegenheit nicht vorübergehen ließen, ihren Patriotismus in die gehörige Beleuchtung zu rücken. Freilich könnte bei derartigen Berechnungen insofern leicht ein Fehler unterlaufen, als Jules Grévy bisher allem Anschein nach gar nicht daran denkt, seinen Mitbewerbern das Feld zu räumen.

Bezeichnend ist jedenfalls, wenn der gegenwärtige Minister des Auswärtigen, anstatt ohne Weiteres zu erklären, daß die Regierung die Madagaskar-Angelegenheit nach einem genau festgesetzten Plane durchführen werde, die Entscheidung der nächsten Deputirtenkammer offen halten will. Eine derartige Zauberpolitik läßt eben der Vermuthung Raum, daß de Freycinet jetzt bereits jener parlamentarischen Körperschaft Zugeständnisse machen will, die, noch im dunklen Schoße der Zukunft ruhend, in nicht zu ferner Zeit berufen sein wird, mit dem Senate zum Congresse vereinigt, den Chef der Executivgewalt zu ernennen. Beinahe möchte man annehmen, daß der Minister des Auswärtigen auch die patriotische Saite anklingen ließ, wenn er im Hinblick auf die französischen Rechte gegenüber Madagaskar auf die unverjährbaren Ansprüche Frankreichs im Allgemeinen anspielte. Er erwähnte, daß es im Patrimonium aller Völker derartige Rechte gäbe, von denen zwar kein unmittelbarer Gebrauch gemacht, die jedoch in Reserve gehalten würden und ebenso an die Bemühungen der Vergangenheit gemahnen, wie sie mögliche Horizonte für die Zukunft erschließen. Obgleich Freycinet nur mit Madagaskar exemplificirte, werden die chauvinistischen Organe doch bei Gelegenheit nicht ermangeln, andere Nutzanwendungen zu ziehen. Ohne der Aeußerung des Ministers des Auswärtigen eine allzu große Bedeutung beizumessen, durch welche die guten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland ernsthaft getrübt werden könnten, muß man zugeben, daß selbst die maßvollsten Politiker jenseits der Vogesen es von Zeit zu Zeit für angemessen erachten, gewisse Gefühle bei ihren Landsleuten wachzurufen.

Die Ungeduld, mit welcher die Vertheidigungsrede Jules Ferry's erwartet wurde, steigerte sich noch, als derselbe am Schlusse der Sitzung vom 27. Juli, nachdem Freycinet und Brisson gesprochen hatten, die Vertagung der Debatte beantragte, weil er am nächsten Tage „weniger über die besondere Madagaskar-Frage, als über die umfassendere Frage der auswärtigen Politik Erklärungen abgeben wollte". Der frühere Conseilpräsident betonte dann, als die Verhandlungen fortgesetzt wurden, daß er bisher geschwiegen habe, weil die Ratificirung des Friedensvertrags mit China noch ausstand, daß er aber jetzt ohne Leidenschaft und ohne persönliche Rücksichten sprechen zu müssen glaube. „Denn," fuhr er fort, „wir sprechen alle vor unserem höchsten Richter, dem Lande." Durch diesen Passus wird deutlich erwiesen, daß die Vertheidigungsrede Jules Ferry's insbesondere an die Wählerschaft gerichtet ist. Als Jules Ferry ausführte, daß die Politik des ehemaligen Cabinets keine Abänderung erfahren habe, entfesselte diese oratio pro domo insbesondere bei der äußersten Linken einen Sturm der Entrüstung, und Clémenceau unterbrach den Redner mit den Worten, daß man zum ersten Male einen gestürzten Minister sich mit dem zur Regierung berufenen Cabinet für solidarisch erklären sähe. Erst nach einiger Zeit vermochte Jules Ferry seine Rede fortzusetzen, um den Nachweis zu erbringen, daß für ein großes Volk, wie das französische, die Colonien von einem dreifachen Gesichtspunkte aus: dem volkswirthschaftlichen, dem humanitären und dem politischen, nützlich wären. In diesem Zusammenhange bekämpfte auch der Redner diejenige Politik, welche im Hinblick auf die Revanche allen übrigen Interessen entsagte. „Soll die Sammlung," fragte Jules Ferry, „welche den durch große Unglücksfälle geprüften Nationen auferlegt wird, zu einer Abdankung führen? Sollen wir, weil eine verabscheuenswerthe und verblendete Politik Frankreich zu Boden warf, überhaupt keine europäische Politik mehr treiben? Sollen wir, ganz durch die Betrachtung jener stets fortblutenden Wunde in Anspruch genommen, zulassen, daß Andere sich in Tunesien festsetzen, Andere die Aufsicht über den Rothen Fluß erhalten, Andere sich die afrikanischen Gebiete am Aequator streitig machen, Andere die ägyptischen Angelegenheiten ordnen, welche nach so vielen und so wichtigen Seiten hin wirklich französische Angelegenheiten sind." Der ehemalige Conseilpräsident unterließ dann nicht, diejenigen zu ironisiren, welche die französische Colonialpolitik auf ein Manöver des Fürsten Bismarck zurückführen, insofern derselbe die Aufmerksamkeit der Nachbarnation von der Revanche ablenken wollte. Wenn man jede Ausdehnung in Afrika oder im Orient als einen

Fallstrick, als ein Abenteuer bezeichnete, so würde Frankreich, falls es dieser Auffassung gemäß handelte, nach der Ansicht Jules Ferry's eben addiciren und unter den Mächten im Laufe der Jahrhunderte zum dritten oder vierten Range hinabsinken. Der Redner hätte noch ein gewichtiges Argument anführen können, um zu zeigen, wie abgeschmackt die gegen Deutschland gerichtete Verdächtigung ist. Oder sind der französische Kriegsminister Campenon, der stets nur nach der „Bresche in den Vogesen starrt", sowie Clémenceau und Genossen naiv genug, zu glauben, daß Fürst Bismarck, um seine für Frankreich angeblich gefährlichen Rathschläge annehmbar zu machen, soweit geht, selbst Colonialpolitik zu treiben? Der radicale Parteiführer Clémenceau, der trotz seiner scharfen Dialektik und einschneidenden Beredtsamkeit jede staatsmännische Begabung vermissen läßt, vermochte gegenüber den von Jules Ferry hervorgehobenen Gesichtspunkten nicht das geringste neue Material zu erbringen. Anstatt darüber hinwegzugleiten, daß die Abstimmung vom 30. März, durch welche Ferry gestürzt wurde, eine Uebereilung war, berief sich Clémenceau auf die Autorität des inzwischen verstorbenen Admirals Courbet, der in einem Privatbriefe seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben haben soll, daß sich in den Kammern nicht eine Majorität fände, um jenen „unheilvollen Mann" in den Anklagezustand zu versetzen. Nun erfreute sich Courbet allerdings eines hohen militärischen Rufes, derartige Aeußerungen würden aber darauf schließen lassen, daß seine politische Begabung diejenige Clémenceau's nicht überragt. Hat doch die Politik Jules Ferry's gerade Recht behalten, während der von der äußersten Linken gemachte Versuch, den „unheilvollen Mann" Jules Ferry thatsächlich in Anklagezustand zu versetzen, scheiterte, zumal das Cabinet Brisson-Freycinet sich das Verhalten des früheren Ministeriums genau zur Richtschnur nehmen mußte. Die Sympathien, welche unmittelbar nach der Nachricht vom Hinscheiden Courbet's laut wurden und in der Forderung, für denselben, wie unlängst für Victor Hugo, ein nationales Begräbniß und die Beisetzung im Pantheon zu bewilligen, zum Ausdruck gelangten, sind durch das einigermaßen zweideutige Verhalten des Admirals vermindert worden. Trotzdem werden die französischen Chauvinisten nach dem Eintreffen des „Bayard", welcher die Leiche Courbet's an Bord führt, sich die Gelegenheit zu „patriotischen" Kundgebungen nicht entgehen lassen.

Im Hinblick auf diese Feierlichkeiten darf darauf hingewiesen werden, wie in kurzen Zwischenräumen Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Amerika ausgezeichnete Heerführer durch den Tod verloren haben. Während mit dem Hause Hohenzollern die gesammte Nation den jäh hinweggerafften Prinzen Friedrich Karl betrauert, welchem wenige Tage später Freiherr von Manteuffel in jenes Reich folgte, von dessen Bezirk kein Wandrer wiederkehrt, während Frankreich dem fern von der Heimath einer „glorreichen Zukunft" entrissenen Admiral Courbet unter den noch lebenden Führern der Streitkräfte zu Wasser und zu Lande keinen an die Seite zu stellen vermag, ist aus Amerika die Nachricht vom Ableben des General Ulysses Sidney Grant eingetroffen. Als das transatlantische Kabel diese Trauerbotschaft am 24. Juli — der Tod des Generals erfolgte am Tage vorher — übermittelte, überraschte dieselbe zwar nicht wie mehrere Wochen früher die Meldungen vom Hinscheiden der deutschen Feldherren und des französischen Admirals, der nach den Versicherungen chauvinistischer Organe in den Tagen der Revanche eine entscheidende Rolle spielen sollte; siechte General Grant doch seit geraumer Zeit an einer unheilbaren Krankheit dahin. Wohl aber war das tragische Schicksal, von welchem der ehemalige siegreiche Führer der Potomac-Armee betroffen wurde, geeignet, das allgemeine Interesse von Neuem auf eines der glänzendsten Blätter der Geschichte der Union hinzulenken, auf welchem die Beendigung des Bürgerkrieges verzeichnet steht. Und Derjenige, dem es gelungen war, durch eine mit großer militärischer Begabung gepaarte Energie die Secession nach heißem Ringen niederzuschlagen, starb in Armuth, nachdem er als politische Persönlichkeit Schiffbruch gelitten hatte. Wie gewaltig auch die Schicksalsschläge sein mochten, von denen General Grant getroffen wurde, ließ er sich doch von ihnen nicht beugen, so daß er die heftigsten körperlichen Schmerzen helden-

müthig überwand, um das letzte große Werk seines Lebens, die Aufzeichnung seiner Memoiren über den Bürgerkrieg, zu vollenden. Dieselbe Willensstärke, welche der nunmehr Hingeschiedene an den Tag legte, als er in die mangelhaft organisirten und disciplinirten Streitkräfte der Union Zucht und Ordnung brachte, als er Vicksburg nahm, als er dann, zum Generalissimus der Union ernannt, den Feldherrn der Südstaaten, Arthur Lee, zwang, die Waffen zu strecken, bewährte er noch kurze Zeit vor seinem Tode, als er, diesem selbst gewissermaßen Trotz bietend, am 1. Juli d. J. die Vorrede zu seinen Denkwürdigkeiten verfaßte. Von dem Gedanken beherrscht, seiner Gattin eine sorgenfreie Existenz zu sichern, wollte Grant sein im vorigen Jahr begonnenes Geschichtswerk zum Abschlusse bringen.

Man darf den Aufzeichnungen des Generals Grant mit Spannung entgegensehen; kann doch nicht bezweifelt werden, daß die hohe Bedeutung desselben als Feldherr sich erst allmälig entwickelte, und daß er zum Theil auch durch die Gunst der Verhältnisse den Bürgerkrieg beendet hat. Competente Beurtheiler weisen darauf hin, daß Grant kurze Zeit nach der Einnahme der Forts „Henry" und „Donelson" die blutige Schlacht von Pittsburg-Landing verloren habe, die ohne die Entschlossenheit Sherman's zu einer verhängnißvollen Katastrophe geworden wäre. Damals überzeugte sich General Grant, daß es weniger darauf ankäme, so viel feindliches Gebiet wie nur möglich zu besetzen, als die Armee des Gegners zu vernichten. Bei der Belagerung von Vicksburg wiederum erfolgten zahlreiche vergebliche Sturmangriffe, die weder genügend vorbereitet noch im Hinblick auf die geringe Anzahl der Uniontruppen mit dem erforderlichen Nachdrucke durchgeführt wurden. Die Uebergabe von Vicksburg erfolgte denn auch erst, als die Conföderirten durch den vollständigen Mangel an Lebensmitteln und Munition hierzu gezwungen waren. Immerhin bewies der General seine strategische Begabung, wenn er die Bedeutung der Festung erkannte, während die Soldaten, mit welchen er die Einschließung betrieb, den schließlichen Erfolg sicherten. Ließen die taktischen Maßregeln Grant's vor Vicksburg Mancherlei zu wünschen übrig, so zeigte er später als Generalissimus, sowie als Führer der Potomac-Armee, daß er nicht bloß in strategischer, sondern auch in taktischer Hinsicht auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Freilich muß auch die Ueberzahl in Betracht gezogen werden, welche den Sieg der Unionstruppen wesentlich erleichterte. Ueber alle diese Punkte werden wohl die hinterlassenen Denkwürdigkeiten weitere Aufklärungen gewähren; auch liegt die Annahme nahe, daß der General der Conföderirten, Arthur Lee, dessen Feldherrngenie vielfach unterschätzt wurde, hier und da in einer neuen Beleuchtung erscheinen wird.

Die Republik erfüllte jedenfalls eine Pflicht der Dankbarkeit, als sie den General Grant zu ihrem Präsidenten ernannte. Diejenigen Charaktereigenschaften jedoch, welche dessen militärischen Ruhm begründet hatten, erwiesen sich als verhängnißvoll für den Politiker, dessen frühere Hartnäckigkeit sich jetzt oftmals in Halsstarrigkeit umsetzte, dessen Willensstärke zur Rücksichtslosigkeit wurde. So sah derselbe während der Dauer seiner zweiten Präsidentschaft, die bis zum Jahre 1877 währte, seine Popularität immer mehr schwinden, zumal die Corruption nicht ohne Verschulden Grant's immer größere Fortschritte machte. Ist derselbe aber damals tragisch schuldig geworden, so hat er durch sein späteres Schicksal Alles gesühnt, und die Republik darf dem großen Feldherrn, welcher die Union aus schwerer Gefahr errettete, die Bürgerkrone nicht vorenthalten. In der Weltgeschichte wird der Name Ulysses Grant's, dessen Beerdigung am 8. August in Newyork erfolgte und sich zu einer großartigen nationalen Kundgebung gestaltete, alle Zeit neben denjenigen Washington's und Lincoln's genannt werden.

Literarische Rundschau.

Briefe über die neuere philosophische Literatur.

I.

Sie haben den Wunsch ausgedrückt, verehrter Herr, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit über neuere philosophische Werke, die zu meiner Kenntniß gelangen, berichten möchte. Ich entspreche Ihrer Aufforderung gern, da Sie nicht verlangen, daß ich eine jede der Novitäten, die mir auf den Büchertisch gelegt werden, bespreche: Sie wissen, auch bei den meisten philosophisch sich nennenden Büchern genügt es vollständig, einige Seiten zu lesen, um bestimmt zu werden, sie alsbald an einem ruhigen Orte unterzubringen, wo sie keinen Schaden mehr stiften können. (Ein solches Buch ist, um nur eins zu nennen, „Die Urkunde der Wissenschaft, Grundriß zur systematischen Encyklopädie für Wissenschaft, Kunst und Religion", dessen ungenannter Verfasser von seinem Elaborat eine so hohe Meinung hat, daß er dasselbe mit einem „Offenen Sendschreiben an die Universitäten des Deutschen Reichs" einleitet.)

Kennen Sie A. Riehl's (des Verfassers des „Philosophischen Kriticismus") Rede „über wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie"? Das Schriftchen ist zwar schon vor zwei Jahren erschienen[1]), ich fürchte aber, es hat noch nicht die Beachtung gefunden, die es verdient. Sie kennen das Dictum, daß man einen „Philosophen" durch nichts mehr in Verlegenheit setzen kann, als wenn man ihn fragt, was denn eigentlich die „Philosophie" ist. In Riehl's Schriftchen finden Sie die sehr einfache Erklärung davon: Die „Philosophie", als eine Disciplin, die mehr sein will als eine oder einige Specialwissenschaften neben den anderen, oder als die Gesammtheit derselben, die Philosophie als „System der Weltanschauung" ist nur eine Ueberlieferung des griechischen Alterthums, dem der Sinn für eigentliche Naturwissenschaft fast gänzlich abging, da es den Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft nicht festzuhalten vermochte. Riehl zeigt, daß die Aufgabe, welche die „Philosophie" sich setzt: die Welt zu erkennen, in Wahrheit von der Gesammtheit der einzelnen Wissenschaften gelöst wird, und daß diese es sind, welche die Bestandstücke eines wissenschaftlichen Weltbildes liefern. Oder, so fragt Riehl, „gehört nicht das heliocentrische System des Copernikus, das dem Menschen seine wahre, recht bescheidene Stelle im Kosmos angewiesen hat, ganz eigentlich zur Weltanschauung des Menschen? Orientirt es ihn nicht thatsächlich über die Welt, über sein wirkliches Verhältniß zur Welt? Und die moderne Abstammungslehre, welche, so viel an ihr im Einzelnen noch streitig sein mag, in der Hauptsache feststeht, ist sie nicht ebenfalls bereits ein wesentlicher Bestandtheil der wissenschaftlichen Weltanschauung geworden? Hat sie nicht dem Menschen seine zeitliche Stelle in der Entwicklungsreihe der Lebewesen ebenso bestimmt angewiesen, wie ihm das copernikanische System seine räumliche Stelle bestimmt hatte?" Was aber das Streben nach einem „einheitlichen System" des Wissens anbetrifft, so ist dessen Befriedigung auch nicht die Aufgabe einer besonderen Wissenschaft, der „Philosophie"; sondern das wissenschaftliche Forschen wird von selbst einem System näher geführt, ohne es zu suchen. Die Erkenntniß der Beziehung zwischen Wärme und Massenbewegung z. B. ist das Ergebniß der Specialforschung. Nicht die „Systeme" bauenden Denker haben die wirklichen Naturzusammenhänge festgestellt. „Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr

[1]) Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr.

richten", sagt Matthias Claudius in seinem Testament an seinen Sohn Johannes. Von der „Philosophie" bleibt bestehen die allgemeine Erkenntnißwissenschaft, einschließend die Logik und die Kritik metaphysischer Conceptionen, nebst verschiedenen einzelnen Disciplinen, wie Psychologie, Aesthetik, Ethik. Wenn „Philosophie" aber „Weltanschauungslehre" bedeuten soll, so ist sie nur der Name für die Gesammtheit aller Wissenschaften. — Im Interesse des Fortschritts der menschlichen Erkenntniß, auf daß nämlich nicht fort und fort werthvolle Geisteskraft vergeudet werde, ist es zu wünschen, daß die in Riehl's Vortrag ausgesprochenen Gedanken beherzigt werden möchten.

Von Wilhelm Wundt's „Philosophischen Studien" sind mir die vier Hefte des zweiten Bandes vorgelegt worden — eine sehr verdienstliche Zeitschrift, welche vornehmlich experimentell-psychologischen Forschungen gewidmet ist[1]). Wundt's Aufsatz „Zur Kritik des Seelenbegriffs" war mir von den darin enthaltenen Abhandlungen besonders interessant. Sie könnten Ihre spiritualistischen Freunde denselben zu lesen veranlassen. Ein Autor, der Wundt darum angegriffen hatte, weil derselbe nicht von einer substantiellen Seele, sondern einfach von Bewußtseinserscheinungen ausgeht, wird darin gebührend abgefertigt.

Dr. Susanna Rubinstein hat eine „zweite Folge" ihrer „Psychologisch-ästhetischen Essays" veröffentlicht[2]), ein gut ausgestattetes Buch, welches mit dem Bildniß der Verfasserin geschmückt worden ist — was auch Ihnen nicht als weise erscheinen wird. Ich zweifle nicht, daß das Buch Leser finden wird; was aber mich anbetrifft, so konnte ich mich nach der Lecture von zweien der acht Essays des Buches[3]) nicht dazu entschließen, noch mehr zu lesen. Hier haben Sie eine Stilprobe: „Die Einbildungskraft .... Ihr danken wir das süße träumerische Sinnen, das, auf den Einsamen zumal, einen so hohen Reiz übt. Sie entführt uns in den Blüthenhain unserer Wünsche und Ideale, wo ein heimathlich verlorenes, traurig schönes Fühlen die Brust beschleicht. Hier entweicht der Eumeniden-Chor der Lebensqualen, und über die kampfumwölkte Stirn des Träumers schwebt ein milder Strahl. Weiche versöhnliche Lüfte umkosen, ein unnennbares Wehen und Spielen umzittern ihn. Stille, stille! nahe noch nicht, erbarmungslose Wirklichkeit! Das Einzige, was vom Schiffbruche des Lebens nach bleibt, ist ja der Traum" (S. 26 f.). Ich habe von Frauen philosophische Schriften gelesen, die so belehrend waren wie geschmackvoll in ihrer Form; ich habe von Männern philosophische Schriften gelesen, die in dem

[1]) Philosophische Studien. Herausg. v. Wilh. Wundt. II. Bd. Mit 6 Taf. u. 8 Holzschn. Leipzig, W. Engelmann. 1885. 657 S. Der Band enthält folgende Beiträge: Wundt, Ueber das Weber'sche Gesetz. Essel, Neue Versuche über den Zeitsinn. Friedrich: Zur Methodik der Apperceptionsversuche. Mertel, Die zeitlichen Verhältnisse der Willensthätigkeit. Kräpelin, Zur Psychologie des Komischen. Wundt, Zur Geschichte und Theorie der abstracten Begriffe. Körner, Die logischen Grundlagen der Systematik der Organismen. Lange, Ueber die wissenschaftliche Fassung des Galilei'schen Beharrungsgesetzes. Wundt, Erfundene Empfindungen. Kräpelin, Zur Frage der Gültigkeit des Weber'schen Gesetzes bei Lichtempfindungen. Dietze, Untersuchungen über den Umfang des Bewußtseins bei regelmäßig einander folgenden Schalleindrücken. Lorenz, Die Methode der richtigen und falschen Fälle in ihrer Anwendung auf Schallempfindungen. Estel, Ueber die Frage des Weber'schen Gesetzes und Periodicitätsgesetzes im Gebiete des Zeitsinnes. Wundt, Zur Kritik des Seelenbegriffs. Wundt, Kant's kosmologische Antinomien und das Problem der Unendlichkeit. Lange, Nochmals über das Beharrungsgesetz. Mahner, Zur Lehre vom Zeitsinn. v. Tschisch, Ueber die Zeitverhältnisse der Apperception einfacher und zusammengesetzter Vorstellungen. Cattel, Ueber die Zeit der Erkennung und Benennung von Schriftzeichen, Bildern und Farben. Kräpelin, Nachtrag. Lorenz, Berichtigungen.

[2]) Heidelberg, C. Winter, 1884.

[3]) Schicksale der Vorstellungen. Zeit und Raum. Die Bewegungsarten, Zur Psychologie der Geschlechter. Leidenschaft und Affect. Zur Naturgeschichte des Witzes. Charakteristik der griechischen Phantasie. Charakteristik der indischen Phantasie.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Stile unserer Autorin abgefaßt waren: aber ich denke, daß man die letztere Classe von Büchern zu lesen nicht verpflichtet ist, ob sie nun von einer Frau oder von einem Manne geschrieben seien.

Sehr empfehlenswerth sind die „Biologischen Probleme" des zu früh uns entrissenen Rolph[1]). Ich bin durch das Studium der Schrift wesentlich gefördert worden. Den Inhalt derselben bilden theils biologische, theils moralphilosophische Untersuchungen, die zu manchen wichtigen Resultaten führen. Obwohl Rolph die Descendenztheorie als zweifellos richtig anerkennt, findet er doch, daß das Concurrenzprincip des „Kampfes ums Dasein" nicht die von Darwin demselben zugeschriebene Rolle spielt. Eine jede Form der Teleologie wird in dem Buche abgewiesen. — Die vorliegende zweite Auflage ist eine wesentlich verbesserte und vermehrte.

Ein scharfsinniges und interessantes Werk ist Paul Rée's Abhandlung „Die Entstehung des Gewissens"[2]), eine Schrift, die mir in ihren historischen Erörterungen sehr werthvoll, in ihren psychologischen Ausführungen aber nicht genugthuend erscheint.

Das bedeutendste von allen Werken, die ich Ihnen heute nenne, ja, wie ich glaube, eines der ausgezeichnetsten Werke der gesammten ethischen Literatur, sind Salter's moralische Reden[3]). Ich muß Ihnen gestehen, daß kein Buch je einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, wie dieses. Die fünfzehn Reden, welche es enthält, haben die Verbreitung der Religion der Moral zum Ziele: der Geistesrichtung, welcher nicht ein Dogma, eine Metaphysik, sondern die Moral, das moralische Handeln, als das Höchste und Heiligste gilt. Recht zu handeln, das ist der „einzige Trost im Leben und im Sterben" eines Anhängers der Religion der Moral, das ist es, „worauf er sein Herz hänget und verläßet." Nicht Wenige unter uns gehören dieser Religion an, obwohl sie sich dessen oft nicht völlig bewußt sind; aber noch niemals hat dieselbe einen so vollkommenen Ausdruck gefunden, wie in Salter's Reden. Die Macht, welche diese über das Gemüth ausüben, verdanken sie der Sache, welche sie vertreten, und der moralischen Begeisterung, welche diese Sache in dem Verfasser und durch ihn im Leser entzündet; was die Form der Vorträge anbetrifft, so ist dieselbe ganz schlicht und einfach: sie überreden nicht, sie bestechen nicht — sie überzeugen, sie bekehren; und sie bessern. — Ich durfte Salter's Werk in dieser Weise rühmen, obwohl ich selbst der Herausgeber desselben bin: war es doch nur die hohe Vortrefflichkeit dieser Reden, welche mich zur Betheiligung an der Uebersetzung und zur Herausgabe derselben bestimmte.

Georg Mollat hat „Rechtsphilosophisches aus Leibnizens ungedruckten Schriften"[4]), welche in der Königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt werden, veröffentlicht. Ich erlaube mir, daraus eine bemerkenswerthe Stelle (S. 56) in der

---

[1]) Biologische Probleme, zugleich als Versuch zur Entwicklung einer rationellen Ethik. Von W. H. Rolph. Zweite, stark erweiterte Auflage. Leipzig, W. Engelmann, 1884. Inhalt: Evolutionslehre. Subjective Systeme. Herbert Spencer's Hedonismus. Probleme der Ernährung. Probleme der Vervollkommnung. Probleme der Fortpflanzung. Animale oder natürliche Ethik. Humane Ethik.

[2]) Berlin, Duncker, 1885.

[3]) Die Religion der Moral. Vorträge, gehalten in der Gesellschaft für moralische Cultur in Chicago, von William Mackintire Salter. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung, herausgeg. v. G. v. Gizycki. Leipzig und Berlin, W. Friedrich, 1885. Inhalt: Die Religion der Moral. Das ideale Element in der Moral. Wendell Phillips, ein Beispiel der idealen Moral. Was ist eine moralische Handlung? Gibt es ein höheres Gesetz? Gibt es etwas Absolutes in der Moral? — Die Sittenlehre Jesu. Befriedigt die Sittenlehre Jesu die Bedürfnisse unserer Zeit? Erfolg und Mißerfolg des Protestantismus. Warum der Unitarismus uns nicht befriedigt. — Das sociale Ideal. Das Problem der Armuth. — Die Basis der ethischen Bewegung. Rede am ersten Jahrestage der Gesellschaft für moralische Cultur. Betrachtung von Einwänden gegen die ethische Bewegung.

[4]) Leipzig, J. H. Robolsky. 1885.

Ueberſetzung anzuführen: „Man gibt zu, daß alles, was Gott will, gut und gerecht iſt. Aber man fragt, ob es gut und gerecht iſt, weil Gott es will, oder ob Gott es will, weil es gut und gerecht iſt: d. h. ob die Gerechtigkeit oder die Güte etwas Willkürliches iſt, oder ob ſie in den nothwendigen und ewigen Wahrheiten der Natur der Dinge beſteht, wie die Zahlen und die Proportionen. Der erſteren Meinung folgen einige Philoſophen, ſowie einige römiſche und einige reformirte Theologen; aber die Reformirten unſerer Zeit verwerfen gewöhnlich dieſe Lehre, wie es auch alle unſere Theologen und die meiſten der römiſchen Kirche thun. In der That vernichtet ſie die Gerechtigkeit Gottes. Denn warum ihn preiſen, daß er der Gerechtigkeit gemäß handle, wenn bei ihm der Begriff der Gerechtigkeit zu dem der Handlung nichts hinzufügt? Und ſagen stat pro ratione voluntas, mein Wille gilt mir als Grund, iſt recht eigentlich die Deviſe eines Tyrannen. Zudem würde dieſe Meinung nicht hinlänglich Gott und den Teufel unterſcheiden. Denn wenn der Teufel, d. h. eine intelligente, unſichtbare, ſehr große und ſehr übelthätige Macht, der Herr der Welt wäre, ſo würde dieſer Teufel oder dieſer Gott darum doch nicht aufhören, böſe zu ſein, obwohl man gewaltſam gezwungen würde, ihn zu verehren, wie denn einige Völker ſolche imaginäre Götter verehren, in der Meinung, ſie dadurch zu beſtimmen, weniger Uebles zu thun."

Von Carlo Cantoni (Pavia) iſt der dritte und letzte Band ſeines Werkes „Emanuele Kant"[1]) erſchienen, welcher die Religionsphiloſophie, die Kritik der Urtheilskraft und Kant's kleinere Schriften behandelt. (Der erſte Band hatte die theoretiſche, der zweite die praktiſche Philoſophie Kant's erörtert.)

Eine kleine Schrift von A. Naumann, „Spencer wider Kant"[2]), greift verſchiedene Punkte der Kantiſchen Lehren an. Wer Gedanken, welche nicht zu voller Klarheit und Beſtimmtheit ausgereift ſind, fertig zu denken und das Wahre in halbwahren Auslaſſungen herauszufinden weiß, wird in dem Schriftchen, beſonders in dem die theoretiſche Philoſophie behandelnden Theile desſelben, manchem Beachtenswerthen begegnen.

Zum Schluſſe möchte ich Sie auf einige Biographien aufmerkſam machen. C. L. Michelet, der einzige noch Ueberlebende von den Herausgebern der Werke Hegel's, hat in ſeinem 83. Jahre, unter dem Titel „Wahrheit aus meinem Leben", ſeine Selbſtbiographie veröffentlicht[3]). Dieſelbe enthält Manches, was wohl werth war, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden; indeſſen werden auch Michelet's Freunde gewünſcht haben, daß er, der doch noch ſo jugendlich iſt, von dem Rechte, das man dem Alter zuzugeſtehen pflegt, „mit behaglicher Breite" ſich auszulaſſen, etwas weniger ausgiebig Gebrauch gemacht hätte. Was Ihnen in dem Buche vielleicht auffallen wird, iſt Michelet's zuverſichtlicher Glaube an die Zukunft der Hegel'ſchen „Weltphiloſophie". Aber denken Sie nur daran, daß dieſelbe jetzt in England nicht unweſentlichen Einfluß gewonnen hat. Auf lange Zeit? Ich bejahe dieſe Frage nicht.

Erſt jetzt habe ich die Biographie George Grote's[4]), des berühmten Hiſtorikers Griechenlands und ausgezeichneten Philoſophen, geleſen. Wenn Sie dieſelbe noch nicht kennen ſollten, ſo möchte ich Ihnen deren Lecture empfehlen. Nicht daß ich meinte, das Buch ſei eine muſtergültige Biographie: denn mir ſcheint, Vieles iſt darin zu viel und von Manchem finden wir zu wenig; aber es iſt doch eben die Biographie

[1]) Milano, U. Hoepli. 1884.

[2]) Spencer wider Kant. Eine Erörterung der Gegenſätze von Realismus und Kriticismus, mit beſonderer Rückſicht auf das egoiſtiſche Moralprincip. Hamburg, Gräfius u. Möller, 1885.

[3]) Michelet's Geſammelte Werke. 1. Abth. 1. Bd. Wahrheit aus meinem Leben. Nebſt zwei Lichtbildern und vier Stammtafeln. Berlin, Nicolai'ſche Verlagsbuchhandlung. (R. Stricker.) 1884.

[4]) George Grote. Sein Leben und Wirken aus Familienpapieren, Tagebüchern und Originalbriefen zuſammengeſtellt von Harriet Grote. Autoriſirte deutſche Ueberſetzung von Leopold Seligmann. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874.

Grote's. Eine Stelle daraus kann ich mir nicht versagen anzuführen. Obwohl Grote's Großvater ein Deutscher war, hatte der Historiker doch mehr Sympathien für Frankreich, als für Deutschland; sein Urtheil über den Krieg von 1870 ist daher um so bemerkenswerther: „Sowohl Grote als ich selbst," sagt seine Frau (S. 391), „mußten uns auf die Seite der Deutschen stellen, da sie Alles gethan hatten, was in ihrer Kraft stand, um den schrecklichen Appell ans Schwert zu vermeiden, während die französische Regierung eifrig bestrebt war, ihn zu provociren." —

In meinem nächsten Briefe gedenke ich Ihnen unter anderem über einige Werke der contemporären englischen Ethik Bericht zu erstatten.

Berlin. G. v. Gizycki.

Ein französisches Werk über die deutsche Caricatur.

Les mœurs et la Caricature en Allemagne — en Autriche — en Suisse. Par J. Grand-Carteret. Avec préface de Champfleury. Ouvrage illustré de planches hors texte et de nombreuses vignettes. Paris, Hinrichsen (Louis Westhausser). 1885.

Der Verfasser, welcher Deutschland und die deutsche Literatur sehr wohl zu kennen scheint, sagt in der Vorrede seines interessanten und reich ausgestatteten Werkes, daß er dasselbe unternommen habe, um ein Land, von welchem man oft obenhin sprechen höre, besser kennen zu lehren, nicht mittelst individueller und immer mit mehr oder weniger Vorsicht aufzunehmender Schätzung, sondern gestützt auf eine ernste Basis, welche keine eingebildete Deutung zulasse. Im Hinblick vielleicht auf gewisse neuere französische Schriften über Deutschland, die sich fast mehr noch durch ihre Oberflächlichkeit als ihre Gehässigkeit auszeichnen und die man nicht zu nennen braucht, um sie zu erkennen, äußert unser Verfasser mit Recht, daß es nicht genüge, ein Land zu besuchen, es seiner Länge und Breite nach zu durchfliegen, von Stadt zu Stadt, von Hôtel zu Hôtel, um in einer genauen und vor Allem unparteilichen Weise davon sprechen zu können; man besitze vielmehr den Schlüssel zum Verständniß einer Nation nicht anders, als wenn man in seine Sitten, alle Eigenthümlichkeiten seines Organismus, seines intimen und öffentlichen Lebens einzudringen versucht, sich von seinen persönlichen Vorurtheilen und — so viel wie möglich — von den Antipathien der Race losgemacht habe. Das Mittel, welches Herr Grand-Carteret gewählt hat, um das deutsche Leben in all' den angedeuteten Verzweigungen zu studiren, ist die Caricatur, weil in dieser sich die vorherrschende Familienähnlichkeit, sowie die mannigfachen localen, socialen und politischen Gegensätze, aus welchen sich zuletzt die öffentliche Meinung eines Volkes bildet, am Charakteristischsten aussprechen.

Champfleury, der sich auf den Gegenstand versteht, sagt in dem geistreichen Geleitswort, welches er dem vorliegenden Werke mitgibt, daß ein Volk, welches keine Caricatur besitze, auch keine Geschichte habe. Umgekehrt muß gesagt werden, daß man die Caricatur eines Volkes nur verstehen kann, wenn man seine Geschichte kennt. Herr Grand-Carteret, der sein Buch in erster Linie für französische Leser bestimmt hat, sieht sich daher veranlaßt, vom ersten Auftauchen der Caricatur in Deutschland den historischen Zusammenhang zu vermitteln; man dürfte sein Buch fast eine durch die Caricatur illustrirte Geschichte deutscher Politik und Literatur seit dem ausgehenden Mittelalter bis in die neueste Zeit nennen. Er ist an seine, in solcher Begrenzung immerhin nicht leichte Aufgabe mit löblichem guten Willen und Fleiß gegangen und man darf sagen, daß er, im Ganzen, sie nicht unbefriedigend gelöst hat. Daß Irrthümer und Fehler vorkommen, die einem Deutschen sogleich auffallen, darf nicht Wunder nehmen, ob sie gleich mit einiger Vorsicht sich wohl hätten vermeiden lassen. Nicht Schiller's „Anthologie" (welche ein Apollobrustbild schmückte), sondern seine

„Räuber" trugen die berühmte Devise: „In tyrannos". Huber war nie der Gemahl Dorothea Stock's; das Verhältniß wurde frühzeitig abgebrochen, wie man weiß. Und — um einen weiten Sprung zu machen! — Dohm, unser lieber, unvergeßlicher Ernst Dohm, hat sich nicht erst „ganz neuerdings" vom „Kladderadatsch" zurückgezogen. Ach, wenn es wahr wäre, was der Verf. (S. 175) sagt — wenn sie ihn wieder lebendig machen könnten, diese Zeilen, in denen es von den „Gelehrten des Kladderadatsch" heißt: „Da ist vor Allem Dr. Dohm, welcher nicht aufhören wird, obwohl ehemals Theologe, seine gute Laune, seine übersprudelnde Munterkeit und seine pointirte Satire dem Blatte zu widmen, welches er seit zweiunddreißig Jahren redigirt hat." — Die Beispiele einer solchen, nach unsern Begriffen, nicht zulässigen Ungenauigkeit in einem ernsten Buche ließen sich sehr vervielfältigen. Ebenso ermangelt es der wünschenswerthen Vollständigkeit. Wenn man die Busch-Literatur ausführlich behandelt, hätte man den „Struwwelpeter" nicht auslassen dürfen, der das unsterbliche Publicum der Kinder für sich hat.

Man sieht aus diesen Angaben, daß das Werk des Herrn Grand-Carteret über das Gebiet der eigentlichen Caricatur hinaus in das des Humoristischen und Komischen überhaupt geht, wogegen wir nichts einzuwenden haben. Dem deutschen Leser hat er selbstverständlich, soweit der Text in Rede kommt, wenig Neues zu bieten, obwohl es immerhin der Mühe lohnt, einen gebildeten und wohldisponirten Franzosen über deutsche Persönlichkeiten und Dinge urtheilen zu hören. Was dem Werke jedoch auch für ein deutsches Publicum Werth verleiht, das ist die Fülle der immer mit Geschick gewählten und vortrefflich wiedergegebenen Caricaturen aus alten Drucken und schwer zugänglich gewordenen Zeitschriften, oder nach Zeichnungen, die nur für engere Künstlerkreise bestimmt waren oder in unseren öffentlichen Kunstsammlungen aufbewahrt werden. In dieser Hinsicht darf dieser stattliche Quartband als ein nützliches Sammelwerk betrachtet und allen Denen empfohlen werden, welche sich einen Ueberblick über die deutsche Caricatur (einschließlich Deutsch-Oesterreichs und der deutschen Schweiz) vornehmlich während der Zeit von 1848 bis auf die Gegenwart verschaffen wollen.

Noch eine Aeußerung, die, im Mund eines Franzosen, bemerkt zu werden verdient. In der erwähnten Einleitung sagt Champfleury, nachdem er der „bonhomie" und Komik der deutschen Caricatur der Gegenwart ein volles Lob ertheilt hat, von der französischen, daß sie auf denselben verderblichen Wegen wandle, wie die Literatur; nennt die Zeichner „entremetteurs de marchés honteux entre les deux sexes" und schließt: „Der französische Esprit, so beweglich, so reich an Hilfsmitteln, wird sicherlich über diese Tendenzen triumphiren. Die „Precieusen" und die Unreinen („boueux") werden dann zusammen mit den Dirnen und ihren Geschichtschreibern, die ihren „Sadismus" (nach dem berüchtigten Marquis de Sade, dem Verf. unzüchtiger Romane zu Beginn des Jahrhunderts) unter der Maske einer vorgeblichen Physiologie verbergen, in die Kloake der Vergangenheit gehen; und an diesem Tage, Angesichts dieses Haufens von Fäulniß, wird ein rauher Satiriker erstehen, um die Rechtschaffenheit, die Wahrheit und zugleich die Keuschheit der Sitten zu vertheidigen."

—g.

ε. ρ. **Das älteste Faustbuch.** Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler. Nachbildung der zu Frankfurt am Main 1587 durch Johann Spies gedruckten ersten Ausgabe. Mit einer Einleitung von Wilhelm Scherer. (Deutsche Drucke älterer Zeit in Nachbildungen . . . II). Berlin, G. Grote. 1884.

Man versuche einmal Dante's „Göttliche Komödie" oder Goethe's „Faust" aus der Weltliteratur hinweg zu denken — welche Leere würde uns angähnen! Aber der junge Frankfurter Doctor hätte seinen Titanismus nicht in dies Gefäß ergießen können, wäre nicht 1587 zu Frankfurt aus einem frommen Verlag allen guten Christenleuten zur ergötzlichen Warnung eine buntscheckige Erzählung von Doctor Johann Faust's verworrenen Schicksalen beschert worden. Ein Buch, das den Keim der größten deutschen Dichtung in sich birgt, ist ehrwürdig wie der geringe Ahn eines großen sein Zeitalter bestimmenden Mannes, mag es noch so ungeschickt und engherzig geschrieben sein. Der Keim schwillt, das enge Behältniß wird gesprengt, aber es hat ihn doch zuerst gehegt und vor dem Untergange behütet. In ausgezeichneter phototypischer Nachbildung, stilgerecht gebunden, liegt uns nun die alte Fausthistoria, deren Originalexemplare zu den allergrößten Seltenheiten gehören, vor. Scherer hat nicht nur das Verdienst der Wahl und der Ueberwachung des sehr schwierigen Druckes, sondern auch einer in großen Zügen klar und beredt orientirenden, früher aufgestellte Meinungen verwerthenden, neue Forschungsresultate darbietenden oder andeutenden Einleitung. Das Faustbuch, von einem einfältigen Anonymus aus mündlichen und schriftlichen Quellen zusammen geflaubt, gibt der höheren Kritik einen ergiebigen Spielraum: es zeigt verschiedene Strömungen und Stile, gute und schlechte Vorlagen, historische und halbhistorische und nach Strauß'schem Sprachgebrauch mythische Elemente, mehrere Entwicklungsphasen der Zeit nach und ebenso mehrere unter sich verschiedene landschaftliche Herde. Als einen solchen Krystallisationspunkt hat Referent (Goethejahrbuch II) Erfurt bezeichnet: es zeigt uns im 16. Jahrhundert den geistigsten Faust, den echthumanistischen Faust, zugleich einen geschlossenen wuchtigen Charakter. Scherer geht weiter und bestimmt sehr glücklich auch die oberrheinische und die Wittenberger Ueberlieferung. Er lehrt immer mit prägnanten Beispielen den Niederschlag der Zeitströmungen und die Tendenzen in unserer Historia kennen. Er skizzirt den Zuwachs der nächsten Auflagen, die wüste Erweiterung Widmann's und den im siebzehnten Jahrhundert daraus angefertigten Auszug Pfitzer's, den wieder im achtzehnten ein C. M. auf wenige Bogen zusammenpreßte, aus welchem schließlich die löschpapierenen Jahrmarktsbüchlein hervorgingen. Den Namen des Redacteurs von 1587 werden wir schwerlich erfahren, auch wenn ein unverdrossener Bücherwurm sich durch den ganzen, von Zarncke im Umriß charakterisirten Verlag des Johann Spies hindurchwände. Aber die Quellenforschung wird es immer weiter bringen; es müßte z. B. leicht sein, die Reise- und Bädekerpartie abzuleiten. In ihrer alten Gestalt macht sich die wundersame Ausgeburt der Reformationszeit nochmals auf die Fahrt; sie wird wieder von Deutschland nach England wandern, wo sie einst das ungestüme Genie Marlowe's entflammte; und sie wird Allen werth sein, die aus dem Wipfel der Goethe'schen Dichtung in die Welt schauen.

χ. α. **The Ancient Coptic Churches of Egypt** by Alfred J. Butler M. A., F. S. A., Fellow of Brasenose College, Oxford. Oxford, Clarendon Press. 1884.

Bei Gelegenheit eines siebenmonatlichen Besuchs in Aegypten, während dessen er die christlichen Kirchen des Landes entweder verfallen oder entstellenden Erneuerungen unterzogen sah, faßte der Verfasser den dankenswerthen Entschluß, eine genaue Aufnahme und Beschreibung aller zugänglichen Gotteshäuser zu veranstalten. Engländer von Geburt und Archäolog von Fach, brachte er zur Energie seiner Nationalität den rechten antiquarischen Eifer hinzu, und ging nach kurzer Vorbereitung an das mühevolle und vielfach schwierige Werk. Das Ergebniß sind die beiden prächtigen Bände, deren Material er der Apathie der Priester, dem Mißtrauen der Eingeborenen und der Dunkelheit alter Autoren zu entreißen hatte. Sie enthalten eine mit vielfachen Plänen und Abbildungen ausgestattete Beschreibung der altchristlichen Kirchen Aegyptens, ihrer Geräthschaften und Gemälde, ihrer Ceremonien, Liturgien und Geschichte. Erwägt man, daß die Aegypter die erste christianisirte Nation gewesen sind, und daß ein Theil ihrer Kirchen in die Anfänge der neuen Religion zurückreicht, so muß man den theologischen und archäologischen Werth, welchen die überaus genauen Aufzeichnungen des Verfassers haben, als einen sehr erheblichen anschlagen. Der kleine Rest ägyptischer Christen, welcher nach der Mohamedanisirung des Landes übrig blieb, ist freilich arm, unwissend und seiner alten Sprache und Gesittung gänzlich entfremdet; aber wenn der nationale Verfall vieles zerstörte, so hat der Mangel an Entwicklung Anderes desto sicherer erhalten. Das Gotteshaus und seine Gebete und Gebräuche dürften heute noch wesentlich dieselben sein, wie vor 1600 Jahren, da der Nil sie zuerst von Palästina empfing und seinerseits — durch die ägyptischen Majoritäten auf den ersten Concilien — sofort eigenthümlich ausbildete. Die langgestreckte Basilika, in welcher man allmälig durch verschiedene Schirme und Abtheilungen dem Hauptaltare naht; der eigenthümliche Gemäldeschmuck, zugleich freier und milder in der Wahl seiner Gegenstände, als der byzantinische Stil ihn kennt; das Straußenei, als Zeichen der Treue und Wachsamkeit aufgehängt — Alles deutet auf alte Muster oder erhaltenen Reste alter Vergangenheit. Besonderen Werth darf auch der Bericht über die kirchlichen Gebräuche beanspruchen. Die Ceremonien sind außerordentlich umständlich, und werden mit peinlicher Genauigkeit ausgeführt. Hier weht ein Hauch altertthümlichen Glaubens, dessen Mangel in manchen modernen Fortsetzungen man beobachten lernt, wenn man seine Gegenwart an der Quelle einmal empfunden. Der Mensch, seinem Gotte sich persönlich gegenüberstellend, kann sich in sittlichen und sachlichen Darbringungen nicht genug thun, kann seine Tugend nicht oft genug versichern, und sein Benehmen in der heiligen

Gegenwart nicht ceremoniell und gemessen genug feststellen. Da der Verfasser in seinem Werk den Anfang einer systematischen Darstellung der ägyptisch-christlichen Altertümer zu sehen wünscht, so wird für die Fortsetzung das Studium der koptischen Texte und Inschriften erforderlich werden. Es sei bemerkt, daß die gegebenen literarischen und linguistischen Nachweise einer steten Ergänzung durch die Ergebnisse deutscher Forschung bedürfen. Die koptische Grammatik ist über das elementare Studium, das Tottam bezeichnete, bedeutend hinausgegangen; der koptische Wörterschatz ist durch systematische Bearbeitung gerade von theologischen Begriffen einer wesentlichen Aufklärung unterzogen worden; und auch in dem heikelen Punkt der Sprachverwandtschaften sind Fortschritte gemacht. Was die Literatur betrifft, so ist das meiste Druckenswerthe, das wir kennen, gedruckt. Dürfen wir einen Mann von dem gelehrten Eifer des Verfassers darauf aufmerksam machen, daß ein Theil der von Zoega katalogisirten und gedruckten Borgianischen Manuscripte in Rom noch unedirt liegt?

ελ. **Hermann Hettner.** Ein Lebensbild von Adolf Stern. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Bald nachdem die Trauerkunde von Hettner's Tode, an dem auch die „Deutsche Rundschau" einen werthen Mitarbeiter verlor, sich verbreitet hatte, wurde ihm auf der Stätte seines geistigen Schaffens in Dresden eine Marmorbüste geweiht. Länger brauchte es, bis ihm von Freundeshand ein schönes Denkmal in der vorliegenden Biographie gesetzt wurde, die nicht nur durch das Interesse für den Verstorbenen, sondern auch durch die Darstellung, die bescheiden Hettner selbst so viel als möglich das Wort läßt, ungetheilte Befriedigung erregen muß. Wir übersehen einen in der heutigen Gelehrtenwelt ziemlich einzig dastehenden Entwicklungsgang. Steht ihm auch frühzeitig die Kunstgeschichte als Ideal vor Augen, so spricht eine merkwürdige Erkenntniß ihres Universalismus aus dem jungen Forscher, den philosophische Studien über Aristoteles schon in seiner Hallenser und Heidelberger Zeit mächtig anregen, der die hohe Schule Italiens mehrmals, mit immer wachsendem Verständnisse, aufsucht und im Gedankenaustausch mit lebenden Dichtern, wie F. Hebbel und Gottfried Keller, nach Klarheit über die Principien der Dichtkunst strebt. Seine Briefe, die in ziemlich großer Anzahl mitgetheilt werden, athmen warmen Cultus der Schönheit, der nicht nur das Gegenwärtige sieht, sondern auch auf den Ruinen der Akropolis in die glanzvolle Vergangenheit sich versenkt. Diese Vereinigung des historischen Sinnes mit dem empfindenden Kunsturtheil, das er über die Philologie stellt, kennzeichnen den Verfasser der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts". — Laien werden Stern's Buch mit größtem Interesse lesen und sich an dem stimmungsvollen Ton jener Briefe besonders erfreuen; jeder junge Gelehrte wird daraus viel lernen: Hettner's Lebensgang ist das beneidenswerthe Vorbild jedes ehrlichen Strebens. Er hat viel erreicht und sich ein Loos bereitet, wie man es kaum schöner träumen kann: aber er hat ehrlich gerungen nach einem idealen Ziele, das ihm unverrückbar vor Augen stand, und eigener Kraft dankt er es, wenn ihm zugleich mit demselben auch irdisches Glück in gerechtem Maße zu Theil wurde.

ν. **Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860.** Von Theodor Fontane. Berlin, W. Hertz. 1885.

Der Werth dieses interessanten Büchleins würde erhöht werden, wenn es eine geschlossene künstlerische Composition besäße. Jetzt muthet uns seine sprunghafte und von gefälliger Laune beherrschte Darstellung an, wie geistvolles und erinnerungsreiches Erzählen am Theetisch, wo den Haupterzähler, der es am besten weiß und am besten kann, auch zuweilen irgend ein Unberufener unterbricht, um seine eigne Weisheit vorzukramen. So läßt Fontane wunderlicher Weise oft genug seinen Bericht durch Diesen oder Den ablösen und ertheilt beispielsweise zur Charakteristik der äußeren Erscheinung seines Helden das Wort an Schmidt-Weißenfels. Wir aber wollen doch nicht Schmidt-Weißenfels hören, sondern die eigenartige und in ihrer Mischung von Gefühl und Ironie so anziehende und poetisch anschauliche Redeweise Fontane's. — Nicht bloß der verklungene Name des Dichters von „Waterloo" und „Leuthen" wird hier wieder lebendig, sondern auch der Name vieler seiner Freunde; und neben dem Haupthelden nehmen Figuren wie H. v. Orelli, Ad. Widmann einen fast allzu breiten Raum ein, ohne daß ein fester Zusammenhang zwischen diesen Personen überall sichtbar wird. Was sich sonst noch als literarisches Berlin um Scherenberg gruppirt, umschließt der bekannte, oder an die Literaturgeschichte nicht achtlos wird vorübergehen dürfen. Sie wird sogar noch mehr darin zu suchen haben, als Fontane's Subjectivität uns finden läßt; denn erschöpfende Vollständigkeit gehört nicht zu den Verdiensten seines Werkchens. Oft genug reizt er unsern Appetit, ohne ihn zu befriedigen, und daß er fast ganz auf ästhetische und literarhistorische Kritik verzichtet hat, ist an einem Buche, welches von Dichtern handelt, vor Allem zu bedauern. Wir erfahren nicht recht, was er im Ganzen von Scherenberg dem Poeten hält, und wissen daher auch nicht, was wir von ihm zu halten haben. Näher lernen wir dagegen den Menschen kennen und mit ihm eine Reihe köstlich geschilderter Vormärzler, wunderliche Käuze und sonderbare Schwärmer.

εν. **Wie es war und wurde.** Erzählungen vom Verfasser der Erinnerungen eines deutschen Officiers. Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Von J. Hartmann, kgl. preuß. General-Lieutenant z. D. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1885.

Julius Hartmann, der deutsche Officier, dessen „Erinnerungen" noch bei allen Lesern der „Deutschen Rundschau" im besten Andenken sind, hat in rascher Folge zwei hübsche Bändchen Erzählungen und Erinnerungen veröffentlicht, die ihrem Verfasser, so hoffen wir, neue Freunde erwerben werden, wiewohl sie sich mit dem ersten Werke mehr in der Schönheit der Form, als im Reichthum des Inhalts vergleichen lassen. Unter dem Titel „Wie es war und wurde" vereinigt der erste Band vier Erzählungen, von denen uns

die beiden ersten Zustände und Menschen des alten Hannovers in den Jahren 1792 und 1803, die beiden anderen das bewegte und ereignißreiche Leben an der deutschen West-Grenze in den Jahren 1870 und 1871 vergegenwärtigen. Es sind anspruchslose Erzählungen mit einfachen Verwicklungen, die sich leicht und gefällig lösen, aber anziehend durch die treffenden Schilderungen, die der Verfasser mit so seiner Hand zu entwerfen weiß, und durch die auftretenden Persönlichkeiten, die bei einem gewissen Anflug von Idealität nichts an Lebenswahrheit einbüßen. Edel und vornehm in der Gesinnung wie in der Sprache, ist auch der zweite Band, der „Erlebtes aus dem Kriege von 1870 und 1871“ enthält. Es ist dem Verfasser nicht vergönnt gewesen, an den großen Entscheidungen Theil zu nehmen, welche durch die Namen Metz, Sedan und Paris bezeichnet werden; allein trotzdem oder vielmehr eben weil seine „Erlebnisse“ dem großen Kriegsschauplatz fern liegen, bietet das Buch eine Fülle neuer und interessanter Schilderungen, welche die älteren Darstellungen in willkommener Weise ergänzen. Die Erzählungen des Verfassers, der als Artillerie-Officier an dem Feldzuge theilnahm, berühren hauptsächlich den Festungskrieg, die Belagerungen von Toul, Langres, Belfort, besonders aber von Straßburg, bei dem die allmälig zurückweichende Vertheidigung und der überlegen fortschreitende Angriff anschaulich zugleich und stimmungsvoll (vergl. „die erste Parallele“) geschildert werden. Dann folgen wir dem 14. Armeecorps bei seinen gefahrvollen Kreuz- und Querzügen durch das Land an der Saone und die Côte d'Or mit den schneebedeckten Bergesgipfeln und den anmuthig reichen Thälern bis zur Schlacht an der Lisaine, den letzten und schwersten Kampfestagen des großen Krieges. Aus allen diesen Kämpfen hebt sich die Gestalt des Generals Werder hervor, mächtig und ruhmgekrönt; seiner Verherrlichung scheint unser Buch bewußt oder unbewußt zu dienen.

φλ. **Bericht über die allgemeine deutsche Ausstellung der Hygiene und des Rettungswesens.** Mit Unterstützung des Kgl. preuß. Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten herausgegeben von Dr. Paul Boerner in Berlin. I. Band. Breslau, S. Schottländer. 1885.

Ungünstige Verhältnisse haben es bewirkt, daß der Bericht erst nach Schluß der Ausstellung geschaffen werden konnte. Natürlich liegt hierin ein Mangel, der kaum ganz ausgeglichen werden kann. Denn die frischeste Erinnerung bewahrt doch nur immer ein verhältnißmäßig blasses Bild, welches der unmittelbaren Anschauung nachsteht. Doch muß zugegeben werden, daß die Bearbeiter der einzelnen Abschnitte des Berichtes alles nur irgend Mögliche gethan haben, um diesen Mangel uns weniger empfinden zu lassen. Sie haben das ihnen zu Gebote stehende Material mit großer Sachkenntniß und erschöpfender Genauigkeit durchgearbeitet und mit gutem Erfolge versucht, die wesentlichen und werthvollen Erscheinungen auf den einzelnen Gebieten beschreibend und würdigend festzuhalten. Sie haben mit Nachdruck das Ziel verfolgt, mehr zu liefern, als einen nur illustrirten, descriptiven Catalog. Es kam ihnen darauf an, ein Bild von dem Stande der Hygiene an der Hand einer Betrachtung der Ausstellungsgegenstände selbst zu liefern. Und im Großen und Ganzen ist ihnen das wohl gelungen. Neben dem Wort wird auch das Bild zur Veranschaulichung schwieriger Gegenstände mit gutem Grunde und in geschickter Wahl zur Hilfe genommen. Der ganze Band, dem bald ein zweiter folgen soll, macht in Ansehung seines inneren Werthes wie seiner vorzüglichen Ausstattung einen vornehmen Eindruck, würdig der Ausstellung selbst, deren dauernbem Andenken er dient.

ϱ. **Die Nordseebäder auf Sylt,** Westerland und Wenningstedt. 1885. Westerland auf Sylt. Verlag der Bade-Direction.

Ende der fünfziger Jahre noch ein in weiteren Kreisen fast unbekanntes Außen-Eiland und bis 1864 in dänischem Besitz, ist Sylt mit seinen zwei Nordseebädern Westerland und Wenningstedt allmälig eines der beliebtesten Ziele unsrer Erholungsbedürftigen und Sommerreisenden geworden. Und in der That, einen schöneren Aufenthalt, wohlthuendere Stille, weiteren, großartigeren Blick auf das Meer, kräftigeren Wellenschlag, reinere Luft, behaglichere Wohnstätten und freundlichere Menschen, um es ihnen angenehm darin zu machen, könnten sie nicht leicht finden. Aber auch der Fortschritt in allen Dingen, welche zur Bequemlichkeit des modernen Menschen gehören, ist rapide, wenn man einen Vergleich mit den primitiven Zuständen des Anfangs macht. Ueber alles dies gibt das kleine, nützliche Buch Aufschluß, welches wir am Anfange dieser Zeilen genannt haben und welches den geachteten Hamburger Journalisten, Dr. J. Pollacsek, seit diesem Jahre Director der Sylter Seebäder, zum Verfasser hat. Unter seiner Leitung wird das trefflich Begonnene trefflich weiter gedeihen; denn Herr Dr. Pollacsek ist kein Fremder auf dieser Insel, der sein Herz lange gehörte, bevor er es unternommen hat, ihr seine volle Kraft zu widmen. Wer Sylt zu besuchen gedenkt, sollte nicht versäumen, zuvor dieses äußerst praktische, mit einer Karte und sauberen Holzschnitten ausgestattete Schriftchen zur Hand zu nehmen, welches ihm für Einrichtung der Reise, Wahl der Wohnung und Gestaltung der Lebensweise der zuverlässigste Rathgeber sein wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ämme. — Amerikanisches Skizzenbüchelche. Zwei Epistoln in Versen. Mitgetheilt von Georg Ämme. Vierter Stereotyp-Abdruck. Köln und Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. 1885.

Blumenau. — Gott und der Mensch. In Aussprüchen der Bibel alten und neuen Testaments, des Talmud und des Koran, systematisch in Parallelen dargestellt von S. Blumenau. Bielefeld, A. Helmich.

Buchwald. — Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Von Dr. Gustav von Buchwald. Erster Band. Zur deutschen Bildungsgeschichte. Kiel, Ernst Homann. 1885.

Contributions to North American Ethnology. Vol. V. Washington, Government Printing Office.

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfrg. 229/38. Berlin & Stuttgart, W. Spemann 1885.

Die Reise wider Willen. Mit über 200 Illustrationen von Gustav Doré. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Albert Unflad.

Drygalski. — Russische Plauderein. Charakter- und Sittenschilderungen. Nach russischen Originalen zusammengestellt von A. von Drygalski. Leipzig, Alfred Unflad.

Emerson. — Die Führung des Lebens. Gedanken und Studien von Ralph Waldo Emerson. Ins Deutsche übertragen von E. S. von Mühlberg. Zweite Auflage. Leipzig, Albert Unflad.

Emerson. — Ueber häusliches Leben. Ein Essay von Ralph Waldo Emerson. Zweite Auflage. Norden, Hinrich Fischer Nachfolger. 1885.

Flaubert. — Édition définitive, revue sur les manuscrits originaux, des Oeuvres complètes de Gustave Flaubert. III. L'Éducation sentimentale. Paris, A. Quantin. 1885.

Funck-Brentano. — Les principes de la découverte. Réponses à une question de l'Académie des Sciences de Berlin. Par Th. Fnuck-Brentano. Paris, E. Plont, Nourrit & Comp. Leipzig, Duncker & Himblot. 1885.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritter Heft. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Dresden, Ls. Ehlermann. 1885.

Gordon, Charles George. Eine Skizze, zusammengestellt von R. H. Barnes und C. E. Brown. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Helfenstein. — Allerseelen. Ein Vorspiel von Ludwig Helfenstein. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Humbert. — Lustige Puppen-Tragödie vom Sich Selbst Entleibenden Lindau oder Schiller, Lessing, Goethe, Molière und — Herrn Dr. Paul Lindau's „Frische Wissenschaftlichkeit auf dem Markte des Lebens". Von G. Humbert. Bielefeld, A. Helmich. 1885.

Jaques. — Die Wahlprüfung in den modernen Staaten und ein Wahlprüfungsgerichtshof in Oesterreich. Eine staatsrechtliche Abhandlung von Dr. Heinrich Jaques. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Knorr. — Goethe und die Werthertracht. Ein Vortrag von Karl Knorr. Zürich, Verlags-Magazin. 1885.

Langwerth von Simmern. — Die Deutschhannoversche Partei und die Braunschweigische Frage von H. Freiherrn Langwerth von Simmern, Mitgl. des deutschen Reichstages. Celle, Schultzbuchhandlung. 1885.

Leixner. — Das Apostelchen. Eine stille Geschichte von Otto von Leixner. Berlin, Otto Janke. 1886.

Leimbach. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. II. Bd. 1./3. Lfg. Kassel, Theodor Kay. 1884.

Lohmeyer. — Gedichte eines Optimisten von Julius Lohmeyer. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1885.

Lübke. — Geschichte der Renaissance in Frankreich. Von Wilhelm Lübke. Zweite Auflage. 1. Lfg. Stuttgart, Ebner & Seubert. (Paul Neff.) 1885.

Meyer's Konversations-Lexikon. — Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Erster Band. A — Atlantiden. Mit 34 Illustrationsbeilagen und 154 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885.

Molière's Werke. Mit deutschem Kommentar, Einleitungen und Exkursen, heraus-gegeben von Dr. Adolf Laun, fortgesetzt von Dr. Wilhelm Knörich. XIV. Leipzig, Oscar Leiner. 1885.

Morf. — Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Von H. Morf. II./III. Theil. Winterthur, Bleuler — Hausheer & Comp. 1885.

Nicklas. — Johann Andreas Schmeller's Leben und Wirken. Eine Festgabe zum 100jährigen Geburtstage des großen Sprachforschers von Johannes Nicklas. München, M. Rieger'sche Univ.-Buchhandl. 1885.

Oeffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz. Herausgegeben von Benno Schwabe. Bd. VII/VIII. Basel, Benno Schwabe. 1884.

Quidde. — Studien zur Deutschen Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte von Dr. Ludwig Quidde. I. Heft. Studien zur Geschichte des Rheinischen Landfriedensbundes von 1254. Frankfurt a. M., Karl Jügel's Verlag. 1885.

Rex. — Abriß der Geschichte der antiken Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der Langenscheidt'schen Bibliothek sämmtlicher griech. und römischer Klassiker in neueren deutschen Muster-Uebersetzungen. Von Dr. Erwin Rex. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Riegel. — Der allgemeine deutsche Sprachverein als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Von Hermann Riegel. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1885.

Roskoschny. — Afghanistan und seine Nachbarländer. Der Schauplatz des jüngsten russisch-englischen Konflikts in Zentral-Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Roskoschny. Lfg. 2/5. Leipzig, Greßner & Schramm.

Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften früherer Zeiten. 12. Heft: Vor- und frühreformatorische Schulordnungen und Schulverträge in deutscher und niederländischer Sprache. Herausgegeben von Dr. Joh. Müller. I. Abth. Ilchenau, F. A. Rasche. 1885.

Schäfer. — Die Hanse und ihre Handelspolitik. Von Dietrich Schäfer. Jena, Gustav Fischer. 1885.

Schaible. — Geschichte der Deutschen in England von den ersten germanischen Ansiedlungen in Britannien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Von Karl Heinrich Schaible. Strassburg, Karl J. Trübner. 1885.

Schmeller. — Die Epheser. Drama in drei Acten von Joh. Andreas Schmeller. Als Festgabe zu Schmeller's Säcularfeier aus seinem Nachlasse veröffentlicht von Johannes Nicklas. München, M. Rieger'sche Univers.-Buchhandl. 1885.

Schwalb. — Zur Beleuchtung des Stöcker-Mythus. Ein freies Wort von Dr. theol. M. Schwalb. Berlin, Walther & Apolant. 1885.

Semmig. — Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Von Dr. Hermann Semmig. Leipzig, Albert Unflad. 1885.

Siegfried, Zeitschrift für volksthümliche Dichtung und Wissenschaft. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller von Alfred Meinhard. Heft 3/6. Beerfelden u. Leipzig, Meinhard's Verlag.

Wengen. — Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung amtlicher Quellen von Fr. von Wengen. 2/3. Lfg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Widemann. — Erkennen und Sein. Lösung des Problems des Idealen und Realen, zugleich eine Erörterung des richtigen Ausgangspunktes und der Principien der Philosophie. Von Paul Heinrich Widemann. Karlsruhe u. Leipzig, H. Reuther. 1885.

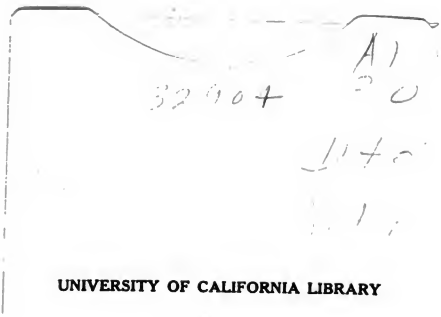
Wilser. — Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse unseres Volkes. Von Dr. Ludwig Wilser. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Zabel. — Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literarisches Portrait von Eugen Zabel. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1885.

Zacharias. — Ueber gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Gemeinverständliche wissenschaftliche Abhandlungen von Dr. Otto Zacharias. Leipzig, Denicke's Verlag. 1885.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. X. Heft 5. Das Weltgericht in der bildenden Kunst. Von Gustav Portig. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1885.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.



YD 11000

32904

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY